JUGENDBLÄTTER

MÜNCHEN: 1865



<36639869300010

Jugendblätter

für

christliche Unterhaltung und Belehrung.

Jahrgang 1865.



Man verpflichtet sich zur Abnahme eines ganzen Bandes.

Erstes Heft.

Stuttgart. Gebrüder Scheitlin.

Für die Redaktion [illegible] in München verantwortlich [illegible]

An die Tit. Subscribenten der Jugendblätter.

Mit dem Jahrgang 1864 der **Jugendblätter** ist der **zehnte** Jahrgang erschienen und damit sieht sich die Verlagshandlung veranlaßt, den verbindlichsten Dank auszusprechen Allen, die das Unternehmen unterstützt haben. Die Aufgabe, tüchtige Kräfte zu gewinnen und zu erhalten, war schon bei Beginn des Unternehmens für die Redaktion und die Verlagshandlung schwierig. Beides ist der erstern in hohem Grade geglückt, das beweist die fortwährende rege Theilnahme. Die Subscribenten finden unter den Mitarbeitern Namen, die den höchsten Rang in der deutschen Literatur einnehmen. — Wir danken geziemend Allen, die sich literarisch an dem Unternehmen betheiligten. Die verehrl. Mitarbeiter, sowie die Tit. Subscribenten werden finden, daß die Redaktion immer Sorge trägt, der Jugend das Beste zu bieten und gef. Durchsicht des mit dem 12. Heft geschlossenen Jahrgangs 1864 wird Jedermann überzeugen, daß der Inhalt dieses Jahrgangs besonders sorgfältig gewählt ist. —

Die Jugendblätter sollen ein Hausbuch sein, namentlich für das katholische Volk; sie sind nicht für kleine Kinder bestimmt, sondern für die reifere Jugend und für Erwachsene; in dieser Beziehung bleibt die Auswahl der Beiträge unverändert.

Wir treten mit unserm Unternehmen in das zweite Jahrzehnt und kündigen hiemit das Erscheinen des **Jahrgangs 1865** an, dessen erstes Heft spätestens Anfangs Oktober erscheint. — Der Preis unserer Jugendblätter bleibt unverändert; in der Ausstattung finden einige Veränderungen statt, ein schöner Holzschnitt soll den Umschlag zieren, den 6 kolorirten Bildern von Künstlerhand gezeichnet und auf das Sauberste lithographirt, fügen wir, in den Text gedruckt, eine größere Zahl trefflicher Holzschnitte bei; auch sollen die Subscribenten ohne Preis-Erhöhung statt 36 Bogen Text deren 36—40 erhalten.

Die Jugendblätter sind seit dem Beginn von mehreren hochw. Erzbischöfen und Bischöfen in ihren Diöcesen empfohlen worden und die hohe Geistlichkeit, Schulvorsteher und Lehrer nehmen sich der Verbreitung warm an, wofür wir unsern ganz besondern Dank ausdrücken.

Wir bitten die Subscribenten, ihre Bestellung für den Jahrgang 1865 rechtzeitig der Redaktion, Theresienstraße 1. München anzuzeigen, oder an eine beliebige Buchhandlung zu senden, oder wo es besser convenirt, der Post anzumelden.

Neu eintretenden Subscribenten die Anschaffung früherer Jahrgänge 1856 bis 1863 zu erleichtern, offeriren wir diese acht Jahrgänge sehr schön gebunden statt fl. 22. 36 kr. **für nur fl. 13. 20 kr.** oder statt Thlr. 14. 18 Ngr. **für nur Thlr. 8. —**

Jugendblätter

für

christliche Unterhaltung und Belehrung.

Unter Mitwirkung von mehreren Jugendfreunden

herausgegeben

von

Isabella Braun.

Mit vier Stahlstichen und sechs fein colorirten Bildern.
Nach Originalzeichnungen von Anton Braith, Franz Kolb und Schütz.

Jahrgang 1865.

Stuttgart.
Gebrüder Scheitlin.



Druck von Blum und Vogel in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.

Inhalts-Verzeichniß
nach den Schriftstellern.



Der Kindersucher.

Gruß.

Von Isabella Braun.

Von Neuem biet ich meine Hände
Zum Gruße hin der Jugendschaar,
Und bringe freudig meine Spende
Gesammelt für ein ganzes Jahr.
Ich suchte sie zu jeder Stunde
In Nah und Ferne fröhlich aus,
Und brachte manche neue Kunde,
Mit wahrem Liebesgeiz nach Haus.

So nehmt es hin mit offnem Geiste;
Es labe sich das junge Herz!
Denn ihm gebührt das Allermeiste
In Frömmigkeit, in Ernst und Scherz.
Aus diesem weichen Grunde steiget
Der allerschönste Baum empor,
Der immer voller sich verzweiget
Und endlich prangt im geist'gen Flor.

In seinen Aesten möge walten
Der ew'gen Gnade Sonnenstrahl,
Daß aus den Blüthen sich entfalten
Der guten Früchte reiche Zahl,
Und daß sie reifen auch für's Leben
Voll Liebesroth und Süßigkeit,
Denn solcher Frucht bedarf es eben
In vollem Maß zu dieser Zeit!

Der Kindersucher.

Von Th. Messerer.

I.

Ein leichter Auftrag.

Der Tag graute über dem Städtchen Werdenfels und brummend verhallten die letzten Gurgeltöne des stämmigen Nachtwächters. Für heute war nun wieder sein Reich und seine Herrlichkeit zu Ende wie das Stümpfchen Licht in seiner Laterne. Mit schwerem Tritt und dem gewichtigen eisernen Spieß trollte er als Fürst der Finsterniß gravitätisch vom Schauplatz ab. Milchkarren und Bäckerjungen, die lieben Frühstücksspender, belebten schon die lange Gasse und vom alten Thurm rief die Glocke die Gläubigen zur Kirche. Da dehnte sich wohl noch Mancher in seinem Bette, schaute nach der Uhr und war glücklich, erlaubte ihm diese, noch ein halbes Stündchen auf der einen Seite zu liegen, nachdem er vielleicht schon zehn Stunden auf der andern gelegen. Da und dort sah man unter einer Hausthüre plötzlich die lange Kaminkehrerleiter erscheinen und das noch längere Gesicht einer Köchin blitzschnell verschwinden.

Im Osten schickte sich die Sonne allbereits an, auch heute wieder aufzugehen über die Guten wie über die Bösen und machte sich hurtig an ihr Morgengeschäft, Thurmspitzen zu vergolden und Thautropfen zu krystallisiren. Dabei lächelte sie gar freundlich auf ein nettes, von Laub umranktes Häuschen am Ende des Städtchens nieder. Zwei grüne Fensterläden flogen auf und die Spitze einer weißen Nachtmütze neigte sich in die Morgenluft hinaus, als möchte auch sie von der lieben Sonne vergoldet werden.

Der Eigenthümer dieser großen Zipfelkappe und dieses kleinen Häuschens war der wohlbestallte Doctor des Städtchens, Herr Amadäus Kern. Sein freundliches mildes Gesicht begrüßte lächelnd den jungen Tag. Als es sich über das duftige Hügelland hinweg das köstliche Thal hinunter wandte, da erhoben sich die Augen in feuchtem Schimmer zum Himmel und aus der Seele des guten Alten kam leise der Ruf: „Herr, ich danke Dir, daß Du mir diesen Tag noch schenkst!“

Nun schlossen sich die Fenster, denn es war Zeit zur Toilette. Kopf und Waschtisch waren bereits von frischem Wasser überfluthet, da griff der

Herr Doctor nach der Zahnbürste, die in jüngern Jahren wohl über eine Reihe von Perlenzähnen gestrichen haben mochte. Jetzt strich sie aus alter Gewohnheit und aus Mangel an Perlen und Zähnen nur mehr über das Zahnfleisch. „Kurze Haare sind bald gebürstet," sagt ein Sprichwort. Hier fehlte es weder an kurzen, noch an langen, sondern an Haaren überhaupt. Der Herr Dokter hatte aber so viel praktischen Sinn, daß er das, was gerade nicht in der Nähe zu haben war, von weiter her bezog. Seine Haarbürste war also emsig beschäftigt, das Fehlende aus dem Genick hervorzuholen und sorgsam über die Glatze zu streichen. Dabei schmunzelte der alte Herr so vergnügt in den Spiegel, als hätte er eben ein gutes Werk verrichtet, nämlich einen Nackten bekleidet und zugleich der Welt ein Schnippchen geschlagen. Nun schnell noch ein paar graugemischte Streifchen Backenbart in zwei untadelhafte Röllchen gedreht, dann habt Ihr unsern Herrn Doctor, wie er gerade in den Schlafrock schlüpft.

Das Muster des Schlafrockes erinnerte so lebhaft an einen Bettüberzug, wie dessen Farbe an sein hohes Alter. In größtem Frieden hätten Doctor und Schlafrock schon bald dreißig Jahre zusammen gelebt und letzterer war doch so erbärmlich verschossen! Ein ächtes Bild jungherrlicher Unordnung bot das Schlafzimmer, als das kleine Männchen es geputzt und gestriegelt verließ, in die geräumige Wohnstube trat und mit heller Stimme rief: „Rieke, Rieke!"

Ein trompetenähnliches: „Gleich!" folgte als Antwort aus der Küche und einen Augenblick darauf wurde auch die Rieke schon sichtbar. Der holde Frühling war es nicht im Flügelkleide, der jetzt unter der Thüre erschien, es war schon der gesetzte Herbst und zwar in einer faltenreichen, blendend weißen Küchenschürze. Wir wollen unsern Lesern auch keine Blume vorstellen, aber *eine* Perle war sie gewiß, die braune rührige Rieke, eine wahre Perle von einer Wirthschafterin.

Mit ängstlicher Sorgfalt hing diese biedere treue Seele an ihrer Herrschaft. Sie war noch ein unverfälschtes Ueberbleibsel jener Klasse von Dienstboten, die man bei uns zu Lande Ehehalten nennt. Ob es gleich hier keine Ehe zu halten gab, hätte sie um so lieber ihren Herrn auf den Händen getragen. Keine Arbeit, keine Mühe war ihr zu groß, kein Gang zu weit, wußte sie gepriesenes Bier, junges Gemüse oder sonst einen Leckerbissen für den alten Doctor aufzutreiben. Die Bemerkung des einen oder des andern Nachbarn:

„Aber Ihr Herr sieht gut aus!“ war ihr die größte Schmeichelei. Sie hielt dieses Aussehen hauptsächlich für ihr Werk. Darum schaute sie ihm auch so innerlich zufrieden nach, wenn er so rund und dick und dabei noch flink und munter wie ein Jüngling das Städtchen hinauf eilte. Kam aber der Herr Doktor einmal zum Mittagessen zu spät, konnte diese gute Rieke zur Tyrannin werden und Herrn Amadäus durch grimmige Blicke und heftige Bewegungen jeden aufgewärmten Bissen vergällen. Bemerkte der alte Herr dann mit komischem Ernste: „Rieke, ärgere Sie sich nicht, Sie bekommt sonst die Schwindsucht!“ so vermehrte das nur die stille Wuth der ehrsamen Jungfrau. Deßhalb war es ihr auch nicht zu verargen, wenn sie in der Küche draußen ihren Groll mit einem großen Topf Kaffee hinunterspülte.

Mit dem Kaffeebrett sammt Zubehör, einigen Zeitungen, einem Brief und einem: „Guten Morgen, Herr!“ schritt sie zu dem Tische und während der Herr Doctor einschenkte, rapportirte Rieke pflichtschuldigst: „Der Herr Rentbeamte hat geschickt, er ist krank geworden. Ja, schauen Sie, der hat gar keine Haut!“ fuhr sie lebhaft auf, als der Doctor die Rahmkanne abdeckte. „Ja, es ist merkwürdig mit den Milchweibern, Alle betrügen sie! Sagt man was, so schieben sie den schlechten Rahm den Kühen in die Schuhe und meinen, ich bin so dumm und glaub's. Ja, was ich noch sagen will, die gnädige Frau Gräfin hat auch her geschickt. Aber jetzt trinken Sie nur Ihren Kaffee, Herr Doktor, lassen Sie sich nur Zeit, das pressirt gar nicht. Ich weiß schon, das sind wieder so Nerven. Oh, mit so gnädigen Nerven bringen sie meinen Herrn noch ganz auseinander!“ murmelte sie kopfschüttelnd noch im Hinausgehen.

Der Herr Doctor nahm sich wirklich Zeit zu seinem Kaffee mit der Sahne ohne Haut. Hätten alle seine Patienten in Fieberhitze gezappelt, seine Morgencigarre kneipte er doch mit großer Gemüthsruhe und einem scharfen Messer ab und seine Nase, der man einige Röthlichkeit nachsagte, war bald darauf von dem feinen Aroma einer ächten Havannah umkräuselt. So wie es heute war, so war es gestern, so war es, so lange Werdenfels seinen Doctor hatte. Er war berühmt durch seine regelmäßige Lebensweise, mit der er seinen Patienten als Muster voranging. Heute blieb er aber damit ruhig auf seinem Sopha sitzen. Einen offenen Brief in der Hand, der ihn lebhaft zu beschäftigen schien, ging ihm die Cigarre aus.

Mit umdüsterten Blicken verfolgte er Zeile um Zeile, doch bald heiterte

sich das gute Gesicht wieder auf und während er den Brief weglegte, rief er in bester Laune: „Rieke, Rieke!“

Arglos trat die Haushälterin wieder in's Zimmer, als ihr der alte Doctor sogleich entgegenrief: „Rieke, weiß Sie, was ich brauche, was ich nothwendig haben muß? Um jeden Preis muß ich ein Kind haben!“

Das Wort „Kind“ wirkte wie ein Donnerschlag auf die wackere Wirthschafterin. Zur Bildsäule erstarrt, stand sie da mit einem Munde, der aussah, als warte er auf gebratene Tauben. Unterdessen hielt sich der Herr Doctor die Hüften vor Lachen über die plötzliche Versteinerung seiner Rieke. Dieses Lachen brachte sie schnell wieder zur Besinnung und den einen Arm in die Seite gestemmt, trat sie ihrem Herrn hastig näher. Der erkannte diesen eingestemmten Arm sogleich als den ersten Anfangsbuchstaben zu einem großen Redeschwulst, ließ es aber dazu nicht kommen, sondern sagte begütigend: „Hör Sie mich nur ruhig an, Rieke!“ Dann nahm er den Brief wieder auf und begann laut zu lesen:

„Sternberg, den 15. Juli 1861.

„Mein lieber Herr Doctor!

„Daß mein einziges gutes Kind, mein Hermann, zu den Engeln heimgegangen ist, habe ich Ihnen vor einigen Wochen in Kürze gemeldet. Doch zu groß, zu überwältigend war der Schmerz über den Verlust meines Lieblings, als daß ich ein Wort des Dankes und der Freundschaft für Sie gehabt hätte. Verzeihen Sie, bester Doctor! Nie habe ich in dieser ganzen Zeit vergessen, daß nur Sie der Urheber all' des Glückes, all' der Freude und der süßen Träume waren, womit mein gutes Kind mir ein freudloses Leben wieder werth gemacht.

„Früh verwittwet, blieb es mir in meiner Verlassenheit versagt, ein eigenes Kind an's Herz zu drücken, ich sollte nie den süßen Namen Mutter hören — da kamen Sie eines Abends eiligst zu mir. O mein Freund, ich weiß es noch, als wäre es erst gestern geschehen, wie Sie mit bewegter Stimme mir zuriefen: „Erbarmen Sie sich, Frau Baronin! Von Haus zu Haus, den ganzen Tag geh ich schon betteln für ein armes Waislein, zwei Monate alt. Nehmen Sie es auf, das schickt Ihnen der liebe Gott.“

„Wenn man Ihre flehenden Worte hörte, Ihre feuchten Augen sah und Ihre Erzählung vernahm, daß Sie einer Sterbenden das Hinscheiden er-

leichtert, indem Sie gelobt, ihrem Kindlein eine Mutter zu suchen — wer konnte da widerstehen? Fast fünf Jahre, seit ich von Werdenfels in die Residenz übersiedelte, war ich dem guten, viel zu lieben Kinde eine treue Mutter. Doch meine schönste Hoffnung, daß die Erziehung dieses Kindes mein Lebenszweck und Trost sein würde, sollte sich nie erfüllen, so lag es in dem weisen Rathschlusse des Herrn. Ich kann nicht wiederholen, was ich in den ersten Wochen gelitten. Aber der Herr erhebt die Gebeugten wieder und in Seiner Gnade zeigt Er mir einen Lichtstrahl in dem Dunkel meines Schmerzes.

„Hören Sie mich an! Ihr Beruf führt Sie häufig auch in die Hütten der Armen — führen Sie mir wieder irgend ein kleines liebes Wesen zu! In Ihrer Gegend gibt's ja so viele brave, kinderreiche, von Noth bedrückte Familien, Sie werden leicht zum Ziel gelangen. Ob Knabe oder Mädchen, das bleibe Ihnen überlassen, nur freundlich, gesund und kräftig soll das Kind sein und nicht über das sechste Jahr hinaus. Auf Ihnen beruht jetzt meine Hoffnung, lieber guter Doctor! Verhelfen Sie mir wieder zu einem Trost in meiner Einsamkeit, ich will dem Kinde all meine Sorge und Liebe zuwenden. Ihre Herzensgüte und Ihr richtiger Blick werden Sie die rechte Wahl treffen lassen.

„Mit Sehnsucht und recht bald erwarte ich gute Nachrichten von Ihnen und bin in unwandelbarer Freundschaft

„Ihre
„getreue Louise von Sternberg."

Der Herr Doctor hatte während des Lesens seine Haushälterin nicht beobachten können. Da er nun den Brief weglegte und aufschaute, fand er sie in Thränen gebadet und in ihrer Schürze begraben. Die gute Rieke! Sie hatte die Eigenthümlichkeit, jedes Menschenkind, so lange es noch nicht Höschen oder Schürzchen trug, ein armes Würmlein zu heißen und da sie den kleinen Hermann noch im Wickelkissen gekannt, weihte sie diesem Würmlein Thränen der Trauer und jenem andern Würmlein, das nun an seiner Statt aufgenommen würde, Thränen der Rührung. Eben erst hatte es ihr bei dem Worte „Kind" einen Stich in's Herz gegeben, für ein armes Würmchen ging es ihr aber weit auf, dieß gute wurmstichige Herz.

„Ach, die gute Frau Baronin!" war das Erste, was sie wieder trockenen Auges sagte. „Ja, Herr, da müssen Sie sich gleich heute noch umschauen.

Sie thun dabei ein gutes Werk und es ist Ihnen noch dazu ein Leichtes. Sie dürfen nur nach Felsdorf hinaus oder in's Weidenmoor hinab gehen, oh, da finden Sie genug so arme Würmlein."

Der Frühstückstisch war schon wieder säuberlich abgeräumt, aber besonders aufgeräumt war Rieke. So redselig hatte sie der Herr Doctor schon lange nicht mehr gesehen.

„Das ist ein sehr ehrenvoller Auftrag, Herr," fing sie mit wichtiger Miene wieder an, „nur nehmen Sie sich in Acht, daß Sie nicht ein ganzes Rudel Kinder auf den Hals bekommen. Die Gegend da draußen ist so arm, da ist ein Jedes froh, wenn es Eins ordentlich versorgt weiß und," fuhr sie dringend fort, „nehmen Sie nur keinen Buben, die Frau Baronin hat einmal kein Glück damit gehabt. Die Buben sind viel schwerer aufzuziehen, also nur ein Mädchen! Ach, so ein kleines Ding, das ist viel lieblicher, viel anhänglicher, viel dankbarer, so eingezogen, still und sittsam —"

„Oho, sei Sie nur auch einmal still und sittsam," unterbrach der Doctor lachend den Redefluß der guten alten Jungfer und schob ihr einen Stuhl hin mit dem Auftrag: „Da, näh Sie mir den Rockknopf fester."

Mit einem ungläubigen Lächeln auf das Lob der Mädchen, wobei aber der spöttische Seitenblick und das schalkhafte Zucken in den Mundwinkeln vorzüglich seiner Haushälterin galt, verließ der alte Herr das Zimmer, sich zum Ausgehen fertig zu machen.

II.

Zwei Würmlein am Wege.

Kürzer und eiliger als sonst stattete Doctor Kern heute seine fünf oder sechs Krankenvisiten ab. Es ergab sich kein bedenklicher Fall, er war sehr zufrieden mit den Pulsschlägen, fand kein Fieber, aber nach den sechs Zungen, die er lange betrachtete, fand er auch gar keinen Appetit — bei seinen Kranken. Nachdem er die geeigneten Mixturen verordnet, empfahl er sich bei Jedem mit der üblichen Redeweise: „Nun nehmen Sie nur das, ich sehe morgen schon wieder nach." Dann schritt er eilfertig seiner Behausung zu.

Der Herr Doctor hatte nur spärliche Waden und ging damit auch sparsam um, darum holte er sich zu Hause seinen großen Rohrstock. Die Dorfhunde mußten in Respekt erhalten werden. So bewaffnet und begleitet von den Glückwünschen seiner Rieke, trat er ungesäumt die kleine Reise an. Mit

kurzen gemessenen Schritten bewegte er sich durch das Thor in die sonnenhelle Landschaft hinaus. Ein paar Windstöße ließen ihn vom staubigen Sträßchen bald auf den freundlicheren Feldweg abbiegen. Die eine Hand auf den Rücken gelegt, unterstützte die andere mit dem Stock an der Nase das tiefsinnende Haupt. So ging er gleich Diogenes darauf aus, am hellen Tage einen Menschen zu suchen, nur brauchte er dazu keine Laterne.

Kaum ein paar hundert Schritte aus dem Thore, sah man in der Ferne schon das alte Kirchlein von Felsdorf über das Grün der Bäume emporragen und das Kreuz auf dem Thurm im Sonnenglanz blitzen. Rüstig schritt der würdige Doctor darauf zu, den Kopf immer noch zu Boden gesenkt, als suche er Stecknadeln und nicht Kinder. In Wirklichkeit dachte er aber nach, auf wie milde und schonende Art er alle die Anträge abweisen wolle, mit denen er bestürmt würde, wenn es im Dorfe einmal bekannt wäre, daß er ein Kind suche, denn mehr als Eins konnte er nicht brauchen. Schon war die kleine Gestalt unter den hohen Getreidefeldern verschwunden und über den wogenden Kornähren erblickte man nur noch einen wandelnden Hut. Wohlgefällig betrachtete der alte Herr die üppigen Fluren, pries im Stillen den Segen des Himmels und zerrieb gerade zwischen den Fingern eine Aehre. Er wollte sich überzeugen, ob das Korn bald reif sei, doch da sich seine Zähne als schlechte Mühle erwiesen, warf er die Körner den Vögeln in den Weg. Aber halt, was ist's, warum bleibt er am Ende des Kornfeldes plötzlich überrascht stehen?

Auf dem nächsten Acker war die Frucht schon eingeheimst, nur ein paar arme Leute hielten noch Nachlese. Mann und Weib sammelten die zurückgebliebenen Aehren mühsam auf und banden sie in kleine Büschel. Das war es aber nicht, was unsern Doctor überraschte, das hatte er schon oft gesehen. Ein Karren mit einem alten Kistchen darauf, das ist's, was ihn dort fesselt.

„Sieh, sieh'" rief er heiter für sich, „da haben wir ja schon, was wir brauchen!"

Im Schatten der Kornähren hatte er in diesem Kistchen auf einem Bündel Heu, worüber eine alte Decke nachlässig gebreitet lag, ein prächtiges zweijähriges Knäblein entdeckt. Das Hemdchen war, vielleicht vor Hitze, etwas in die Höhe gestrampelt und zeigte ein Körperchen so voll und rund, so tadellos schön wie ein Raphael'scher, von Luft und Sonne allerdings etwas gebräunter Engel. Das eine runde Aermchen streckte der Kleine in die Höhe,

auf dem andern eingebogenen ruhte sein pausbäckiges Köpfchen. So lag er da, ein Bild der süßesten Ruhe, die rosige Röthe des Schlafes auf seinem kleinen Gesichte. Bienen, Heuhüpfer und Grillen zirpten und schwirrten ihm ein Wiegenliedchen, zu dem er so fest schlief, daß es eine Freude war, ihn zu belauschen.

Mit innigem Vergnügen betrachtete Doctor Kern den gesunden Kleinen und wünschte im Herzen allen seinen Patienten solch' einen prächtigen Schlaf und der Frau Baronin solch' einen köstlichen Jungen. Dann rief er mit raschem Entschluß die Frau zu sich heran.

„Heda, gehört der Bub Euch?“

„Ja, Herr!“ war die Antwort.

„Nun, ich sehe schon, Ihr habt auch gerade nicht zu viel, denn wenn Ihr Nachlese haltet, seid Ihr gewiß arm. Aber ich kann Eure Lage etwas erleichtern. Gebt mir Euern Buben, ich will ihn in der Stadt unterbringen bei vornehmen Leuten, wo es ihm besser gehen soll, als bei Euch. Ja, da kann einmal ein tüchtiger Stadtherr daraus werden!“

Als der in einiger Entfernung stehende Mann hörte, um was es sich handelte, rief er ganz ernsthaft: „Mari!“ Dazu tupfte er mit der Fingerspitze an seine Stirn und schüttelte die andere erhobene Hand zum Zeichen, daß es bei Jenem im Oberstübchen nicht ganz richtig sei. Aengstlich trat die Frau zwischen den Herrn und den Karren und da der Doctor nur die letzte Handbewegung des Mannes bemerkt hatte, wollte er eben in recht gutmüthiger Weise seinen Antrag erneuern. Doch der Mann rief nun barsch: „Mari, nimm den Buben!“ Dann wiederholte er ungeduldig die vorige Pantomime, die nun auch dem überraschten Blick des Doctors nicht entging. Entrüstet über solche Beleidigung, wandte er den Leuten kurz den Rücken und schritt ärgerlich vor sich hinbrummend dem Sträßchen zu.

Die Frau schob den Karren mit dem lieben kleinen Schläfer tiefer in's Feld hinein, dann schauten die zwei armen Leute dem alten Herrn lautlachend nach.

„Hast Du's nicht gemerkt,“ begann der Mann, „dem rappelt's ja, der ist verrückt.“

„Ja, es muß so was sein,“ antwortete sie, „denn einem gescheidten Menschen kann's doch nicht einfallen, daß wir unsern Hans hergeben.“ —

„Das nächste Mal mußt Du's pfiffiger anpacken, Amadäus,“ brummte

der Doctor vor sich hin, „mußt nicht gleich mit der Thür in's Haus fallen."

In solchem Selbstgespräch und in seinen Gedanken wurde er jetzt oft unterbrochen, denn immer mehr Landleute begegneten ihm, je näher er dem Dorfe kam. Leutselig erwiederte er jeden Morgengruß und wenn er an sein kleines Abentheuer dachte, mußte er nun selbst heimlich darüber lächeln. Der gutmüthige Mann hatte den Aeltern bereits ihren wunderlichen Irrthum verziehen und auch den verweigerten Hans schon wieder verschmerzt. Dem festen Vorsatz treu, heute noch ein armes Würmlein zu finden, wie seine Rieke sagte, ließ er sich gelassen die kostbare Frisur vom Wind zerzausen und watete geduldig durch den dicken Straßenstaub. Er überschritt eben den Steg über den Mühlbach, der zum Dorfe führte. Da streifte sein Blick über die hohen Binsen am Ufer und brachte ihn zu der Bemerkung: „Hm, hm, heute käme mir so ein Binsenkörblein am Wasser gerade recht, wenn auch ein kleiner Moses darin läge!"

Diesem Binsen- und Weidengestrüpp entlang wanderte Doctor Kern am Rande des Mühlbaches immer noch kräftigen Schrittes Felsdorf zu. Zugleich folgte er so aufmerksam den Spuren von Kinderfüßchen im Sande wie ein Jäger der Fährte eines Wildes. Helles Jubelgeschrei und lustiges Geplätscher schlug auch bald an sein Ohr, untermischt mit dem Geschnatter und Gequack eines Schwarmes schwimmender Gänse und Enten. Der Lärm übertönte das Klappern der Mühle und das Rauschen des schäumenden Wassers und da nun der alte Herr eine Lichtung am Ufer betrat, hatte er auch schon den ganzen lebendigen Haufen vor sich und war Zeuge, wie gerade ein prächtiges Schiff vom Stapel gelassen wurde. Ein Stück Brett mit kleinem Holz und Steinen beladen und an einer langen Schnur befestigt, wurde in's Wasser gestoßen. Gleich darauf patschten wohl ein Dutzend kräftiger Bauernbuben mit hochaufgestülpten Hosen in den Bach und trieben unter unbeschreiblichem Vergnügen ihr Frachtschiff vorwärts, während die Kleinen am Ufer blieben und mit den nackten braunen Füßchen über Wurzeln, Stock und Stein vergnügt dem drolligen Schiffzug nachzappelten. Weithin hörte man den lustigen Kinderlärm und das Geschrei des aufgescheuchten Geflügels, das in wilder Flucht dem andern Ufer zutrieb.

Einem schmucken Dreimaster mit geschwellten Segeln auf hoher See hätte der freundliche alte Herr nicht mit solcher Aufmerksamkeit und so innigem

Wohlgefallen nachgeschaut; als diesem alten Stück Brett, begleitet und umjubelt von der dickbackigen glücklichen Kinderwelt. So weit seine Augen ihm folgen konnten, schaute er ihm nach, dann wandte er sich rasch zum Gehen mit den Worten: „Soll ich nun zuerst zum Schulmeister? Der kennt die Barfüßler hier Alle, doch der wäre im Stand und ließe sich vor Elend gleich selbst an Kindesstatt annehmen. Also zum Gemeindevorsteher, der kennt seine Gemeinde und auch mich. Nun, in Gottesnamen!"

In diesem Augenblick nahm er den Hut vor einem Feldkreuz ab, an dem er eben vorbeikam. Ein gefälliger wohlmeinender Mensch kommt auf seinen Wegen nie rasch vom Fleck und so ging es auch dem guten Doctor. Eine dürftig gekleidete Frau aus der Gegend, deren blasses Gesicht noch das kräftigste Alter, aber schon viel ausgestandenes Leid verrieth, war bemüht, ihren breiten Tragkorb von dem Rücken auf den Betschemel vor dem Kreuze niederzustellen, was ihr nicht sogleich gelingen wollte. Hülfreich bot sich Doctor Kern zum Beistand an und da er sah, daß die arme Frau nur eine Hand hatte und der andere Stumpf mit einem schwarzen Tuch umhüllt war, konnte er als Menschenfreund und als Arzt nicht umhin, sogleich nach dem Unglück zu fragen, das sie getroffen.

Dem armen blassen Weibe schossen die Thränen in die Augen.

„Ja, Herr, Sie werden doch von dem großen Unglück gehört haben am Felsberg drüben beim Eisenbahnbau. Dort war's, wo ich beim Felsensprengen meine Hand und noch viel mehr — auch meinen Mann verloren hab. Mein armer, armer Franz, der liebe Gott tröst' ihn!"

Es sprach ein erschütternder Schmerz aus den einfachen Worten der armen Wittwe, doch während sie das weiße Tuch vom Tragkorb zog und zu den Augen führte, tauchten zwei winzig kleine rosige Kinderhändchen daraus empor, die sich wie trostverheißend zum hellen Himmel streckten.

„Ja, da droben ist er, gelt, da droben beim Himmelvater!" fuhr sie bei diesem Anblick mit weichem innigem Ausdruck fort. Ihr Gesicht hatte sich plötzlich erhellt und mit einem seligen Lächeln unter den bittersten Thränen hervor, flüsterte sie über den Korb geneigt: „Nur nicht weinen, Micherl, hast so lang und so gut geschlafen. Da schau her, da haben wir ja schon die Milch." Dabei schob sie den Stumpf ihrer verstümmelten linken Hand unter das geflickte Kissen im Korbe, um das liebe Krausköpfchen darauf höher zu heben und führte mit der andern das Milchglas an den Mund des durstigen

kleinen Buben, der jetzt mit den großen frischen Augen gar fröhlich aus dem Korbe guckte.

„So, jetzt hat er sich wieder satt getrunken, der kleine Schlingel. Da kann er lachen, da kann er lustig sein und strampeln und zappeln!“

So schäckerte sie mit ihm und überdeckte das noch nicht einjährige allerliebste Kind mit Küssen, daß es aufjauchzte in seinem engen Nestchen.

Stumm und ergriffen schaute der menschenfreundliche Arzt bald den Kleinen im Korbe, bald das junge verstümmelte Weib vor sich an und tief aus dem Herzen kam ihm der Ausruf: „Ihr seid doch eine recht unglückliche, arme Frau!“

„Nun, jetzt bin ich nicht mehr so unglücklich,“ meinte sie, einen Blick rührender Ergebung zum Bilde des Erlösers gerichtet, „aber arm bin ich schon und doch,“ verbesserte sie sich schnell, da der Kleine sie gerade wieder so lieb und herzlich anlachte, „so recht arm bin ich doch nicht! Nur so viel verdienen kann ich nicht mehr wie sonst, aber für mich langt es schon und Dir, Dir geht ja gar nichts ab,“ wandte sie sich heiter an den kleinen Buben und krabbelte ihn am Halse, daß er hell aufjubelte, „ja, Dir geht gar nichts ab. Du hast es ja so schön da d'rin, bist ja mein Micherl, freilich, dem darf nichts abgehen!“

Dazwischen fand sie mit mütterlicher Sorgfalt immer etwas an dem alten Kissen oder am Kinde selbst zu richten und die verstümmelte Hand mußte dazu das ihrige thun. Auf dem abgehärmten Gesichte des armen jungen Weibes zeigte sich die vollste Glückseligkeit, das innigste Muttergefühl und wer dieß stille Herzensglück aus den kurz zuvor so schmerzbewegten Zügen leuchten sah, zweifelte nicht mehr, daß sich in diesem armen alten Korbe all' ihr Hoffen und Lebensglück und mehr als alle Schätze und aller Reichthum der Welt für sie berge.

Eine traurige Figur machte dabei der gute alte Doctor mit den heimlichen Zueigungsgelüsten, die sich beim Anblick des schönen fröhlichen Kindes unwillkürlich und mit aller Macht in ihm geregt hatten. Er wagte nicht damit hervorzurücken und fragte nur, wie es ihr möglich werde, auch jetzt noch ihren Lebensunterhalt zu gewinnen.

„Wo die Hände nichts mehr verdienen können, müssen die Füße aushelfen und wir Zwei können gar gut marschiren,“ sagte sie und blinzelte lächelnd den Kleinen an. „Bei uns im Ort gibt's immer Botengänge zu

thun, bald in's Rentamt, bald in's Forstamt oder nach Werdenfels hinein. Wir haben gar gute Leute im Ort, um das bischen Essen darf ich mich nicht sorgen und wer es thun kann, läßt die Christel gern was verdienen, gibt ihr auch oft einen Groschen mehr. Eine halbe Stunde von Felsdorf arbeiten bei hundert Mann im Steinbruch, die versorg' ich mit Allem, was sie aus dem Städtchen brauchen. Da fällt immer was für uns ab, die Leute haben selber nicht viel, lassen aber die Christel nicht zu kurz kommen. Das thun sie schon meinem armen Mann zu Lieb, haben ihn ja Alle gut gekannt und ein Jedes hat ihn gern gehabt."

Ein düsterer Schatten zog über ihr bleiches Gesicht und als wollte sie die traurige Erinnerung aus dem Gedächtniß verwischen, fuhr sie mit der Hand über die Stirne und kehrte sich tief aufathmend ihrem kleinen Liebling zu.

Mit wahrer Rührung betrachtete der alte Doctor noch immer diese Frau, die sich so viel Mühe gab, sich auszureden, wie arm sie sei und immer klarer wurde es ihm, daß seine Aufgabe keine so leichte sei, als er und seine Rieke sich vorgestellt hatten. Er gestand sich nun selbst, daß er das menschliche Herz wohl Faser um Faser zu zergliedern wisse, noch Vieles aber von Dem nicht ergründet habe, was solch ein Menschenherz in Leid und Freud bewege. Alle die Armuth, die ihm heute in den Weg kam, hatte ihm einen Reichthum geoffenbart, von dem sein Junggesellenleben ihn bis jetzt nichts hatte ahnen lassen. Der muntere alte Herr, den sein glücklicher Humor und seine Gutmüthigkeit zu einer überall willkommenen Erscheinung machten, im Krankenzimmer wie im Kreise der Gesunden, fand nun vor diesem einfach schlichten Weibe lange nicht die rechten Worte, ihr den Plan mitzutheilen, den er für den Kleinen hegte, aus Furcht, dieses zärtliche Mutterherz zu verletzen. Verlegen drehte er den Strohhut zwischen den Fingern, rieb sich die hohe Stirne bis hinauf zu dem Sitz für Wohlwollen und Verehrung, führte dann ein paar flüchtig gewordene Haarparthieen zu den wenigen andern zurück und nach einem einleitenden Räuspern und einem ernsthaften „Hm! hm!" fing er endlich an: „Das ist Alles sehr schön und brav von Euch, liebe Frau, daß Ihr so an dem Kinde hängt, aber das genügt nicht. Es ist auch die Pflicht der Aeltern, für die Zukunft ihrer Kinder zu sorgen und dieß, glaub ich, würde Euch doch schwer fallen. Darum hört einen guten Rath von mir an. In der Stadt gibt es eben so gute Leute wie hier auf dem Lande und ich

kenne dort eine Frau, die nicht nur reich und vornehm, sondern auch die Herzensgüte selbst ist und — —"

„Hören Sie auf, Herr," fiel ihm die arme Christel erschrocken in die Rede und richtete sich mit ängstlicher Eile die Tragbänder am Korbe zurecht — „ich weiß schon, wo das hinaus will. Sie möchten meinen Buben annehmen und in die Stadt bringen. Da wird aber nichts daraus, Herr," rief sie und stieß die Worte hastig hervor, während sie den Kleinen fester in sein Kissen drückte und das weiße Tuch über den Korb deckte, „denken Sie nur an so etwas nicht! So arm kann ich nicht werden, daß mir mein Kind zu viel wär! Wie oft, seit sie meinen Mann hinaus getragen haben und meine Hand schon verloren war, hab ich nicht gebetet: „O Herr, laß mich nur grad jetzt leben und recht lang leben!" Ich hab's dem Franz gelobt zu seinem letzten Trost, mein Kind rechtschaffen zu erziehen, daß ein ehrlicher Mensch daraus wird und das halt ich auch. Ich hab nichts als dieses Kind, es ist mein Letztes, was mir übrig ist, meine Freude, mein Trost, mein Einziges! O Herr, Sie müssen noch kein Kind gehabt haben, wenn Sie glauben, ich könnte mein Liebstes auf der Welt hingeben. Wie hätte ich denn noch das Herz, hier an dem Kreuz vorbei zu kommen, wo ich so oft gerastet und gebetet hab, oder gar auf den Friedhof zu seinem Grab zu gehen, wenn ich mein Kind nicht bei mir hätte? Nein, Herr, nein, Sie haben es nicht böse gemeint," nickte sie langsam und beinahe vorwurfsvoll mit dem Kopf, „aber — — behüt Gott!"

Und wie um die Hülfe des alten Herrn nicht in Anspruch zu nehmen, schlüpfte sie behende mit beiden Armen in die Tragbänder, hackte sie mit der gesunden Hand fest und schritt, ohne sich nur einmal nach ihm umzusehen, mit ihrem Korbe eilig dem Städtchen zu.

Der gute Doctor sah der armen Christel mit einem unbeschreiblichen Blicke nach. Eine Fluth von Gedanken wogte in Kopf und Herzen auf und nieder und es fing an, ihm für seinen Auftrag ernstlich bange zu werden. Er wischte sich mit dem weißen Taschentuch den Schweiß von der Stirne, den ihm halb die Sonnengluth, halb diese unvorhergesehenen Schwierigkeiten in hellen Tropfen ausgepreßt und machte sich ziemlich entmuthigt auf den Weg.

„Mit den einzigen Kindern, seh ich wohl, komm ich nicht weit," sagte er sich bald zum Troste. „Im Dorf wird sich das Blättchen wenden. Wo sie dutzendweise herum laufen, thut man lange nicht so kostbar." (Fortsetzung folgt.)

Der Gottesfunken.

Von L. L.

Es ruht im kindlichen Gemüthe
Ein Gottesfunken still und tief,
Verborgen wie die zarte Blüthe
Eh' sie der Strahl zum Lichte rief.

Doch willst Du ihren Reiz erfassen,
Zerstöre nicht den zarten Bau,
Die holden Farben sonst erblassen,
Es flieht der Duft, der Himmelsthau.

Der Blumen tiefstes, inn'res Leben
Enthüllt sich nur dem zarten Sinn,
Die rauhe Hand läßt sie erbeben,
Sie schließen sich und welken hin.

So wer im Kindesherzen lesen
Nur will mit seines Geistes Kraft,
Ergründet nicht das tiefste Wesen,
Das im Verborgnen wirkt und schafft.

Und wer im kindlichen Gemüthe
Nicht göttlich Licht und Leben fand,
Hat nicht gepflegt die zarte Blüthe —
Hat nur geforscht mit dem Verstand.

Der Spatz auf der Anklagebank.

Naturgeschichtliche Bilder.

Von Anton Forsteneichner.

„Dir gönnen Ruh an keinem Platz
Die kleinen Herren und die großen;
Allüberall, mein lieber Spatz!
Wirst Du gescholten und gestoßen.

Im Garten bist Du Keinem recht,
Im Feld will man Dich auch nicht lassen,
Im Hof verfolgt Dich Magd und Knecht,
Und Buben drohn Dir auf den Gassen.

Und hast Du Dir mit frohem Muth
Ein Nest gebaut, gleich giebt's ein Toben:
Man stürzt Dein Nestlein sammt der Brut
Mit wildem Schrei vom Giebel droben.

Und singst Du Dir die Melodei,
Die Deinem Schnäblein ward beschieden:
Grollt Jung und Alt: „Welch ein Geschrei!
Schafft vor dem Spatz mir Ruh und Frieden!"

So lebst Du mit der Welt im Streit,
Und Keiner läßt Dich ungeschoren;
Doch war die Welt zu aller Zeit
An Weisen ärmer, als an Thoren.

Drum, schilt ein Thor Dich Schelm und Dieb
Und spart an Dir nicht Schimpf und Schande:
Mein lieber, kluger Spatz vergieb
Die Feindschaft seinem Unverstande!"

(Sturm.)

Wo ist auf weitem Erdenrunde der Leumund eines Vögleins so schlecht bestellt wie der des Spatzen? Man stoßt sich schon an seinem naturwüchsigen Auftreten.

Ist das eine untersetzte, vierschrötige Figur wie ein Rekrut aus dem Vilsthale! Doch nein — dieser röthlich braune Kopf mit dem rußigen Schnurrbarte deutet auf einen wilden Zigeunerbuben in den Zwanzigerjahren! Hiezu paßt auch trefflich der graue Kittel mit den schmutzigen Farben. Und zu all dem der schnurrende, abgerißene Flug, der vernachlässigte Gang, diese lärmende, tolle Bubenstimme, dieses verschmitzte, linkische Geberdenspiel — der Proletarier vom reinsten Wasser mit allen Listen und Lastern seines Geschlechtes, der wilde Kommunist, dem nichts heilig weder Eigenthum noch Talent, der jede Sitte und Autorität verhöhnt."

Oder sollte er das letztere Prädikat nicht verdienen?

Was macht uns das Vöglein so traut, so heimlich? Sein Nestchen?

dieses weiche Bett im grünen Laubversteck, von der sorgenden Liebe gewoben und bewacht, von den Liedern der Liebe umschattet — dieses Wunderwerk, nach dem die Kinderhand zuckt, und bei dem der Mann den warmen Hauch des Gottesodems fühlt, in dem alles Geschaffene lebt und webt.

„Das Nest, dieses Werk ausdauernden Fleißes, macht dem Spatzen keine Sorge. Wie der Fuchs den Dachs mit arger List aus dem Lager treibt, so thuts der Sperling der Schwalbe mit roher Gewalt. Das bequeme, solide Erkergemach lockt ihn an; im unbewachten Augenblicke bricht der Gewissenlose ein, die überraschten Vögelein weichen meist ohne Gegenwehr. Versuchen Sie ihr kleines Hohenburg, ihr Stammschlößchen seit vielen Jahren wieder zu erobern, so schlägt der Strauchritter von Habenichts jeden Sturm mit wildem Ungestüm zurück. — Kann der zudringliche Schmarotzer sein Faustrecht nicht geltend machen, muß er sich endlich selbst zur Arbeit bequemen, so fällt sie schon darnach aus — hundert Spatzennester in der verschiedensten Façons könnten einen Techniker zur Verzweiflung bringen, wenn er die einzelnen Hüttchen in ihrer Construction wieder geben müßte. Wie's in solcher Wohnung mit der häuslichen Zucht und Ordnung aussieht, wie die Kleinen herangebildet werden, mag sich leicht ein Jeder selbst ausmalen."

Doch damit ist die Rolle des Kommunisten noch nicht ausgespielt. Ein Hauptwort in jeder Haushaltung ist „der Tisch." Wie steht's hierin beim Spatzen?

„Die erste rothe und schwarze Kirsche vom Baume beansprucht er, und auch die letzte soll auf seine Tafel geliefert werden, und dafür hat er nichts als Undank: „er lacht sich in's Fäustchen und fliegt davon." — Und wäre er einiger Maßen genügsam und haushälterisch, so könnte man ihm wohl ein paar Händevoll Kirschen und Trauben ꝛc. gönnen, aber der Schelm führt eine gar leckere Zunge. Keine Traube ißt er ganz, sondern huscht von einer zur andern, immer nur die reifsten Beeren anpickend. Zuckererbsen mag er am liebsten, wenn sie eben ihre Hülse spannen, Getreide, wenn die Körner noch voll Milchsaft sind. Ueberhaupt bleiben ihm Korn und Weizen das Liebste. Und so ist's schon vorgekommen, daß er den Kropf der jungen Täubchen durchpickt hat, um Körner daraus zu holen. Der Schlemmer wird so zum Dieb, Räuber, Mörder: Sünde aus Sünde, das ist des Spatzens Lebenslauf."

Und wenn er dem Menschen nicht Schaden zufügen kann, so sucht er

ihn wenigstens zu ärgern, und hiezu hat er in seinem Sang das beste Mittel.

„Welch' ein Mißton ist doch dieser Spatzenruf! Wo sind unter all dem babylonischen Sprachgewirr der Vögel widerlicheren Dialecte? Klingt nicht die ganze Gemeinheit seines Wesens daraus hervor? Und dazu kommt die grenzenlose Unverschämtheit: „Die Welt soll das für Musik hinnehmen!" — Wie wäre es sonst möglich, das schrille „Schelm! Schelm! Schelm!" gleich ganze Tage zu wiederholen? Und gerade dann am grellsten in den Tag hinzulärmen, wann eine liederreiche Amsel, eine feinstimmige Grasmücke die sangliebende Seele erfreuen will? Da haben wir wieder so recht den trunkenen Proletarier! Der Adel des Talentes ist ihm stets am verhaßtesten."

„Alles sei Spatz!" das ist der Communismus dieser Sanscülotten.

„Daß bei solchen Anlagen in einer Spatzencolonie selbst der Friede und die helle Freude nicht sprossen und blühen können, möchte keines Beweises bedürfen. Da wächst nur Unkraut: „ewiges Händelsuchen, Neid, Schadenfreude, Tücke, Lug und Trug ...."

O armer Spatz? Welche Actenstöße, bepudert mit Staub von Jahrtausenden, liegen gegen dich auf dem Anklagetisch! Wem könnte es da gelüsten als dein Advokat aufzutreten! Es ist wohl das Beste, daß du flüchtig gehst, ehe der Prozeß seinen Gang nimmt. Und sollte der Steckbrief dich überall verfolgen, so weiß ich für dich ein Land, wo das „Nichtschuldig" über dich gesprochen, wenn es dir nur nicht zu weit entfernt ist — das Land der Chinesen und Mongolen.

Der Achtbrief, der sonst überall in Kraft gegen Dich steht, hat jenseits der großen Mauer keine Geltung mehr. Dort findest du dein Paradies. Sonder Scheu darfst du dort in die Zelte und Hütten, magst dein Nestchen bauen und dich heimisch fühlen. Weißt du, welchen klang- und sinnreichen Titel sie dir geben?

„Kia — niao — eül — Familienvogel.

Spatz mit deinem rauhen Zigeunertemperament! Warum dieses traurige Köpfchen? Kommt's dir schwer, deine heimlichen Plätzchen zu verlassen? Wohlan, so bleibe! Trotz aller trüben Aussicht will ich deinen Anwalt machen, es wird sich ja doch die eine oder andere gute Seite hervorkehren lassen.

Nun, Spätzchen! will ich dir auch anvertrauen, warum ich deine Sache übernehme.

Ich habe die Vöglein überhaupt lieb. Was wäre ein Frühling ohne Vögel? — Ein holdes Antlitz ohne wohllautende Stimme. O wie süß erschreckt der erste Lerchengruß und der erste Finkenruf! Wie jauchzt das Herz unwillkührlich beim ersten Amselflöten, wenn nach dunkeln, kalten Tagen der hervorbrechende Sonnenstrahl auch die neuen Lieder weckt.

Ich weiß seit einigen Jahren noch die Stunde und den Tag des ersten Amselliedes — 1864 war es der 13. Februar Morgens.

Was ist eine Landschaft ohne der Vögel majestätisches Kreisen und Schwimmen, ohne ihr wähliges, seliges Schwanken und Schweben, Huschen und Flattern, Schießen und Sinken und Steigen — —

„Jetzt, wo drunten der Waldstrom braust,
Jetzt, wo oben die Wolke saust,
Jetzo mit einem Mal
Nieder von Berg zu Thal.“

(Deinhardtstein.)

Für das irdische Paradies gilt mir die Welt der Berge mit ihren Wäldern und Felsen, ihren Gießbächen und Wasserfällen und stillen Seeen, ihrem Morgenroth und ihrer Mondnacht, ihren Blüthen und ihren Eisfeldern, aber es dürfen mir nicht fehlen die hellschlagenden Finken, die ewig hüpfenden Meise, die heimeligen Kukuke, die lauthämmernden Spechte, die Hühner mit ihrer stillen, friedlichen Wirthschaft, die lustig mit den Schwänzen wippenden Wasserstelzen, die lautsingenden Drossel, die melodischen Baumlerchen und Pieper, die zutraulichen Rothkelchen, die niedlichen Zaunkönige, die hübschen Höher, die krächzenden Raben, die in den Wolken kreisenden Raubvögel und die melancholischen Eulen. . . . .

Welche Welt von Tönen zwischen dem Gekrächz des Raben und dem Lied der Waldnachtigall (Drossel)! Wie furchtbar gellt das Jauchzen des beutemachenden Adlers und wie lockend ruft das Taubengirren durch den Forst — „Welch' Ohr hat ihr nicht gelauscht, wenn sie mit süßer, schmeichelnder Klage das Waldthal erfüllt! (Chrysostomus).

Ich habe die Vöglein überhaupt lieb und dich, Spätzlein besonders, seitdem ich mich zwischen hohen Mauern statt steilen Felsenwänden ergehe. Die Bergvögelein blieben zurück; etliche Hausvögelein machen nur

Visite: die Schwalbe und das Rothschwänzchen, der Staar und das Rothkehlchen.

Und als auch diese im langen, traurigen Winter fortzogen — da bliebst du noch bei mir, du treuestes Vogelhündchen. Und selbst bei der stürmischen Dezembernacht waren wir nicht weit von einander, nur eine Wand trennte mich von deinem Bettchen — es war der Winkel hinter dem Mauergesims und der Dachrinne.

Und wenn selbst Christus deiner gedenkt: „Kein Sperling fällt vom Dache ohne den Willen des himmlischen Vaters" — warum soll ich dich gar so wenig anschlagen? Und wenn euch Spätzlein der hl. Remigius so lieb gehabt, daß ihr scherzend und kosend ihm auf Hände und Schultern fliegen dürft — warum soll ich euch verscheuchen?

Der Spatz ein Charactervogel.

Proletarier, Communist, Sanscülotte ꝛc. sind nicht sonderlich wohlklingende Namen. Ich gebe dir Spatz, einen andern „Das arme Büblein vom Dorf."

Jede Landschaft hatte ihre charakteristischen Vögelgruppen, andere das Meer und das Hochgebirge, andere der Wald, Urwälder, die Wüste, andere die Steppen und die fetten Wiesenflächen.

In Südamerika, unter den Tropen, entfaltet die Pflanzenwelt eine paradiesische Fülle — riesenhaft und fremd und dann wieder ins Kleinste fein gearbeitet und anziehend vertraut steht sie vor dem Wanderer; die Blumen wandeln sich täuschend in Schmetterlinge und die Schmetterlinge in Vögel und die Vögel in Schmetterlinge.

In diesen Zauberwald gehört vor Allem der Kolibri, diese Vogelmücke mit Rubin-, Topasen- und Smaragdleibe. Doch nein — alle Edelsteine funkeln auf seinem Gefieder. Die Farben seines Gefieders wetteifern mit des Himmels Aetherblau, des Morgens Purpurgluth, der Blumen Schmelz und der Edelsteine Funkeln. Welch' ein Anblick, wenn dieser hin- und herzuckende Sonnenfunken wie im magischen Spiele die zuckerreichen Kelche umsummt oder wie ein Abendfalter träumerisch mit zitternden Schwingungen über ihnen steht, um sich alsbald wieder in einen blendenden, rasch vorüberfließenden Farbenstrahl zu verwandeln.

Indien hat seinen Spiegelfasan und damit den Vertreter aller

Pracht, Kraft und Fülle der Farben seiner in der Gluth der senkrecht herabströmenden Sonnenstrahlen schwelgenden Heimath — das ist ein Flimmern und Glitzern im Sonnenspiele, das das Auge blendet.

Und der indischen Wälder Blumen- und Farbenpracht glänzt auf dem herrlichen Gefieder des Pfaues wieder.

Der Himalaya birgt das Glanzhuhn, auf dem sich spiegelt das Purpurgewand der Gletscher, das Silberblinken der Ströme, das Duftblau der Ferne, das reine Dunkel des über dem Zauberbilde liegenden Himmeldomes.

Das Riesengebirge Amerikas (Anden) hat seinen Riesengeier — den Kondor. Hier ist er der gebietende Herr, und von Quito bis zur Magelhaensstraße durchschweift er die Grenzen seines Reiches. Schauder ergreift den Wanderer dieser erhabenen Oeden, wenn der schwarze Vogel plötzlich in langsam gewaltigen Flügelschlag von einer Felsenspitze sich emporschwingt. Weithin dringt das scharfe Sausen, immer höher und höher, in immer reißenderem, immer kühnerem Schwunge steigt der Greif hinauf, bis er einem Meteore gleich jenseits der Wolken verschwindet — ein von Giganten gegen Himmel geschleuderter Felsenriff. In dieser Himmelseinsamkeit schwebt und schweift er, die weder die zarte Lämmerwolke, noch selbst das leichte Luftschiff zu erreichen pflegt.

Aber auch in unserer nächsten Nähe stoßen wir auf Charactervögel. Der Uhu, der König der Nacht, der geheimnißvolle Träger des Spuckmährchens von der wilden Jagd ist durch und durch ein Bild des Dunkels und verkörpert in Gestalt und Farbe alle Begriffe, die wir mit dem Worte „Nacht“ zu verbinden gewohnt sind.

Die Schneeeule dagegen erinnert uns an jene Nächte des Nordens, in denen die Sonne nicht verschwindet, oder durch das zauberhafte Nordlicht gewissermaßen ersetzt wird.

Der Zaunkönig spielt den immer belebenden Bewohner unserer lustig grünen Hecken und Büsche, und was steht hiezu besser als das ewig heitere Koboldsfigürlein; und sein Brüderlein, das niedliche Goldhähnchen, ist in seiner grünlichen Tracht mit dem feuerfarbenen Köpfchen die unverwelkbare, lebendige Blüthe der Nadelbäume.

Ein Fichtendickicht empfängt erst durch das Rothkelchen, ein still durch Wiesen sich schlängelnder, umbuschter Bach durch das Blaukehlchen

sein rechtes Leben: es ist unser Abendroth, welches die Brust des Ersteren, unser Himmelsblau, das die Brust des Letztern schmückt.

In den Gebirgsforsten, da wo die Felsen sich dunkler zusammendrängen, und der Nebel über weiten Moorstrecken und halbverwitterten Föhren und dunklen Tannenwipfeln ruht, hat der einsame, äußerst scheue Auerhahn seine Weide, während der Wasserschwätzer als der verkörperte Geist der Wildbäche und Wasserfälle unserer Hochgebirge uns begrüßt.

Der muntere Gesell hält sich da am liebsten auf, wo es am stärksten schäumt und braust, sprudelt und zischt, wo die Wasserfälle donnern und rauschen. Bald lauft er ruhig unter dem Wasserspiegel wie am Ufer dahin, bald fliegt er durch den tollsten Wassersturz, taucht lustig in die Tiefe und läßt ans Tageslicht tretend das Wasser in zierlichen Perlen abrollen.

Noch mehr zur lebendigen Welle wird der Vogel auf dem weiten Meere im großen Sturmtaucher.

Wie neckische Geister erscheinen sie hart vor dem Bug des Schiffes: man weiß nicht, woher sie kommen; mit Gedankenschnelle schießen sie über die Wellen hin und sind plötzlich verschwunden, man weiß nicht, wohin sie gingen. Aus der Meerestiefe tauchen sie auf, in seine Tiefe tauchen sie nieder — ein ewiges Spielen mit Luft und Wasser, mit Tageslicht und Wellennacht, jubelnd verschwinden sie, jauchzend erscheinen sie wieder. — Und wenn der Sturm das kristallen-flüssige Haus in seinen Grundfesten erschüttert, und das große Schiff wie einen Ball umherschleudert, dann sind sie plötzlich da und folgen dem stöhnenden Gebäude — sie laufen auf den Wellen, sie sinken und steigen, fallen und erheben sich wie diese.

Der Gegensatz zu diesen ächten Kindern des Sturmes bildet der Schwan, der auf dem stillen Weiher seine Kreise zieht: „Wie reizend diese zarten, weichen Linien auf dunkelgrüner Fluth, wie frei hebt sich auf dem schlanken, beweglichen Halse der Kopf empor, wie schön wölbt sich die Brust den Wellen entgegen!" —

Die tropischen Gegenden und der ernste Norden, der stille Weiher und das stürmische Meer, der Wald und das Riesengebirge haben ihre Charactervögel, und solche besitzt auch das einfache Dörfchen in ihren — Spatzen.

Vor ein paar Jahren lebte ich mehrere Wochen in einem Gebirgs-

Dörfchen. Die erste Nacht konnte ich vor Freude nicht viel schlafen. Schon nach zwei Uhr wurde ich wach; es war ein Sommermorgen. Im Osten kündete ein weißgrauer Streifen den anbrechenden Tag. Ringsum war's stille, todtenstill, selbst das Geflügel im Hofe war noch im Schlafe. Da rief endlich der Hahn seinen Morgengruß und zerrieß des Schlummers goldenen Trug. Bald erwacht die Schwalbe und stammelt noch leise und schlaftrunken ihr Verslein, bis es sich allgemach ins volle alte Liedchen wandelt, das dann im Fluge lustig fortgesponnen wird. Eine halbe Stunde war so verstrichen, nun geht's allmälig an ein Erwachen: das Rothschwänzchen girlt vom Dachfirst, die Taube ruckst, der Staar beginnt seine Sprachstunden. Wer sich nicht hören ließ, war mein Spätzchen, der Unverstand hat ihn ausgetilgt. — O armes Dörflein!

Wer hätte nicht einen Nadelwald auch im Winter schon angestaunt! Diese Farben: Dunkelgrün und Weiß und Silbergrau, Braun und Roth und darüber reiner blauer Himmel und die scharffunkelnde Sonne! Da wird der Wald zum Zauberpalast mit riesigen Säulenhallen und mit diamantnem Dach — das gibt ein Glitzern und Schimmern, Glänzen und Leuchten, man vergißt fast der Sommerpracht, die verschwunden.

Und doch mangelt dem Walde Eines: „dieses Farbenspiel ist nicht in Töne gesetzt!" — Wo sind die Vöglein? Wehmüthig fliegt mein Auge von Wipfel zu Wipfel, ein turnendes Meislein, ein geisterhaft stilles Goldhähnchen . . . sonst sehe ich nichts.

Der Wald, auch im prächtigsten Festkleide des Winters, schaut mich zuletzt an wie ein ernster, gewaltig strenger Fürst im Hermeline, er lächelt nicht — die frischen, heitern Vogelstimmen fehlen.

Ein Dörfchen ohne Spatz kommt mir vor wie ein prächtiges Schulzimmer in den Ferien — die lustige Welt fehlt „das Büblein vom Dorfe." — Dem Walde seine Drossel, dem Dörfchen den Spatzen!

Hier kleidet ihn sein Kittel hübsch. Was soll er mit einem Jäckchen von bunten Bändern und Streifen, schillernden Flecken und Ringen, metallischem Schimmer und Spielen von Blau und Roth und Grün? Das arme Büblein ist ja den ganzen Tag geplagt: heute muß er mit dem Sämann auf's Feld, morgen mit dem Drescher in die Scheune, jetzt begleitet er den Knecht zum Futterboden, über kurz hat er an der russigen Pfanne

vor der Küchenthür zu schaffen, einmal trippelt er in der Hausflur unter den Hühnern herum, ein andermal muß er selbst im Taubenschlag nachsehen, ob alles in Ordnung, im Juli gilt's Aehren lesen und im Spätherbst, wo im Garten und Feld alles abgeblüht und abgereift, geht's durch Busch und Hecken.

Die Bettelknaben von Murillo werden stets bewundert trotz der ärmlichen Kleidung und zerrissenen Ellenbogen — sie sind eben Bettelbuben. Und der Spatz ist das arme Büblein vom Dorfe, und nichts würde ihm so stehen wie sein Kittel.

Aber sein Gang und Flug? Anders geht und schwebt eine Balettänzerin, anders ein Soldat, anders — das Büblein vom Dorfe.

Es gibt rasche Renner wie Trappe und Regenpfeifer, behende Läufer wie Bachstelze und Lerche, ernste Schreiter wie Storch und Reiher, fertige Turnkünstler wie Meisen und Papageien, Helden im Fluge wie Adler und Schwalben: ihre Lebensweise erheischt diese Bewegung. Ich weiß nicht, wie der Spatz durch's Leben käme, wenn sein Gang geregelt durch einen Tanzunterricht beim Meister Kranich, oder militärisch geschult durch den bedächtigen Storch, oder wenn sein Flug gesteigert durch Schwimmstudien im weiten Luftmeere. Hoch oben im blauen Aether hat er nichts zu schaffen, und zwischen den Dorfgäßchen und draußen auf dem Felde hat's nichts zu sagen, wenn es hie und da einen Fehltritt absetzt. Wo ist ein Büblein, das nicht fällt und stolpert beim lustig hüpfenden Gang?

Und wenn sein mühsamer Flug ihn zum Bleiben stimmt im heimathlichen Orte, so lobe ich ihn doppelt.

Es ist October. Durch die Wolken bricht ein Sonnenblick, die Biene zieht nochmals auf die Flur, der Schmetterling umschwebt die Spätrose im Garten, der Staar ergeht sich auf der vergilbten Ulme in seinen Possen und Scherzliedchen. Doch weh! in den nächsten Tagen jagt ein kalter Sturm die Biene in die wohlverschanzte Burg und den Schmetterling über die Bäume weg in den kühlen See und die Vöglein wohl über das Meer und, jetzt raschelt's statt der herrlichen Lieder in dürrem Gezweige und in den welken Blättern.

Auch im Dörfchen ist's viel stiller und trauriger als sonst, das nette Nest am Gebälk und in der Hausflur ist verwaist — die Schwalbe mit dem reizenden Fluge ist fort, das Rothschwänzchen hat Abschied genommen sammt seiner

Brut und in unzähligen Verbeugungen noch gedankt, kurz all die freundlichen Sommergäste zogen fort weit, weit nach Süden.

Einer blieb — das Büblein vom Dorf. Im Spätherbst und Winter spielt er hier neben Ammer und Meise, Baumläufer und Zaunkönig die Hauptrolle, und wer könnte ihm darüber grollen. Die Zeit ist vorüber, wo er unter Scherzen und Spaßen und Kichern hier ein Käferlein abfaßt oder eine hüpfende Heuschrecke beim Schopf packt, dort einen Falter aus der Luft im Fluge wegfängt oder den schmucken Bergknappen, Grillchen mit Namen, statt in seinen Stollen in seinen Magen fahren läßt. Aber sein ewig heiterer Humor ist ihm geblieben und sein Mutterwitz, der ihm alle Augenblicke etwas neues einfallen läßt. Zu zwanzig und noch mehr sitzen sie auf dem schneebepuderten Hollunderstrauch und lachen über den gestrengen Herrn Winter. —

Mir ist der Spatzenjubel- und Gejodel auch im Sommer nicht lästig, wie ich auch ein Froschconcert in stiller Sommernacht gerne höre oder das einförmige Zirpen der Grille oder das Murmeln einer Quelle oder das scheue Blätterwispeln im Spätherbste. Ich verlange aber von Andern bloß, den Spatzenlärm im Winter als Ruinen gelten zu lassen des in sich zerfallenen Sommerschloßes mit seinen wundervollen Liedern. Und wer findet nicht Ruinen hübsch, wenn auch umwuchert vom Unkraut.

Im Gebirgswalde gibt's selbst im Winter traute Plätzchen, die man im Sommer in der Fülle der Vegetation nicht weiter beachtet. Eine Felsenwand liegt dort neben den Tannen, deren Zweige malerisch sich beugen unter der Last des Schnee's. Kaum eine zarte Flocke ist an ihr hangen geblieben, aber das sie überkleidende Moos grünt in Frühlingsfrische fort und blüht, am Rande hängen lange kristallene Nadeln — ein Silberrahmen um's grüne Bild.

Der Spatzenjubel als die letzte unscheinbarste Blüthe der Vogeldichtung, verziert von den silberglänzenden Arabesken des Winters — gönnen wir ihm den letzten Platz.

Und Dichtung ist er.

In der Natur herrscht der Januar. Schon längst hat der rauhe Winter die lebendigen Blüthen weggerafft, und die Pflanzenruinen sind mit duftiger Hülle umgekleidet, und wie ein Hauch des Heimwehes erscheinen die phantastischen Blumen an den Fenstern. Auch der Winter kann der Blüthen und Blumen nicht entbehren.

An einem solchen Tage besuchte ich einen armen, kranken Jüngling, der obendrein blind war. Es war kalt, sehr kalt in der Dachkammer, aber der Elende war nicht traurig und trübe, ein unerschütterliches Gottvertrauen hielt ihn aufrecht — die schönste Blüthe in den trüben, öden Stunden harter Leiden.

Und der Blinde erzählte mir so herzig, wer diese Blüthe ihm umschwebt und umsingt, daß sie nicht verwelke.

Jeden Tag fliegen etliche Spätzlein zu meinem Fenster und grüßen mich mit ihrem hellen Gruße, und wenn's draußen noch so stürmt und wettert und schneit, die Kleinen bleiben nicht aus. Einige Tage war's jetzt bitter kalt, da merkte ich's an ihren kleinlauten Stimmchen, daß ihnen die Kälte wohl an's Herzchen geht, und da klopften sie mit ihren Schnäblein an's Fenster: „Ich sollte mich doch ihrer erbarmen!“ Das that mir weh, denn ich konnte ihnen nicht helfen. Doch bald wurde es etwas milder, das Klopfen ließen sie bleiben, aber sie waren nicht böse auf mich, denn sie kamen wieder regelmäßig wie zuvor und mit ihrem alten kernhaften Gruße. Ich glaubte ihn so deuten zu dürfen:

„Kein Sperling fällt vom Dache ohne den Willen des himmlischen Vaters!“

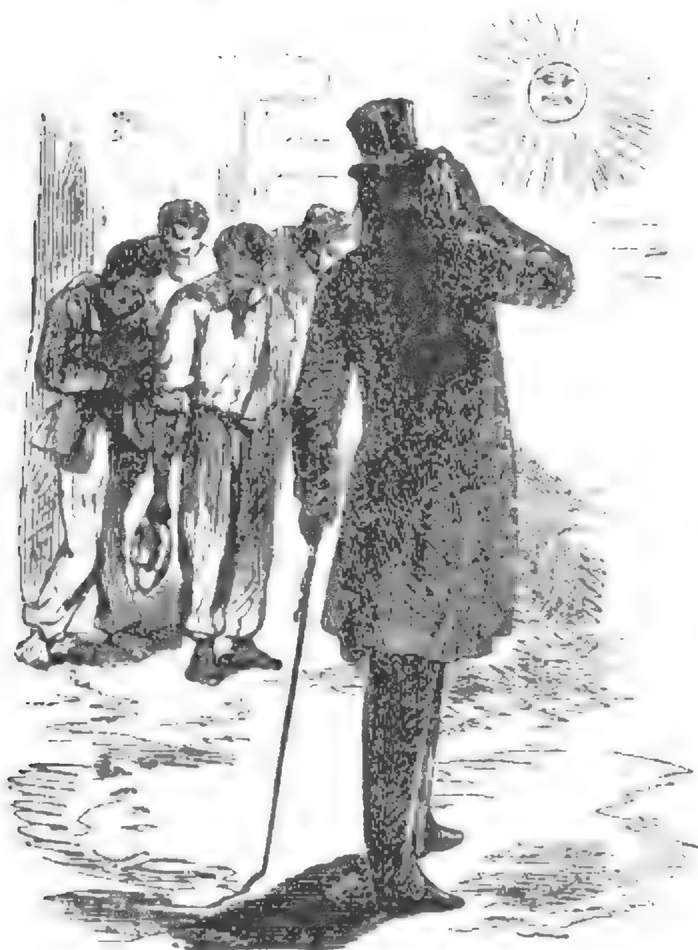
Ist das nicht Dichtung?

Der Spatz ist das arme Büblein vom Dorf. Dazu paßt sein Kittel und Titel (Sperling=Spaarer), sein Singen und Sichschwingen, sein Witz und sein Sitz.

Als solchen habe ich ihn auch in meiner Nähe, in der großen Stadt München, liebgewonnen, man hat ein Tröpflein aus dem frischen Borne der Natur, und du mußt von ihm nicht mehr verlangen, als er in der Gottesschule bekommen und gelernt.

Die Affen aus Java.

Erzählung von Hermann Geiger.



Während der geneigte Leser obige Zeichnung in's Auge faßt, wird er denken, woher es denn komme, daß der hier bildlich dargestellte vornehme Herr so gar heiß habe, denn derselbe wischt sich mit einem Tuche die Haare ab. Allerdings ist es nicht die hellstrahlende lachende Sonne allein, die ihm so warm macht, und wenn wir den Hergang der Sache kennen, wird uns eine andere Ursache dieser Schweißtropfen klar werden.

Herr von Coq war ein reicher Kaufmann in der französischen Handelsstadt Marseille. Seine Schiffe liefen bis in die Sundainseln, und kamen immer schwer beladen mit Cocusbäumen, Sandelholz und Bambusrohren von dort nach Frankreich zurück. War ein solches Schiff angekommen, so gefiel es Herrn von Coq seine Freunde zu sich zu laden, und ihnen irgend ein schönes Stück, das auf einer der Inseln gesammelt war, zur Bewunderung vorzulegen. Während er ihnen eines Abends merkwürdige Brodfrüchte und Ananas vorsetzte, öffnete sich eine nahe Flügelthüre, eine vornehm gekleidete seltsame Gestalt trat herein und setzte sich zu Tische. Herr von Coq

winkte dem Fremden, dieser erhob sich, zeigte seine häßliche Gesichtsbildung und seine traurige Miene den Gästen, und bot jedem nach der Reihe seine knöcherne Hand zur Begrüßung hin. Sein räthselhaftes Schweigen theilte sich der Gesellschaft mit. Der Fremde setzte sich neuerdings, band sich eine Serviette um den Hals, nahm Messer und Gabel, schnitt die Speisen, schenkte Wein ein, stieß mit den Gästen an und trank, jedoch nur in kleinen Zügen. Als einer der Geladenen Bedenken trug, mit dem Fremdling anzustoßen, fletschte ihm dieser die Zähne entgegen — und nun brach die ganze Gesellschaft in helles Lachen aus, denn sie entdeckten, daß der schöngekleidete Tischgenosse ein Orangutang war. Herr von Coq hatte das merkwürdige Thier jüngst aus Java bezogen.

Als der Affe sich empfohlen und in sein Gemach zurückgezogen hatte, stellte einer der Gäste an Herrn von Coq die Frage, ob er das seltene Exemplar nicht veräußern möchte; ja man sprach bereits von namhaften Summen, welche man dem Besitzer dafür anbieten wolle. Je größer indessen das Wohlgefallen war, das sich der Affe bei den Gästen erworben hatte, desto schwerer schien es dem Kaufmann zu werden, sich von demselben zu trennen. Kurz, er behielt das Thier, erbot sich jedoch bei der nächsten Fracht, die er aus Java bestellen würde, dem Wunsche jenes Gastes gerecht zu werden. „Bestellen Sie auch für mich ein Exemplar", bat ein Anderer der Anwesenden, und ein Dritter machte ebenfalls Miene, einen ähnlichen Affen kaufen zu wollen.

An all' dem war nichts Sonderthümliches. Das Ungewöhnliche lag nur in dem Briefe, welchen Herr von Coq einige Wochen später an seinen Geschäftsführer nach Java richtete. Er bezeichnete nämlich in einem französisch geschriebenen Briefe die Größe und die Eigenschaften der gewünschten Thiere, und bestimmte deren Zahl mit der Bezeichnung 2 ou 3 — zwei oder drei.

Wer sollte meinen, daß dieses zu einem ungewöhnlichen Mißverständniß Veranlassung geben konnte, wenn die Schrift des Bestellers nicht so deutlich als möglich war? Wirklich hat selten eine flüchtige Schrift zu einer so argen Täuschung Veranlassung gegeben. Genug, der Brief kam in die rechten Hände auf die Insel Java, und wurde dort erbrochen und gelesen.

„Sonderbar", meinte der dortige Empfänger 2 ou 3 — und las die beiden Buchstaben ou — für zwei Nullen. Doch meinte er, es wäre

möglich, daß ein Menagerie-Besitzer einen Handel mit den besagten Thieren beabsichtige und machte sich sogleich daran, in den Besitz der außerordentlichen Fracht zu gelangen.

Das schwierige Werk gelang. Das schwerbeladene Schiff fuhr über die langgedehnten Wogen dahin und fand den Weg nach Frankreich. Als dasselbe in dem Hafen von Marseille vor Anker lag, eilte ein Diener zu Herrn von Coq und theilte ihm mit freudestrahlendem Gesichte mit, daß die Affen angekommen seien. Der Auftrag habe zwar Schwierigkeiten verursacht, aber aus Verehrung für den Besteller habe man sich der Mühe unterzogen, 2003 Orangutange in den Wäldern Java's aufzufangen.

Der Kaufherr traute seinen Ohren kaum, als er diese Anzahl nennen hörte. Augenblicklich zog er aus seinem Pulte die Copie seines Briefes, und sank betroffen in seinen Armstuhl zurück, nachdem er die Ursache des Mißverständnisses entdeckt hatte. Schnell nahm er Hut und Stock und begab sich an den Hafen. Kaum waren dort die Matrosen ihres Herrn ansichtig, so verließen sie das Schiff, eilten ihm entgegen und erwarteten ihr Lob. Herr von Coq war ein kluger Mann, und wußte zu gut, daß eine Erklärung des geschehenen Irrthums ihn nur lächerlich machen, und daß Alle die Undeutlichkeit seiner Schrift bespötteln würden. Darum schwieg er, trat an's Schiff und betrachtete die außerordentliche Regsamkeit von 2003 Affen in den dortigen Käfichen.

Von dieser Stunde angefangen befleißigte sich Herr von Coq nicht nur selbst einer klaren Handschrift, sondern benützte jede Gelegenheit, schreibende Schüler auf die Gefahren und Nachtheile einer flüchtigen Schrift aufmerksam zu machen.

Fest-Gedicht
zum Namenstage einer geistlichen Instituts-Vorsteherin.

Von **Isabella Braun**.

Liebe, Dankbarkeit und Gehorsam allegorisch dargestellt.

Liebe.

Wo Menschen je ein holdes Fest begehen,
Darf nicht die Liebe fehlen in den Reih'n;
Sie muß in ihrer Mitte waltend stehen,
Sie muß der Bote ihrer Herzen sein;
Ob auch im Farbenschmuck die Fahnen wehen
Und Blumenkränze duften voller Schein:
Wo Liebe fehlt, da mangelt auch dem Feste
Trotz jedem Schmucke doch das Allerbeste.

Drum hat mit einer süßen Seelenbitte
Gerufen heute mich die Kinderschaar,
Zu walten liebend in der frohen Mitte,
Zu schmücken diesen festlichen Altar; *)
Damit nach einer alten schönen Sitte
Sie bringe ihres Herzens Wünsche dar
Der theuern Mutter in dem Klosterschleier
Zu ihres Namensfestes trauter Feier.

Vollendet ist der Schmuck; doch zwei Genossen
Mir fehlen noch in dieser schönen Stund,
Mit denen ich den heil'gen Bund geschlossen
Vereinet wandle in dem Erdenrund.
Herbei! herbei! vom Festgewand umflossen,
Der Kinderschaar zu widmen Euren Mund!
Gehorsam in dem himmelblauen Kleide
Und Dankbarkeit, umgeben von Geschmeide.

Geliebte Schwestern! seid mir froh willkommen!
Die Kinder harren Eurer sehnsuchtsvoll.
Schon hab ich ihren Jubelruf vernommen,
Der fröhlich aus der tiefsten Seele quoll;

---

*) Auf dem Festaltare befinden sich die Geschenke.

Schon sah ich ihre Augen glanzumschwommen
Zu bringen Ihr der Rührung süßen Zoll;
Sie mögen nun zum Festbeginn erscheinen
Und sich mit uns im weiten Kreis vereinen.

Kommt eilig nun ihr Kinder,
Kommt Alle nun herbei!
Die Großen auch nicht minder,
Ja, wer im Hause sei!
Vereint zu treuem Lieben,
Auf Ihren Wink bereit,
Und wer sich fühlt getrieben
Zu warmer Dankbarkeit! *)

Seit Gottes Hauch den Menschen rief in's Leben
Zog auch die Liebe in die Brust hinein,
Als heil'ger Himmelsfunke ihr gegeben,
Gleich eines Tempels ewigem Lampenschein.
Sie macht die Seele klar und warm und mild;
Sie ist die Sonne für das Herzgefild,
Gedeihlich fördernd alle Tugendblüthen,
Sie ist der Wächter, um sie auch zu hüten.

Zu Deinen Gunsten mit dem Lielienstabe
Berührte ich das junge, zarte Herz;
Da sproßte drinn' die erste Blumengabe,
Wie zarte Blüthen auch im jungen März;
Denn von der Seele ganzem, regem Trieb,
Besitzt das Kind allein das Blümlein Lieb,
Aus dieses Wundergärtleins stillem Hage
Pflückt es den Kranz für Dich am heut'gen Tage.

Ich bring ihn Dir in Deiner Kinder Namen;
O sieh, wie leuchtend diese Röslein sind!
Erst halb erschlossen, geben sie zu ahnen
Es werde draus ein reichliches Gewind.
Kein Wurm sich in die junge Knospe stahl,
Versenget hat sie auch kein heißer Strahl,
Nur zarte Tröpflein aus dem Thau vom Morgen
Sind leuchtend in dem Blätterschmuck verborgen.

*) Die Kinder gruppiren sich im Hintergrunde des Saales. — Kurze Pause. —

Gleich diesem Kranze haben sich verbunden
Die Kinderherzen voller Lieb zu Dir,
Und halten Deine Seele auch umwunden
Mit einer lebenslangen Lust und Zier.
Doch, wie das Knösplein blüht zur Rose auf,
So wächst die Liebe auch im Zeitenlauf,
Und wie der Duft aus ihrem Kelche dringet,
So auch die Liebe ihre Gaben bringet.

Und diese Gabe ist das fromme Flehen:
Gott möge Dir verleihen Glück und Heil;
Er möge helfend Dir zur Seite stehen
Und tragen Deiner Pflichten schwersten Theil;
Er möge Dir beschützen auch den Leib,
Daß unversehrt Dein theures Leben bleib!
Er möge Alles wohl gedeihen lassen
Was emsig Geist und Hände je erfassen!

Doch nicht allein will ich den Kranz Dir reichen
Und nicht der Kinder einz'ger Bote sein!
Zwei Schwestern harren noch mit ihren Zeichen
Um diesen heut'gen Festestag zu weih'n.
Ich tret zu Dir mit diesem Händekuß,
Des Herzens warmem, innigem Erguß;
Denn Zärtlichkeit liegt in der Liebe Wesen,
Du kannst in jedem Kindesaug' sie lesen.

Gehorsam.

Der Liebe jüng're Schwester naht sich Dir,
Erzogen hat sie mich gleich einem Kinde,
Und was ich bin, das hab' ich nur von ihr,
Drum folg' auf jedem Schritt ich ihr geschwinde,
Drum hüllt ein Schleier auch die Augen mir;
An ihrer Hand bin gern ich eine Blinde!
Wenn mir die Lieb' gebeut, da sprech ich Amen,
Du kennst mich wohl, Gehorsam ist mein Namen.

So komm' ich mit der Liebe Hand in Hand,
Von dieser Kinderschaar zu Dir gesendet,
O, nimm mich auf als ihres Herzens Pfand,
Daß nie von Deinem Wort sich eines wendet.

Du siehst mein himmelblaues Festgewand,
Vergißmeinicht hat mir das Kleid gespendet
Zum Zeichen — daß wir aller Deiner Lehren
Gedenken treu und sie von Herzen ehren.

Der Kranz aus blauen Blüthen angereiht,
Soll Dir Gehorsam liebevoll geloben.
Ob auch entflieht die kurze Jugendzeit,
Sei doch das Leben stets davon durchwoben.
Für Deine Lehren sind sie All' bereit,
Sie führen sicher, führen ja nach Oben,
Und Alle, die im Kreise Dich umringen,
Das Zeichen des Gehorsams willig bringen.

Dankbarkeit.

Eh' das Fest dem Schlusse naht,
Komm' ich eilig noch gegangen
Und Du mußt in Huld und Gnad
Meine Gaben auch empfangen.
Würdig Du vor Allen bist,
Daß mich her die Kinder senden;
Dankbarkeit mein Name ist,
Zeichen sind die kleinen Spenden.

Dieser Korb mit Früchten soll
Auf die Frucht der Lehren weisen,
Welche Dich als Dankeszoll
Einstens noch im Himmel preisen;
Dieses Immergrün verspricht
Unverwelkte Dankgefühle,
Welche auch ersterben nicht
In des Lebens bunt Gewühle.

Kommt ihr Kinder! kommet All!
Singet voller Dank und Wonne!
Steiget mit des Liedes Schall
Gleich der Lerche auf zur Sonne,
Auf zu Gott! in dessen Macht
Ruht das Glück und aller Segen,
Engel tragen voller Pracht
Es gewährend schon entgegen!

Stenographie.

Von Dr. G.

Gewiß hast Du schon oft, lieber Leser, das Wort Stenographie gelesen oder gehört, ohne Dir eine klare Vorstellung davon machen zu können, was darunter verstanden wird, oder welche Vortheile damit erzielt werden können.

Unter Stenographie versteht man eine Schrift, welche an Schnelligkeit und Einfachheit der Handhabung unsere gewöhnliche sogenannte Kurrentschrift weit überragt, ja in der Hand des Geübten dem Vortrage eines schnellsprechenden Redners wortgetreu folgen kann. Von welch' unberechenbarem Vortheile eine solche Schrift ist, leuchtet ein, wenn man nur einigermaßen in's Auge faßt, wie vielfach die Anwendung der Schrift im Leben eines jeden Gebildeten ist. Du hast, wenn Du noch in der Schule bist, einen Aufsatz über ein gegebenes Thema, eine Beschreibung, eine Rede u. s. w. zu bearbeiten, und rein geschrieben in der Schule einzuliefern. Du wirst das nicht zu Stande bringen, ohne diese Arbeit vorerst aufgesetzt, vielfach verbessert und gefeilt zu haben, und dann erst rein und ohne Korrektur wieder abzuschreiben. Hast Du die stenographische Schrift erlernt, so wird Dir das Schreibegeschäft des Aufsetzens außerordentlich erleichtert, weil Du dasselbe in ungemein kurzer Zeit in stenographischer Schrift vollendet haben wirst. Oder Du hast einen Brief zu schreiben an Jemand, welcher der stenographischen Schrift mächtig ist. Welche Vereinfachung, welche Ersparniß an Zeitgewinnst mit Anwendung der Stenographie! um wie viel ausführlicher kannst Du schreiben, und selbst in kürzerer Zeit, als Du zu einem sehr gedrängten Brief in Kurrentschrift nothwendig haben würdest. — Du hast etwas Interessantes gelesen, eine schöne Stelle, welche Du so gerne öfter Deinem Geiste vergegenwärtigen möchtest. Du kannst das vielleicht nicht anders, als dadurch, daß Du sie copirest. Aber das Abschreiben in Kurrentschrift erfordert zu viel Zeit, und hieran scheitert die Ausführung Deines Wunsches. Bist Du hingegen der Stenographie kundig, so wirst Du das selbst bei geringerer Vollkommenheit im Stenographiren in wenig längerer Zeit zu Stande bringen, als Dir nöthig war, das Betreffende zu lesen. — Du machst eine Reise, und um Dir das Gesehene und Erlebte treuer in der Erinnerung zu bewahren, möchtest Du Dir täglich darüber Aufzeichnungen machen. Aber die viele

Zeit, die dazu erforderlich ist in unserer schleppenden Kurrentschrift, läßt Dich nicht lange bei Deinem Vorsatz, den Du vielleicht schon auszuführen begonnen hast, verharren; Du bist müde, müßtest manches Andere zum Opfer bringen, um Zeit zu gewinnen zu solchen Aufschreibungen, und unterläßt sie daher ganz. Bist Du aber Stenograph, so wird es Dir ein Leichtes sein, in ganz kurzer Zeit diese Aufzeichnungen mit ziemlicher Ausführlichkeit zu machen. Und so magst Du Dir selbst alle die Nothwendigkeiten und Veranlassungen zu schreiben, so viele es deren gibt, vorstellen und erwägen, wie viele Zeit Du ersparen und Anderem zuwenden könntest mit Kenntniß der stenographischen Schrift.

Ist denn aber, magst Du fragen, die Kürze der stenographischen im Verhältniß zur Kurrentschrift wirklich so bedeutend, daß sie mir so große Vortheile gewähren würde? ich will versuchen, Dir dieses mit Zahlen zu beweisen, und Dir zu diesem Behufe bei mehreren Wörtern, wie sie mir gerade in den Sinn kommen, die Anzahl der Zeittheile angeben, die zu deren Schreibung in Kurrentschrift und zu ihrer Darstellung in stenographischer Schrift erforderlich sind. Voraus muß ich schicken, daß man die Zeittheile beim Schreiben so berechnet, daß je ein Aufstrich und Abstrich zusammen genommen, oder überhaupt ein Punkt oder ein Schattenstrich als ein Zeittheil gezählt wird. Schreibe nun einmal das Wort einheitlich in Kurrentschrift, und Du wirst sehen, daß Du zur schriftlichen Darstellung desselben mit den drei i Punkten gerade 18 Zeittheile brauchst. In stenographischer Schrift hast Du nur drei Zeittheile zu diesem Worte nothwendig. In dem Worte Natur verhalten sich die Zeittheile in Kurrentschrift und in stenographischer Schrift zueinander wie 14 zu 2, in Papier wie 15 zu 2, in Verdacht wie 17 zu 3, in Apotheker wie 20 zu 3, in Vorstellung wie 23 zu 3, in Betrachtung wie 26 zu 3, in eigenthümlich wie 26 zu 3, in vergönnt sein werde wie 41 zu 5, in gekämpft hast wie 33 zu 3.

Wohl gemerkt, alle diese vorgeführten Wörter sind in stenographischer Schrift ausführlich geschrieben, so daß jeder Buchstabe im stenographisch geschriebenen Worte enthalten ist, und doch siehst Du schon in diesen fünf- sechs- sieben- acht- neunfache Kürzung, d. h. Du hast zur kurrentschriftlichen Gestaltung dieser Wörter fünf- bis neunmal so viele Zeittheile nothwendig, als zur stenographischen Schreibung derselben. Im höheren Kürzungsver-

fahren der stenographischen Schrift, oder gar in Sigeln, ist die Zeitersparni noch auffallender. In „verhältnißmäßig z. B. verhält sich die Schrei bung in Kurrentschrift zu der in stenographischer Schrift wie 40 zu 4, i dieser Beziehung wie 37 zu 3, in nach meiner Ueberzeugung wi 52 zu 4, in gewesen wie 16 zu 1. Du hast also zur Gestaltung diese Wörter und Redensarten in Kurrentschrift zehn- bis sechszehnmal so viel Zei nothwendig, als zur stenogaphischen Niederschreibung derselben. Natürlic tritt diese Zeitersparung nur bei demjenigen im angedeuteten Maße ein, de sich mit der stenographischen Schrift so vertraut gemacht hat, und sie s schnell handhaben kann, wie das bei der Kurrentschrift der Fall ist, wie j bei allen Künsten und Fertigkeiten die daraus erwachsenden Vortheile nu Dem zu Gute kommen, der gelernt hat, mit ihm umzugehen.

Wir wollen nun einen Schritt weiter gehen. Du wirst sehr begierig sein, um zu erfahren, wie denn das zugehe, daß eine so auffallende Kürze in der stenographischen Schrift erzielt werden kann, und um Dir dieses klar zu machen, muß ich schon in das stenographische System selbst eingehen.

Das stenographische Lehrgebäude wird uns in drei Abtheilungen vorgeführt: Wortbildung, Wortkürzung, Satzkürzung. Die erste beschäftigt sich mit den Regeln und Erläuterungen der Gestaltung der Buchstaben, und dieser zu Silben und Wörtern, die zweite mit der Kürzung der Wörter an und für sich, die dritte mit der Kürzung der Wörter im Zusammenhalte des ganzen Satzes.

Die stenographische Schrift besteht ebenso aus Buchstaben, wie die Kurrentschrift. Der Erfinder der Stenographie, Gabelsberger, ging von dem richtigen Gedanken aus, daß schon die Buchstaben einer Schnellschrift au viel einfacheren, kürzeren und verbindungsfähigeren Zeichen bestehen müssen als die der gewöhnlichen Schrift, und gab ihnen daher solche Zeichen, deren jedes in einem einzigen Zeittheile gestaltet werden kann, während die meisten unserer Kurrentbuchstaben 2, viele 3, einzelne wie das w 4, das y 5, und das qu sogar 6 Zeittheile zum Schreiben erfordern. Damit ist schon etwa gewonnen, aber nicht viel; denn wenn man es versuchen würde, einem Redne nachzuschreiben, und müßte statt eines jeden Buchstaben, den er spricht, nu einen Punkt — gewiß das kürzeste Schriftzeichen, das es gibt — schreiben man würde nicht weit kommen, schon beim dritten, vierten Worte wäre ma überholt. Darum habe ich Dir schon oben angedeutet, daß er nicht blo

einfache und kurze Schriftzeichen zu Buchstaben wählte, sondern auch verbindungsfähige, und zwar so, daß gerade diejenigen Buchstaben, welche in der deutschen Sprache am häufigsten in der Silbenbildung zusammenkommen, sich auf das innigste verbinden lassen. In der stenographischen Schrift werden nämlich die Konsonanten nicht immer nur so verbunden, daß sie neben einander gereiht werden, wie das in der Kurrentschrift der Fall ist, sondern vielfach so, besonders wenn kein Vokal dazwischentritt, daß mehrere miteinander zu einem Gesammtzuge verschmolzen werden, doch so, daß noch jeder einzelne Konsonant in dem Gesammtbilde erblickt werden kann. Das ist nun bei einer so konsonantenreichen Sprache, wie die Deutsche ist, von wesentlichem Belang, denn sie hat unmittelbare Konsonantenverbindungen, in welchen eine Häufung von 3 und 4 Konsonanten, wie ein spr, str, schm, und Silben, in welchen 6 Konsonanten vorkamen, wie in schwimmen, oder in Strumpf, 7 wie in schrumpf, 8 wie in strampfst vorkommen. Wie viele Winkel müssen wir da in der Kurrentschrift beschreiben, um diese Silben zu gestalten! Durch die Regeln der Verbindung ist es uns in der Stenographie ermöglicht, die Silbe schwimm in 2 Zeittheilen und ohne Winkel zu schreiben, die Silbe Strumpf in 2 Zeittheilen mit einem Winkel, schrumpf in 2 Zeittheilen ohne Winkel, strampfhaft in 3 Zeittheilen mit einem Winkel. — Eine weitere wesentliche Vereinfachung stellte Gabelsberger dadurch her, daß er in den meisten Fällen die Vokale nicht durch eigene Buchstaben, sondern durch charakteristische Merkmale (Symbole) darzustellen lehrt, welche im betreffenden Konsonanten gleichzeitig ausgedrückt werden, so daß z. B. alle ebenangeführten vielkonsonantigen Silben in den angegebenen Zeittheilen zugleich mit ihren Vokalen geschrieben werden können. — Dieß der wesentliche Inhalt der ersten Abtheilung des Systems der Wortbildung.

Die zweite Abtheilung, die Wortkürzung, führt uns die einzelnen Redetheile vor und lehrt die Vortheile der Kürzung am Worte an und für sich, nämlich die Vortheile, welche in der Beugung der Haupt-, Eigenschafts- und Zeitwörter zu beobachten sind, ferner bei der Steigerung der Eigenschaftswörter, bei dem Fürwort, bei dem Verhältnißwort, bei mit Vor- und Nachsilben zusammengesetzten Wörtern, u. dgl., und wird hiebei vorausgesetzt, daß man wenigstens nothdürftig in der deutschen Sprachlehre bewandert sei, um sich der Vortheile bedienen zu können, welche hiedurch in der stenographischen Schrift erwachsen.

Die dritte Abtheilung, die Satzkürzung, führt uns in die Kürzungsvortheile ein, welche durch die geistige Auffassung eines ganzen Satzes als solchen für den Stenographen entstehen, und höchst sinnreich entweder nur die Formtheile, oder den hervorragendsten Laut eines oder mehrerer Wörter im Satze uns zu schreiben, und durch den Zusammenhalt dieser mit den übrigen Satztheilen die auf diese Weise nur angedeuteten Worte mit vollster Sicherheit zu erschließen lehren. Freilich ist es nicht Zweck und Aufgabe eines jeden die Stenographie Erlernenden, Redevorträge wortgetreu nachzuschreiben, aber mit Hilfe dieser sogenannten Satzkürzungen ist ein geübter Stenograph im Stande, 120 bis 140 Worte in der Minute zu schreiben, d. h. jedem Redner zu folgen. Daß dieses unsere Stenographen von Fach zu leisten im Stande sind, zeigen sie in den verschiedenen Parlamenten und ständischen Versammlungen, deren Verhandlungen meist officiell wortgetreu veröffentlicht werden, zeigen sie in den verschiedenen Volksversammlungen und Gerichtsverhandlungen, kannst Du in jedem Universitäts-Hörsaal sehen, wo stenographisch gebildete Studirende je nach Bedarf und Gutdünken sich zum Zweck des einläßlichen Studiums derselben die Vorträge ihrer Professoren aufzeichnen.

Wie oft hast Du Dir wohl, mein lieber mit der Stenographie noch unbekannter Freund, während der Lektüre dieser Zeilen gedacht, das wäre wohl Alles recht schön und gut, und ich sehe die ungemein großen Vortheile ein, welche durch Erlernung der Stenographie gewonnen werden; aber um Stenographiren zu lernen braucht man gewiß recht lange Zeit, und muß außerordentlich viel auswendig lernen. Mit letzterer Ansicht bist Du entschieden im Irrthum, und ich kann Dich versichern, daß Du viele, viele Dinge lernen mußt, bei welchen Dein Gedächtniß viel mehr in Anspruch genommen ist, und die Dir doch für das Leben, für Dein ganzes Leben, wenig oder nichts nützen; und was die Zeit betrifft, die Du zum Erlernen dieser Kunst verwenden mußt, so hängt die längere oder kürzere Dauer derselben ganz von Dir ab. Je entschlossener uud beharrlicher Du dabei vorgehst, in desto kürzerer Zeit wirst Du Dir nicht nicht nur die Kenntniß des ganzen Lehrgebäudes, sondern auch die Fertigkeit im Gebrauche der Stenographie angeeignet haben. Du mußt nur darauf bedacht sein, daß Du das, was Du gelernt hast, auch sogleich übest und Dir geläufig machest. In 50 bis 60 Lehrstunden*) — bei

*) Nach Anleitung des „kurzgefaßten Lehrbuches der Gabelsberger'schen Stenographie. ...eisschrift. 8. Auflage. München 1859."

mehr gereifter geistiger Entwicklung auch in wenigern — wirst Du, wenn zwischen jeder Lehrstunde wie gesagt auch Uebung stattgefunden hat, die Schrift so handhaben können, daß Dir durch den Gebrauch derselben bei Deinen Arbeiten bereits ein bedeutender Zeitgewinn erwächst. Fertigkeit im Lesen wirst Du schon viel früher erlangt haben. Allerdings, zur Fertigkeit im Schreiben wie sie ein Fachstenograph nöthig hat, zur wörtlichen Nachschrift des Vortrages eines jeden auch des schnellsprechenden Redners ist viele Uebung erforderlich, und außerdem noch so manche mehr hervorragende geistige Eigenschaft; indeß ist ja das nicht der Zweck eines Jeden, welcher stenographiren lernt, ebensowenig, als ein Jeder welcher irgend einen anderen Gegenstand erlernt, den Zweck hat, ein Professor zu werden. Ich habe Schüler gehabt, welche die Stenographie erst im fünfzigsten und sechszigsten und solche, welche sie schon im zwölften Lebensjahr gelernt haben, und zwar so, daß sie vom Gebrauche dieser Schrift große Vortheile gezogen haben. Wie aber überhaupt das Jugendalter das Geeignetste ist zum Lernen, so auch zur Erlernung der Stenographie, und hat der Schüler Kenntniß der deutschen Sprachlehre, der Formen, wie des Satzbaues, so hat er zur Erlernung der Stenographie für den gewöhnlichen Bedarf genügende Vorkenntnisse.

Es erübrigt mir noch, Dir Einiges über den Erfinder der Stenographie zu sagen. Der Erfinder dieser Schnellschrift ist Franz Xaver Gabelsberger, geboren 1789 zu München. Er machte seine Studien in den Benediktinerklöstern zu Attel und Ottobeuren, und nach des letzteren gewaltsamer Aufhebung in München, ward zuerst bei der Stiftungsadministration verwendet, wurde später Kanzelist im Ministerium und endlich Ministerialsekretär. Es existirt von ihm ein im Jahre 1837 lithographirtes wohlgelungenes Porträt, welches getreu seine hervorragendsten Eigenschaften der Milde gepaart mit Energie widerspiegelt. Er war ein getreuer Sohn seiner Kirche, ein zärtlicher Gatte, ein liebender Vater. Mitten in seiner rastlosen Thätigkeit überraschte ihn der Tod am 4. Januar 1849 durch einen Schlagfluß.

Siebzehn Jahre lang arbeitete und verbesserte er unverdrossen an dem Bau seines originellen stenographischen Systems, bis er im Jahre 1834 dasselbe, nachdem die Akademie der Wissenschaften zu München das günstigste Gutachten darüber abgegeben und er es in einer Reihe von Jahren durch Aufnahme der bayerischen Kammerverhandlungen praktisch erprobt hatte, in einem ausführlichen Werke dargelegt veröffentlichte. Aber er legte die Feile nicht weg;

unablässig arbeitete er an der Vervollkommnung seines Lehrgebäudes, veröffentlichte im Jahre 1843 die Lehre von den Satzkürzungen, und arbeitete von da an unverdrossen an den Vorbereitungen zur Herausgabe einer zweiten Auflage seines großen Werkes, die er jedoch nicht mehr erlebte, und ein Jahr nach seinem Tode 1850 von seinen Schülern herausgegeben wurde. Zahlreiche Vereine, welche sich nach des Meisters Tode die Förderung und Verbreitung der Stenographie zur Aufgabe machten, und über ganz Deutschland verbreitet sind, sollten erst die Idee des Erfinders zur Verwirklichung bringen, daß die Stenographie die Schrift der Gebildeten würde. Ist in Bayern an allen höheren Studien- und technischen Anstalten durch die besondere Fürsorge unseres höchstseligen Königs Max II. der Unterricht in der Stenographie seit einer Reihe von Jahren organisirt, so lehren in andern deutschen Ländern freiwillig eifrige Anhänger dieser Kunst dieselbe Schülern wie Erwachsenen aus allen Ständen und Berufsklassen. Ja selbst auf andere Sprachen ist Gabelbergers Stenographie angewendet. Von ihm selbst noch auf die dänische Sprache übertragen, ward sie noch zu seinen Lebzeiten von seinen Schülern in der ungarischen und neugriechischen Sprache angewendet, und werden seit Jahren die Verhandlungen des Reichstages zu Kopenhagen, wie die des Parlaments in Athen in Gabelsberger'scher Stenographie mit bestem Erfolge aufgezeichnet. — Die Versuche, sie auf die russische, böhmische, französische englische, und neuerdings auch auf die italienische Sprache zu übertragen, werden immer vollkommener, und sind schon von vielen dieser Sprache Kundigen die erfolgreichsten Anwendungen der Stenographie gemacht worden.

So bricht sich Gabelsbergers Kunst überall hin Bahn, und ist es also das eigene Werk des Meisters, welches sein Andenken für alle Zeiten wahrt, dauernder als Denkmäler von Stein und Erz.

Zwei Ringe.

Erzählung von Hermann Geiger.

Vater Reinhold hatte eine zärtliche Liebe zu seinen beiden Kindern, die er als ein theures Andenken an seine frühverlebte vorzügliche Gattin ansah. Hatte er in die nahe Stadt eine Geschäftsfahrt unternommen, so kehrte er nie in sein Haus zurück, ohne den Kindern kleine Andenken mitgebracht zu haben. Wie heiter war er, wenn er nach solcher Ankunft seinen Ueberwurf gegen die Thürpfosten trug, und dabei scheinbar aus Ungeschicklichkeit die Manteltasche leerte, die mit bunten Schussern gefüllt war; wie eilte und hüpfte der kleine Valentin auf die bunten Kugeln, die lärmend auf den Zimmerboden fielen und an den Brettern dahinrollten! Und wie freundlich sahen die Augen der fünfzehnjährigen Clara auf ihres Vaters Hände, wenn er nach solcher Heimkehr geheimnißvolle Papiere lüftete, die ein Farbenkästchen mit Muscheln und Pinseln aller Art umschloßen! Die guten Geschwister, die sich trotz ihrer Altersverschiedenheit so innig liebten, sagten sich oft gegenseitig ihre Wünsche, ohne zu vermuthen, daß Vater Reinhold dieselben gerade auf diesem Wege gewöhnlich entdeckte.

Jüngst nun kam der Vater abermals von der Stadt und grüßte die Kinder im Namen des dort wohnenden Oheims und brachte ihnen einige schöne Lehren aus dessen Munde. Dann zog er zwei winzig kleine Schächtelchen aus seiner Weste hervor, von denen das eine den Namen Clara, das andere den Namen Valentin trug. Sie gehörten auch zu den schönen Lehren des Oheims. Valentin öffnete das Schächtelchen, durchstöberte die Baumwolle darinnen, und schrie laut auf, als er einen goldenen Ring mit rothem Stein entdeckte. „Sieh her, lieber Vater, rief er — den schönen Ring! und sogleich machte er an allen seinen Fingern einen Versuch, für den glänzenden Reif auch den rechten Besitzer zu suchen.

Anders war Clara's Angesicht, als sie ein messingenes Kinderringlein fand, das, so nahe sie es auch an die Lampe hielt, immer das Schächtelchen, worin es gewesen, an Werth nicht aufwog.

„Räthselhaft", sagte sie, und schien mit ihren blauen Augen den Vater zu fragen, ob er sich nicht geirrt habe. Dieser besah noch einmal die Auf-

schrift und meinte, der Bruder ihrer Mutter könnte seine Gründe gehabt haben, dem aufblühenden Mädchen einen so bescheidenen Schmuck zu senden. —

Ein paar Tag später gingen die Kinder mitsamen hinaus, um Hopfen zu pflücken. Auf dem Wege dorthin ließ sich Clara auf einen Rasensitz nieder, stellte ein hölzernes Gefäß neben sich, und streifte den erwähnten Ring von ihrem Finger.



Dann theilte sie dem lieben Brüderchen, das neben ihr stand, ein Anliegen mit, das ihr etwas bange machte, und das sie nicht länger mehr in sich verschließen konnte.

„Valentin, sagte sie, ich habe etwas angefangen, das nicht recht war. Du weißt, daß uns der Oheim zwei Ringe schickte, mir diesen werthlosen von Messing, offenbar weil er mich weniger liebt als Dich, und Dir den goldenen mit dem Granatstein, den Du sorgfältig aufgehoben hast."

„Soll ich Dir den meinigen schenken?" fragte Valentin.

Aber Clara's Anliegen war ein anderes. Sie erzählte nun, daß sie heimlich dem Oheim ein Briefchen geschrieben habe, worin sie ihm in spöttischen Ausdrücken für das messingene Geschenk gedankt und ihn gebeten habe, ein ander Mal sich solche Ausgaben zu ersparen.

Valentin meinte, dieser Brief werde den Oheim recht beleidigen und war froh, daß er noch nicht schreiben konnte. Der geschickten Schwester aber, die sich auf ihre Schulkenntnisse etwas einbildete, sagte er ein Sprüchlein, das ihm der Vater gelernt hatte:

Wer das Wenige nicht ehrt,
Ist das Bessere nicht werth.

Jetzt fühlte Clara noch mehr, wie fehlerhaft ihre Handlungsweise war, und dachte später während des Hopfenpflückens immer an ihren Brief. Hätte ich denselben, sagte sie zu sich, doch wenigstens die Nacht hindurch liegen gelassen! Am andern Morgen dachte ich ja schon, daß es unrecht ist, seinen Oheim zu beleidigen. Es war zu spät. Was wird das werden? ... Wird es der Vater nicht erfahren?

Als die Kinder vom Hopfengarten heimkehrten, rief der Vater Clara auf sein Zimmer. Solches pflegte nur bei schlimmer Veranlassung zu geschehen. Ihr Herz pochte.

Der Vater sah ernst auf Clara und fragte sie: „Hast Du dem Herrn Onkel einen Brief geschrieben?"

Bei dieser Frage rötheten sich ihre Wangen, und sie blickte zur Erde. Sie hatte keine Antwort.

„Dein Brief, fuhr der Vater fort, ist in meinen Händen. Der Oheim hat ihn mir heute zugeschickt." Nun mußte das schamerfüllte Mädchen jedes Wort wieder hören, das sie dem Oheim geschrieben, und nach jedem Satze fügte der Vater noch seine einschneidenden Bemerkungen hinzu, so daß Clara vor Bangen fast verging. Jede Silbe war ein neuer spitziger Dorn, der in ihr Herz drückte.

Nach dieser Vorlesung zog der Vater einen zweiten Brief hervor, den der Onkel an ihn gerichtet hatte. Es stellte sich heraus, daß der gute Oheim die beiden Schächtelchen, die ganz ähnlich waren verwechselt hatte, so daß der schöne goldene Ring, den er seiner lieben Nichte zugedacht, in Valentin's Besitz gekommen war. Das that dem guten Manne recht leid. Er überließ es dem Vater, die Verwechselung wieder gut zu machen, wenn er wolle.

Welch' ein neuer Eindruck für die unglückliche Clara! Der Onkel hatte so gut von ihr gedacht, wollte ihr einen sprechenden Beweis seines Wohlwollens geben — und sie hatte ihn dafür so tief, so schmerzlich beleidigt!

Clara zerfloß in Thränen, und versprach dem Beleidigten schleunigst abbitten zu wollen.

Der Vater hieß diese Absicht gut, trug ihr aber auf, in dem Briefe zu bemerken, daß ihr Vater beschlossen habe, ihr gerade jenen Ring, der die Ursache des bösen Vorfalles geworden war, statt des goldenen zu lassen, damit sie für immer daran erinnert würde, daß man im Unmuth nie handeln solle.

Jaques Callot.

Lebensskizze von M. F.

Im Jahr 1592 wurde zu Nancy im Herzogthum Lothringen ein Knabe geboren, dessen Vorahnen seit undenklichen Zeiten im Dienste ihres Herzogs den Degen getragen hatten, der aber, zur großen Entrüstung seines Vaters, durchaus keine Neigung zu dem Berufe eines Kriegers mit auf die Welt brachte, sondern im Gegentheil mit zunehmenden Jahren immer mehr einer friedlichen Kunst sich zuwandte. Das war Jaques Callot, der spätere französische Kupferstecher.

Schon als Kind trug er die Vorahnung seiner einstigen Kunst in sich; trotz seiner Eltern, welche keine Mühe scheuten, ihn von seiner fixen kindischen Idee abzubringen, offenbarte sie sich in allen seinen Spielen und sonstigen Beschäftigungen. Jeden freien Augenblick saß er und zeichnete mit Dinte oder Stift oder Nadel auf ein beliebiges Material, welches sich ihm eben bot und welches die Eindrücke der noch schwachen Hand nur einen Moment zu halten vermochte.

Aber nicht allein wurden die Freistunden benutzt. Jaques ging in eine Schule und lernte mit einem recht hellen und aufgeweckten Verstande. Aber durch alles andere Lernen zog sich seine Liebe zur Zeichenkunst. Seine Bücher und Hefte strotzten von den Spuren seines Fleißes, in denen ein unbefangener Beobachter wahres Talent entdeckt haben würde. Es achtete aber lange Zeit

hindurch Niemand darauf. Besonders liebte der Knabe allerlei komische, frappante Scenen auf das Papier zu heften.

Als Jaques zehn Jahre alt war, sollte der erste Grundstein zu seiner spätern Ausbildung gelegt werden. In Nancy wohnte seit mehreren Jahren ein Maler, mit dessen Sohn Jaques auf der Schule durch seine Zeichnungen befreundet geworden war. Dieser Maler, Claude Henriet mit Namen, aus Châlon in der Champagne gebürtig, hatte sich die Gunst des Herzogs von Lothringen, Charles III. erworben, war an dessen Hof berufen und dort mit Geschenken und Ehrenbezeugungen reichlich bedacht worden. Durch den Sohn wurde Jaques mit dem Vater bekannt, welcher von dem Talente des Knaben überzeugt, ihn in sein Atelier aufnahm und ihm den ersten regelmäßigen Unterricht ertheilte.

Das waren hübsche Tage für Jaques. In diesem Atelier arbeiteten außer ihm und seinem Freunde Israel Henriet noch zwei andere Schüler, zwei Brüder, welche bald ein Band der innigsten Freundschaft mit dem andern verband. Diese Freundschaft sollte auch für Jaques entscheidend werden.

Die Knaben waren alle von dem heißen Wunsche beseelt, Italien, das Land der Künste, und seine Hauptstadt, das ewige Rom, zu sehen. Vielleicht war Jaques der am meisten dafür Begeisterte. Sein Wunsch scheiterte jedoch vollständig an dem bestimmten Willen seiner Eltern, die von einer so weiten, thörichten und kostspieligen Reise nichts wissen wollten.

Bei Israel war dies nicht der Fall. Er und Claude de Ruet reisten zusammen ab und so blieb Jaques allein zu Hause zurück. Namentlich schmerzte ihn die Trennung von Israel und sein Schmerz darüber, von etwas Neid und Eifersucht gestachelt, nahm nicht ab, sondern täglich zu. Er sprach sich seinen Eltern gegenüber nicht aus. Sie freuten sich, ihn bei sich behalten zu haben, da er ein heiterer und liebenswürdiger Knabe war, konnten sich aber nicht verbergen, daß ein mehr als kindischer Kummer an dem Herzen ihres Sohnes nagte. Und siehe da! Eines Morgens war das Bett des Knaben leer, Jaques wurde gesucht — aber nicht gefunden, und es war große Trauer im Hause.

Während dessen wanderte Jaques vergnügter Dinge seines Weges.

Wohin? das war keine Frage für ihn. Er hatte nichts mehr und nichts weniger im Sinn, als Rom und seine Freunde aufzusuchen. Von der Länge

des Weges mochte er wohl schwerlich einen Begriff haben. Aber er wanderte rüstig und unverdrossen weiter. Er freute sich der goldnen Freiheit, die ihm von allen Seiten entgegenlachte. Es war Mai. Die herrliche Witterung und die Länge der Tage kamen ihm sehr zu Statten, die wenige Baarschaft, die er mitgenommen, war bald entschwunden, aber es störte den heitern Sinn des Knaben nicht, dem sich ein so verheißungsvolles Leben zu öffnen schien. Er lebte von der Gutherzigkeit der Menschen, die seinem offnen Blicke und seiner vertrauensvollen Bitte das Wenige, was er begehrte, nicht abschlagen konnten.

Nachdem er mehrere Woche unterwegs gewesen, fiel Jaques in die Hände einer Zigeunerbande. Der frische, weit hergekommene Knabe gefiel den Anführern derselben, die trotzdem etwas barsch mit ihm umgingen. Jaques fürchtete sich, Alles schüchterte ihn ein. Er hatte, als eines der jüngsten Kinder seiner Eltern, besser die völlige Freiheit und Ungebundenheit ertragen, als das Leben mit diesen halbwilden, und ihm ganz fremden Menschen. Er versuchte sie wieder zu verlassen, man ließ es aber nicht zu, was die Furcht des Knaben vermehrte, da er annehmen mochte, man habe irgend etwas Böses mit ihm vor.

Am Abende führte ein altes Weib ihn in eines der Zelte, wo er auf einer zerfetzten Decke seine Nachtruhe genießen sollte. Die Zigeunerin verließ ihn dann wieder und Jaques war allein. Da gedachte er in der Noth des Abendgebetes, welches seine Mutter ihn gelehrt und welches er allabendlich im Kreise seiner Geschwister zu beten pflegte.

In seiner Angst warf er sich auf die Kniee und sprach es laut her und fügte noch allerlei kindliche Bitten hinzu. Seit diesem Abende, der ihm zum ersten Male seit seinem Alleinsein einen nachhaltigen Schrecken einflößte, unterließ er in der Folge sein Abendgebet nie mehr, so abentheuerlich sich auch sein Leben gestaltete. Dazu gehörte die Bitte, daß Gott ihn vor allem Uebel an Leib und Seele bewahren und ihn zu einem rechtschaffenen Manne machen, auch seine Eltern beschützen wolle, daß er es in seiner Kunst weit bringen möge, und daß es ihm vergönnt sei, das Alter von dreiundvierzig Jahren zu erreichen, eine Idee, welche ihn schon als Kind beseelte.

Sein Gebet blieb nicht ohne Erhörung. Die alte Zigeunerin war ohne sein Wissen Zeuge davon gewesen und es rührte ihr Herz dermaßen, daß sie von nun an seine Beschützerin und Gönnerin unter der Bande war und ihn

vor allen Anschlägen und Fährlichkeiten mit dem Auge einer Mutter bewachte. Jaques blieb bei den Zigeunern, welche auf dem Weg nach Italien waren. Er gewöhnte sich allmählich an ihre eigenthümliche Lebensweise und machte sich beliebt durch seinen heitern fröhlichen Sinn und seine Fertigkeit im Zeichnen. Welchen tiefen, unauslöschlichen Eindruck jene Tage auf ihn gemacht, läßt sich aus seinen spätern zahlreichen Werken ersehen, welche voll sind von kleinern oder größern Zügen der Erinnerung an sie. Er hat Alles gesehen und Nichts vergessen. In unerschöpflicher Fülle und mit dem ihm eigenthümlichen Humor theilt er es auch seinen Blättern mit.

Sie kamen nach Florenz, wo für einige Tage Rast gemacht wurde.

Jetzt war Jaques in dem gepriesenen Italien und Florenz mit seinen Palästen, seinen Kirchen, seinen Statuen und Gemälden erschien ihm wie ein unerschöpfliches Paradies. Ganze Tage lag er in den Straßen der Stadt, oft stundenlang an einem Flecke, zuerst staunend die Höhe, die Schönheit, die Gleichförmigkeit der einzelnen Glieder eines Baues bewundernd, dann ihn mit wundersamer Geschwindigkeit auf dem Papiere wieder gebend. Nichts störte ihn bei dieser Beschäftigung, weder die Neugier noch das Lob der Vorübergehenden, weder Hunger noch Hitze, noch nächtliches Dunkel.

So hielt Jaques sich eines Tages in der Nähe des großherzoglichen Palastes auf. Er lehnte über dem Geländer, welches die Fontaine in Mitte des Platzes vor dem Palaste umgibt, und war ganz in die Anschauung seiner interessanten Umgebung verloren. Dann und wann warf er mit flüchtiger Hand einige Striche auf das Blatt, das vor ihm auf der Brüstung lag. Die Sonne strahlte mit südlicher Glut auf den weiten, hellen Raum, aber Jaques fühlte es nicht, zudem kühlte ihm das in schimmernden Farben zurückfallende Wasser der Fontaine die Stirne.

Plötzlich fiel ein Schatten auf seine Zeichnung.

Jaques blickte auf. Ein schöner großer Mann in glänzender Uniform stand neben ihm und blickte mit Theilnahme ihm in das erhitzte Gesicht. Jaques aber blickte ihn etwas herausfordernd an.

„Darf ich sehen, was Du da gezeichnet hast?“ frug der Fremde, seine Frage in französischer Sprache wiederholend, als Jaques ihn nicht verstand oder nicht verstehen zu wollen schien.

„Ei, Signor, ich zeichne den Palast des Großherzogs.“

„Das hast Du gut gemacht," sagte der Herr, nachdem er die Zeichnung geprüft mit scharfem Auge, „ist Florenz Deine Vaterstadt, Figlietto?"

„Nein," erwiederte Jaques und sah den Fremden an, ob er ihm mehr anvertrauen dürfte.

„Wo bist Du dann her, mein Sohn?"

„Signor, aus dem Herzogthum Lorraine und Nancy ist meine Vaterstadt."

„Da bist Du weit hergekommen — was hat Dich hierher geführt?" und er blickte den Knaben aufmunternd an.

„Die Sehnsucht, Signor, und die Liebe zur Kunst."

„Wie soll ich das verstehen — willst Du Maler oder Bildhauer werden — so gingst Du noch besser nach Rom."

„Nach Rom! — O, ich möchte gerne dahin, Signor!" seufzte Jaques und blickte den Herrn so wehmüthig und zugleich so vertrauensvoll an, daß dieser sein Interesse für den Knaben wachsen fühlte.

„Nun, und wie willst Du denn hinkommen?" frug er.

„Wie ich auch hierhergekommen bin," sagte Jaques eilig in etwas trotzigem Tone.

„Wie war das denn?"

Jaques stutzte und schwieg.

„Bei wem wohnst Du hier?" frug der Offizier, den bei dem Schweigen des Knaben ein leiser Argwohn erfaßte, der noch stieg, als Jaques erröthete bei dem Gedanken, diesem vornehmen Herrn gestehen zu müssen, daß er zu einer umherstreichenden Zigeunerbande gehöre.

„Sind Deine Eltern hier, Knabe?"

Jaques erröthete noch mehr, aber er blickte in das Gesicht des Fremden, dieser sah vertrauenerweckend aus.

Es sei, dachte er bei sich, ich will Alles gestehen.

Er warf den Kopf etwas stolz in die Höhe, strich sich die Haare aus der glühenden Stirn und blickte den Fremden wieder an.

„Nein," sagte er dann mit einer Würde, die seinem Alter noch kaum zukam, „meine Eltern sind nicht hier, ich bin ganz fremd hier. Ich habe meine Eltern verlassen, um nach Italien zu gehen, wohin zwei Freunde mir vorausgegangen sind, und ich habe es gethan, um mich hier zum Kupferstecher auszubilden."

Als er sah, daß der fremde Herr ihm wegen seines Bekenntnisses nicht zürnte, wurde er offenherziger und erzählte die Einzelnheiten seiner Reise mit einer Aufrichtigkeit und Lebhaftigkeit, daß er seinem Zuhörer immer besser gefiel.

Der Fremde war Bertinini, ein Offizier des Großherzogs. Sein Dienst führte ihn täglich in den Palast, er war dem Knaben schon mehrmals in den letzten Tagen begegnet. Heute, wo er ihn, wieder in Sinnen verloren, fast allein auf dem großen Platze antraf, bewog ihn sein Interesse, auf den Knaben zuzugehen. Nun wußte er Alles, was Jaques nur irgend erzählen konnte, auch, daß er mit den Zigeunern hergezogen war und bei ihnen wohnte.

„Willst Du mir jetzt einmal die Fontaine zeichnen, mein Sohn?“ sagte er freundlich.

Jaques war natürlich bereit dazu.

Es ahnte ihm, daß hier ein Glücksfall ihm nahe und daß er in seine eigene Hand gegeben. Sein Talent wurde ihm nicht untreu. In wenigen Augenblicken stand die Fontaine auf dem Papier, so richtig in ihrem Bau und den einzelnen Gliederungen, so hübsch und korrekt ausgeführt mit dem in Tropfen zurückfallenden Wasser, daß Bertinini seine Erwartung in der That übertroffen sah.

In dem jungen Künstler schien ein bedeutendes Talent vorhanden, welches vielleicht nur wenig unterstützt zu werden brauchte, um die Welt mit einem berühmten Namen zu bereichern. Jaques schien zudem noch mehrere liebenswürdige Eigenschaften zu besitzen, so daß sich hoffen ließ, es werde an ihm eine Wohlthat nicht vergeudet sein.

„Ich werde Dir einen Vorschlag machen, mein junger Freund,“ sagte Bertinini, den Knaben gütig anblickend: „es scheint Dir mit der Kunst ernst zu sein — wenn ich Dich nun zu einem tüchtigen Meister in die Lehre thäte?“ —

„O, Signor, was sagt Ihr! — O tausend, tausend Dank!“ — Eine ungeahnte Seligkeit füllte des Knaben Herz. Thränen entstürzten seinen Augen und er suchte die Hand seines Wohlthäters zu ergreifen und sie mit Küssen zu bedecken.

„Höre zuerst meine Bedingungen, die Du erfüllen mußt. — Der Meister soll Dich für ein Jahr in die Lehre nehmen, hält er dann Dich und Dein

Talent einer weitern Ausbildung würdig, so will ich es Dir an Unterstützung nicht fehlen lassen. — Meine zweite Bedingung ist, daß Du ehrbar und anständig lebst, Deinem Meister in Allem gehorchest, und" — er hob den Finger in die Höhe, „daß Du mit allem möglichen Fleiße und Eifer Deinem Talente obliegst. — Versprichst Du mir das?"

„Gott segne Euch, Signor, Euch und Euer ganzes Haus," stammelte Jaques im Uebermaße der Freude. „Ich gelobe Euch mit Herz und Mund, Eure Bedingungen zu erfüllen, Gott wird mir dazu helfen," sagte er im Tone der innigsten Ueberzeugung.

„So komm mit mir," sagte Bertinini, „so kannst Du Dein neues Leben gleich beginnen."

Er führte Jaques zu einem der berühmtesten Meister in Florenz, zu Remigio Gallani, welcher neben der Malerei auch der Kupferstecherkunst oblag, wie man es damals häufig antrifft.

Jaques mußte auch hier unter den Augen des Meisters eine Probe seiner Geschicklichkeit ablegen, die ebenso gelang, wie die frühere. Dann wurde er Gallani für ein Jahr übergeben und Jaques nahm unter Dankesthränen von seinem Wohlthäter Abschied.

Wer war nun glücklicher als Jaques, oder Giacomo, wie er jetzt hieß? Er lernte, er zeichnete, er stach mit unermüdlichem Fleiße und nie getrübter Heiterkeit. Sein Talent und sein Fleiß, zwei Gaben, welche sich selten in hohem Grade zusammenfinden, setzten seinen Meister je länger je mehr in Erstaunen und Gallani gewann ihn bald so lieb, wie ein eigenes Kind.

Bei all seinem Schaffen ließ sich ein Wunsch in der Brust Giacomo's nicht unterdrücken: die Sehnsucht nach Rom. Je mehr das Lehrjahr sich seinem Ende näherte, desto fester stand in ihm der Entschluß, seinen lieben Meister zu verlassen und seiner Wanderlust nachzugeben.

Bertinini, an dem er wie ein dankbarer Sohn hing, war damit zufrieden; er sowohl wie Gallani steuerten zu den Reisekosten bei und so verließ Jaques im Juli 1606 Florenz und kam glücklich nach Rom. Wie viel Segen hatte ihm das Jahr gebracht! Er konnte sich jetzt schon als einen Jünger der Kunst betrachten und eilte mit nimmermüden Schritten dem Orte seiner Sehnsucht zu. Wenn ihm in Florenz das Glück so überaus günstig gewesen war, dachte der kühne Knabe, wie sollte es ihm in Rom fehlen, zumal er mehr als eine nützliche Empfehlung bei sich trug.

Endlich lag die Siebenhügelstadt vor seinem verlangenden Auge. Er schwelgte mit trunkener Seele in dem unermeßlichen, großartigen, reichhaltigen Anblick. Was war Florenz gegen dieses ungeheure Rom, wie wollte er hier sehen, genießen und lernen! Keine Stunde des Tages sollte verloren gehen, die Nacht selbst sollte zum Schaffen dienen. So dachte Jaques, als er in die Stadt einzog.

Es war Abend. Er kehrte in einer kleinen Herberge ein und dann zog es ihn hinaus in die Stadt, auf die Hügel, auf die Plätze — es waren unvergeßliche Stunden in Rom.

Am andern Tage ging Jaques seine Freunde aufzusuchen. Das war ein schweres Stück Arbeit, aber es gelang und es gab ein seliges Wiedersehen. Israel und Claude arbeiteten zusammen in dem Atelier des Florentin Antoine Tempesta, aus der Champagne gebürtig, der sie besonders in die Kunst der Thiermalerei, der Jagd- und Schlachtenscenen einführte.

Am Abend des zweiten Tages schlenderte Jaques durch die Straßen der Stadt seiner Herberge zu, als sein Schicksal zum zweiten Male unverhofft an ihn herantrat, nur dießmal nicht seinem Wunsche gemäß, wie vor einem Jahre in Florenz.

Er begegnete nämlich einer Gesellschaft von Kaufleuten, unter denen sich mehrere aus Nancy befanden. Einer von ihnen kannte die Familie Callot genau, auch unsern Jaques, dessen er ansichtig wurde. Er erinnerte sich der Trauer seiner Eltern, machte die Andern auf ihn aufmerksam, sie nahmen ihn in ihre Mitte und ließen ihn nicht wieder von sich, so sehr auch der kleine Abentheurer sich gegen eine solche Gefangenhaltung sträubte.

Er mußte also wieder mit traurigem Herzen Abschied nehmen von Israel und Claude und von Rom — aber er schwur bei sich, es solle ein Tag des Wiedersehens kommen.

So kam er mit den Kaufleuten in Nancy an. Seine Freude, Eltern und Geschwister wiederzusehen, war groß. Auch wurde der verlorene Sohn, dessen Talent inzwischen genährt worden und der so manches Interessante und manche gütige Fügung des Himmels an sich erfahren hatte, ohne viele Vorwürfe empfangen. Die Freude, ihn wieder zu haben, drängte sie alle in den Hintergrund, und seine Eltern waren jetzt stolz auf ihren jüngsten Sohn.

Jaques Gedanken schwebten indessen bald wieder weit fort aus der kaum wiedergefundenen Heimath. Rom, dessen oberflächliches Anschauen schon allein

ihm ein Ocean voll Reichthum für seinen Geist erschien, wie ein unermeßliches Feld für seine Begierde nach innerer Auffassung, nach neuen Formen und Bildwerken, dünkte ihm jetzt wie seine wahrste, seine eigentliche Heimath. Er trug ein beständiges Heimweh nach der heiligen Stadt in sich. Kaum zu den Füßen ihrer Kirchen in Anschauung versunken, hatte man ihn unbarmherzig fortgerissen — aber Jaques dachte an seinen Schwur.

Der Winter hielt ihn zu Hause. Dann aber schmolz der Schnee, lindere Lüfte wehten, klarer und heiterer begann die Sonne zu strahlen. — Da war die Zeit zur ersehnten Reise gekommen. Es ließ ihn nicht länger warten. Jetzt kannte er den weiten Weg, der vor ihm lag, die ungeheure Strecke, die er bemessen sollte, aber Alles diente nur dazu, ihm neuen Muth einzuflößen.

Wie vor zwei Jahren ging er auch diesmal heimlich von Hause fort und langte in Turin an. Aber oh Schrecken! es ging ihm hier ähnlich wie in Rom. Als er eines Tages so recht mit Muße die Stadt durchwandert, begegnet ihm ein nur zu bekanntes Gesicht, welches wie vom Himmel herab vor ihn hingefallen scheint. Er kann sich nicht irren, es ist sein ältester Bruder, der in Diensten des Herzogs Carl III. stand wie sein Vater und jetzt schon seit einiger Zeit in Turin weilte. Jaques will der gefährlichen Nähe entfliehen, aber gerade seine auffällige Bewegung richtet das Auge seines Bruders auf ihn, der, nicht weniger überrascht, wie Jaques selbst, aber glücklich war, den kleinen Ausreißer zu finden und der ihn bald darauf mit sich nach Nancy zurücknahm.

Zum zweiten Male kam Jaques in die Vaterstadt heim und wurde wieder wohlwollend von den Seinigen aufgenommen. Vielleicht mochte es ihnen einleuchten, daß das Talent Jaques zu laut in ihm spräche um übersehen und unterdrückt zu werden. Auch hatte sich Jaques bei all seinen Reisen, seinem Alleinsein, seiner Freiheit und selbst bei dem Zusammenleben mit einer vagabundirenden Zigeunerfamilie sein heiteres Gemüth und seinen kindlich reinen Sinn so unversehrt bewahrt, daß seine Mutter ihn jedes Mal mit Thränen in ihre Arme schloß, wenn sie ihn anblickte und Gott dankte, daß Er ihr Kind auf all seinen Wegen so gnädig behütet hatte.

Auch zu Hause war Jaques nun fleißig und setzte das Studium fort, welches er in Florenz bei Meister Gallani begonnen hatte, und schon allein

das Andenken an seinen Gönner Bertinini hätte hingereicht, ihn auf keine Abwege gerathen zu lassen.

Durch diese und andere Umstände brach sich endlich in seinem Vater die Ueberzeugung Bahn, daß sein Sohn kein zeitverschleudernder Stümper, sondern zum Künstler geboren sei und ein ernstes Ziel erstrebe. Er entschloß sich also aus freien Dingen, seinen Sohn nach Rom zu senden.

Herzog Karl III. war im Laufe dieses Jahres 1608 gestorben und sein Sohn Heinrich II. folgte ihm auf den Thron. Er sandte bei dieser Gelegenheit einen Edelmann als Gesandten an den päpstlichen Stuhl um dem heil. Vater, Paul V., seine Thronbesteigung zu melden. An ihn wandte sich Callot. Der Gesandte ging auf das Ersuchen des Vaters ein, er nahm den Knaben mit sich und versprach bestens für ihn Sorge zu tragen.

Ihre Abreise fand statt am 1. December 1608.

Wie anders gestaltete sich diese Reise nach Italien für Jaques, als die beiden frühern! Zuerst mit den Zigeunern als einer der Ihrigen, dann allein die Grenze in ein fremdes Land überschreitend, zählte er jetzt zu dem Gefolge eines Gesandten und aller Luxus und Comfort eines solches stand ihm zu Gebote. Aber auch in anderer Hinsicht noch unterschied sich diese Reise von den frühern. Damals hatte er heimlich, fast wie ein ungerathenes Kind das väterliche Haus und die Seinigen in Sorge und Trauer um sich verlassen, wie anders war es jetzt! Sein Vater selbst war Urheber dieser Reise, indem er stolz auf Jaques blickte und von ihm die Rechtfertigung seiner Hoffnungen erwartete. Die Mutter hatte ihn mit einem Segen und Kuß und Thränen aus ihren Armen entlassen und begleitete ihn auf dem weiten Wege mit ihrem Gebete und ihrer Liebe. Mit welch ruhigem Gewissen verließ er diesmal die Heimath und überschritt die Gränze des ersehnten Italiens und wie sehr bereute er jetzt, trotz aller errungenen Vortheile, seine ehemalige, rücksichtslose Handlungsweise.

Endlich kam die Gesandtschaft in Rom an. Der Graf erfüllte sein Versprechen im vollsten Maaße. Er brachte seinen jungen Pflegebefohlenen zu einem in Rom ansässigen Kupferstecher, auch aus der Champagne zu Hause, Philippe Thomassin, der sich des talentvollen Schülers mit vieler Liebe annahm.

Von hier, wo die erste Jugendzeit unseres Freundes vorüber ist und

seine Thätigkeit den ernstern Charakter eines männlichen Schaffens annimmt, wollen wir sein ferneres Leben nur mit einigen kurzen Zügen skizziren.

Unter der Leitung Thomassin's machte Jaques rasche Fortschritte; er hatte alsbald eine große Sicherheit in der Führung des Grabstichels erworben und begann in seinem unveränderlichen Eifer den Stich der berühmtesten Altäre in St. Peter, St. Johannes im Lateran und anderer Kirchen Roms, zusammen achtundzwanzig Blätter.

Nach Vollendung dieser und anderer Arbeiten verließ er Rom, um Florenz wieder aufzusuchen.

An den Thoren der Stadt angekommen, wurde er angehalten und um Namen und Stand befragt, da der Großherzog es so bei allen Fremden befohlen hatte. Jaques nannte sich und wurde dann alsbald in den Palast und zu dem Großherzog geführt, der, von Bertinini von dem Talente und dem Fleiße seines Schützlings unterrichtet, Jaques das Anerbieten machte, in Florenz zu bleiben. Der junge Künstler war damit zufrieden. Der Großherzog setzte ihm eine Pension aus und gab ihm eine Wohnung in der Nähe seiner Gallerie, wo auch andere ausgezeichnete Männer arbeiteten. Unter ihnen war Giacomo Stella aus Lyon, Philippe Napolitain, und Andere, mit denen Jaques sich bald befreundete und von ihnen zu lernen bemüht war. Auch besuchte er oftmals Bertinini, der nach wie vor regen Antheil an seinem Schicksal nahm und Gallani, seinen ersten Meister.

Dies war im Jahr 1611. Unermüdlich war sein Fleiß. Verschiedene größere Arbeiten folgten rasch nach einander. Die verschiedenartigsten hervorragendsten Compositionen gingen in unmittelbarer Reihenfolge aus seiner Hand hervor. Einige der bekanntesten sind die Versuchung des h. Antonin, der Tod des h. Sebastian und der Plan der hauptsächlichsten Gebäude Jerusalems und Bethlehems, welches er nach den Zeichnungen eines seiner Freunde, des Franziskaners Bernardin Galliopali, anfertigte, der dieselben an Ort und Stelle aufgenommen. Die letztere Arbeit enthält allein fünfundvierzig Blätter.

Ohne Anstrengung, spielend ging er von der Darstellung eines frommen Gegenstandes zu einer burlesken Scene, von der Beschreibung des Grabes eines israelitischen Königs zur Malerei der Zigeuner und ihres Lebens über, wie diese denn eine große Rolle überhaupt in seinen Arbeiten spielen, aber in so zarter und humoristischer Weise, daß sie immer gleichsam nur das Nebeninteresse für sich beanspruchen.

Dabei führte Jaques Callot ein geregeltes Leben. Frühe stand er auf und machte mit einem Freunde einen Spaziergang vor der Stadt. Dann hörte er eine h. Messe und setzte sich darauf zur Arbeit nieder, die er regelmäßig bis zur Mittagsstunde innehielt. Nach Tische machte er unveränderlich einige Besuche, und nahm dann bis zum Abend den Grabstichel wieder zur Hand, wobei ihm seine Freunde Gesellschaft leisteten, mit denen er sich während der Arbeit unterhielt.

Im Jahr 1631 nahm Ludwig XIII. nach langer Belagerung die Stadt Nancy. Er ging Callot an, diesen Sieg durch seine Kunst zu verherrlichen. Aber Jaques weigerte sich. Und als die Höflinge an den König drangen, Callot dazu zu zwingen, sagte dieser, er sei Lothringer mit ganzem Herzen und werde sich eher den Daumen abschneiden, als irgend etwas gegen die Ehre seiner Heimath thun.

Das Gebet seiner Kindheit sollte in Erfüllung gehen. Jaques wurde dreiundvierzig Jahre alt. Die Kunst, welche seinen Namen verewigt hat, wurde die Ursache seines frühzeitigen Todes. Die Gewohnheit, über seine Vorlage gebeugt zu arbeiten, zog ihm eine Magengeschwulst zu.

Schon in der letzten Zeit seines Lebens genöthigt, in aufrechter Stellung an einer Staffelei nach Art der Maler zu arbeiten, unterlag er seinem Uebel am 24. März 1635. Er wurde beerdigt in der Kirche der Franziskaner in Nancy, wo seine Wittwe ihm ein Mausoleum errichten ließ.

Einiges zur Geschichte der Münzen.

Von Theodor von Inama.

Wenn wir uns über so manche Worte unsrer Muttersprache, die wir tagtäglich im Munde führen, genauere Rechenschaft ablegen müßten und nicht mit dem „Wie“ der Bezeichnung eines Gegenstandes zufrieden wären, sondern noch etwa um das „Warum“ fragen wollten, so würden wir gar oft in Verlegenheit kommen um die Antwort. Das soll aber eigentlich nicht sein,

und ein guter Deutscher, der seine Muttersprache liebt, soll sich schon umsehen, wie er denn zu so manchen Worten kommt, welche doch ursprünglich das gar nicht bezeichnen, was er jetzt damit ausdrückt. Da meine ich nun zwar nicht, daß Jeder ein Sprachforscher oder Sprachgrübler werden solle, obwohl es nicht schaden könnte, wenn man es hie und da etwas genauer mit seiner Muttersprache nehmen würde, — aber solche Bezeichnungen, deren Erklärung mehr dem Geschichtskenner, als dem Sprachforscher zukommt, sollten wie die Geschichte selbst, billigerweise jedem Gebildeten geläufig und erklärlich sein.

Ich möchte nun in dem Folgenden ein Weniges beitragen zur Erfüllung dieses frommen Wunsches und hoffe, wenn die Sache nur erst einmal angeregt ist, bald Theilnahme und Interesse dafür bei meinen Lesern zu gewinnen. Da sind denn die Bezeichnungen unsrer Münzen ganz vorzüglich dazu angethan, ihre Erklärung durch die Geschichte zu finden, eine jede trägt, so zu sagen, selbst ein Stückchen Weltgeschichte in sich und zwar manchmal ein ganz lehrreiches.

Wenn ich bei der Münze anfange, welche uns jetzt als das allergemeinste Individuum in der gesammten Münzwelt erscheint, bei dem Häller, so bietet derselbe gleich ein ganz lehrreiches Exempel, wie schwankend die Volksgunst sei und wie aller Schein verfällt, wenn der innere Werth ihm mangelt. Der Häller, den man früher auch Haller nannte, wie ihn manche Dialecte noch bezeichnen, war ehedem eine ganz ansehnliche Silbermünze, welche ihren Ursprung in der Stadt Hall (in Schwaben) hat und jedenfalls auch ihren Namen davon ableitet. Also der Häller war ursprünglich die „Haller“ Münze und war ein ganz willkommnes silbernes Männlein, von denen beim Beginn ihres Daseins (1228) c. 660 auf eine Mark Silber gingen, was in unsern Münzverhältnissen einen Werth von beinahe fünf Kreuzer ausmacht. Sie hatten damals auch ein recht hübsches Gepräge, auf der einen Seite ein Kreuz, auf der andern aber eine Hand, welche Einige als das Wappen der Stadt Hall gedeutet, Andre aber für den kaiserlichen Handschuh gehalten haben, welcher das Zeichen der den Hallern verliehenen Münzgerechtigkeit gewesen sei. — Aber Hochmuth kommt vor dem Fall. Die Haller wurden durch diese Münzgerechtigkeit reiche Leute, bildeten sich große Dinge ein und meinten unter anderm, daß es gar nichts schaden könne, wenn man die schöne allgemein geachtete Münze auch etwas leichter ausprägte und das Erübrigte in den eigenen Säckel

legte. Das ging denn auch einige Zeit lang, aber nach und nach kam der Betrug an die Sonne, und, waren sie erst so viel werth gewesen als die Pfenninge im Reiche, so wurden sie schon um's Jahr 1361 sorgfältig von diesen unterschieden und sechzig Jahre darnach hatten sie ihren Credit schon soweit verloren, daß zwei Häller auf einen Pfenning gingen. Nun war das einst so einträgliche Geschäft silberne Häller zu prägen, wie man an vielen deutschen Münzstätten that, schon zu einem nachtheiligen geworden, und bald darauf verschwanden sie ganz, um als kupferne Proletarier in harter aber gerechter Strafe die niedrigsten Dienste zu versehen. Schmach und Verhöhnung folgte ihnen auf dem Fuße und wenn man in der Folge einen Taugenichts recht tief herabsetzen wollte, sagte man ihm, er sei keinen rothen Häller werth. Unsre Zeit aber, welche in der Herabsetzung des Münzwerthes das kaum Glaubliche leistet, hat es bereits dahin gebracht, daß sich der arme erniedrigte Häller ganz vom Schauplatze zurückgezogen hat und kaum mehr anderswo als in Münzcabineten sich zeigen darf. Seine Stelle im Verkehre hat er seinem ehemaligen Bruder, dem Pfenninge eingeräumt, den ein ähnliches Loos auf diese Stufe der Erniedrigung brachte. Das Wort Pfenning ist ungleich ältern Ursprungs, als Häller. Es besteht, so lange überhaupt schon eine deutsche Sprache existirt und lautete ehemals Phanthinc, Pfennding zur allgemeinen Bezeichnung von Münze. Es darf uns daher nicht wundern, wenn wir in früher Zeit von goldnen Pfenningen hören, von Guldenpfenning, Kreuzerpfenning, u. s. w. Ungefähr seit dem zwölften Jahrhundert mag die Bezeichnung des Pfenning für die kleine silberne Scheidemünze gebräuchlich geworden sein, welche a. c. 1255 ungefähr fünf Kreuzer, a. c 1344 nur mehr gegen $3^1/_4$ Kreuzer und um 1400 etwa noch $^3/_4$ Kreuzer unsers Geldes werth war. Der starke Zusatz Kupfer verdrängte auch hier nach und nach das Silber vollständig und es entstanden seit dem 16. Jahrhunderte die sogenannten schwarzen (ganz aus Kupfer geprägten) Pfenninge. Dabei will ich nicht vergessen, einer besondern Art von Pfenningen zu gedenken, von welchen Manche wohl auch ihren Namen abgeleitet haben, es finden sich nämlich in den frühern Zeiten des Mittelalters schüssel- oder pfannenartig ausgeprägte blecherne Hohlmünzen (Bracteaten genannt) und aus dieser Form glaubte man den Namen Pfenning herleiten zu müssen.

Wollen wir nun, zum Höhern aufsteigend, auch die Silbermünzen in Betracht ziehen, so ist es zuerst der Kreuzer, welcher unsere Aufmerksamkeit

auf sich zieht. Daß diese Bezeichnung sich sehr einfach durch das ehemalige Gepräge derselben, welches ein Kreuz darstellte, erklärt, braucht kaum erwähnt zu werden. Seit den Kreuzzügen war es ja überhaupt sehr gewöhnlich, das Sinnbild des Christenthums überall zu verwenden, und wir haben Münzsorten von allen Größen und Arten, welche das Bild des Kreuzes tragen. Was aber besonders unsre kleine Scheidemünze betrifft, so ist sie wälschen Ursprungs. Sie heißt bis in's 16. Jahrhundert Meraner- oder Etschkreuzer und fand ihren Weg und ihre Nachahmung aus den Münzstätten von Meran und Verona nach dem südlichen Deutschland, wo sie sich bis jetzt in Geltung, wenn auch nicht in besonderem Ansehen erhalten hat. Auch dem Kreuzer hat man schon die Schande angethan, ihn ganz aus Kupfer zu prägen; aber diese Gattung ist in den Ländern der Silberkreuzer immer verpönt und muß zufrieden sein, wenn man sie um die Hälfte ihres Nennwerthes noch in Gottesnamen annimmt.

Das Bild des Kreuzes als Gepräge führt uns noch auf die Bezeichnung einer andern Münze, auf den Groschen. Wie in Deutschland und Italien, so versah man auch in Frankreich nicht selten die Münzen mit einem Kreuze. Insbesondre geschah dies mit einer kleinen Silbermünze, welche in Tour geprägt, daher Cros (altfranzösisch für croix-Kreuz) Tournois genannt wurde. Diese Münze gewann sich, wie das ja auch heute noch vorkömmt, im In- und Auslande besonders viele Freunde und erweckte die Nachahmungssucht der Deutschen. Zu Ende des 13. Jahrhunderts prägte man in Böhmen zuerst solche Münze und nannte sie mit Beibehaltung der französischen Bezeichnung Turnosen oder Crossen. Aus diesem gedeutschten Worte mag die Benennung Groschen entstanden sein, obschon Andere sie aus dem Lateinischen ableiten und für denarius grossus (den dicken Denar) oder aber als eine Kürzung für „großen" Pfenning halten wollen. Noch weiß ich ein paar seltsame Münzen zu nennen, die in früherer Zeit eine große Rolle gespielt haben und die auch unserer lernbegieriger und nicht begieriger Schuljugend, bei schwerer Strafe nicht fremd bleiben dürfen, obgleich wohl die Wenigsten je einmal eine solche gesehen haben, das sind der Batzen und der Schilling.

Wenn wir die für eine silberne Münze sonderbare Bezeichnung Batzen, womit wir in der Regel einen ganz andern Begriff verbinden, erklären wollen, so müssen wir seinem Ursprunge auf die Spur zu kommen suchen. Dieser liegt denn auch gar nicht so fern als wir wohl glauben möchten. Denn

vor dem Jahre 1450 hat der Batzen wohl das Licht der Welt nicht erblickt. Sein Geburtsort ist Bern in der Schweiz und das Bindeglied, welches den Namen der Stadt mit der Bezeichnung der dort geprägten Münze in so enge Verwandtschaft brachte, waren die Bären, welche noch heut zu Tag dort sorgfältig gehegt und gepflegt werden. Freund Petz oder Bätz (wie der Bär dort genannt wird) ist wie das Wahrzeichen, so das Wappenbild der Berner geworden und in dieser Gestalt wurde er auch den neugeschaffenen Münzen aufgeprägt und als Führer durchs Leben mitgegeben. Im Jahr 1476 hatten die Berner in dem burgundischen Krieg reiche Beute gemacht; noch nie bisher hatten sie über eine so große Menge von Silber verfügen können und so gings denn jetzt an ein Ausmünzen von Silbergroschen mit trefflichem Gehalt und Gepräge in solcher Emsigkeit, daß bald der „Bätzner" in allen Herren Ländern sein Glück machte. Seit 1500 ward Baden, Württemberg, Baiern, Franken, Hessen, die rheinischen Lande, Lothringen, Böhmen, Brandenburg und Bremen mit ursprünglichen und nachgeahmten Batzen bald überschwemmt, und angesehen war, wer seinen Sack recht mit Batzen gefüllt hatte. Ja man vergaß, daß das Wort von dem Münzgepräge abstamme und fügte, wenn sich dasselbe änderte, auch das neue Wappenbild zur Bezeichnung hinzu; so entstanden die Rappenbatzen (eigentlich Rabenb.), welche das Wappen der Stadt Freiburg im Breisgau, den Rabenkopf, führten, die Schlüsselbatzen in Bremen u. s. w. Heutzutage wird der Batzen als umlaufende Münze kaum mehr gefunden.

Auch der Schilling ist für uns nur eine Rechenmünze, obschon er früher in Gold und Silber wirklich ausgeprägt und im Gegensatze zu den nicht klingenden Blechmünzen der „Schellende" oder Schilling genannt wurde.

Wenden wir uns nun von den gemeinen Scheidemünzen zu den weit vornehmeren und gewichtigeren Münzgrößen, so sind es insbesondre der Gulden und der Thaler, welche unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Auch dem Gulden ist ein ähnliches Schicksal widerfahren, wie wir es oben bei Pfenning und Häller gesehen haben. Er war ursprünglich ein hocharistokratischer „Güldener" (eigentlicher güldener Pfenning) gewesen, hatte sich aber durch die Ungunst der Zeit und innere Verschlechterung gezwungen, später mit dem silbernen Gewande begnügen müssen, erhielt sich aber in dieser Gestalt, sowohl als Reichs- als rheinischer Gulden stets in gutem Ansehen.

Der Thaler, das gesunde und schöne Kind der glücklichen Thäler des

Erzgebirges wurde 1516 zum erstenmal in Joachimsthal geprägt, vollwichtiger als der silberne Gulden, wie er zur selben Zeit cursirte. Diese löbliche Eigenschaft zugleich mit der Zuversicht gebenden Reichhaltigkeit der St. Joachimsthaler Silberbergwerke gaben dem „Joachimsthaler" wie man ihn kurz nannte, bald freies Geleite und willkommene Aufnahme im ganzen Reiche und er gewann sich durch seinen innern Werth bald die Herzen und das Zutrauen Aller und blieb als einfacher „Thaler" bis auf den heutigen Tag die echt deutsche Lieblingsmünze.

Wir sehen daraus, daß hier wie überall Redlichkeit die beste Bürgschaft und der beste Schatz ist; solcher Lehrsätze aber birgt die Geschichte in großen und kleinen Zügen eine solche Menge, daß wir es uns nie und nimmer träumen lassen möchten.

Kloster Hohenburg.

Eine Sage.

Von Katharina Diez.

O Klang aus alten Klostermauern!
Du Glockenklang, der durch die Luft
Wie eine Freundesstimme ruft,
Und mich berührt mit heil'gen Schauern,
Wenn er aus stiller Einsamkeit,
Durch das Gebrause dieser Zeit,
Mit ihren flüchtigen Gestalten,
Dem lauten Lärm der Dampfgewalten,
So fremd und doch so traut erklingt
Und mir den Gruß des Friedens bringt.
Des Friedens, den die Welt nicht kennt,
Die nach Genuß und Schimmer jagend,
Um des Gewerbes Lohn sich schlagend,
So ruh'los durch einander rennt.
Doch stilles, himmlisches Genügen,
Mit Kindereinfalt in den Zügen,

Neigt lächelnd sich zu mir hernieder
Beim Schalle frommer Klosterlieder.
Versenket in der Vorzeit Tage,
Wo mitten in bewegter Fluth
Mein Herz auf stiller Insel ruht,
Lausch' ich dem Zauberton der Sage
Die leise, gleich des Winds Geflüster,
Hinzieht durch grau bemooste Rüster
Und von dem Abendglanz umstrahlt
Sich in des Kirchleins Fenster malt.
Die Harfe fällt mir in den Schooß —
Und wie von selbst hör' ich sie klingen;
Es lausche mir wer gern sich los
Mag aus der Welt Getümmel ringen,
Und wer gleich mir, aus alten Kunden
Schon jenen Zauber hat empfunden.

I.

Im schönen Elsaß, das genannt
Einst seinen Schatz das deutsche Land,
Der es dem Räuber nur gelassen
In seiner Perlen Glanz zu praßen,
Gibt's manche Stätte reich geschmückt,
Die Augen uns und Herz entzückt.
Doch weilet jetzt mit ernstem Sinnen
Mein Blick auf eines Klosters Zinnen,
Die hoch auf einem Berge grau,
Aus dunklen Bäumen sich erheben,
Von alter Zeiten Spur umgeben.
Ringsum die schönste, reichste Schau
Von grünen Wiesen, goldnen Feldern,
Von hohen Bergen, tiefen Wäldern,
Läßt meine Blicke staunend schweifen
Hinaus in's weite, prächt'ge Land,
Um das in leichten Nebelstreifen
Sich schlingt des Rheines Silberband,
Und eine dunkle Grenze spannen
Des Schwarzwalds ernste, stolze Tannen.
Doch zu des Klosters Hallen bald
Zieht's mich mit bittender Gewalt.

Sein Name, Hohenburg genannt,
Spricht mir von hehren Frau'ngestalten
Die einst von hier hernieder wallten,
Schutzengel gleich durch Stadt und Land,
Und in der Vorwelt alte Zeiten
Soll mich ihr Geisterschritt geleiten.

In jener Zeit, wo frisch und neu
Und doch ein Kind noch voller Scheu,
Des Heilands milde Himmelslehre
Stand an dem Weg mit sanfter Wehre,
Da tönten auch durch Hohenburg
Nur leise noch die frommen Glocken,
Die nach der ew'gen Heimath locken,
Der Waffen Lärm erklang hindurch
Eh' Klosterfrau'n demüthig flehten
In weltentsagenden Gebeten,
Und Herzog Attich hauste drinnen,
Ein Rittersmann von trotz'gen Sinnen;
Hoch, kräftig, eine stolze Eiche,
Ein ächter Sproß der rauhen Zeit,
Die ich dem wilden Wald vergleiche,
In der noch fessellos der Geist
Mit dunklen Sturmesflügeln kreist,
Wo gleich dem Bach aus Felsenspalten
Der Leidenschaften rohe Kraft
Zerstörend ihre Bahn sich schafft,
Und wo dämonische Gewalten
Noch ungehemmt den Zauber üben
Des Himmels helle Bahn zu trüben.

Doch hat der wilde Wald auch Blüthen,
Die in dem Sturme Engel hüten,
Die ihren milden Sternenschein
Ausgießen auf des Mooses Matten,
Lichtströmend durch die dunklen Schatten.
So stand die holde Bereswinde,
Der stillen Anemone gleich,
In ihres Gatten dunklem Reich;
Sie schmiegte sich so sanft und linde

An seines Lebens starren Stamm,
Demüthig wie ein frommes Lamm,
Das still am harten Felsen ruht
Ertrug sie seines Zornes Glut;
Die schnell ausbrechend sich erhebet
Daß Alles rings um ihn erbebet.
Sie liebte ihn, trotz Furcht und Scheue,
Sie beugte sich dem Mannesstolz
Der manchmal auch in tiefer Reue
Vor ihrer Milde sank und schmolz.

Wie gern sie hätte ihm gewähret
Den Wunsch, der ihm am Herzen zehret!
Das Kindlein, das als Freudenblüthe
Ihm schenken will des Himmels Güte —
„Wär es ein Knabe!“ — früh und spät
War dieß ihr brünstiges Gebet;
„Ein Sohn, in dem des Vaters Muth
„Aufblühte in erneuter Stärke,
„Zu manchem angefang'nen Werke,
„Ein Erbe, der sein reiches Gut
„Mit hohem Ruhmesglanz umgebe
„Und seines Namens Klang erhebe!“

Doch Gott hört nicht des Stolzes Bitte,
Ob sie auch bringt mit sanftem Schritte
Ein Herz, das nur dem Zwang sich neigt
Den ihm ein andrer Wille zeigt.

Es kam der bang ersehnte Tag,
Doch ach, die Hoffende erschreckte
Der Laut, der ihr ein Leben weckte!
Ein Mägdlein war's, das lieblich lag
Gleich einer jungen, zarten Rose
In ihrem warmen Mutterschooße.

„Weh mir und weh Dir armen Kinde!“
So sprach die bleiche Vereswinde
Und hob ihr Mägdlein an das Herz,
Und küßt' es sanft mit heißem Schmerz.
„O liebes, kleines Angesicht,

„Das Engel sich zum Sitz erkühren,
„Wirst Du des Vaters Herz nicht rühren?
„O, schlage auf das helle Licht
„Der Aeugelein, der kleinen, süßen,
„Mit holder Bitte ihn zu grüßen,
„Wie könnt' er dann Dir widerstehn!“

So flüsterte mit zartem Fleh'n
Die arme Mutter stundenlang,
Doch immer trüber, starr und bang
Sah man ihr Auge voll Verlangen
An ihres Kindlein Antlitz hangen,
All' ihrem Bitten, ihrem Weinen
Will nicht der Trostesstern erscheinen,
Die Aeuglein öffnen sich ihr nicht
Mit dem ersehnten Himmelslicht,
Der schönste Reiz bleibt ihr entrücket
Der eines Menschen Antlitz schmücket,
Und bald tönt ihr der Spruch zu Ohren:
„Dein Töchterlein ist blind geboren!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Kindersucher.

Von Th. Messerer.

III.

Die Flurhüter-Familie.

Im Dorfe angekommen, über dessen niedern, von Rauch und Wetter geschwärzten Hütten sich auch manches stattliche Gehöfte erhob, kehrte der Doctor ohne Verzug beim Ortsvorsteher ein. Er setzte dem stämmigen Landmann, der ihm freundlich die Hand zum Gruße bot, in aller Kürze auseinander, was ihn heute nach Felsdorf heraus geführt. Er erzählte ihm auch die Begegnung mit der armen Christel und ihre Weigerung, sich von dem Kinde zu trennen, mit dem sie gewiß noch ihre liebe Noth haben werde.

Der Vorsteher lachte. „Ja, die Franzen-Christel, die gibt ihren Micherl nicht her, den hätten schon mehr Leute angenommen. Stundenweit schleppt sie den kleinen Kerl in der Butte herum und ist die voll, hat sie ihn heimwärts auf dem Arm. Wenn ihr das Kind genommen würde, wär's auch um die Christel geschehen, da ist nichts zu machen. Aus der Noth ist Ihnen aber leicht geholfen, Herr Doctor. Unser Flurhüter, der Wirthssepp, hat sechs kleine Kinder, der gibt Ihnen lieber zwei statt eins."

„Der Flurhüter?" betonte der Doctor bedenklich, „Und außer dem Flurhüter wißt Ihr Niemand?"

„Der Sepp ist schon der Aermste in der Gemeinde, der weigert sich nicht, da haben Sie die Wahl."

„Nennt mir lieber noch ein Haus, wo ich Aussicht hätte, ein Kind zu bekommen, wenn's bei dem Flurhüter fehlschlüge oder mir die Kinder nicht gefielen. Ich kann auch nicht ein Jedes brauchen, gar zu verwildert dürften sie nicht sein."

„Grad deßwegen müssen Sie beim Wirthssepp anklopfen, Herr Doctor," meinte der Vorsteher zuversichtlich, „der hat einen ganz raren Schlag von Kindern, lauter helle Köpfe und lebendig wie die Wiesel. Sie schlagen Alle dem Vater nach. Der Sepp ist ein verdorbener Wirth, hat Haus und Hof gehabt, ein lustiger Patron und ein Hauptpfiffikus."

„Seine Pfiffigkeit scheint ihn nicht weit gebracht zu haben," konnte sich Herr Amadäus nicht enthalten zu bemerken.

„Das hat einen andern Grund. Der Sepp ist ein Hitzkopf, der um jeden Grashalm Händel angefangen hat und nicht eher gescheidt worden ist, als bis Alles fort prozessirt war. Seit er nichts mehr hat, kommt er mit jedem Menschen im Frieden aus. Schauen Sie die Kinder einmal an, sie gefallen Ihnen gewiß. Sonst wüßt' ich jetzt gerade Niemand im Ort," fügte der Vorsteher nachdenklich bei. „Die Leute sind wohl arm, aber sie schlagen sich durch und ein Kind gibt man doch so leicht nicht weg, ich nehm das von mir ab."

Hier schaute der ehrliche Bauer mit herzlichem Blicke auf die zwei dicken schwarzköpfigen Kinder hin, die vor der Thüre saßen und mit den Hühnern munter im Sande scharrten.

„Aber, wie gesagt, Herr Doctor, beim Wirthssepp kanns Ihnen nicht fehlen," fuhr er gutmüthig fort, „und es ist ein gutes Werk dabei, der arme Tropf kann's wohl brauchen. Dort, links, wo der Maibaum steht, das ist seine Thüre."

Der Flurhüter, auch Wirthssepp genannt, blieb also vorläufig das nächste und einzige Ziel für unsern Kindersucher und mit nicht allzugroßer Zuversicht folgte er der Weisung des ausgestreckten Zeigefingers, der auf die ärmste Hütte des Dorfes gerichtet war.

In dieser ärmsten Hütte ging es gleichwohl nicht gar zu traurig zu und das niedere, enge Stübchen, in dem wir die Familie finden, war ein Beweis, daß unser Lieblingsdichter wohl auch hätte singen dürfen:

Raum ist in der kleinsten Hütte
Für die größte Kinderschaar.

Eltern und Kinder, mit lustigem Geplauder und ihrem Mittagsmahl angenehm beschäftigt, saßen eben um die große Suppenschüssel, als durch einen Ausruf des Vaters eine ungewöhnliche Bewegung in die Tischgesellschaft kam.

„Ist jetzt das nicht der Doctor von Werdenfels, der da die Gasse herunter kommt? Meiner Seel, er ist's und schnurgerad geht er auf uns zu!" rief der Flurhüter und schaute höchlich verwundert zu dem kleinen Fenster seiner Hütte hinaus. Die Kinder drängten sich vom Essen weg an's Fenster, Jedes den Mund staunend offen und den Löffel in der Hand.

„Ei, was will denn der bei uns?" sagte die Frau Flurhüterin und fuhr emsig fort, mit ihrem Finger und einem Schnullerzipfel das Mäulchen ihres Kleinsten im Schooße zu verkleistern. Der kleine Schelm hätte sicher jede Pause mit unbändigem Geschrei ausgefüllt.

„Vielleicht will er Leibarzt werden bei Seiner Gnaden, dem Herrn Flurschützen, oder halt, Alte, der könnte so was von einer Erbschaft oder sonst einen Glücksfall bringen. Mir träumt immer, es kommt auf einmal noch recht viel Geld zu uns in's Haus."

„Hör auf, Sepp, die Advocaten haben uns um unsere Wirthschaft gebracht und der Doctor könnte uns noch —"

„Um unsern Appetit bringen, meinst Du?" ergänzte der Wirthssepp die Rede seiner Frau und nahm seinen Platz wieder ein. „Rosel, mußt jetzt Du immer den Löffel zu den Augen hineinschieben," belehrte er eines der Kleineren, „es ist ja schade um die gute Suppe."

„Ah, der Herr Doctor!" rief er nun, sich überrascht stellend, als die Thüre aufging und eilte zuvorkommend auf den eintretenden alten Herrn zu. „Was verschafft mir denn die Ehre?"

Die Frau zog sich mit Kind und Kleisterpfännchen außerordentlich flink in den Hintergrund zurück. Die Kleinen starrten den fremden Herrn mit großen Augen an und die Größeren machten sich die Unterbrechung zu Nutzen, indem sie mit den Löffeln und wohl auch mit den fünf nicht allzuweißen Fingern aus der Schüssel so viel als möglich zu erbeuten suchten.

„Laßt Euch nur nicht stören, liebe Leute," sagte der Doctor freundlich und warf einen prüfenden Blick in das dunkle rauchige Innere, „eßt ruhig fort, ich will mich nur ein wenig niedersetzen." Und erschöpft von der langen heißen Morgenwanderung, ließ sich der alte Herr auf dem einzigen dreibeinigen Stuhle nieder, den ihm der Wirthssepp höflich anbot. „So, Kinder, habt Ihr brav Appetit?"

„Nein!" riefen ihm Vier zugleich entgegen.

„Was," fuhr sie der Vater an, „so was will ich nicht hören!"

„Hunger haben wir!" antwortete im Namen Aller der größte Bub und der Flurhüter schien sichtlich beruhigt, denn der Doktor wußte nun, daß sie gesund seien. Er konnte sich der leisen Furcht nicht erwehren, der alte Herr habe aus Mangel an Patienten etwa gar die Absicht, seinen Sprößlingen etwas anzukuriren.

„Draußen auf der Herdplatte sind noch Kartoffeln, Mathies, hol sie!" ordnete das Haupt der Familie an.

Mathies, der Aelteste, holte sie. Der kluge Junge dachte vermuthlich: „Was soll ich für Andere die heißen Kastanien aus dem Feuer holen?" und

steckte sich eine Kartoffel mit Haut und Haar, oder richtiger, mit der Montur in's Maul. Den Rest ließ er aus einem rußigen Topfe gewissenhaft auf den Tisch kugeln, wo sie mit Beifall begrüßt und mit Salz verzehrt wurden.

Der Flurhüter stillte seinen Hunger mit derselben Ungezwungenheit wie seine Kinder und verrieth seine Neugierde über den seltsamen Besuch nur dadurch, daß er seiner Frau dann und wann ein Zeichen mit den Augen machte.

Indeß sie sich's nun so prächtig schmecken lassen, wollen wir die Familie mit demselben humoristischen Blicke in's Auge fassen, wie das der Herr Doctor mit manchem tiefen Athemzuge in aller Stille thut und fangen gleich bei der Hauptperson, beim Flurhüter an.

Ein prächtiger Kerl, dieser Flurhüter! eine feste, gedrungene Gestalt, blinzelt er mit pfiffigem Auge nach dem Doctor und überschaut dann glücklich schmunzelnd seine Kinderschaar. Sein starker rother Bart, so wirr und uncultivirt wie das Heidekraut am Zaun draußen und selbst seine hellen struppigen Haare, die eigensinnig himmelan strebten, störten nichts in dem komisch gutmüthigen Ausdruck, mit dem er nun: „Gesegnete Mahlzeit!" sprach. Der arme Teufel! Pommade und Haaröl regnete es eben nicht vom Himmel und so gab er bald jeden Versuch auf, den Urwald zu lichten, der sein volles röthliches Gesicht beschattete. Nur solch ein Hut, wie der auf dem Fenstersims dort, konnte zu solch einem Kopfe passen. Ueber den war gewiß schon Alles gekommen, was über einen Hut nur kommen kann. Da sah man deutlich, daß man nicht blos auf dem Schlachtfeld, sondern auch am Kartoffel- und Haberfeld verkrüppelt und durchlöchert werden kann, aber immer noch fidel, hatte er eine ganze Sammlung von Tauben- Hühner- und Entenfedern aufgesteckt, was seine Schöhnheit sehr erhöhte. Ueber die andern Kleidungsstücke des Hausherrn bleibt uns nicht viel zu melden übrig, doch durfte man der Hausfrau auch nicht den Vorwurf machen, sie setze den Fleck neben das Loch. Wer wäre hier im Stande gewesen, zu entscheiden, wo der Fleck anfange oder das Loch aufhöre! Die Garderobe des Wirthssepp war ein warnendes Beispiel der Vergänglichkeit alles Irdischen. An der Weste fand sich bloß der Streifen noch ganz, wo die Knöpfe angesetzt waren und nur Sepps Gewandtheit schien es möglich, am Morgen beim Anziehen neben der verschiedenen andern bei den Arm- Löchern richtig hinauszufinden. So angethan, durchstreifte der wackere Mann wohlgemuth und fröhlich pfeifend Feld und Flur und ihn beschlich keine Angst, wenn er in manchem Garten zum Schrecken der Spatzen einen würdigen Doppelgänger erblickte. Er leistete

vielmehr der Gemeinde, in deren Brod er stand, auch als wandelnde Vogelscheuche bald so ersprießliche Dienste, daß seine zerlumpten Ebenbilder nach und nach überflüssig wurden.

Die Frau Flurhüterin trug wahrscheinlich kein Verlangen, sich in ihrem wirklich sehr schlichten und bequemen Hauskleide vor einem Fremden sehen zu lassen, weil sie so hartnäckig hinter dem Ofen bleibt und wir sind artig genug, sie nicht wider ihren Willen hervor zu nöthigen. Das vollgestopfte Kleinste macht jetzt auch Miene, ihr auf dem Schooße einzuschlafen, um so mehr müssen wir sie in Ruhe lassen.

Mehr Interesse als die beiden Ehegatten flößten unserm Doctor die Kinder ein. Leicht und kräftig gebaut, strotzten sie von Leben nnd Gesundheit und der Frohsinn lachte einem Jeden bei den Augen heraus. Von ihrem Anzug läßt sich nicht viel sagen, sie hatten nicht viel davon an. Die Größeren steckten, wie sich noch erkennen ließ, in abgetragenen Kleidern, die sie von Erwachsenen zum Geschenke erhalten. Die Scheere der Mutter hatte da wohl schnell der übermäßigen Länge der Hosen und Aermel abgeholfen. Das Uebrige konnte hängen, wie es gerade hängen wollte, bis auf das, was in der Eile etwa an Hecken und Zäunen zurückgeblieben sein mochte. Die Kleinsten waren nur im Hemdchen und wer es wußte, wie weit der Bach weg war, drückte bei ihrem Anblick gern ein Auge zu. Munter und zutraulich spielten sie jetzt um den Doctor herum und schauten ihn mit ihren großen himmelblauen Augen gar treuherzig an. Lichte Haare, verwirrt und zerzaust wie ungehechelter Flachs, schüttelten sie sich oft aus dem Gesichte und dachte sich der alte Herr ein Schaff Wasser und ein halbes Pfund Seife neben jedem dieser Kleinen, dann konnte er wahrlich keine schönern Kinder mehr finden.

Herr Amadäus war bald nicht mehr im Zweifel, welchem von den Kindern er den Vorzug geben würde, wenn er sich wirklich entschlöße, Eins davon zu wählen. Ganz im Reinen über diesen Punkt war er noch nicht mit sich selbst. Die kleine Rosel, ein Mädchen von etwa drei Jahren, gefiel ihm am besten. Das Kind hatte einen so lieben Ausdruck im Gesichtchen, so frische fröhliche Augen, so glänzend weiße Zähnchen zwischen den kirschrothen Lippen — das müßte unter den striegelnden Händen seiner Rieke ein wahres Engelchen werden! Je länger er das kleine Mädchen ansah, desto lieblicher kam es ihm vor und als er nun lächelnd seine Hand hinhielt und die Kleine mit ihren Händchen zutraulich darauf patschte, war sein altes kinderfreund-

liches Herz auch schon gewonnen und jedes Bedenken gehoben. Dießmal wollte er indeß die Sache schlauer einleiten und die Unterhandlungen mit der Kleinen selbst anknüpfen, obgleich er in die fröhliche Zustimmung der Aeltern nicht den geringsten Zweifel setzte.

„Da, komm einmal her zu mir, Du kleine Maus!" sagte er freundlich und setzte sich die Kleine auf's Knie, indeß sich auch die andern Kinder erwartungsvoll um ihn drängten.

„Nun sag einmal, wie heißt Du denn?" fuhr der alte Herr fort und streichelte dem lächelnden Kinde die vollen Bäckchen.

„Rosel!" rief das Kind vergnügt.

„Nun, kleine Rosel, hör' einmal, Du bist gar so ein liebes braves Kind! Was soll ich Dir denn schenken, was hättest Du denn gerne?"

Die Kleine hielt das Händchen vor die Augen und sann verschämt und verlegen lange nach, ohne es zu einer Antwort zu bringen.

„Ich weiß schon, was sie möchte!" sagte ein kleiner drolliger Knabe und drückte den Mathies bei Seite. Er hatte nur eine Schulter im Hemde, dafür aber eine Weste an, die ihm bequem bis zu den bloßen Waden reichte.

„Was möchte sie denn?" fragte der alte Doctor gespannt, während ihn selbst der Flurhüter mit scharfem mißtrauischem Blick beobachtete und auch die Frau den Kopf aus ihrem Schlupfwinkel möglichst weit vorstreckte.

„Solch ein rothes Röcklein hätte sie gern," sagte der kleine Bub mit großem Eifer, „wie des Lenzenbauern Suse hat und ein blaues Schürzlein darauf."

„Sieh, Rosel, das bekommst Du, ein rothes Röckchen und das blaue Schürzchen auch. Gefällt Dir das?"

„Ja!" hauchte die kleine Rosel leise und legte in ihrer Freude das Aermchen um den Hals des alten Herrn.

„Schön, das sollst Du haben, liebes Kind, und sogar noch ein prächtiges Häubchen dazu. Hast Du mich jetzt lieb?"

Die Kleine nickte zufrieden mit dem Köpfchen.

„So gehst Du also auch mit mir?" fragte Herr Amadäus jetzt in gar zuversichtlichem und einschmeichelndem Tone.

Diese Einladung brachte in dem kleinen Stübchen eine unerwartete Wirkung hervor.

Das Kind ließ den Hals des Doctors los und schaute ihn bestürzt an. Die Flurhüterin schnellte von ihrem Schemel auf und machte in sichtbarer

Aufregung einige Schritte gegen den alten Herrn. Der Wirthssepp aber that einen leisen langgezogenen Pfiff und murmelte mit spöttischem Kopfnicken vor sich hin: „Also da hinaus will er, der alte Fuchs! A—a—ah!"

Der arglose Doctor aber baute schon die schönsten Hoffnungen auf seine Schlauheit und fuhr völlig überzeugt fort: „Ei, freilich gehst Du mit mir, kleine Rosel, und holst Dir alle diese schönen Sachen selbst."

„Dann mag ich gar nichts!" rief die Kleine trotzig, glitt ihm mit blitzschneller Bewegung vom Knie und verlor sich durch die verblüffte Kindergruppe spurlos in einen Winkel.

„Ha, ha, ha!" lachte der Flurhüter hell hinaus, „die Rosel versteht keinen Spaß, Herr Doctor!"

„Was Ihr da für Spaß nehmt, lieber Mann, ist mir eigentlich beinahe Ernst," sagte der Doctor, indem er rasch aufstand und der entsprungenen Auserwählten ziemlich verdutzt nachschaute.

„Wär mir nicht lieb!" gab der Wirthssepp lustig zur Antwort.

„Die Sache ist wirklich ernsthaft, Sepp. Ich hätte Gelegenheit, ein Kind von braven Eltern so unterzubringen, daß es für immer versorgt wäre. Ich habe von Eurer traurigen Lage gehört und daß Ihr ein so wackerer Mann seid und da gebe ich Euch den Vorzug." — Der Herr Doctor wurde bei dieser Nothlüge so wenig roth als der Flurhüter über diese Schmeichelei. — „Die Frau Baronin von Sternberg ist Euch gewiß von früher noch bekannt. Diese vortreffliche Dame will ein Kind annehmen und das wäre doch wahrlich ein großes Glück für Eins von den Eurigen."

„Die Frau Baronin! Lebt die auch noch? Freut mich, freut mich!" verwunderte sich der Wirthssepp. „Bleibt sie jetzt ganz in der Stadt?"

„Bis auf die Sommermonate, die sie auf ihrem Gute zubringt. Aber was sagt Ihr zu dem Vorschlag? Ihr greift doch mit beiden Händen zu?" drängte der alte Herr.

„Die Kinder müssen beisammen bleiben!" sagte der Flurhüter kurz, warf einen herzlich vergnügten Blick auf seine kleine Schaar und steckte, statt zuzugreifen, die Hände ruhig in die Taschen.

„Ihr seid ja aber gar nicht im Stande," rief der auf's Höchste erstaunte Doctor unwillig aus, „so viel Kinder zu ernähren!"

„Schauen sie etwa aus, als ob ihnen etwas abginge? Je mehr es sind, desto besser gerathen sie," behauptete der heitere Vater und lachte behaglich in sich hinein.

Die Kinder aber, die durch ihr blühendes Aussehen seine Worte glänzend rechtfertigten, hatten sich allmälig vom Herrn Doctor weggemacht und näher an die ängstlich aufhorchende Mutter geschmiegt.

„Seid doch vernünftig und bedenkt, daß es sich um die Zukunft eines Kindes handelt!" mahnte der Kindersucher dringender. Der unerwartete Widerstand, auf den er auch hier zu stoßen schien, schärfte nur sein Verlangen nach einem von den Kindern, die ihm beim ersten Anblick allerdings nicht sehr verlockend erschienen waren. Der biedere Vorsteher hatte bei seiner Empfehlung offenbar mehr den Kern als die Schale im Auge gehabt.

„Herr Doctor," sagte nun der Wirthssepp, plötzlich ernst geworden, mit verändertem Tone: „Wie Sie zu mir in's Haus gekommen sind, hab ich geglaubt, Sie bringen uns etwas und jetzt seh ich, Sie möchten uns was nehmen. Ich dank recht schön für die Ehre, daß Sie aus unserer Rosel ein gnädiges Fräulein machen wollen, aber das geht einmal nicht! Wer zum Kittel geboren ist, paßt sein Lebtag in keinen Frack und lieber ist mir, mein Kind tanzt im Zwilchrock einmal mit einem flotten Burschen, als daß es im Seidenkleid in der Stadt d'rin jammert und weint. Ueberhaupt nützt Ihnen der Gang nichts, es geht Ihnen Keines mit und wollten wir's mit Gewalt zwingen, die Andern wären trostlos und Sie bringen Keines auf, es stirbt Ihnen und ich hätt in mir den Vorwurf: „Sepp, mit deiner Gescheidtheit hast dein Kind umgebracht!" Sperren Sie ein Lerchlein ein, das im freien Feld ausgeschlüpft ist und schon in die Sonn geschaut hat, sperren Sie's ein, ob sich's nicht den Kopf einstößt vor lauter Drang in's Freie, vor lauter Lieb und Weh um die Seinen! Reißen Sie einem jungen Bäumchen in der Blüthe einen Zweig ab, ob nicht der ganze Stamm trauert und der Zweig verdorrt über Nacht! Und da schauen Sie hinaus, Herr Doctor, da sitzt eine weiße Taube vom Krämer drüben, nehmen Sie sie mit, sperren Sie sie ein, so lang Sie wollen — sie wird immer wieder in ihren alten Kobell heraus fliegen. So ist's mit meinen Kindern auch, es ist ein Nest, sie gehören zusammen und bleiben beisammen, werden miteinander groß und der Segen Gottes wird sie miteinander behüten. Verlangt unser Herrgott Eins, so mag Er's hinnehmen, Er hat sie mir geschenkt, aber ich halts für ein Verbrechen, Eines wegzugeben."

Der Wirthssepp wollte sich, im Innersten bewegt, eben nach den Kindern

umschauen, als er sich zu seiner großen Ueberraschung mit dem Doctor allein in der Hütte fand. Er brach in ein lustiges Gelächter aus.

„Da habens Sie's, Alle sind sie auf und davon! Alle haben sie Reißaus genommen vor Ihnen, die ganze Brut sammt der Alten!"

„Ich habe Euer Bestes im Auge gehabt," erwiederte der Doctor, der sich trotz seiner Rührung sichtlich verstimmt zeigte, „und kann nur bedauern, daß Ihr die gebotene Hülfe verschmäht. Es würde Euch auch für Eure andern Kinder nicht an Unterstützung gefehlt haben."

„Die Kinder gehören einmal zusammen," dabei blieb der Flurhüter unerschütterlich stehen. „Ich habe sie durch meine dummen Streiche um Haus und Hof gebracht, aber um den letzten Winkel in dieser Hütte will ich Keines bringen. Es gibt nur Eine Heimat und die ist bei Vater und Mutter und niemals unter Fremden. Da schauen Sie hinaus auf die Wiese," sagte er und zog den alten Herrn an's Fenster hin, indeß ihm eine Thräne auf den struppigen Bart niedertropfte. „Wie junge Rehe springen sie einander nach und wie sie jubeln, Eins immer lauter, als das Andere! Wer ist denn froher, wer hat's denn schöner wie die da draußen — die Kinder gehören einmal zusammen und dürfen nicht auseinander!"

„Sie sollen auch nicht auseinander, Sepp ich lobe Euch darum," sagte Herr Amadäus, unwiderstehlich ergriffen von dieser Beredsamkeit des Herzens. Und mit einem Blick auf die sonnige Wiese, die von so viel Kinderfüßchen fröhlich zerstampft wurde und von so viel Jubel wiederhallte, drückte er dem braven Feldhüter ein Geldstück in die Hand. „Morgen ist Sonntag, macht Euch einen guten Tag mit Euern Kindern und trinkt auch einmal auf mein Wohl."

„Hochmächtig lassen wir Sie leben, Herr Doctor rief der Flurhüter mit großer Heiterkeit und blinzelte verstohlen auf die Münze in seiner Hand — „und wenn ich einmal mit etwas Anderm aufwarten kann, kommen Sie ungenirt und wär's mitten in der Nacht."

„Nur um kein Kind!" scherzte der Doctor.

„Und um kein Geld!" lachte der Wirthssepp, das Empfangene einsteckend, und er begleitete Herrn Amadäus mit vielen Bücklingen und seinen Federhut zierlich schwenkend, vor die Thüre seiner Hütte.

„Wieder einmal abgeblitzt! Schöne Aussichten das!" murrte der Doctor mit bewegtem Herzen und schüttelte unabläßig den Kopf dazu. „So tiefes

Gefühl bei so viel Leichtsinn! Der erste Eindruck war übrigens kein sehr erbaulicher. Wie würde sich die Rieke entsetzt haben, wenn ich mit einem von den zerlumpten Sprößlingen gekommen wäre! Hätten das arme Würmlein gleich drei oder vier Wochen behalten dürfen, um nur die nothwendigste Cultur hineinzubringen. Der Wirthssepp hat mich dieses lieblichen Amtes überhoben. Hm, hm!"

Der alte Herr hatte zur Heimkehr den schattigen Weg durch das Wäldchen eingeschlagen, der wohl etwas weiter, aber in der drückenden Mittagshitze auch viel angenehmer war. Wie freundlich die Sonne durch das grüne Laubwerk schimmerte. Tiefe Stille herrscht rings umher, kein Vöglein regt sich, Alles hält Mittagsruhe und nur der gleichmäßige Schritt unseres Wanderers knistert im welken Laub, das noch vom vorigen Herbst den Boden bedeckt. Jetzt raschelt's im Gebüsch. Ein aufgescheuchtes Reh streckt das kluge Köpfchen mit den unschuldigen Augen vor und verschwindet im Augenblick wieder hinter den Büschen. Herr Amadäus hat nichts davon bemerkt. In sich versunken, schreitet er zwischen den prächtigen Buchen fort, die ihre glatten freien Aeste mit dem frischgrünen Laub schattig über ihn breiten. Nachsinnend wiegt er zuweilen das Haupt hin und her und macht mit den Händen lebhafte Bewegungen dazu.

Plötzlich besinnt er sich, bleibt stehen, wirft einen Blick auf seine Uhr und stutzt.

„Schon halb ein Uhr! Verwünscht! Die Rieke wird wieder rumoren!"

Der gute Doctor machte immer längere Schritte und kam auch bald zum Wäldchen hinaus und auf den Wiesenpfad, an dessen Ende das Häuschen mit den grünen Fensterläden stand.

VI.

Grübeleien im Doctor-Häuschen.

„Schon bald ein Uhr und ich sehe noch immer nichts!" murmelte die Riecke vor sich hin. Sie stand schon geraume Zeit wartend unter der Thüre. In der einen Rand den weißen Schürzenzipfel, legte sie die andere vor die Augen und lugte den sonnigen Wiesenpfad entlang scharf nach ihrem Herrn aus.

„Nu, den werden sie ordentlich aufgepackt haben! Ja, ja, er ist zu gut und kann Niemand etwas abschlagen. Auf zwei oder drei darf ich mich gefaßt machen. Mir kanns recht sein, wenn nur die gnädige Frau Baronin —"

Jetzt verschwand sie mit Blitzeseile von der Hausschwelle. Der Suppe war es so ganz allein in der Küche etwas zu schwül geworden und nach dem Geräusch, das sie verursachte, schien sie gerade auf dem besten Wege, über den Herd hinab ihrer Köchin nachzulaufen. Sonst hätte bei dem Anblick solch einer ausreißenden Suppe Alles in ihr gekocht vor Aerger und es wäre ihr die gute Laune für den ganzen Tag verschwemmt worden. Heute aber schob sie sie ruhig vom Feuer zurück. Ganz zerstreut starrte sie in den sprudelnden, überschäumenden Topf voll Maccaroni und — sie sah fortgerissen, treibend in der Wellen Tanz, bis sie sich endlich ermannte und rettend unter sie mit dem Kochlöffel fuhr.

„So ein armes Würmlein," rief sie aus, „weiß noch nichts von sich und geht oft elend in der Welt zu Grund. Darum freut's mich von meinem Herrn so sehr, sind auch gar so liebe Dinger!" Dabei zog sie die Bratpfanne hervor, die zischende Gans darin umzuwenden. „Man muß sie gern haben," meinte sie, „wie sie Einen anlachen und so lieb sein können, wenn sie gleich oft ganz braun und von der Hitze verbrannt sind!"

So fuhr sie in ihrer Kinderfreundlichkeit noch fort zu schwärmen, nachdem sie der Gans schon den Rücken gewendet und sich einer flachen Schüssel genähert hatte, um zu des Herrn Doctors Ankunft noch schnell den Salat herauszuputzen.

Den Essigkrug noch über dem Herausgeputzten haltend, ließ sie plötzlich von ihrer sauern Arbeit ab, denn es schallten wohlbekannte Tritte vom Hausgang herein. Schnell strich sich die gute Rieke ihre Scheitel zurück, weniger um ihrem Herrn zu gefallen, als damit ihr ja Alles deutlich zu den Ohren dringen könne. Mit einem ungemein freundlichen: Ei, grüß Gott, Herr!" öffnete sie ihm selbst die Thüre, nahm ihm Hut und Stock ab und folgte ihm in gespannter Erwartung in's Zimmer nach.

Herr Amadäus schritt mit der Miene eines bitter Getäuschten stumm durchs Gemach, legte stumm seinen Rock ab und schlüpfte zum Schrecken seiner überaus neugierigen Haushälterin eben so stumm in den Schlafrock. Rieke stand ihm mit einem so lebhaft bewegten Gesichte gegenüber, als wollte sie sagen: „Nun — also?" Der Herr Doctor schaute statt aller Auskunft mit einem sprechenden Blicke auf den schneeweiß gedeckten Tisch und zwar genau auf das Fleckchen, wo immer die Suppe zu stehen pflegte. Die Haushälterin flog in die Küche, trug die Maccaroninudel auf und pflanzte sich

dann wieder eben so fest vor ihren Herrn hin. Umsonst! Nichts konnte die Rieke erfahren, als daß der Herr Doctor einen merkwürdigen Appetit entwickelte, einen Appetit, der sie zu jeder andern Zeit mit Entzücken erfüllt hätte. Aergerlich zerglieberte sie die Gans in der Küche und setzte dabei alle Hoffnung auf diese.

„Wenn's der nicht gelingt, ihm die Zunge zu lösen, nachher will ich's Herz in die Hand nehmen und ihn rundweg selber fragen."

Mit diesem Vorsatz stellte sie ihm eine schmackhafte Portion vor, aber wie schon manches erste Viertel einging und doch die Hoffnung auf schönes Wetter vereitelt wurde, so ging auch dieses Gansviertel ein, ohne daß sich des Doctors Stirne erheiterte. Die arme Rieke fand es bald nicht mehr zum Aushalten. In ihrer Ungeduld trippelte sie einmal um das andere zur Hausthüre, um nachzusehen, ob das Resultat von Herrn Doctors Reise nicht auf ein paar Bauernwägen ankomme. Dann kam sie, um nichts klüger, wieder zurück und starrte ihren alten Herrn von Neuem an. Da fühlte der gute Herr ein menschliches Rühren in seiner Brust. Er hatte bei aller Verstimmung die Sanftmuth wohl gewürdigt, mit der sie ihn heute ausnahmsweise empfangen und als er die treue Seele jetzt anschaute und sah, wie fast jede Muskel in ihrem Gesichte zitterte vor Spannung und Erwartung und wie es ihr förmlich in den Fingern prickelte, als hätte sie nicht übel Lust, ihm jede Sylbe aus dem Hals herauszuholen — mußte er hellauf lachen.

„Na, daß Sie es nur weiß, Rieke," sagte er gutmüthig, „ich hab kein Kind bekommen, obgleich ich mir alle Mühe gab. Wer ein einzelnes Kind hat, es ist ganz natürlich, gibt es unter keiner Bedingung von sich. Denen aber, die mehr haben, ist wieder jedes Einzelne an's Herz gewachsen. Ja, Sie braucht sich gar nicht so zu verwundern, ich hab heute mehr erfahren, als Sie versteht. Im Nachhausegehen durch den Wald fiel mir ein, wie ich einmal als dummer Bub ein Dohlennest ausnehmen wollte und von den Alten mit ihren Schnäbeln bös zerzaust und zerhackt wurde und heute hätte es mir auch so gehen können. Sei Sie nur still," wehrte der alte Herr ab, als er die erstaunte Rieke zu einer lebhaften Entgegnung bereit sah, „wir Zwei verstehen nichts von Kindern und Kinderliebe. Sie verwundert sich und macht ein Gesicht wie der ungläubige Thomas und ich weiß gewiß, wenn Sie einen Mann und Kinder hätte, Sie gäb' am allerwenigsten Eins her."

Diese Bemerkung jagte sie aus dem Zimmer und begoß alle Falten des jungfräulichen Antlitzes mit Purpurröthe. Ohne aufzuschauen rückte sich die verscheuchte Rieke einen Stuhl vor den Küchentisch und erst als sie ihre Mahlzeit beendet hatte, entwand sich ihrer Brust ein tiefer Seufzer und mit einem verschämten Lächeln sagte sie ganz still in die Herdecke hinein: „Ja, er hat schon recht!“

Das unschuldige Wort des Doctors mußte ein altes längstvergessenes Sehnen nach einem andern Herde in Rieke wachgerufen haben, denn zum zweiten Mal entschlüpfte es ihr eben so leise und aus dem geheimsten Winkel ihres Herzens: „Ja, er hat schon recht!“ Immer weiter grübelnd, machte sie Alles verkehrt. Was sie suchte, hielt sie in der Hand, was sie weglegen wollte, griff sie auf. Heute fühlte sie sich unter all den Geflügelresten und Salatblättern, Papierdüten und Kochlöffeln, die umherlagen, so alleinstehend auf der Welt! Als ob Jugenderinnerungen und freundliche Bilder durch den Schornstein an ihr vorüberflögen, so starr blickte sie in den schwarzen Schlot. Da griff sie hastig, als wollte sie wirklich mit ihrem Schicksal hadern, nach dem Spüllappen und stieß ihn heftig in das heiße Spülwasser.

Plötzlich ertönte der Ruf: „Rieke!“ und die gute Rieke erinnerte sich, daß sie Köchin beim Herrn Doctor sei und daß der Herr Doctor jetzt seinen Kaffee wünsche. Mit dem Mittagskaffee wurde auch immer die lange Pfeife servirt. Die Pfeife ging aber heute gar still und feierlich von Hand zu Hand, gleich einer Friedenspfeife der Araber. Auch der Doctor schien sich auf seinem Sopha allerlei stillen Betrachtungen hinzugeben. Herr Amadäus pflegte nun zwar nicht Alles auf der Welt von der Lichtseite zu nehmen und um sein bischen Humor und Ruhe zu retten, hatte er es dereinst vorgezogen, den Gang durch's Leben allein zu unternehmen. Beinahe hätte er aber heute an seine Einsamkeit und an das fehlende Vaterglück mit einem Anflug von Wehmuth gedacht. Vor sich hinträumend, blickte er stumm den Rauchwölkchen nach, wie Eins um's Andre aus der Pfeife quoll, wie sie sich drehten und ringelten, verbanden und lösten, bis ihm aus all' diesen Formen und Gestalten die lieblichsten Kindergesichter zulachten und Engelsköpfchen daraus herabnickten, so süß und freundlich, daß ihm ganz warm um's Herz wurde. Aber die lächelnden Bilder hielten nicht Stand, allmälig verbleichend, zogen sie weiter und weiter, um in Dunst und Nebel zu verschwimmen.

Der Kaffee war schon ganz kalt geworden, da der Herr Doctor den Rest

schlürfte. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als sei er vom Schlafe erwacht und that ein paar Gänge durch's Zimmer, sich vollends aufzurütteln. Dann erklärte er der wieder eintretenden Rieke, daß er doch gesinnt sei, Nachmittag nach Weidenmoor zu gehen und schloß mit den ernsten Worten: „Ich will das einmal begonnene Werk vollenden und legt mir der Himmel so ein kleines Geschöpf in den Arm, werd ich's mit Freude hinnehmen, wenn nicht, so hab' ich meine Pflicht gethan."

Voll Verehrung blickte die Rieke ihren Herrn an. In ihrer jetzigen weichen Stimmung faltete sie unwillkürlich die Hände und rief: „Ja, Herr, thun Sie das! Sie werden sehen, Sie gehen nicht umsonst. Ach, wenn nur alle Leute wüßten, wie gut das Kleine es bekommt, dann wär's nicht gefehlt! Aber gehen, Herr, dürfen Sie mir bei der Hitze nicht! Ich lauf zum Schmied, nicht wahr, der soll den Fuchs einspannen und der Flori kennt ja die Leute im Weidenmoor unten auch."

Nicht halb so rasch als die flinke Jungfer um des Schmieds Gaul gelaufen war, kam dieser beim Herrn Doctor an. Dem braven alten Fuchs, der immer erst auf dem Heimweg gelenkig wurde, war diese Aufforderung zu schnell gekommen. Sein Alter ließ sich schon nach Decennien zählen und seine Figur bestach keinen Pferdekenner mehr. Er war so mager wie ein Droschkengaul und benahm sich auch bocksteif.

Doctor Kern stand schon zur Reise gerüstet, als durch einen Peitschenknall der muntere Schmiedbursch Flori seine Ankunft meldete. Die Haushälterin warf noch einen musternden Blick auf ihren Herrn, worauf sie sich wie ein Habicht auf die Kleiderbürste stürzte und unter der lebhaften Betheuerung, daß der Herr Doctor dießmal gewiß nicht mit leeren Händen zurückkomme, Jagd auf jedes Stäubchen an seinem Anzug machte. Herr Amadäus widerstrebte vergeblich und nicht ohne Mühe gelangte er endlich durch den Hausgang zu seiner Equipage. Es war aber auch höchste Zeit, denn der Fuchs hing schon tief den Kopf, schickte sich gerade an einzuschlafen und ein Blick auf sein Vordergestell ließ vermuthen, daß er fest im Sinne hatte, sich dazu niederzuknieen. Dieß zu hintertreiben, stieg der Doctor hastig in das altmodische Chaischen. Sorgfältig bewahrte Rieke noch die beiden Rockflügel ihres Herrn vor der Gefahr des Einzwickens, schlug den Schlag zu und der Fuchs zog an.

Beifällig nickend schaute die Haushälterin den Reisenden so lange nach,

bis der Wagen in eine Seitenstraße einbog und erst als sie auch sein fernes Rollen nicht mehr vernahm, kehrte sie mit der leisen Sorge zu ihren häuslichen Geschäften zurück: „Wenn er sich nur nicht wieder vergißt und recht spät zum Nachtessen kommt!"

Mäuschenstill drückte sich der Herr Doctor in eine Wagenecke und hoffte auf gutes Glück zu seinem Unternehmen. - Der Flori auf dem Bock draußen hoffte auf ein gutes Trinkgeld und so lassen wir auch den alten Fuchs auf ein gutes Mäßlein Haber hoffen, indeß er mit seinen Passagieren schläfrig zum Städtchen hinausstolpert.

(Schluß fogt.)

Kloster Hohenburg.

Eine Sage.

Von Katharina Diez.

II.

„Blind, blind! — wer kann das Leid ermessen,
„Das in dem kurzen Worte liegt?
„Wo giebt es ein's, das schwerer wiegt?
„Könnt ich mit Thränen Dir erpreßen
„Aus meinem Aug' das holde Licht
„Das Dir, Du armes Kind, gebricht,
„Ich ließ in Strömen hin es fließen
„Und in das Deine sich ergießen."

So klaget in der stillen Kammer
Der unglücksel'gen Mutter Jammer,
Und immer fester ihre Arme
Sie um das kleine Wesen schlingt
Als ob sie's in dem bangen Harme
Die ahnend ihre Brust durchdringt
Mit ihrer Liebe schützen wollte.
Doch weh, umsonst! — der Sturm entrollte
Sich bald ob seinem zarten Haupt,
Ein Sturm der unerbittlich raubt

Das Kleinod, das des Unglücks Schmerz
Noch fester kettet an ihr Herz.
Ist's doch der Mutterliebe eigen,
Daß reicher strömt ihr Segenslicht
Dem Kinde, dem das Glück gebricht,
Daß zarter ihre Blicke neigen
Sich auf der Krankheit Schmerzgeberde,
Als auf das Antlitz, welches hold
Der Schönheit Zauberlicht verklärte.
Auch Bereswindens Thräne rollt
Wie sanfter Maienregen nieder
Auf die geschloßnen Augenlieder,
Aus deren Dunkel selbst ihr winket
Ein Stern, der süße Wonne blinket.

Ach, nicht des Vaters rauhe Brust
Durchdrang so selbstsuchtlose Lust,
Der stumme Jammer rührt ihn nicht
Aus seines Kindleins Angesicht,
Es rührt ihn nicht der Liebe Thau
Der aus dem Blick der bleichen Frau
So wunderbar und himmlisch schimmert;
Er weiß nur daß ihm das Geschick
Ein eitles, heiß ersehntes Glück
Mit kalten Händen hat zertrümmert.
Für eines Sohnes Kraft und Fülle
Hat er in dieser armen Hülle
Nur eines blinden Mägdleins Leben,
Fast wie verhöhnend, ihm gegeben!
Und in dem Kampf der sich entspinnt
Nun mit der heißen Mutterliebe
Erwachen alle rohen Triebe;
Der böse Geist den Sieg gewinnt,
Der in des blinden Zornes Wuth
Zerstört das eigne Hab' und Gut.

„Fort, fort! — aus meinen Augen tragt
„Die blinde Brut, und wer es wagt
„Sie wieder zu mir vorzuführen
„Den soll des Todes Hand berühren!“

So hieß das grausame Gebot,
Der frevle Eidschwur des Tyrannen,
Es fand die Hand sich, die von dannen,
Das Kindlein trug in Leid und Noth;
Die es dem weichen Mutterschooß
Entreißen konnte, mitleidlos,
Und nicht den Schrei der Liebe ehrte,
Die machtlos diesem Raube wehrte.

Doch nur dem Blick, dem Herzen nicht
Der Mutter, ward so dienstbeflissen
Das theure Kleinod fortgerissen,
Es fand der treusten Liebe Licht
Durch des Erbarmens Himmelsgnade
Bald die versteckten, dunklen Pfade,
Wo sie der grausen Frevelthat
Entgegen tritt mit ihrem Schilde,
Den Sieg gewinnt mit sanfter Milde
Und Hülfe findet Trost und Rath.

Entfernt in eines Klosters Huth
Das dunkle Waldesschatten decken,
Da birgt vor ihres Gatten Wuth
Und vor des bleichen Todes Schrecken,
Das arme Kind die Tiefbetrübte,
Die Gott so streng im Leiden übte.

Doch ruhig trägt sie und gefaßt
Seitdem des Schmerzes stille Last,
Und mühet sich des Weibes Pflichten
Trotz bittrer Kränkung, stets auf's Neue
In selbstvergeßner frommer Treue
Dem harten Gatten zu verrichten.
Es ruht ihr Schatz im sichern Zelt,
Sie weiß ja auch: „kein Härlein fällt
Vom Haupt ihm ohne dessen Willen“
Zu dem sie betet stets im Stillen.

III.

Was leben soll zerstöret nicht
Die Welt mit allem Droh'n und Wüthen,

Der Sturm, der starke Eichen bricht,
Fährt machtlos über zarte Blüthen,
Die gottbeschützt am Abgrund stehn.
Kann ohne ihn doch nichts gescheh'n,
Und sichrer wie in Mutterarmen
Ruht man in himmlischem Erbarmen.
Auch Bereswindens Unglückskind
Ist in des Lebens rauhem Wind
Beschützt von treuer Engelswache
Dort unter jenem heil'gen Dache,
Und sichtbar ruht des Himmels Gnade
Auf seinem nachtumhüllten Pfade.

War es ein Wunder? war's die Macht,
Die an der frommen Gottesstätte
Im gläubigen Gebete hätte
In Licht verklärt des Kindes Nacht?
Als auf sein Haupt, so zart und blaß,
Der Priester das geweihte Naß
Der Taufe träuft mit seinem Segen,
Da sieht man wie mit einemmal
Sich die geschloß'nen Aeuglein regen;
Wie eine Blume sich erschließet
Und sanften Farbenschein ergießet:
So strömt ein lichter blauer Strahl
Aus ihrer Lieder zartem Saum,
Als ob erwacht aus langem Traum
Hervor die junge Seele blickte
Und ihren Gruß in's Leben schickte.

Das gab ein Danken und ein Preisen!
Odilie ward das Kind geheißen,
Und mit der Augen Freudenschein
Erschließt sich frischer nun und schneller
Und leuchtet holder stets und heller
Das junge Leben, zart und rein,
Den Röslein gleich im Klostergarten,
Für alle welche seiner warten
Ein Augentrost, ein Sonnenstrahl,
Der schmeichelnd in das Herz sich stahl.

Zwar nur aus weiter Ferne kann
Der Mutter Liebe es beglücken
Und trotz des Vaters strengem Bann
Ihm seine Jugend freundlich schmücken.
Nie wagen Bereswindens Schritte
Sich in des Kindes Lebensraum,
Nur in der Sehnsucht stillem Traum
Belauscht sie seines Füßleins Tritte,
Die flüchtig wie das leichte Reh,
Durch Waldesgrün und Feldesklee
Hineilen mit der Jugend Frische,
Daß sich kein trüber Schimmer mische
In seines Friedens Himmelsglück
Und fern der Sehnsucht Pein ihm bliebe,
Tritt sie entsagend da zurück
Wo ihres Herzens tiefste Liebe
Im Traume weilet Tag und Nacht,
Nur auf des Lieblings Glück bedacht.

Daß fürstlich wird das Kind gehalten,
Sorgt sie in unsichtbarem Walten,
Mit süßer Mutterzärtlichkeit
Umgibt sie das geliebte Leben.
Was nur des Reichthums Schätze geben
An Schönheit, Glanz und Lieblichkeit
Läßt strömen sie in reicher Fülle
Und Reize, die, ach ungesehn,
Vor ihrem Mutterblick entstehn.
Der prächtigsten Gewänder Hülle
Schlingt um die schönen Glieder sie,
Die zärtlich ihre Arme nie
Umfangen dürfen, durch das Haar,
Das reiche, das mit süßem Schmeicheln
Nie ihre Mutterhand darf streicheln,
Läßt sie wie Thränentropfen glänzen
Der Perlen Schmuck in reichen Kränzen.

Der Wald ist glücklicher zu nennen,
Wo jedes Vöglein wohl mag kennen

Die Liebliche, durch dessen Nacht
Glänzt traumhaft ihrer Schönheit Pracht,
Daß staunend aus dem Dickicht hebet
Sich oft empor das scheue Wild,
Wenn ihr geschmücktes Elfenbild
So leicht durch schlanke Gräser schwebet.

Es hemmt des Klosters frommer Zwang
Nicht ihres Daseins Freiheitsdrang,
Treu wachend aus der Ferne nur,
Läßt man am Herzen der Natur,
Beschützet von den alten Bäumen,
Frei blühen sie und sorglos träumen.
Und lieblich wie des Waldes Feen
Spielt sie mit Blumen, Vögeln, Rehen,
Läßt sich vom schwanken Zweige wiegen,
Ihr goldnes Haar im Winde fliegen.
Gleich einem Waldesmärchen sitzt
Sie in der Bäume dunklen Schatten
Still träumend auf des Mooses Matten,
Vom Abendsonnenstrahl umblitzt.
Sich selbst ein holdes Räthsel oft
Läßt sie die Blicke sinnend gleiten
Hinaus in unbekannte Weiten,
Und was sie denkt und wünscht und hofft,
Weiß nur der Wald, der sie umrauschet,
Und manchen Seufzer wohl belauschet,
Der, von ihr selbst noch unverstanden,
Entringet sich des Herzens Banden.

Wohl ist es herrlich hier im Wald
Und traulich sind des Klosters Hallen,
Durch die so edle Frauen wallen,
Wo ihrem Ohr so lieblich schallt
Gebet und feiernder Gesang
Und Orgelton und Glockenklang.
Doch daß ein Glück ihr noch gebricht,
Das fühlt sie oft im tiefen Herzen
Mit stillen, unnennbaren Schmerzen.

Ach, Elternliebe hat ja nicht
Berührt dies Herz mit warmem Strahl,
Und in der Seele manchesmal
Bewegt sich schmerzlich eine Frage
Und sucht den Urquell ihrer Tage,
Die ihr so traumhaft, sorgenlos
Verrinnen in des Waldes Schooß.

Zwar tritt dem drängenden Begehren
Der heißen Sehnsucht, ernst und mild
Der Geist der heil'gen Christuslehren
Entgegen, zeigend ihr das Bild
Der Himmelsliebe, die allein,
Nur gibt ein ewiges Genügen,
Die nur in Gott mag selig sein
Und zu ihm eilt in Engelsflügen,
Hoch über aller Herrlichkeit
Der kurzen, flücht'gen Erdenzeit.

Doch schwer ist's, daß ein junges Herz
In jener Himmelsglut entbrennt
Und voll Entsagung es erkennt
Vergänglich sei der Erdenschmerz;
Und daß es fühlt, wie Alles flüchtig
Auf Erden sei, arm und untüchtig;
Befleckt das Schönste und das Größte
Und Gott allein das Allerbeste.

Wir suchen All auf weiter Bahn
Das höchste Kleinod hier und dorten,
Wir klopfen wohl an viele Pforten,
Eh' uns die rechte aufgethan.
Und erst nach manchem blut'gen Krieg
Winkt uns der stille Himmelssieg:
Wo im Genügen, im Entsagen
Den Frieden wir von dannen tragen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Spatz auf der Anklagebank.

Naturgeschichtliche Bilder.

Von Anton Forsteneichner.

Familienscenen von der Wiege bis zum Grabe.

Die Wiege.

„Nicht stolz sich dehnt mit Thurm und Zinnen
Des Landmanns Haus; ist klein, nicht weit,
Doch wohnt so gern ein Gast darinnen,
Ein theurer Freund: Zufriedenheit.

So bau'n auch wir das Nest am Dache,
Muß oft ein Ziel dem Spotte sein.
Doch was thut dieses uns zur Sache,
Wenn wir vergnügt uns wohnen ein“.

(Reisner Otto).

Der Standort des Nestes, das Material hiezu und dessen Verarbeitung — welch' wichtige Factoren in der Architectonik der Vögel zu Wasser und zu Land! Und was muß sich der Spatz in alldem nachsagen lassen?

Der Wiegenstand ist bei den verschiedenen Vöglein verschieden. Bald paßt hiefür der Erdboden oder eine ziemlich genau bestimmte Höhe von 1'—3' 3'—5', von 10', 20' Höhe oder ein Erd-, Baum-, Felsenloch, bald entspricht die Heide, Wiese, das Ufer, der Küstensand, bald Laub-Nadelholz, Dorngesträuch und Schilf. Und am Baume selbst ist es oft eine bestimmte Stelle: ein starker Zweig hart am Stamme oder das schaukelnde Ende eines dünnen Gabelzweiges.

Der Adler hat sein stolzes Königsschloß und der Edelfalk seine hehre Ritterburg auf dem höchsten Gipfel des Waldes oder auf steilabfallender Felsenplatte, der verschlagene Sperber legt seine Räuberhöhle ins Dickicht, der Zaunkönig baut sich sein kleines, heimliches Sängerhaus aus Moos in's Moos und der Taucher treibt auf seinem schwimmenden, vor Anker liegenden Schiffe.

Es kommt das Frühjahr und mit ihm der Vöglein Rückkehr. Der Fink will wieder seinen heimathlichen Baum mit dieser Krone und mit diesen Aesten, die Nachtigall sehnt sich wieder nach ihrem Busch im trau-

lichen Dickicht, die Schwalbe nach dem wohnlichen Gesimse über dem Fenster, das Rothschwänzchen nach dem Balken am Hause, wo sie im verflossenen Jahre ihre Kinder nährte und erzog.

Die Lebensweise führt unmittelbar zu diesen Stätten.

Der Spatz ist „das arme Büblein vom Dorfe“ und als solches heißt's auf allen Wegen und Stegen etwas erschnappen. Das Bettelhäuschen ist daher da angelegt, wo sich auf einigen Erwerb schließen läßt.

München ist nicht der letzte Platz, um hierüber Studien zu machen.

Einmal liebt der kleine Schelm Lärm. Er baut sich sein Nestchen am Schulhaus zwischen den zwei Eingangspforten der Knaben und Mädchen, damit ihm ja nichts entgeht. Täglich sprudelt die heitere Schaar hier aus und ein, das macht im Spaß, wie dem Wasserschwätzer der lustig schäumende Gießbach. Daß Buben und Mädchen immer bei gutem Apetitt, ist seit Jahrtausenden auch bei den Spatzen tradionell, und daß dieser oft unmittelbar vor der Schule noch einige Berücksichtigung erfährt, ebenso. Da fällt denn manches Bröselein auf den Weg für den grauen Spatzen.

In der Frühlingsstraße hat sich am Schulhause hinter dem Haus-Numero 2 eine Spatzenfamilie einlogirt — ein Witz, der, wie Kinderaugen, immer einen naiv anschaut.

Ein andermal spielt er den Frommen, den stillen Einsiedler. — Vis-à-vis meinem Fenster sehe ich einen Horst a miniature kühn angebracht an der obersten Fensterrosette der St. Ludwigskirche. Wenn noch viel tausend Fenster Münchens keinen Sonnengruß bekommen, schaut hier der Morgenstrahl in die luftige Klause, und die scheidende Sonne vergoldet das arme Almhüttchen, und die Thurm-Schwalben scherzen lustig vorbei und necken die Schlummernden mit ihrem „Zi, zi, zi“. — Und wie der Adler vom sonnigen Felsen, umschwärmt von Alpendohlen, das weite Revier beherrscht, so hier der Spatz die nahen Hausgärten und den reichbeschatteten Kreuzgang um die Kirche. Man muß einen Maitag in den Abend hineinziehen lassen, um den kleinen Ritterknappen zu belauschen bei seiner Maikäferjagd.

Auch den Schein eines Klassischgebildeten oder Philosophen verschmäht er nicht. An der Staatsbibliothek sind Kandelaber angebracht, reich geschmückt mit Blätterarabesken. In diesem ewigen Grün brüten die Spatzen ihre Gedanken aus. Viel sieht man sie verkehren mit Aristoteles, Hippokrates, Homer und Thucydides (Statuen vor dem Eingange) und auf

ihren Köpfen und Händen und Füßen scherzen und kichern. Es bieten diese Häupter der alten Welt eine gute Fernschau über die lange Ludwigsstraße. Zur bestimmten Zeit öffnet sich hie und da ein Fenster, und eine milde Hand streut Futter den Tauben, und die Spätzlein wissen, daß sie mithalten dürfen.

Für Ironie hat der ewig heitere Spatz viel Anlagen. Gerade dort, wo dem Reichsten nur ein schmales, enges Schilderhäuschen bleibt, hält er sein üppiges Standquartier. In den phantastisch verschlungenen Arabesken des neuen Friedhofes schwebt und lebt er. Da gibt es Sommer und Winter jeden Tag etwas Neues. Was der See für die Möve und den Taucher, das ist der Friedhof für den Spatzen,. Der Tod bringt Leben in die kalten Erdmassen, ein Grab wird aufgeworfen, und hundert zarte Wesen steigen aus dem Dunkel an's Licht und decken dem armen Büblein reichlich den Tisch.

Eisenbahnhof, Schrannenhalle, öffentliche Belustigungsorte 2c., das sind dann Plätze, in deren Nähe jede Höhle, Lücke, Spalte, Ritze, jeder Baum benützt wird. Manche Bäume an solchen Plätzen sind geradezu bedeckt mit Nestern.

Ist Grund und Boden erworben, so wird das Baumaterial herbeigeschafft. Hast Du bei dieser Arbeit den Spatzen schon einmal in Verlegenheit kommen sehen? Was braucht er zu seinem Hüttchen? Dünne Reiser, Pflanzenstengel, Halme, Heu, Federn, Haare, Wolle, Moos, u. s. w. Es ist viel, allein er bekommt's. Man braucht nur so ein Nest anzusehen, die Verschwendung an Bauholz schaut an allen Ecken und Enden heraus. Und das Nest selbst, wenn es ganz fertig ist, verdient nicht die gewöhnliche Verachtung.

Der Schwalbe wird Niemand das Prädikat „Baumeister" absprechen.

Wie bei menschlicher Wohnung der Grundriß, der Bauplan vorerst ausgelegt, auf der gewählten Stelle ausgesteckt und vorgezeichnet wird, so geschieht's auch bei der Schwalbe. Man sehe die ersten Anzeichen ihres Baues an — sie geben sofort den ganzen Umriß, den ganzen spätern Umfang des fertigen Hauses zu erkennen.

Die Schwalbe arbeitet dabei nicht ohne Zirkel und Maßstab. Sie stemmt ihre Füßchen auf einem Punkte fest ein, das ist der eine Schenkel des Zirkels, und der spitzige Schnabel am andern Ende ist das Reiß-Stück, der zweite Schenkel des Zirkels, welcher richtig und sicher arbeitet gleich einem aus Messing und Stahl in den Händen des Menschen. Als einheitliches

Maß dient ihr die Körperlänge. Wie oft fliegt der hübsche Baumeister in dem Rohbaue aus und ein, drückt nach außen oder innen, klebt, bessert, richtet, mißt?

Oberhalb meines Fensters ist ein Spatzennest, das heuer ganz neu angelegt wurde. Ich habe dem Baumeister oft zugesehen und der Hauptsache nach Aehnliches bemerkt wie bei der Schwalbe. Von Außen schaut sich das Ganze oft weniger solid; nun ja, es ist kein Ritterschlößlein für schmucke, zarte Fräulein, sondern das Strohhäuschen des Aermsten im Dorf, aber doch sehr wohnlich und heimlich, und immer weich und warm und hauptsächlich aus Federn zusammengebaut.

Und Schläfrigkeit und Faulheit läßt sich bei dieser Arbeit nicht nachweisen. — Das Stübchen ist ausgebaut, wenn das Ei fertig. Ja manche meiner Spätzlein haben schon um Weihnachten, wenn ausnahmsweise mildere Temperatur geherrscht, angefangen plötzlich mit Strohhalmen und sonstigem Nistmaterial sich herumzuschleppen, um für ihre Nachkommen ja rechtzeitig eine Wiege herzustellen — ein Frühlingsahnen.

Faul magst Du den Spatzen nennen, der gar nicht baut, sondern bloß darauf ausgeht, zu annexiren, was übrigens in unsern Tagen nicht gar so hoch anzuschlagen ist, da es Mode geworden. —

Ein Sperling, der es einmal besser haben wollte, als andere seines Gleichen, und zu bequem war, sich selbst ein sperlingsmäßiges Haus zu bauen, nahm Besitz von einem fertigen, äußerst bequem ausgepolsterten Schwalbennest und richtete sich häuslich darin ein.

Als nun die wirklichen Besitzer ankamen und einziehen wollten, that er durchaus nicht dergleichen, als wollte er ihren Besitztitel anerkennen, sondern wies sie mit sehr entschiedenen Schnabelstößen von ihrer eigenen Hausthür zurück.

Rathlos flogen die Schwalben eine Zeit lang hin und her; alsbald, da sie den Schlachtplan gefaßt, ließ das Männchen das Signal erschallen, und die Mannen eilen eifrig von allen Seiten zusammen.

Der unerhörte, frevelhafte Eingriff in das geheiligte Recht des Eigenbesitzes und Hausfriedens wird vorgelegt.

Ein gemeinsamer Angriff geht auf den unverschämten Räuber los. Doch sieh! der Eindringling behauptet hartnäckig seinen Platz.

Was thun die Schwalben? Sie fliegen zur nahen Pfütze, beladen ihre Schnäbel mit dem nöthigen Vorrath feuchter Erde und halten ein unbarm-

herziges Lynchgericht: die Oeffnung des unrechtmäßig occupirten Schwalbennestes wird mit dem Naturmörtel zugemauert, und der also eingemauerte Räuber seinem Schicksale überlassen.

Der Gemächlichkeit die gebührende Strafe! — Solche Tagdiebe unter den Spatzen will ich nicht vertheidigen. Die Kleinhäusler aber bleiben mir werth.

Der erste Ausflug.

„Wie öffnen die Schnäbel, piepen und schreien
Die winzigen Kinder, nackt noch und bloß!
Doch sieh nur! Sichtlich und rasch sie gedeihen,
Es sprossen die Federn; — sie werden groß!

Inzwischen sorgen die Eltern und ringen
Um Nahrung für ihre hungrige Brut;
Die aber hebt und erprobt ihre Schwingen:
Hinaus in die Welt treibt der Jugendmuth!“

(Frisch).

Dicht über der Brandungslinie der Meeres-Wogen an den Felsen, die oft mehrere hundert Fuß senkrecht oder überhangend aus dem Meere emporsteigen, beginnen die Nester der Möven und Seeschwalben, Sturmtaucher und Eidervögel, Lummen und Alken 2c., und bedecken von dort an aufwärts, so weit das Auge reicht, die ganze Seite des Felsens.

Eine solche Felsenmauer erscheint von weitem wie beschneit, beim Näherkommen wie ein Riesenbienenkorb, von Millionen umschwärmt.

Der erste Ausflug der flüggen Jungen vom luftigen Felsensitze ins tosende Meer ist jählings, ein kühner, gewaltiger Sprung.

Halloh! und die junge Lumme stürzt sich von der schwindelnden Höhe, in der sie das Leben begrüßt, hinab ins Meer; sie ist eine Leiche, sobald der Sprung mißlingt. Wie ängstlich umflattern die Alten die Wand zur Zeit der Ebbe, wo die Klippen am Fuße des Berges freigelegt!

Welch' neues Leben, wenn der Sprung gelingt. Da unten empfängt den Nestling das befreundete Wasser in seinen weichen Armen: er taucht sofort in die Tiefe, kehrt aber bald wieder nach oben zurück und klagt den Eltern den Schreck, den er in der noch ungewohnten Heimath erlitt. Die trösten ihn, und bald gewöhnt sich's ans herrliche, majestatische Meer.

„Der erste Ausflug!“ spielt bei den Kinderscenen in der Vogelwelt

eine große Rolle, und selbst unser verkannter Spatz bietet hier viel Ernstes und Komisches, trotzdem daß er nicht ins Meer sich stürzen muß.

Ein prächtiges Spatzenstübchen hängt lustig zwischen den Aesten der mimosenartig zarten Akazie im Kreuzgang der Kirche. Ein durchsichtiger Blätterschleier ist über das Vogelhäuschen geworfen, aber die schönste Zier bringen jetzt die letzten Tage des Maies. Die Sonne webt und webt in das Blätternetz schneeweiße Blüthen mit feinstem Duft. Da ist's denn als umflattern Millionen kleiner weißer Schmetterlinge das Spatzenhüttchen oder als sprühte darüber fort und fort ein Silberregen: „das heiße Blut der flüggen Spätzlein und ihren Muth zum Ausfluge zu kühlen."

Doch das hilft nichts mehr. Das Stübchen ist zu eng, und draußen ist's so weit und so wunderbar. Wozu dieses Drängen und dieses Stoßen noch länger tragen!

Gib Acht! heute (28. Mai) wird der erste Ausflug berathen, es war noch nie so rührig und so lebendig im Nestchen. Und die Stimmchen, noch vor kurz so fein und dünn piepend, tönen so laut und seit frühem Morgen geht das Plaudern in einem fort.

Und ein Schreihals ist darunter, der muß besondere Anschläge vorbringen, denn wenn er schreit, so sind die andern still und schweigsam. Der Erstausgeschlüpfte ist der kleine Tyrann, der das Wort führt:

„O wie schön ist's draußen in der weiten Welt! Jetzt hab ich satt in dieser Kinderstube mit ihren Windeln und Wickeln und Gewimmer. Und ihr Schlingeln, Brüderln und Schwesterln, habt ohnedieß zu wenig Platz . . . Also! Lebt wohl!"

Schon steht der Waghals (geben wir ihm den Namen „Hansel") auf dem Giebel des Häuschens und jodbelt hinaus in den Maienmorgen, da erfaßt ihn der Schwindel, der Hansel stürzt und liegt — todt — — —

Nein, er sitzt ganz ruhig auf dem Akazienaste und staunt über die Maienpracht.

Inzwischen kommt die Mutter nach Hause:

„Wo ist der Hansel?" —

„Fort! Fort! Fort!"

Er muß doch ihr Liebling gewesen sein, weil sie Alles im Stiche läßt und ihn aufsucht.

Da sitzt er mit aufgesperrtem Rachen, als wollte er vor Freude oder vor Hunger die Spätzin verschlingen.

„Du solltest eigentlich Nichts bekommen für den Schrecken, den du mir gemacht“.

Doch was wollte die Mutter anfangen?

Schau ihn nur an den kleinen Flüchtling! In halbgeduckter Stellung breitet er die Flügelchen und läßt sie in halbflatternder, halb zitternder Bewegung auf- und niedergehen und streckt das Hälschen vor und sperrt das gelbgefaßte Schnäbelein: „Bitt! bitt! Mutter! Ich muß sonst verhungern.“

„Hat's dich nicht mehr gelitten, du Schwärmer! Vielleicht schlägt bald das Stündchen, wo du an das warme Nest denkst. Ist nicht alle Tage so hell und sonnig und lieb im kühlen Blätterdache. Da hast ein Bröcklein!“

Dann fliegt sie wieder fort.

„Ist doch ein Prachtbursche geworden, der Hansel! Wie ein Alter sitzt er auf dem Zweig! Muß es gleich dem Papa melden, der wird lachen über den herzigen Jungen“.

Ueber kurz erscheint der Meister Spatz, versteckt sich hinter eine Akazienblüthe und belauscht den Sprößling in seinen Turnübungen.

Der erste Ast ist hinlänglich nach allen Seiten besehen. Die Flügelchen gebreitet hüpft er auf den nächsten Zweig, jetzt nochmal — — und mit diesem Fliegen verfliegt sich die Angst immer mehr. „O welche Lust! dieses Huschen und Schweben durch die Millionen Blätterchen. O wenn doch die Brüderlein Alles wüßten!“

In der Kinderstube herrscht ganz ein anderer Ton. Man will nichts mehr wissen von Kinderjöppchen und Kinderschuhen, man will hinaus; man sagt's nicht, aber der kleine Waghals wird beneidet.

„Brüderchen! der Hansel kommt wirklich nicht mehr. Ist wohl sein Flügelein gebrochen? — Horch! ich höre seine lustige Stimme. — Ja freilich, der Hansel ist's. — Bst! Bst! — —“

Alles lauscht mit halb offenem Schnäblein.

„Der Hänsel ist's! Soll doch einer sich umsehen nach ihm! Wer wagt es? Frisch gewagt, ist halb gewonnen!“

„Ja, wenn nur das leidige Fallen nicht wäre.“

Mußt nicht gleich über's Fenster springen, vorerst ein wenig auf den Rand, vielleicht siehst den Hansel, der sagt dir schon, wie's weiter geht.“

Wohlan! der Stärkste aus der Schaar schwingt sich auf den Rand des Nestes und streckt das Hälschen weit vor: „A, a, a!“

Das war zu viel für die Uebrigen. Die Bettdecke weg zappeln Alle im größten Negligé nach dem Fenster, um wenigstens dem Brüderlein über die Schultern zu gucken.

„Hört auf! Was fangt ihr denn an? Wollt ihr denn haben, daß ich Hals und Bein breche? Vater! Mutter! — O weh! ich falle, o weh! o weh! — — —

O ihr argen Brüderlein! da liege ich jetzt schon halb todt — — Nein! ich liege nicht, es macht sich wirklich famos. Und der Hansel ist auch schon da!“

Das war nun ein gegenseitiges Lachen und Fröhlichthun und Renomiren, aber bei alldem merkte man, daß sie beide das Zweiglein mit den Zehen fast krampfhaft umklammerten: es könnte halt doch — —

Diesem Lustspiele schauten die Andern von ihrer Gallerie noble zu, aber nicht kalt und ruhig, dazu gehört ein anderes Temperament als das eines Spatzen.

Es ist Dezember. Der Weiher hat das erste feste Eis, ein Dutzend Buben steht freudig am Rand: „Ob's wohl trägt?“ — Der größte Schliffel probirt's, husch saust's über den Spiegel hin, und die Andern huschen nach, die Frage ist gelöst.

Buben und Spatzen!? Im Neste war kein Halten mehr. Kopfüber, kopfunter, klagend und jubelnd, unter Halloh! und O weh! purzelt einer nach dem andern heraus und erflattert sich einen Ast.

Gut ists abgelaufen; Jeder will die Sache am besten gemacht haben, jeder will das größte Lob ob seiner Courage; zuletzt gruppirt man sich um den Hauptkelden, den Hansel.

Aber einer fehlt, der Kleinste.

„Was hat er sich wohl gethan? — Seid still! — — Hört ihr ihn oben im Stübchen traurig pipsen? Das Nesthockerl hat sich nicht getraut. Ojerum!“

Nun ward gejubelt und geplaudert und gelärmt und „Vivat“ gerufen der ganzen Welt. Wer sollte bei solchem Treiben nicht Apetitt bekommen?

Etliche Stückchen Maikäfer, das wäre eine Delikatesse; aber die Mutter bleibt dießmal lange aus.

Arme Mutter! Wie wirst du schauen? War's schon Riesenarbeit die letzten Tage Zucht und Ordnung zu halten im Neste — und jetzt da draußen?

Die Mutter kommt, fliegt dem Neste zu — Alles fort bis auf Einen. „Liebstes Quackerl! Bist sehr brav, bleib hübsch in deinem Bettchen, soll dir nicht schlecht gehen. Morgen oder übermorgen ists auch schön, nach dem Schwalbenfluge zu schließen, und dann wollen wir's zwei eigens probiren?"

Unten im Zweigwerk ist es ein wenig stiller geworden — der Hunger thut weh. Doch länger wollte sie die Mutter nicht strafen, zählt die Ausgeflogenen (Alles in Ordnung) und deckt den Mittagstisch. Nach einem kurzen Schläfchen kehrt der alte Muthwille wieder: Auf und nieder, hin und her, kreuz und quer! Daß die Alten nicht wissen, wo ihnen der Kopf steht vor lauter Arbeit — was genirt das?

Mittlerweile hat sich diese frischen Kinderscenen unsere Hauskatze besehen, und die Sache hat ihr viel Spaß gemacht. Sie wollte aber jetzt die Hauptrolle im Drama übernehmen und das Lustspiel in eine Tragödie wenden.

O ihr armen Spätzchen! Hansel! Deine Waghalsigkeit wird gestraft. Keines ahnet die Gefahr.

Längs der Dachrinne macht die Katze Promenade. Sie hat nichts Arges im Schilde, will sich nur sonnen und aus stiller Höhe die Welt beschauen.

Die klugen Schwalben haben sie zuerst entdeckt, sie kennen ihre Schliche. Schaarenweis, im wildem Wettflug, kreischend und schreiend schießen, stoßen sie auf das kauernde Thier jetzt von dieser, jetzt von jener Seite, klatschen ihr mit den langen, pfeilschnell sausenden Schwingen um Bart und Pelz, wie sie sich auch schüttelt — —

Das haben die alten Spatzen gehört. Schnell herbei! „Deck, deck! deck!"

Die jungen Spätzchen sind die bravsten Kinder, die es geben kann. Ohne viel zu zaudern befolgen sie den Befehl der Eltern. Ein paar Warnungsrufe des Vaters oder der Mutter macht die lebendigste, lauteste Kinderschaar plötzlich stumm und still.

So ist das Zwischenspiel gut abgelaufen.

Beim Abend- und Morgenstern.

„Wir lustigen Bürger in grüner Stadt,
Wir singen und lärmen,
Arbeiten und schwärmen
Vom Morgen zum Abend und werden satt."

Rings der Himmel so hell und rein, nur ein paar zarte Silberwolken ziehen der scheidenden Sonne nach und lassen sich von ihr vergolden.

Der Halbmond steigt herauf wie eine Sichel aus purem Silber, und der Abendstern schimmert in Rothgold. In der Akazie und im Spitzahorn regt sich kein Lüftchen, man hört die Laufkäfer durch's Gras hasten in ihren goldenen Panzerröckchen: sie wollen auch zur Ruhe. Die Aveglocke schallt vom Thurme so klar und laut; sie verklingt, aber noch grüßt ein anderes Glöcklein von der Tanne Wipfel — die Amsel; endlich ist der letzte Schlag verflogen mit dem Abendroth. Jetzt ist's höchste Zeit, daß die Spätzlein heimkehren zum Schlafen. — Ins Nest? Willst du dem Schmetterling zumuthen, daß er Abends in die Puppenhülle zurückkehrt, wenn er den ganzen Tag den blauen Aether durchflogen und liebgewonnen?

Der Spätzlein Schlafkammer ist heute die große, weite Welt, das Blättergrün ihr Dach, der Ruhepolster der Akazienzweig, das Deckbettchen ihr eigen Gefieder.

Das gibt nun für die Mutter ein gut Stück Arbeit, bis alle hübsch ordentlich zur Ruhe gebracht. Da werden zuerst die Sitzplätze angewiesen, dann folgen die guten Lehren vor dem Einschlafen.

„Acht geben! die schwindlige Schlafstelle erlaubt nicht viel Spaß; es kann ein scharfer Windhauch kommen, nur fest einhalten! Eure Phantasie ist heute sehr erhitzt, es können unruhige Träume kommen, haltet euch gut zusammen. Das ist zugleich ein Präservativ vor Verkältungen ...."

Nun überzählt die lieben Kleinen nochmal die Mutter und schließt nicht eher die Augen, als bis das Völklein fest schläft.

Der Tag hat die Kleinen recht müde gemacht. Das ist jetzt ein Dehnen und Recken der Gliederchen, ein Strecken der Flügel, ein Schütteln und Sichaufplustern, ein Wackeln und Gähnen. Einige piepende Tönchen hört man, ganz kleinlaut: der Ernst der Nacht scheint sich geltend zu machen. Nochmal wird ein wenig geblinzelt mit den zufallenden Aeuglein; jetzt steckt sich das Köpfchen unter die Flügel — — Gute Nacht!

Doch halt! wir dürfen noch nicht gehen.

Der Hansel zieht das Köpfchen nochmal aus der weichen Oberdecke und schaut sich nach seinen Buben um. Das Gewissen läßt ihm keine Ruhe: „Du bist Schuld, wenn heute Nacht was passirt.“

Jetzt stößt er seinen Schlafkameraden. „Schläfst du schon Brüderlein? Fürcht dich nicht! Die Mutter gibt schon recht Acht auf uns.“

Der zuckt schüchtern zusammen, schneidet schlaftrunken ein säuerlich Gesichtchen, doch der Hansel ist studirt auf solche Begegnisse. Allerliebst streichelt er ihn mit seinem Schnäblein und pickt ihm liebkosend an seinem gelben Schnabelwinkel herum: „Brauchst dich nicht zu alteriren, es war nur eine unschuldige Frage.“ —

Es wird mäuschenstill im Akaziengezweig, und als hätte der Mond selbst seine Lust an diesem Spatzenbild, er hängt sein Zwielicht in das Grün.

„Sieh, es kommt der sanfte Freund gegangen,
Leise, um die Spatzen nicht zu wecken;
Macht ihm Spaß, zu küssen ihre Wangen;
Thun doch wir die Kleinen nicht erschrecken.“

Endlich (29. Mai 1864) habe ich vor meinem Fenster den wallenden Blätterstrom (d. englischen Garten), brandend und wogend und schäumend, vom Silbergrün der Weißpappel durch's Hellgrün der Buchen bis zum Düstern der Rothtanne, und das Kirchlein, das ich vor einigen Tagen noch gesehen, ist abgesunken ins Grün.

Es schlägt vom nahen Thurme 3 Uhr Morgens. Die Mondsichel leuchtet scharf ausgeschnitten herab, die Luft ist eben wunderbar klar, einzelne Sternbilder glänzen noch am Himmel, aber schwach und zart, nur der Morgenstern bringt noch sein heiters „Willkommen!“.

Der Tag meldet sich im Osten, es dämmert grau, Alles schläft, nur Eine ist bereits wach — die Amsel. So feurig, so hell habe ich sie schon lange nicht mehr flöten gehört — der Schifferin Morgenlied hin über den weiten, stillen Blättersee.

Jetzt ist's Zeit, bei meinen Spätzchen nachzusehen.

Still! noch liegt die ganze Familie im besten Schlummer. Schon hat die Amsel eine halbe Stunde gesungen. Jetzt regt sich's im Akaziengrün. Die Mutter ist zuerst munter und überschaut die kleine Schaar — kein einziges Sprößlein fehlt. Welch' Jubel! aber sie muß ihn unterdrücken, denn

die Kleinen träumen noch vom gestrigen Tag und seinen vielen Freuden. — Da zuckt ein Köpfchen auf, jetzt ein anderes, bald sind alle Schlafkäpplein abgestreift, und die vielen dunklen Aeugleinpaare enthüllt.

Der Schläfrigste ist unser gestriger Waghals; nun ja, dem Helden thun die Lorbeern gar zu wohl, das nächste Brüderlein muß ihn wecken. O weh! es geht schwer, die Nickhaut schlägt wiederholt über den Augenstern, ich meine, ich schaue ein Büblein, das mühsam nur den Schlaf von sich schüttelt.

Schau nur, wie er sich streckt, der Hansel, den einen, dann den andern Flügel ein wenig hebt, wie der faule Michel die Aermlein beim Ruf der Mutter: „Auf!" — Nur langsam geht's vom Schlaf in's Wachen hinein; die eine oder andere Feder bringt er in Ordnung, aber Alles mit halbgeöffneten Augen. Jetzt blinzelt er, endlich trippelt er drei Schrittchen vorwärts, endlich bringt er den Seinigen einen „Guten Morgen!" Alle antworten frisch und heiter; die Mutter aber ist schon fort nach der Morgensuppe.

Und nun beginnen manche Scenen von gestern wieder und neue kommen dazu, hat sich ja der Nesthocker auch zur Schaar gemacht und mit ihm Stoff zu Spaß und Witz. Aber nur ein paar Tage will das Spätzlein die viele Elternsorge in Anspruch nehmen, und hierin ist es von vielen seiner Verwandten und Bekannten wieder originell. Es liebt die Selbstständigkeit und doch wieder die Geselligkeit. Die Jungen schlagen sich in Banden zusammen, gehen ihre eigenen Wege, die allerdings eine historische Unterlage von mehreren Jahrtausenden haben.

Der Spatz im Bade.

„Zur Mulde sich weitet der plätschernde Bach,
Umschattet von traulichen Weiden und Erlen;
Wie goldner Regen sprüht Sonne durch's Dach
Und zaubert vieltausend von blitzenden Perlen.

O Wonne! zu dämpfen darinnen die Gluth,
Zu lauschen dem Säuseln und Flüstern des Laubes!
Doch uns erquickt auch die sandige Fluth,
Uns reiniget selbst das Wirbeln des Staubes."

(Reisner Otto.)

Die jungen Thurmschwalben sind schon ausgeflogen, und bereits beginnen die Alten mit ihnen ihre Fliegübungen.

Das ist eine keke, wilde Jagd, jetzt zwischen den Dächern der Häuser, jetzt um die beiden Thürme, jetzt der Kirche entlang. Pfeilgeschwind schießt Jung und Alt auf ein bestimmtes Ziel, und plötzlich mitten im rasendsten Fluge ist die Richtung geändert. Je größer die Hindernisse, je enger der Raum, innerhalb dessen sie ihren Wettflug halten und einander ausweichen müssen (sie fliegen nicht immer in Einer Richtung, sondern häufig so, daß sie einander begegnen), desto lustiger fährt's durch die Luft, desto weiter hallt das Halloh der losen Buben, „hi, hi, hi, hie — rrrr."

Mit Sang- und Fluguntericht wird das Büblein vom Dorf nicht viel geplagt, aber an Reinlichkeit soll sich's gewöhnen und auf die Gesundheit soll's recht Acht haben und dazu dienen die Bäder.

Der Spatz ist hierin sogar wählerisch; er hat zur Gesundheitsförderung dreierlei Bäder: Kaltwaschungen und Douche- und Sandbäder.

Es ist ein recht heißer Sommertag; der Spatz fliegt zum Hausbrunnen. Schlau wie immer weiß er schon, daß dort wie für einen großen Herrn das Bad bereitet. In einigen kleinen Grübchen neben dem Brunnen ist das Wasser wie in einer Badwanne. Er schaut sich etwas schüchtern um, ob er nicht gestört ist durch ein neugieriges Kätzchen, und wenn alles in der Ordnung, beginnt er seine Kaltwaschungen mit einer Präcision; wie wenn er es in einer Naturheilanstalt gelernt hätte.

Aber auch die Jugend soll sich daran gewöhnen. In unserm Nachbarsgarten ist ein Springbrunnen, wo der Strahl in eine große Muschel zurückfällt, über deren ziemlich breiten Rand das Wasser abläuft. Da können sich nun dreißig Spatzen bequem baden.

Hier sah ich öfters dem Badeunterrichte der Spatzen zu. Zuerst fliegen ein paar Alte auf den Rand und baden, die kleine Schaar hüpft unten im Sande um den Quell herum; aber sie sollen auch herauf!

Der Alte ruft und schreit und zwitschert, und die Jungen schauen so herzig hinauf, aber sie trauen sich nicht. Und es müßte doch so gut und so kühl sein, daß es eine wahre Lust.

Nun kommt die Spätzin. Das ist ein Geschwätz und Geplauder zu den Kleinen hinab, und dazu diese Geberden, dieses Winken mit den Augen, dieses Kopfdrehen. Sie fliegt hinab zu den Kleinen und pappelt ihnen ins Ohr: „Es geschieht nichts; ich gebe schon recht Acht auf euch, nichts feineres gibt's auf der ganzen Welt als so ein Spielen und Scherzen mit den Wel-

len . . . !" Nachdem die Mutterliebe gesprochen, wagt's ein grauer Junge hinauf in die Muschel . . . Alles staunt unten, dem Grauen geschieht nicht's, und er lacht und kichert neben der Mutter im Bade.

Nun ist kein Halten mehr — lustig in die kühle Fluth!

Wenn tüchtig gewaschen, und die ganze Parthie aussieht wie Zwergpudelchen nach einem Schwumm durch den Strom, fliegt Jung und Alt auf den nahen Nußbaum und macht Toilette. Vor Allem werden die nassen Aeuglein ausgerieben und die Hauptmasse des am Gefieder hängenden Wassers wird abgeschüttelt. Schau einmal dort den kleinen Nesthocker an, der humpelt auf einem Füßchen — es sind ein paar Tröpflein ihm ins Ohr geronnen! dann zieht das Spätzlein die Federn durch den Schnabel, legt sie in Ordnung und ölt sie aus seiner Bürzeldrüsen ein. Die Badekleider werden ab- und der Kittel angelegt. Wie glänzt so prächtig Alles am Spätzchen! Und der Kleine braucht keine Seife und keinen Spiegel und Kamm, und trotzdem — kein Härlein am unrechten Platz! — O wie herzig bewundern sie sich gegenseitig: „Das war ein Spaß! den wollen wir uns bald wieder machen!"

Nach vollendetem Bade und Putzen fühlt sich der Spatz ungemein behaglich. Die Reinigung ist ihm ein wahres Lebensbedürfniß, er erkrankt, wenn er sie nicht verrichten kann. Nun verträumt er gern ein Stündchen im Vollgenuß der äußern und innern Wärme. Es ist zu nett, wenn man Spätzlein manchmal sich sonnen sieht, höchst gemüthlich platt auf eine Seite oder aufs Bäuchlein sich legend.

Sehr interessant macht sich Meister Spätzlein, wenn er sein Douche-, seine Brause- und Strahlbäder nimmt.

Im Hofgarten zu München sind ein paar Springbrunnen, wo sich hierüber Studien machen lassen. Die Strahlen quellen aus hübsch bemoosten Felsensteinen und in ihrem Herabstürzen produciren sie künstlich den Regen, oder, indem der Strahl vom Felsen emporspritzt, erzeugen sie eine nach oben oder nach seitwärts wirkende Douche oder Brause.

Nun erscheint der Spatz, um seiner Gesundheit zu pflegen. In der Nähe des Strahles, dessen einziger Schlag ihn verwunden, vielleicht tödten würde, sucht er, ein Talent sondersgleichen, ein Plätzchen, von wo es ihm indirecte zart und fein auf's Köpflein und Fügelschulter und Rücklein douchet.

Das muß köstlich sein, denn er schreit und lärmt und freut sich wie ein lustig Badender.

Einmal sah ich ein Spätzchen, wie es fort und fort nur sein Flügelchen dieser Brause aussetzte. „Hat dich Armen gewiß eine lichtscheue Eule oder ein Kätzchen verletzt, und willst du die brennende Wunde heilen?“ Ich glaube nicht, daß ich mich getäuscht.

Und wie zu den Kaltwaschungen, so wird auch hier die zarte Jugend geschult. Es ist das spaßigste und netteste Spiel bei solchem Spritz- und Douchebad fünfzehn bis zwanzig Spatzen, Alt und Jung, zuzuschauen.

In unsern Tagen, wo die körperliche Gesundheit über Alles geht, hat man auch Sandbäder empfohlen: Reibungen mit Sand, Liegen im Sand 2c. Der Spatz hat schon seit Jahrtausenden diese Art der Lebensverlängerung geübt.

Wer hätte es nicht beachtet, wie selig und wohlig der Spatz im Sandgrübchen liegt, wie er den Schnabel offen tiefauf Luft athmet, die Flügel und den Schwanzfächer gebreitet, wie er äußerst behaglich und zufrieden die Aeuglein verdreht und sich das Bäuchlein wetzt. — Mehrere Minuten liegen sie dann oft ganz regungslos da, bis das Spiel von Neuem beginnt. Jetzt wird aus Leibeskräften durch Schlagen mit den Flügeln und mit den Füßen dichter Staub aufgewirbelt und das Gefieder gesträubt, damit dieser bequem zwischen die Federn eindringen kann und Alles gehörig durchpudert wird. Dann erheben sie sich, schütteln sich gehörig, schlagen mit den Flügeln, kratzen sich mit den Füßchen hier und da ein wenig und ordnen das Gefieder mit dem Schnabel.

Die Spatzen lieben diese Sandbäder sehr, denn im Winter sah ich sie in kleinen Mulden mit dem Schnee ein ähnlich Spiel treiben.

Es ist bei diesen letztern Bädern hauptsächlich auf die leibigen Schmarotzer im Spätzchens Kittel abgesehen — also Reinlichkeit selbst im wirbelnden Staube!

Sarg und Grab.

Trotz aller Bäder und Vorsicht kommt der Tod. Was soll's? Der Spatz wird nicht schlechter beerdigt als die andern Vögelein. Schnell verschwindet er von seinem Sterbebette. Ein ganzes Regiment geschäftiger Grabträger nimmt die kleine Leiche in Empfang. Die Federn zerstieben nach

allen vier Winden — die Brüderlein mögen sich daraus ein warmes Stübchen machen, das Fleisch vergeht, die Beinchen werden begraben, das Gras wölbt sich darüber und wird zum zierlich grünen Grabhügel, mit zarten Blüthen stets geschmückt; und zur bestimmten Zeit funkelt und glimmt das Grablichtlein:

Leuchtkäferchen an schlanken Halmen
Erglüh'n auf ihren Blüthenschrein,
Die Grille singt mit ihren Psalmen
Spätzlein zum Grabesfrieden ein."

(Wohlmuth.)

Und wenn die Grille nicht mehr singt, so flüstern die Blätter der Linde und Ulme, des Hollunders und der Weide noch vom guten Spatzen, der sein einfach Häuslein in's Gezweig gebaut, und die Kleinen so lieb gepflegt und mit ihnen gescherzt und im nahen Brünnlein gebadet und gespielt und bei all' dem die Räupchen so fleißig gefangen.

„Ach! 's kam die Zeit vom Erdenraum zu scheiden,
Der Spatz sich barg in's Dunkel dichter Weiden.
Dort träumt er noch von froher Maienzeit,
Von Amsellust und Sangesherrlichkeit,
Dort zwitschert er mit todesmatter Kehle,
Bis still verhaucht die arme Spatzenseele."

Das Wort.

Von L. L.

Den Worten, die aus tiefer Quelle
Leicht über unsre Lippen schweben,
Ein Hauch nur, eine flücht'ge Welle,
Ist wunderbare Macht gegeben.

Wie kann ein Wort uns oft erquicken,
Ein einziges, aus treuem Herzen!
Entflohn in wenig Augenblicken
Sind alle Sorgen, alle Schmerzen.

Doch tiefes Leid auch kann bereiten
Ein Wort, das schmerzlich uns getroffen,
Verhallt ist's flüchtig in die Weiten,
Die Wunde, die es schlug, blieb offen.

Und der voll Leichtsinn es gesprochen
Geht sorglos seinen Weg von dannen;
Nicht ahnend oft was er verbrochen,
Kann er das tiefe Leid nicht bannen.

Drum laß die Lippen Sorge tragen,
Daß sie nicht böse Worte sprechen,
Die uns dereinst vor Gott verklagen,
Es können Worte Herzen brechen.

Brauchst Du sie auch als Schwert und Waffen,
So sei es doch in edler Weise,
Doch willst Du etwas Gutes schaffen,
Gebrauch das Wort nur mild und leise.

Daß Deine Worte ähnlich werden
Dem, das uns bleibt in Ewigkeiten,
Dem Wort des Herrn, das hier auf Erden
Uns für den Himmel will bereiten.

Das Bildniß des Verstorbenen.

Erzählung von Hermann Geiger.

Man kann sich kaum etwas Ehrwürdigeres denken, als einen in seiner Dorfgemeinde unter zahllosen Sorgen ergrauten Priestergreis. Einen solchen hatte das friedlich gelegene Höhendorf seit etwa drei Jahrzehnten. Für die guten Leutchen dort oben kam eben wieder ein neues Jahr; dießmal aber brachte es ihnen kein Glück, denn es nahm ihnen den gemeinsamen Vater durch einen schnellen Tod. Als der traurige Leichenzug zur letzten Ruhestätte gegangen war, öffnete man des Priesters Testament und fand, daß er den heiligen Laurentius zum Erben eingesetzt hatte. Das verhielt sich so. Die Pfarrkirche zu Höhendorf hatte den genannten Blutzeugen zum Patron; derselbe war aber zugleich auch der Patron des hingeschiedenen Greises, der

da letztwillig verfügte, man solle seine Habe versteigern und vom Erlöse derselben einen neuen Hochaltar in der Pfarrkirche und über demselben ein neues schönes Standbild des heiligen Laurentius errichten. Beim Anblicke dieser Statue konnte das fromme Volk später des Gebers und auch seiner in Gott ruhenden Seele gedenken.

Alles fand dieß Testament gar herrlich und Jeder freute sich, in die Lage gesetzt zu werden, auch sein eigenes Stübchen mit einer Reliquie aus dem Pfarrhause schmücken zu können. Nur Einer machte dazu ein böses Gesicht, und der hätte wahrlich keinen Grund gehabt: es war ein Vetter des Verstorbenen, der geglaubt hatte, er hätte mehr Ansprüche auf diese Hinterlassenschaft, als der Heilige des Ortes. Der Herr Amtmann, der zur Abhaltung der angekündigten Versteigerung anwesend war, deutete dem Vetter jedoch an, er habe sein Lebenlang gar viel Gutes von dem edeln Verstorbenen erhalten, und möge sich damit zufrieden geben. Auch sagte ihm der Herr Amtmann, daß der Verstorbene gegen ihn die Hoffnung ausgesprochen habe, sein Vetter werde das wohlgetroffene Bildniß des würdigen Seelsorgers, das so lange in dessen Speisezimmer gehangen war, ersteigern.

„Ich?“ fragte dieser in einem Tone seltener Befremdung, als ob er sagen wollte, für jenes Bild möchte jeder Andere mehr Vorliebe haben, als gerade er. „Kaufen?“ setzte er fragend hinzu; „nein, Herr Amtmann, das todte Bild hat für mich keinen Werth.“

Diese Aeußerung war sehr lieblos und hätte, wenn der Verstorbene sie gehört haben würde, zwar keine Rüge, aber ein paar Thränen veranlaßt. Wenn das Bild eines Wohlthäters für den lang unterstützten Verwandten bedeutungslos war, wer sollte dem Bilde dann einen Werth beilegen? Gerade durch die Liebe zu diesem Bilde hätte Jener am deutlichsten seine Liebe zum Hingegangenen bekundet.

Die Versteigerung machte mit äußerst untergeordneten Dingen ihren Anfang; sie ging über auf Wäsche, Bücher und Zimmereinrichtungsgegenstände, Anderes aber, und die Bilder sollten des Nachmittags zum Aufwurf kommen.

Sieh, da stellt der Vetter an den Oberknecht das Ansinnen, ihn unmittelbar nach dem Mittagstische in das nahe gelegene Städtchen und Abends wieder zurückzufahren. Dieses Ansinnen konnte niemanden weher thun, als gerade jenem Knechte, der dem verstorbenen Pfarrer seit dreißig Jahren

mit aller Ergebung und Treue gedient hatte, und nun sah, daß durch jene Gleichgiltigkeit auf das Gedächtniß seines guten Herrn ein Schatten falle. Auch war er's gerade, der das Bild diesen Nachmittag gerne ersteigert hätte.

„Nun denn," dachte er, „in den Besitz des Bildes kann ich doch kommen, wenn ich auch nicht unter den Kaufslustigen stehe." Eigentlich war ihm die Fahrt insofern nicht ganz unlieb, als er jetzt Ursache hatte, einen Andern zu bitten, jenes Bild an seiner Statt zu kaufen, denn er selbst hatte noch nie einer Versteigerung angewohnt, und fürchtete, seine Stimme möchte ihm umschlagen, wenn er so ganz allein seine Angebote ausrufen müßte. Vor der Abfahrt ersuchte er deßhalb den Schullehrer um den erwähnten Dienst. „Gut, Baumann," sagte der Lehrer, „ich werde Euren Auftrag nicht vergessen." Der Fuhrmann und sein finsterer Gast waren schon den Hügel hinabgefahren, als der Meßner eben des Weges kam. Der Baumann hielt die Pferde eine Minute lang an, stieg ab und sagte dem Meßner in's Ohr: „Viel Glück zu Euerm Einkauf! das Bild des Herrn Pfarrers, das vielleicht erst Abends zum Aufwurf kommt, hätte ich für mein Leben gern ersteigert. Sorgt dafür, daß es mir nicht aus der Hand komme."

„Wie hoch darf ich mich einlassen?" fragte der Meßner.

„So hoch es eben steigt," war die Antwort des Baumeisters, der seinen Sitz eiligst wieder einnahm und dahinfuhr.

Des Lesers Scharfblick merkt bereits die fatale Verwickelung, welcher diese Erzählung entgegengeht.

Eben begann es zu dunkeln, als das Oelbild, welches das freundliche Antlitz des guten Seelenhirten darstellte, an die Reihe kam.

„Acht Gulden," rief der Auktionator, und im Nu wetteiferten fünfzig Stimmen durch all die kleinen Stäffelchen hinauf, bis auf sechzig Gulden zu eilen. Das war ein rührendes Zeichen von der Dankbarkeit der Gemeinde gegen ihren ehemaligen Vorstand. Von jetzt an schienen es nur mehr vier, bald nur mehr drei Stimmen zu sein, welche noch weiter klimmen wollten.

„Siebenzig Gulden zum ersten Mal," tönte es vom vordersten Tische her.

„Einundsiebenzig," rief der Meßner, „zweiundsiebenzig" rief der Lehrer. Als gält es in der Schule im Zählen zu unterrichten, so würdevoll fuhr der Lehrer fort immer auf des Meßners Gebot, um eine Guldeneinheit weiter zu gehen.

„Ihr werdet sehen," sagte der Krämer, „die gelangen noch auf Hundert."

Wirklich waren sie auf achtundneunzig, als sich die Thüre aufthat und der schweißtriefende Baumann, der eben aus dem Städtchen zurückgekehrt war, eintrat. „Das Bild?" murmelte er, „gottlob ich komme noch recht."

„Also neunundneunzig zum ersten Male, neunundneunzig zum zweiten Male," rief der Versteigerer, und — „hundert" tönte es mit kräftiger Stimme von der Thüre her.

„Ha, der Baumann!" flüsterte alles. „Respekt vor dem Baumeister!"

„Gottlob, daß Ihr da seid," sagte der Meßner, „ich hätte mir nicht getraut, weiter zu gehen."

„Baumann," rief der Schullehrer, „ich habe Euern Auftrag getreulich ausgeführt, aber über Hundert wäre ich nie gegangen.

„Hundert Gulden, rief man jetzt neuerdings, hundert — Gulden — — niemand — mehr? hundert Gulden zum — — dritten Male."

Jetzt gab es ein Gesumme, wie bei einer Bauernhochzeit. Aber das fatale Mißverständniß, daß Lehrer und Meßner zugleich für den armen Baumann steigerten und so daß keiner ahnte, für wen der Andere thätig sei, kam doch noch nicht so schnell zur Kunde der Summenden.

Eben legte mit wehmüthigem Lächeln der Baumeister die aus seiner Truhe geholte Summe auf den Zahltisch nieder, nahm dann mit beiden Armen das „theuere" Bildniß und stellte es hinter den Ofen. O wäre diese Unanehmlichkeit eher einem Geizhalse begegnet! „Horch," da tönt noch einmal das bekannte Glöcklein, dießmal in der Hand des Herrn Amtmannes.

„Die Versteigerung ist geschlossen," sagte er, „bevor wir indeß uns trennen, habe ich noch ein Wort nachzutragen. Bei dem Testamente des Verlebten befand sich nämlich ein sogenannter „Nachtrag", ein versiegeltes Packet mit der Aufschrift „nach der Versteigerung zu eröffnen". Die plötzlich eingetretene Todtenstille wagte nur die Scheere zu unterbrechen, welche der Amtmann nach Eröffnung des Päckchens auf den Tisch legte.

Dem ersten Umschlage folgte ein zweiter mit der Ueberschrift: Zugabe zu meinem Bildniß".

„Ha!" rief Alles, „was ist es".

Man öffnete das Siegel und hört! es waren fünf Banknoten in dem Couvert und auf jeder der fünf Noten las man die gedruckten Worte: „Hundert Gulden".

Der Amtmann winkte dem Baumeister und händigte ihm lächelnd die Summe ein.

Verblüfft sah sich Alles an. „Wo ist der Herr Vetter?“ fragten die Einen, „schau, schau, sagten die Andern“.

„Das war edel und weise“, meinten Alle und gingen zufrieden auseinander.

Der Thee und dessen Bereitung.

(Mit einem Stahlstich.)

Der Thee ist uns durch seinen Gebrauch wohlbekannt, und wenige Leser der Jugendblätter werden das Getränk, das aus den Theeblättern bereitet wird, nicht schon gekostet haben. Das Vaterland der Theepflanze ist China und Japan beides zwei große Kaiserreiche; das erstere Festland im Osten von Asien, das andere großes Inselland desselben Welttheiles. — Theepflanzungen gibt es in neuerer Zeit auch auf den Inseln Java, die holländischer Besitz ist, und auf Ceylon, im Besitze Englands. — Weitaus am meisten wird der Thee in China gebaut; die Theeernten in China sind für das Volk dort von derselben Bedeutung, wie in unsern Ländern das Getreide und die Kartoffeln. — Hat China selbst einen sehr großen Theeverbrauch, so soll die Ausfuhr dennoch jährlich circa 500 Millionen Gulden betragen. — Der Theehandel ist größtentheils in den Händen der Engländer, die alle Meere der Welt mit ihren Schiffen befahren, und ungeheure Quantitäten nach Europa führen. Bedeutenden Theehandel mit China haben auch die Russen, die durch Karawanen denselben nach Europa bringen. Der sogenannte russische oder Karawanenthee soll besser sein, als der auf dem Meere ausgeführte, indem die See- oder Meerluft dem Thee nicht zuträglich sei. Nächst den Engländern und Russen führen die Nordamerikaner und Franzosen noch großen Theehandel mit China.

Die Theepflanze ist ein Strauch; er würde indessen die Höhe eines kleinen Baumes von circa zwölf Fuß erreichen, wenn er nicht fortwährend, großen Blätterertrag zu gewinnen, beschnitten würde; gewöhnlich wird er in der Höhe eines Rosenstockes gehalten. Die Blätter gleichen an Größe, Farbe



und Gestalt denen der sauern Kirschen. Der Theestrauch ist fortwährend grün, immer treibt er frische Blätter, was das warme Klima des dortigen Landes ermöglicht. — Gewöhnlich finden drei solche Blätter- oder Theeernten statt, die erste im Februar und März, die zweite im April, die mehrere Monate anhält, die dritte im Spätsommer. — Es werden nur die jungen Blätter abgepflückt, wobei die größte Sorgfalt verwendet wird, namentlich für Reinlichkeit. Man erlaubt deßhalb den Theelesern nur mit Handschuhen die Blätter abzubrechen. In Japan sollen sogar die Theeleser des kaiserlichen Hofes genöthigt sein, während einiger Wochen in der Theeernte sich jedes Fleischgenusses zu enthalten, weil der Athem nach Fleischgenuß den Blättern nachtheilig sei. — Die erste Ernte ist nicht ergiebig, dagegen sind die Blätter äußerst zart. Diese geben den besten Thee, der indessen nur zum kleinsten Theil in den Handel kommen soll, sondern an den kaiserlichen Hof abgeliefert werden muß, weßhalb er auch Kaiserthee heißt. — Der Thee, den wir gewöhnlich trinken, ist von Blättern der zweiten Einsammlung, die noch sorgfältig sortirt wird. — Aus den feinen zarten Blättern wird der beste Thee bereitet, die groben Blätter geben geringere Sorten, die zu niedrigerem Preise verkauft werden. — Nach dem Einsammeln der Blätter folgt das Rösten in besonders für diesen Zweck eingerichteten Oefen mit eisernen Platten. — Auch das Rösten erfordert große Vorsicht und Erfahrung, da zu große Hitze den Thee verdirbt. — Der sogenannte schwarze und grüne Thee sind nicht zweierlei Sorten, sondern nur die Zubereitung hat die Verschiedenheit in Farbe und im Geschmack herbeigeführt. — Der grüne Thee wird frisch auf heißem Eisenblech rasch getrocknet, und mit den Händen gerollt; der sogenannte schwarze Thee aber wird bevor er geröstet wird, mit heißem Wasser abgebrüht, dann erst auf dem Eisenblech geröstet, wodurch er die schwärzliche Farbe erhält. — Das Aroma, feinen Geschmack des Thee's, wird übrigens großentheils durch andere fremdartige Beimischungen, namentlich durch die Blätter der Camelia Sasangua und durch die Blüthen von Olea fragans hervorgebracht. — Werden die Blätter des Kaffeebaumes gleich wie der chinesische Thee behandelt, so sollen sie ein ähnliches Produkt liefern.

Der größte Theeverbrauch in Europa findet in England statt, auch in Holland, Rußland und im nördlichen Deutschland finden sich der Theetrinker und Theetrinkerinnen sehr viele. — Wie der Kaffee sehr vielen Völkern zum täglichen Lebensbedürfniß geworden, so ist es bei andern der Thee. — In Eu-

ropa wird weder der Kaffee noch der Thee gepflanzt; denn ganz kleine Länderstrecken ausgenommen, ist das Klima dem Anbau derselben nicht günstig, es muß also der Bedarf für den ganzen Welttheil Europa an Kaffee und Thee aus Asien und Amerika eingeführt werden, und weniges an Kaffee aus Afrika. — Wir geben damit ungeheuere Summen Geldes aus, die uns allerdings wieder durch die Erzeugnisse europäischer Industrie zufließen, die wir in benannte Weltheile versenden. — Ist eine staunenswerthe Mannigfaltigkeit in dem Haushalte Gottes in der Natur, so hat seine Weisheit und Güte jedem Land und Volk wieder besondere Hülfsmittel zugewiesen, wodurch es sich bei Fleiß und Thätigkeit aus andern Ländern das erwerben kann, was ihm fehlt. —

Untergang des englischen Schiffes „Orpheus."

Der „Orpheus" eine neue Dampfkorvette von 21 Kanonen und 1706 Tonnen, wurde zu Ende des Jahres 1861 in Portsmouth ausgerüstet für die Flagge des Commodors in Australien, und lag in Spithaed, als die Nachricht nach England kam, daß die beiden Abgesandten der südamerikanischen Staaten, für Paris und London, Flydel und Mason von dem Capitain eines nordamerikanischen Kreuzers an Bord eines englischen Schiffes „Trent," welches von Havannah nach England segelte, gefangen genommen waren.

In Folge dessen wurde der Commodore des „Orpheus", Burnett, sogleich nach Amerika beordert, mit einer werthvollen Ladung Büchsen und Munition, wo er während der Wintermonate die Ausschiffung der von England nach Canada geworfenen, kleinen Armee leitete und dann auf Befehl der Admiralität seine Fahrt nach Australien fortsetzte, wo er im Juli 1862 in Sidney glücklich anlangte.

Während des Aufenthaltes des „Orpheus" in den Docks wegen nöthiger Reparaturen, beschiffte der Commodore die nord-östliche Küste Neu-Hollands, sowohl um einen günstigen Platz für eine neue Ansiedlung, als auch um einen Hafen für diese erst neuerdings zugängig gewordene Gegend zu ent-

decken. Burnett entschloß sich sodann mit dem „Orpheus“ seine Stationen zu besuchen. Kurz nach seiner Rückkehr von einem Besuche der schönen Colonie von Tasmanien, verließ er Sidney am 31. Januar 1863 um nach Neu-Seeland zu gehen, und nach einer kurzen schönen Fahrt unter vollen Segeln war er am 7. Februar Angesichts des Hafen von Manukau.

Dieser Hafen an der Westküste der Insel ist nur erst wenig bekannt. Seine Wichtigkeit liegt in seiner Nähe bei der Hauptstadt Auklanel, von deren Hafen er nur durch eine enge Landzunge getrennt ist. Seit Kurzem hat man in ihm einen gelegenen Platz zur Landung der Truppen und als Station für Kriegsschiffe entdeckt, welche in den Operationen gegen die Eingebornen von Taranahi verwendet werden sollen.

Vor dem Eingange des Hafens von Manukau liegt quer eine Sandbank, eine sogenannte Barre. Zur Fluthzeit steht sie 30 Fuß unter Wasser. Zwischen ihr und dem Ufer sind mehrere sich verschiebende Sandbänke, über die sich die See mit der furchtbaren Gewalt des stillen Oceans fortwährend bricht. Eine Lortsenwarte steht in der Nähe des Eingangs.

Wie schon gesagt, war der „Orpheus“ im Anblicke des Landes, ungefähr 11 Uhr Vormittags in klarem heiterm Wetter mit einer mäßigen Brise aus Süd-West. Kurz darauf bemerkte man vom Schiffe aus die Signalstation mit der Flagge: „Take the bar“. (Die Barre kann passirt werden.)

Das Schiff war unter vollen Segeln. Halbe Dampfkraft wurde zu Hülfe genommen, und der „Orpheus“ passirte die Barre gerade als die Fluth auf ihrem Höhepunkt war. Alle nur möglichen Maßregeln in Betreff der Steuerung wurden genommen in Uebereinstimmung mit den Admiralitätsvorschriften und die Lootsung wurde nach den Signalen dann und wann geändert, so daß das Schiff immer unter Commando blieb. Es wurde in der Mitte des freien Wassers gehalten und lief mit ziemlicher Geschwindigkeit durch den Eingang. Entweder ging es aber nicht nördlich genug, oder die mittlere Sandbank hatte sich ohne Vorwissen der Lootsen verschoben oder ausgedehnt — kurz, nach Passiren der Barre und ungefähr noch zwei Meilen vom Lande, saß das Schiff plötzlich fest, um 1½ Uhr Nachmittags, wie die Untersuchung erwies, auf der äußersten nördlichen Spitze der mittlern Sandbank und ungefähr fünfzig Fuß vom freien Wasser.

Der Befehl zum Zurückschlagen wurde gegeben, aber die Maschine wollte nicht mehr arbeiten. Das Schiff kippte augenblicklich mit dem Bugspriet

nach Norden gerichtet um, so daß die hochgehenden Wogen es bald von der Breitseite her vollständig überschwemmten, Alles in Stücke zerreißend und mit sich fortspielend, während das heftige Aufstoßen des Schiffes die Raaen zerriß und es sich mit Wasser zu füllen begann.

Alles an Bord war beschäftigt, die belastete Breitseite durch Wegschaffung der Kanonen zu erleichtern und die Boote auszulassen.

Gegen 3 Uhr bemerkte man, daß ein kleiner Dampfer den Hafen verließ. Als der Commodore sah, daß er sich nicht dem „Orpheus" näherte, entsandte er zuerst ein Boot mit den Berichten und sonstigen werthvollen Papieren, die er an Bord hatte, und nach einer halben Stunde stieß ein zweites Boot mit Lieutenant Hill und Mr. Amphlett vom Schiffe ab, um die Hülfe des Rettungsbootes zu erhalten und dem englischen Schiffe „Harrier", welches man im Hafen wußte, Nachricht zu geben.

Commodore Burnett bewahrte die ganze Zeit über eine vollkommene Ruhe und Urtheilskraft und wußte in der ganzen Mannschaft Disziplin und Ordnung zu erhalten. Diese befolgte, von dem ersten Matrosen bis zu dem letzten Schiffsjungen unverzüglich seine Befehle und benahm sich so verständig, wie es bei einer solchen auf's Aeußerste gehenden Prüfung nur zu wünschen war.

Nach großen Schwierigkeiten und in beständiger Gefahr von den Wellen überschlagen zu werden, erreichten endlich beide Boote die Küste. Sie trafen hier den Lootsen und den kleinen Dampfer „Wonga-Wonga", der durch den südlichen Kanal wieder in den Hafen eingelaufen war.

Die Rettungsboote wurden zu Aller Unwillen als nicht tauglich befunden, der Dampfer nahm also die beiden Boote in's Schlepptau und steuerte auf den „Orpheus" zu, den er erst gegen 6 Uhr Abends erreichte.

Inzwischen war die See an ihrem grausamen Werke vorwärts geschritten. Das Schiff hatte sich immer mehr gefüllt trotz allen Anstrengungen der Mannschaft und als der „Wonge-Wonge" die Corvette erreichte, fand er sie schon fast unter dem Wasser begraben. Die See brach darüber hin bis zur halben Höhe des Tackelwerkes; dieses bot einen merkwürdigen Anblick dar. Der Commodore und sämmtliche Mannschaft hatten sich dahin geflüchtet.

Die einzige Möglichkeit das Leben zu retten, bot sich an dem Bugspriet

und an dem Kliverbaum, welche aus dem Wasser hervorragten. Dorthin wurden daher die Boote gelegt, um Alle aufzunehmen, welche es wagten hinunterzuspringen und bis zu ihnen hinzuschwimmen. Auf diese Weise wurden mit Ausnahme der Bemannung der beiden Boote, alle die Catastrophe Ueberlebenden gerettet.

Fast Alle, welche das Schiff hinten am Fockmaste verließen, wurden durch die Wirbel und Strömungen, welche um das Wrack spielten, in den Abgrund gezogen. Einige der jüngern, kräftigen Matrosen ließen sich an den Tauen hernieder bis sie den Klüverbaum erreichten und in die Boote aufgenommen werden konnten. Es war das eine schwierige, halsbrechende Reise durch die Luft, welche nicht Alle, die sie muthvoll und nothgedrungen unternahmen, glücklich beendigten. Mehr wie Einer der tapfern Leute ließ in einem unglücklichen Momente das Tau, an dem sein Leben hing, los oder die Kräfte verließen ihn und er stürzte hinab in das gierige Elemente, das unter ihm gähnte.

Die in den Booten Aufgenommenen erzählten, daß kurz, nachdem vorhin die beiden Boote das Schiff verlassen hatten, das große Boot in See gelassen und mit zwanzig Leuten bemannt worden war. Eben im Begriffe den „Orpheus“ zu verlassen, wurde es von einer Schlagwelle auf der Langseite überspühlt und Alle gingen unter. Trotz der Anstrengungen der Schiffsmannschaft gelang es nicht, nur einen Einzigen zu retten.

Gegen sieben Uhr kam die Fluth, und die Wogen gingen sehr hoch und ungestüm. Bald darauf brach das Bugspriet ab, kurz am Schiffsrumpfe. Die Boote wurden durch den Dampfer, der blaue Lichter aufsteckte, windwärts gezogen.

Gegen neun Uhr Abends brachen die Maste, einer nach dem andern. Die Leute in den Mastkörben riefen sich zu und ermuthigten einander, während ihrer immer mehrere in den See fielen. Es gab keine Rettung für sie, sie mußten ausharren bis der furchtbare Augenblick kam, der sie hinabschleuderte in das Meer. Für die Passagiere der Wonga-Wonga war es ein herzzerreißender Anblick, obwohl die unsichere Dunkelheit der Nacht ihnen manchen Schrecken verborgen halten mochte.

Der „Orpheus schien um diese Zeit vollständig in Trümmer zersplittert zu werden. Sparren und Balken und größere Schiffstheile wurden von der Fluth an's Land gespült, wie man in den spätern Stunden vom Dampfer

aus bemerkte, denn auf die frühere Finsterniß folgte nun klare, glänzende Mondnacht. An diesen Trümmern hingen eine Menge Menschen, von denen manche im letzten Grade der Erschöpfung noch aufgenommen wurden. Die Boote blieben auf dem Platze, bis Alle verschwunden, entweder gerettet oder versunken waren. Im späteren Verlaufe der Nacht wurde nichts mehr gesehen noch gehört.

Bei Tagesanbruch hatte sich der Wind vollständig gelegt, die See war ganz ruhig. Der „Wonga-Wonga" lief bis nahe an das Schiff, es war aber nichts sichtbar über dem Wasser als der Stumpf eines Mastes und einige blosgelegene Schiffsrippen. — Es wäre schwer gewesen, irgend Jemandem begreiflich zu machen, der nicht selbst die furchtbare, qualvolle Nacht hier miterlebt hatte, daß ein so entsetzliches Ereigniß hier vor wenigen Stunden stattgefunden, daß von dem schönen Schiffe und seiner stattlichen, jugendlichen Bemannung, vor Kurzem noch so voll von Leben und Hoffnung, nichts geblieben war, als wenige kaum bekleidete Matrosen.

Zahlreiche Beweise von persönlichem Muth und zähester Ausdauer wurden gegeben. Ein junger Seemann, Johnson, wagte sein Leben nicht weniger als vier Mal, um das Anderer zu retten.

Jedenfalls sind die Behörden der Colonie nicht tadelfrei und nicht unverantwortlich für dieses unglückliche Ereigniß, welches von 260 Menschenleben 190 als Opfer forderte, den Commodore Burnett 23 Offiziere und 166 Seeleute. Sowohl die schlechte Instandhaltung der Rettungsboote, welche in der Todesnoth so vieler Menschen ohne Nutzen waren, als auch die Unkenntniß von der Verschiebung der mittlern Sandbank fällt der Behörde zur Last.

Der Kindersucher.

Von Th. Messerer.

V.

Im Weidenmoor.

Die Landschaft, der unser Kindersucher entgegenfuhr, bot ein wenig anziehendes und sehr verschiedenes Bild von der Gegend, die er heute Morgen durchwandert. An den Gemüse- und Obstgärten vorbei, die hier das Städtchen begrenzten, führte der Weg durch eine weite und unerquickliche Mooswiese, wo mancher Landmann umsonst den Versuch des Anbauens gemacht hatte. Immer kahler und dürrer wurde der Wiesenplan, bis er sich in ächten Moorgrund verlor. Hie und da tauchten schon Stellen der schwarzen Torferde empor, auf die der Flori mit der Peitsche hinwies. Der junge aufgeweckte Bursche schien glücklich, etwas gefunden zu haben, den sonst so heitern Herrn aus seinem Schweigen zu bringen.

„Von da an gehört's schon zum Weidenmoor," hub er gesprächig an, während er links und rechts eine Grenze bezeichnete. Doch der Doctor war dem Anschein nach so vertieft, daß er die Bemerkung überhörte.

„Wenn wir auf dem Abhang dort sind," fing Flori etwas lauter wieder an, „wo das Gestrüpp herschaut und die alten Weiden stehen, da seh'n wir gleich das Dorf. Das ist ein schwarzes russiges Nest!

Herr Amadäus regte sich nicht und durch ein grimmiges „Hü!" von einem kräftigen Peitschenhieb begleitet, machte der junge Bursche seinem Unmuth Luft und brachte zugleich den überraschten Fuchs in gelinden Trab.

An dem Abhang angekommen, übersah man eine endlose weite Ebene. Arm und verkümmert, zeigte hier die Vegetation gleich einer Steppe dem Auge des Wanderers nichts als einzelne Weidenbüsche, hie und da verkrüppelte Birken und niedere Wachholderstauden. Das dichte Schilf und die Binsen auf den verschiedenen Wasserdümpfeln und Sümpfen erinnerten in ihrer Armuth wehmüthig an die goldenen Aehren gesegneter Landstriche. Von weitem gähnten schon die geradlinigen Kanäle aus ihrer schwarzen Torferde hervor. Dort standen auch zerstreut auf schwarzem Grunde Hütten und Städel aus Latten zum Aufschichten und Trocknen des Torfes. Zwischen diesen konnte man Kinder und Erwachsene bald in kleineren, bald in größeren Gruppen sich bei der Arbeit hin und her bewegen sehen.

„Das ist Weidenmoor!" rief nun der Bursche und zeigte nach einer bestimmten Richtung mit der Peitsche.

An einen Hügel gelehnt, dem die Bewohner durch jahrelange Mühe und Ausdauer kaum ein paar grüne Grasflecke und Aeckerlein abgewonnen, lag das Dorf, das mit dem Moore, auf dem es entstanden, gleichen Namen führte. Um das Kirchlein gewahrte man etwa drei bis vier weißgetünchte Häuschen, doch vermißte man überall den Schmuck eines Gärtchens. Verwittert und armselig, reihten sich die übrigen Hütten aneinander und nur hie und da versteckte sich eine hinter einer abgeblühten Fliederstaude.

„Da wird's nicht viel vornehme Kranke geben!" bemerkte nun der naseweise Bursche wieder und schielte dabei pfiffig in das Chaischen zurück, „ich weiß aber schon — — Hü, Fuchs!" schrie er schnell, als fürchte er, zu viel gesagt zu haben.

Der Doctor hatte den redseligen Burschen schon lange durchschaut und machte ihm jetzt die Freude, lächelnd zu fragen: „So, Du weißt schon, warum ich hier heraus fahre?"

„Ja freilich," entgegnete der Flori lebhaft erfreut, „die Mamsell Rieke hat so was merken lassen von einem Kindannehmen. Aber der Herr Doctor hat gewiß schon was heraus sagen lassen nach Weidenmoor oder dem Vorsteher den Auftrag gegeben und fahrt jetzt nur hin, um das Kind anzusehen."

Doctor Kern erklärte, daß er dieß nicht für nöthig gehalten habe, da es doch sicher Kinder genug in der Umgegend gebe.

„Ja," meinte Flori mit pfiffigem Ausdruck in dem lustigen Gesicht, „so leicht geht's gerade doch nicht, als wenn man zum Fischen oder Krebsen hinaus ging' und beißt da nicht jedes Mal Einer an. Da herum sind die Kinder gerade nicht selten und doch rar. Die Größeren müssen schon Alle im Torfstich arbeiten und etwas verdienen und die Kleinen brauchen ja so nicht viel. Nur zwei Häuser wüßt' ich, wo's vielleicht nicht fehlschlagen könnte. Das ist beim Gruberbarthel, der hat sie wie die Orgelpfeifen, nur daß sie nicht so schön glänzen, oder bei der Waldmüllerresi. Das ist eine Taglöhnerwittib und hat bald nicht mehr Schindeln auf dem Dach, als Kinder in der Stube."

Während dieses Gesprächs, dem der alte Herr aufmerksam nickend folgte, fuhren sie zum Dorfe Weidenmoor hinein. Der Fuchs schien hier nicht

minder Lokalkenntniß zu haben als sein Führer. Da ihn aber nur das Wirthshaus interessirte, so trabte er über Erwarten scharf darauf los.

„So, Herr Doctor, jetzt sind wir da!“ meldete Flori, da er den Schlag öffnete. „Und wollen Sie's versuchen und beim Gruberbarthel einkehren, so gehen Sie nur dort eine Strecke durch's Dorf hinauf und jedes Kind kann's Ihnen zeigen. Und wenn Sie Eins kriegen, nehmen wir's gleich mit. Ich kann schon umgehen mit Kindern,“ fügte er lustig hinzu, „wir packen's dann gleich in den Sitzkasten hinein.“

Unter hellem Gelächter über seinen Scherz stellte der Bursche dem Fuchs vorläufig einen Zuber Wasser vor, der alte Herr aber verlor sich der erhaltenen Weisung gemäß tiefer in die Ortschaft

Daß hier nicht Reichthum und Wohlstand hauste, sondern daß die Bewohner dieser armen Hütten durch harte Arbeit nur ein spärliches Fortkommen fanden, davon zeigten sich rings umher die trüben Spuren. Durch diese Gassen zogen keine stattlichen Viehheerden, keine hochaufgethürmten Wagen mit dem reichen Aerntesegen bewegten sich hier durch. Schwarz und schmutzig wand sich der Weg zwischen den rohgezimmerten Hütten hin. In der Mitte der Straße zog sich ein schmaler häßlicher Graben fort, worein die lang vorstehenden Dachrinnen ihr Abwasser führten, was dem Ganzen ein noch trostloseres Ansehen gab.

Der Doctor war noch nicht weit gegangen, als ihm von allen Seiten schwarzbraune Kinder mit Töpfen und Eßkörben begegneten. Sie kamen vom Moore zurück, wohin sie ihren Angehörigen das Mittagbrod gebracht hatten und schauten dem fremden Herrn voll Verwunderung nach. Bald erschienen auch an allen Fenstern und Thüren neugierige Gesichter. Durch Weidenmoor führt keine Hauptstraße und zum Landaufenthalte oder zu einem Sommerausflug hat gewiß noch Niemand diese von der Natur verkürzte Gegend besucht. Ein städtisch gekleideter Herr erregt deßhalb dort nicht viel weniger Aufsehen, als anderwärts ein Neuseeländer oder ein Chinese. Die Neugierde steigerte sich noch, da der alte Herr nun nach dem Gruberbarthel fragte. Von einigen barfüßigen Jungen sogleich dienstbeflissen zurecht gewiesen, sah sich Herr Amadäus diesem rasch gegenüber.

Einen gewaltigen Brodlaib vor sich, stand der Gruberbarthel, eine große hagere Figur im grauen Leinwandkittel, mitten in der Stube. Er konnte kaum das Messer regieren, denn rechts hing ihm ein kleines Mädchen am

Aermel und hielt verlangend das Händchen in die Höhe, während links ein Bübchen sich an seinem Kittel hinaufzog und eben die Fußspitze an seinem Knie einsetzen wollte, um an ihm emporzuklimmen. Ein anderes Mädchen und ein weiterer Knabe umklammerten je ein Bein des Vaters und schmiegten sich so fest daran, als ob sie es gar nicht mehr loslassen wollten. Der Kleinste von den Buben aber, glücklich über den guten Einfall, schob unter hellem Lachen einen Stuhl herbei, auf dem er die Andern bald überragte. Galt gleich diese Zärtlichkeit im Augenblick mehr dem Brodlaib als dem Vater, schaute letzterer doch mit überglücklichem Gefühl auf die kleinen Hungrigen herab und konnte herzlich lachen, wenn sie unter lustigem Gelärm und voll Schelmerei das gereichte Stück einander wieder wegzuhaschen suchten. Vier ließen jetzt ab von allem Drängen und verhielten sich musterhaft still, denn ihr kleiner Mund hatte nun Besseres zu thun. Das Gesicht voll Vergnügen und die Hand voll Brod, zogen sie sich zurück. Da fuhr das Messer für das Fünfte, den kleinsten Buben, der schmunzelnd auf dem Stuhle stand, in den Brodlaib. Doch plötzlich blieb es stecken.

In der offenen Thüre erschien Herr Amadäus, nachdem er schon ein Weilchen unbemerkt den stillen Beobachter gespielt hatte. Der Gruberbarthel legte schnell den Brodlaib weg und fuhr nach seiner Zipfelhaube. Der kleine Bub aber sah mit Schrecken sein Brod tief im Messer stecken und da er das Vesperbrod als althergebrachtes, angestammtes Recht betrachtete, so verlangte er es jetzt stürmisch und unter Thränen. Es wurde ihm auch sogleich ungeschmälert zu Theil, worauf er sich, in der Hauptsache beschwichtigt, doch immer noch etwas grollend, zu den Uebrigen gesellte.

Daß der alte Doctor wirklich ein Kinderfreund war, bewies er durch das herzliche Ergötzen, womit er der kleinen Scene beigewohnt und immer zufriedener blickten seine Augen, je länger sie sich in der kleinen aufgeräumten Stube umschauten. „Reinlichkeit kommt nächst Gottesfurcht,“ sagen die Engländer und Herr Amadäus, überall ein großer Verehrer derselben, staunte sie hier in Weidenmoor mit besonderm Respekt an. Die Nachmittagssonne schien heiter durch die spiegelhellen, winzig kleinen Fensterscheiben, doch nicht ein Stäubchen zeigte sich im Sonnenlicht auf dem dürftigen Hausrath. Nett und sauber wie das Stübchen zeigten sich auch die gestreiften Linnenkleider und groben Zwilchhöschen der Kinder. Alles war fest und ganz, ordentlich und rein und ließ das Walten einer tüchtigen Mutter und Hausfrau erkennen.

Die kleinen Mädchen mit ihren derben sonnverbrannten Gesichtchen stellten gerade keine Engelsköpfchen vor, doch sahen sie mit den lustigen braunen Augen darin und dem gutmüthigen Zug um die vollen Lippen wirklich nett und sogar geputzt aus durch die saubergeflochtenen dunklen Zöpfe, die sie mit rothen Bändchen um den Kopf gewunden trugen. Desto possierlicher war's um die Frisur der stämmigen und kerngesunden Bübchen bestellt. Der ganze Haarschnitt war ein geradliniger. Am Hinterkopf genau so lang, daß sie nicht in's Genick fielen, bedeckten die schlichten hellen Haare links und rechts schonend die Ohren, die an Bubenköpfen gerne aus der Art schlagen. Doch über der Stirne war ihnen jedes weitere Vordringen nach den Augen durch einen kühnen, schnurgeraden Schnitt verwehrt. Unter dieser Linie guckten den Kleinen glänzende blaue Augen mit dem Ausdruck ächt kindlicher Treuherzigkeit hervor. Daß der kuriose Haarschnitt in Weidenmoor Mode sei, bemerkte der Herr Doktor am Kleinsten, der sein Weniges an Haaren genau auch so zugestutzt trug und dabei äußerst drollig aussah.

„Sind das alle Eure Kinder?" fragte der alte Herr und nickte dem Manne wohlwollend zu, worauf er den spaßhaften Kleinsten zu sich heranwinkte. Allen Groll vergessend, kam dieser flugs herbei, versteckte sich aber mit dem Finger im Mäulchen hinter seines Vaters langen Beinen und guckte bald links, bald rechts schelmisch lachend hervor, wie um den fremden Herrn einzuladen, mit ihm „Guckguck" zu spielen.

„Das sind nicht Alle," sagte der Gruberbarthel, aus dessen offenen Zügen ein treues, ehrliches Gemüth sprach. „Zwei Buben sind mit der Mutter im Torfstich draußen und die Größere, die Lene, ist Hennenmädel im Pfarrhof."

„Acht Kinder! Mann Gottes, das ist viel!" rief der Doctor befriedigt aus, legte den Hut weg und rückte sich einen Stuhl in die Nähe der Kinder.

„Was will jetzt eigentlich der fremde Herr da? Der sieht mir gar nicht darnach aus, als ob er Torf bestellen wollte!"

Darüber zerbrach sich der Bauer den Kopf und folgte mit sichtlicher Neugierde jedem Blick des Doctors, der schon in der lebhaftesten Unterhaltung mit den Kleinen begriffen war, sie nach ihren Namen fragte und Jedem etwas Schönes zu sagen wußte. Da fiel dem alten Herrn ein, wie räthselhaft seine Erscheinung dem Barthel wohl vorkommen müsse und er wandte sich sogleich wieder an diesen.

„Ich habe die Kinder, wie Ihr seht, unendlich gern," sagte er in seiner herzlichen Weise, „und was mich nach Weidenmoor führt, sind eben diese kleinen Dinger. Ihr kennt mich wohl nicht, ich bin der Doctor Kern von Werdenfels und hätte nothwendig ein paar Worte mit Euch zu reden."

Verwundert zerdrückte der Torfbauer die Zipfelkappe zwischen den Händen und da die Unterredung jedenfalls länger dauern sollte, setzte er sich dem Doctor gegenüber auf die Ofenbank, während die zwei Kleinsten ihre Köpfchen auf sein Knie legten und ganz zutraulich den fremden Herrn anschauten.

„Ich bin im Stande, einen solchen kleinen Kerl da," und der Doctor faßte den Kleinsten bei der Hand, „die glücklichste Zukunft zu sichern. Man sucht ein Pflegekind in einem großen kinderlosen Haus, wo es an Leib und Seele prächtig aufgehoben ist, das schönste Leben hat und wo ein tüchtiger Mensch daraus wird, der dann auch seinen armen Aeltern im Alter eine kräftige Stütze werden kann. Solch ein Glück kommt nicht alle Tage — wer selbst Kinder hat, weiß das recht gut. Nun denkt einmal nach, ob Ihr mir Niemand im Dorfe wißt, der solch ein braves gesundes Kind hat, wie Euer Kleiner da ist."

Dabei betrachtete er den Torfbauern scharf von der Seite, um sich den Eindruck nicht entgehen zu lassen, den sein verblümter Antrag auf ihn mache. Als er ihn dann lange nachdenklich dasitzen sah, glaubte er sicher: „Nun geht er mit seinem Herzen zu Rathe, welches von seinen Kindern er mir anvertrauen wolle." Und Herr Amadäus rieb sich schon heimlich vergnügt die Hände, doch enttäuscht ließ er sie bald wieder sinken und schüttelte wie in stillem Aerger mit dem Kopf. Denn ganz lakonisch hatte der Bauer gesagt: „Der Waldmüllerresi, Herr, der könnten Sie einen großen Gefallen thun. Die ist Wittib, hat noch vier kleine Kinder daheim und kann nicht viel verdienen. Du, Gottlieb, weis' einmal dem Herrn der Weg hinüber!"

Der Kindersucher war äußerst betroffen über diese Uneigennützigkeit des armen Barthel, der das angepriesene Glück neidlos einer Nachbarin überließ.

„So, so," brummte er, ohne sich von der Stelle zu rühren, obschon der kleine Gottlieb bereits marschfertig da stand, „hm, hm, ich will sehen, was sich machen läßt. Es ist so ein prächtiges Unterkommen," fuhr er dann wieder lebhafter fort, „daß ich's am liebsten Einem von den Eurigen gegönnt hätte. Man hat mich sogar an Euch gewiesen und, ganz gewiß, ich glaubte Ihr gäbet mir Eins von diesen."

„Ich," prallte der Bauer zurück und machte große Augen, „nein, ich kann kein's herlassen! Die meinigen sind Alle so gut wie versorgt."

„Versorgt? Ei der Tausend, der auch schon?" rief der Doctor und zeigte auf den Kleinsten, der mit vollen Bäckchen an seinem Brode biß.

„Alle, wie sie da sind und so viel ich sonst noch hab'," versicherte der Gruberbarthel zuversichtlich. „Ja, ja, 's ist schon so, die sind Alle schon vergeben, Herr, und haben ihre Plätze, wenn sie aus dem Gröbsten sind. Der Hausl da," hier nickte der Bauer dem Kleinsten zu und fing zu gleicher Zeit an den Fingern zu zählen an, „der kommt zu meiner Gevatterin, die Dori zum Herrn Vetter, den Konrad nimmt mein Schwager, die Gundel muß zu der Großmutter und den Gottlieb braucht mein Bruder."

Da waren die ersten fünf Finger zu Ende und Jedes der fünf Kinder hatte so still und stolz in sich hinein gelächelt, als ob diese künftige Bestimmung das höchste Ziel seiner kleinen Wünsche sei. Der vorsorgliche Vater hatte aber noch mehr Kinder und ebenso geläufig wurden nun auch die Abwesenden an der andern Hand abgezählt.

„Der Peter hat Freud zur Sattlerei und geht über's Jahr in die Lehr, der Jakob will Müller werden und kommt nach Brunnbach und die Lene darf mit der Zeit zum Schneider in Hirschberg. Die Schneiderin ist ihre Pathe und will sie im Kochen abrichten."

Der Gruberbarthel hielt dem ungläubig aufhorchenden Doctor die acht ausgespreizten Finger hin, als ob's damit schwarz auf weiß bewiesen sei, daß er nicht einmal für sich selbst ein Kind übrig behalte.

Herr Amadäus erwiederte mit einem Zug lachenden Humors: „Da könnt Ihr mir freilich kein's ablassen. Schade, daß Ihr nicht das Dutzend voll habt, vielleicht wäre uns Beiden geholfen."

„Wären mir auch nicht zu viel," meinte der Bauer mit wirklichem Ernst," ein Paar könnt' ich schon noch brauchen."

„Nun, Mann, ich wünsch Euch Glück! Nicht jeder Vater weiß sich Rath mit so viel Kindern."

Und nachdem er den versorgten Kindern wiederholt zugenickt, den kleinen Hausl aber am Kinn gefaßt und aufmerksam das nette Gesichtchen betrachtet hatte, reichte der alte Herr dem Torfbauern ohne Groll die Hand und folgte mechanisch seinem muntern kleinen Führer.

Der gute Doctor hatte nun alles Vertrauen verloren, sein Ziel auf

diesem Wege zu erreichen und wollte bei der vorgeschlagenen Wittwe bloß noch einen letzten Versuch wagen. Der Anblick des kleinen drolligen Hausl, dem sein Herz sich mit aller Vorliebe zugeneigt, hatte plötzlich einen andern Plan in ihm geweckt, dem er nun im Stillen wohlgefällig nachhing.

„So oder so," murmelte er halblaut für sich, „die Frau Baronin kann mit meinem Eifer zufrieden sein. Je früher wir den Balsam auflegen, desto schneller heilt die Wunde. Will aber doch herzlich froh sein, wenn ich die Geschichte glücklich vom Halse habe — — Der kleine Hausl sieht ihm wirklich frappant ähnlich, grad auch so ein lieber kleiner Kerl, so ein possierlicher Dickkopf — —"

„Das ist die Waldmüllerresi!" rief eine frische Kinderstimme und Herr Amadäus war plötzlich aus seinen Gedanken gerissen und hatte ein so liebes und freundliches Bild vor sich, wie er's im düstern Weidenmoor nicht für möglich gehalten hätte.

VI.
„Laßt die Kinder ihren Müttern!"

„Dürft' ich vielleicht um ein Glas Wasser bitten, liebe Frau, ich kann wahrhaftig vor Durst nicht mehr weiter!"

Mit diesen Worten hatte sich der Doctor lächelnd dem Platze genähert, wo er die Wittwe mit ihren Kindern im Grünen getroffen. Ein kurzer Blick auf die kleine Gruppe hatte Herrn Amadäus genügt, sich zu der neuen Entdeckung innerlich Glück zu wünschen.

Ein junges buschiges Kastanienbäumchen, in dessen Zweigen der Sommerwind rauschte, dazu ein Fleckchen Wiesengrün, von der Dorfstraße durch einige Stachelbeerranken abgezäunt, bildeten hinter dem Häuschen der Waldmüllerin einen gar schattigen und anmuthigen Winkel. Die Wittwe, ein kleines kräftiges Weibchen von recht mütterlichem und geschäftigem Wesen, saß emsig über einer Näharbeit und warf nur mitunter einen wachsamen Blick auf die Kinder.

Ein kaum vierjähriges Mädchen war dicht an die Mutter geschmiegt und fädelte dieser die Nadeln ein. Die hübsche Kleine paßte scharf auf bei diesem Geschäft, doch fuhr sie mit dem zugespitzten Faden oft lange bald links, bald rechts an der Nadel vorbei und fürchtete die Mutter schon, es gehe eher ein Kameel durch ein Nadelöhr, da traf sie plötzlich das Loch und steckte die

Nadel mit so stolzem und wichtigem Gesichtchen in das Nadelkissen, als betrachte sie sich im Ernst schon als eiue tüchtige Stütze der Mutter. Ein nicht viel größeres Schwesterchen hielt daneben große Wäsche. Patschnaß wie ihre Wäsche im Schaff, kniete sie vor einem Schemel und bürstete mit aufgestülpten Aermelchen so eifrig darauf los, daß es eine Freude war und der Schaum auf den Rasen spritzte. Selbst noch winzig klein, konnte man sie, da sie eben ein Kinderhemdchen umwendete, doch schon brummen hören über die kleinen Fratzen, die ihre Wäsche gar so schmutzig machen. Jeder Handgriff war aber auch so praktisch und geschickt, als wäre sie bereits als kleine Hauswäscherin angestellt. Die zwei Kleinsten spielten vor der Mutter im Grase. Das vielleicht dreijährige Mädchen, große schwarze Augen in dem klugen Gesichtchen, hielt eine Weizenähre in der Hand und lauerte voll Schelmerei auf jede Bewegung des Brüderchens. Das Knäblein war noch so klein, daß es vor Kurzem erst zur Freude der Mutter die ersten wackligen Schrittchen hier in ihrem kleinen Bereiche gemacht. Der Kleine zappelte lustig mit den Füßen, während er auf dem Bauche im Grase lag und das Köpfchen hineinsteckte, so daß man sein Gesicht nicht sehen konnte. Was das lose Hemdchen nicht verhüllte, vom weißen Nacken bis zur rosigen Ferse, hob sich zart und reizend vom grünen Rasen ab und wunderfreundlich und wie liebkosend lächelte die Sonne durch eine Lücke in den Zweigen darauf herab. Jetzt hörten die Füßchen zu zappeln auf, das Köpfchen bohrte sich tiefer in's Gras — da streckte das Mädchen leise und mit unterdrücktem Lächeln die Hand mit der Aehre aus, den Kleinen, der sich schlafend stellte, am Halse zu kitzeln. Mit einem Schrei des Vergnügens fuhr sie zurück, als es bewerkstelligt war, und der Junge drehte flugs den Kopf herum, nach der Aehre zu haschen. Dabei sah man, daß der Schlingel prachtvolle dunkle Augen und ein allerliebstes Stumpfnäschen hatte. Der komische Ernst in seinem Gesichtchen gehörte mit zum Spiel und die strampelnden Füßchen verriethen, wie glücklich er war, dem Schwesterchen gegenüber den Ueberraschten zu spielen. Diese Kinder, alle etwas schmächtig und von heller zarter Hautfarbe, sahen selbst in ihren abgetragenen und vielfach ausgebesserten Kleidchen noch äußerst niedlich aus.

Die Annäherung des Doctors hatte in den kleinen Kreis eine kleine Stockung gebracht. Das Knäblein war plötzlich vom Bauch auf den Rücken gekugelt, das eine Schwesterchen hatte zn kitzeln, das zweite einzufädeln, das dritte zn waschen aufgehört. Die Frau aber war bereitwillig um ein Trink-

geschirr in's Häuschen und zum nahen Brunnen geeilt und trat nun damit vor den unbekannten Herrn.

„Das schmeckt!" sagte der Doctor und trank das volle Glas mit Behagen aus. „Wenn Ihr nichts dagegen habt, ruhe ich ein Bischen aus bei Euch. Das ist ein gar kühles, heimliches Plätzchen!" Und er setzte sich ohne Umstände auf die alte Bank, die ihm zufällig im Wege stand.

„Bei solcher Hitze thut ein Bischen Schatten schon gut," meinte die Waldmüllerresi und nahm ihren Sitz wieder ein. Sie fuhr in ihrer Arbeit sogleich mit derselben Emsigkeit fort nnd ohne viel nach dem Fremden zu schauen.

Das Kinn auf den Stockknopf gestützt, nickte der Doctor freundlich mit dem Kopf und war bald wieder in wohlgefällige Betrachtung versunken. Er ergötzte sich unendlich an den Kindergesichtchen, die halb scheu, halb neugierig nach ihm guckten und einander schalkhaft zulächelten. Nebenbei gestand er sich mit heimlichem Vergnügen, daß für ein vornehmes Pflegekind der Schlag auf alle Fälle der preiswürdigste sei. Die Kinder hatten etwas durchaus Feines und Liebliches an sich und glichen jenen Feldblümchen, die an Zartheit und Zierlichkeit unsere Gartenblumen weit übertreffen.

„Sind das Eure Kinder, Frau?" leitete der Kindersucher sein Examen ein und ging mit vollster Hingebung auf's Neue an sein schwieriges und oft mißlungenes Werk.

„Wenn's Alle wären!" sagte die Frau mit einem Seufzer. „Drei davon hat der liebe Gott zu Engelein gebraucht und noch ganz klein wieder hinauf geholt und zwei sind schon so groß, daß sie draußen mitarbeiten."

„So viel Kinder sind eine schwere Last," gab der Doctor theilnehmend zu.

„Für eine Wittwe, wie ich bin, freilich wohl, Herr. Da zählt man gern die Tage, bis wieder Eins so weit ist, daß es sich halbwegs selbst forthilft."

„Ja, ja, 's ist keine leichte Aufgabe," erwiederte der alte Herr, rückte der Frau näher und mit einer Miene, welche den lebhaftesten Antheil verrieth, fuhr er fort: „Na, Frauchen, da möchtet Ihr wohl recht froh sein, wenn Ihr Eins von den Kleinen da in treuen Händen wüßtet, wo es gut aufgehoben wäre?"

„Du lieber Gott," rief die Wittwe rasch, „ich könnte unserm Herrgott nicht genug danken!"

„Endlich!" jubelte es im Herzen des Kindersuchers und laut fügte er in angelegentlichem, vertraulichem Tone hinzu: „So ist es wohl eine rechte Fügung Gottes, die mich heute hier durchführt. Hört einmal selbst! Ich weiß für Eins von Euern Kindern den besten Ort. Die Frau, die es in ihre Liebe und an ihr Herz nehmen will, ist auch Wittwe und verlassen wie Ihr, eine brave gütige Dame, die das Kind behüten will wie ihr eigenes."

Das Gesicht der Waldmüllerresi verklärte sich vor Freude und ihre fleißigen Hände ließen unbewußt die Arbeit ruhen, indeß sie wie in froher Hoffnung dem alten Herrn in die freundlichen Augen schaute.

„Ich werd' Euch das Alles noch ganz genau erklären, wenn wir erst bestimmt haben, welches von den Kindern wir nehmen wollen. Das müssen wir jetzt vor Allem ausmachen. Besinnt Euch einmal darüber! Ich überlasse Euch die Wahl, mir gefallen sie Alle!" Und der Doctor betrachtete schmunzelnd die lieben kleinen Gestalten vor sich und winkte der Mutter aufmunternd mit den Augen zu.

Das ganze Wesen der Waldmüllerin aber drückte nun lebhafte Unruhe aus und dem Doctor entging es nicht, daß sie besorgte Blicke auf ihre Kinder warf und mit der Antwort zögerte.

„Das ist das Muttergefühl, das läßt sich nicht unterdrücken," dachte er und fuhr mit all' seiner herzlichen Güte fort: „Ihr werdet natürlich Euer Kind jedes Jahr besuchen, allzuweit kommt es nicht fort, und die rechte Mutter bleibt ja doch Ihr. Aber welches werden wir nun nehmen?"

Die Wittwe athmete ängstlich und schnell. Plötzlich beugte sie sich vor, warf ihre Arbeit hin, und zitternd, hastig zog sie die drei kleineren Kinder an sich.

„Wie alt ist Euer Mädchen dort, die Größere?" fragte der alte Herr so unbefangen als möglich. Er wollte den Sturm ganz in der Stille sich wieder legen lassen.

„Sechs Jahr', Herr," sagte die Mutter und suchte dabei vergebens in ihrer Stimme eine innere Beklemmung zu verbergen.

„Das ginge noch an, die wäre mir ganz recht," nickte der Doctor. „Was meint Ihr dazu?"

„Die Hanne?" stotterte die Frau in peinlicher Verlegenheit und man

hörte, wie sie nach Athem rang, „nein, die Hanne kann ich nicht entbehren! Die kann ich schon recht gut brauchen zu Allem, Herr, die hilft mir schon überall.“ Und mit ängstlicher Bewegung winkte sie das kleine Mädchen zu sich, das sich halb furchtsam zu den Andern drängte.

„Nun gut, so nehmen wir die Zweite da, das liebe Ding mit den schönen klugen Augen,“ ließ sich Herr Amadäus herbei.

„Die Anna Lene, nein, Herr,“ wehrte die Wittwe ab und die Angströthe stieg ihr bis zu den Schläfen empor, „die Anna Lene geht von mir nicht weg! Das Kind ist so an mich gewöhnt.“

„In Gottes Namen,“ sagte der Doctor schon ziemlich kleinlaut, „so gebt mir die Kleinste. Scheint gar ein lieber munterer Schelm!“

„Das Fränzchen, das schon gar nicht!“ stammelte sie mit vor Unruhe zitternder Stimme. „Das spielt mit dem Friedel so schön und so lustig und vertreibt ihm die Zeit.“

„So müssen wir den Friedel selbst nehmen! Der kleine Schwarzkopf macht Euch doch die meiste Plage.“

„Den Friedel?“ schrie die Mutter in unverholenem Schrecken und wie mit schmerzlichem Vorwurf gegen den fremden Herrn. „Der Friedel braucht ja mich!“

Das arme geängstigte Weib preßte den Knaben fester an das klopfende Mutterherz und mit einer Unruhe und Hast, als drohe ihnen Gefahr, behielt sie die übrigen Kinder im Auge. Ihre Blicke hingen mit einem Ausdruck von Kummer und Zärtlichkeit an den Kleinen, die unbewußt die Angst der Mutter theilten. Dicht aneinander gedrängt, schaute der kleine Knabe ganz beklommen aus den schönen klaren Augen, indeß die Mädchen ihre Köpfchen im Schooß der Mutter verbargen, die halb abgewandt und furchtsam den Blick des alten Herrn vermied. Die arme Frau mochte in ihrem schlichten Sinne wohl bitterlich ihre erste übereilte Zusage bereuen, denn plötzlich, als habe sie ihnen ein schweres Unrecht abzubitten, küßte und herzte sie Eins um's And're. Sie that es mit einer Innigkeit und unter hervorstürzenden Thränen, als ob sie sich's selbst nicht vergeben könnte, daß sie auch nur einen Augenblick den Gedanken gefaßt, sich von einem ihrer Lieblinge zu trennen.

Mit stiller Rührung war der alte Doctor Zeuge dieses Vorgangs, der mit der Frage an sein Gefühl zu pochen schien: „Gibt es etwas Heiligeres, als die Mutterliebe?“ Er ahnte den Kampf und begriff den Schmerz, der

das arme Mutterherz bewegte und gab in seinem Innern rasch jeden Anspruch an diese Kinder auf. Es trieb ihn fort und schon erhob er sich — da hielt es ihn wieder zurück. Er konnte von den lieben Menschen so nicht gehen, er wollte ein freundliches Andenken hinterlassen und vor Allem die aufgeregten Gemüther zur Ruhe bringen.

„Nicht der Friedel allein — sie brauchen Euch Alle noch, gute Frau," sagte er, hastig näher tretend, mit aller Wärme, „und ein so treues Herz finden sie auch in der ganzen Welt nicht mehr! Seid nur wieder ganz ruhig, ich habe Euch nur auf die Probe stellen wollen. Ich wußte wohl, daß Ihr von Keinem dieser lieben Kinder lassen würdet. Ich will aber in anderer Weise etwas für Euch thun, damit es Euch künftig leichter wird, die kleine Schaar munter zu erhalten. Ihr sollt bald wieder von mir hören. Na also, Ihr seid mir doch nicht böse, es war ja nicht Ernst!" fügte er in so unschuldigem und überzeugendem Tone bei, als ob er es selbst für etwas recht Schlimmes hielte, eines ihrer Kleinen begehrt zu haben.

„Ist's wahr, Herr?" rief die Wittwe und faßte schnell wieder Vertrauen. Sie athmete dabei aus Herzensgrund und sah mit glücklichen Augen zu ihm auf.

„Ihr könnt Euch darauf verlassen, brave Mutter, und jetzt kommt her, Ihr Kinderchen, und gebt mir die Hand! Merkt Euch den alten Doctor und wenn er wieder kommt, ist schon gesorgt, daß Ihr ihn in guter Freundschaft aufnehmt."

Der edle Kindersucher nannte zur Bekräftigung seines Versprechens der überglücklichen Frau nun noch seinen Namen und mußte sich um das gewünschte Patschhändchen bei den verschüchterten Kleinen manches gute Wörtlein kosten lassen. Den schwarzäugigen Friedel aber, der sich gewaltig sträubte, hob er zur Strafe empor und drückte ihm einen herzlichen Kuß auf das widerstrebende Mäulchen. Begleitet von dem Dank der Wittwe und verfolgt von viel neugierigen Augen, kehrte er dann zu seinem Gefährt zurück.

Den Fuchs und den Flori traf der Herr Doctor in der vergnügtesten Laune an. Der Eine labte sich eben noch an den letzten Haberkörnern, während der Andere sich damit unterhielt, die schon vorhandene stille Feindseligkeit zwischen einem kleinen schwarzen Kater und zwei unbeholfenen jungen Pudeln zum lauten Ausbruch zu bringen. Zum Mißvergnügen des dicken Wirthes aber, der lachend dabei gestanden, kehrte er beim Anblick seines

Passagiers den erbosten Thieren den Rücken und schien mit seinem schlauen Augenblinzeln auch nicht zur Freude des Doctors nach dem unsichtbaren Kinde zu fragen.

„Mach, daß wir fortkommen, Flori!“ befahl Herr Amadäus kurz und bestimmt, worauf der Bursche zuerst roth wurde bis über die Ohren, sich dann aber tüchtig sputete und in kürzester Zeit zum Dorfe hinaus kutschirte.

Der alte Herr war indeß keineswegs in übler Stimmung. Er sah vielmehr so herzlich vergnügt aus, als ob er nach langem beschwerlichem Suchen sein Ziel nun glücklich gefunden. Es schien eine wahre Erleichterung über ihn gekommen zu sein und aus den Falten seines Gesichtes brach zuweilen ein Schimmer jener vollen inneren Zufriedenheit, die ihn diesen Morgen von ganzer Seele flüstern ließ: „Herr Gott, ich danke Dir!“ Auf der rascheren Heimfahrt hatte er das kahle Weidenmoor bald hinter sich und sein Auge blickte vor sich über die reichere Gegend hin, die in friedlichster Sommerruhe vor ihm lag. Schon begann es in den Thälern zu dunkeln, aber im hellsten Sonnenglanz war die Hügelreihe über Felsdorf hinaus noch beleuchtet und goldene Lichter funkelten durch die Zweige der Bäume.

Die guten freundlichen Züge des alten Herrn hatten sich jetzt vollends aufgehellt. Ein launiges Lächeln spielte um seinen Mund und mit halber Stimme summte er heiter vor sich hin:

„Laßt die Kinder ihren Müttern
Und die Rosen laßt am Stock!“

Begierig horchte der Flori auf und obschon er nichts davon verstanden, das hatte er doch begriffen, daß der Doctor jetzt prächtig aufgelegt sein mußte. Diese Gelegenheit, vielleicht etwas Näheres zu erfahren, durfte nicht versäumt werden. Mit recht treuherzigem Ausdruck fragte er: „Wie sieht's jetzt aus, Herr Doctor? Haben Sie nichts ausgerichtet?“

„Gar nichts, Flori!“ lautete die freundliche Antwort. „Sie haben sich Alle verwahrt, Jedes in seiner Art, mit andern Worten, die Leute behalten ihre Kinder lieber selbst und daran thun sie recht.“

„Schau, schau,“ bemerkte der Bursche mit verwundertem Kopfschütteln, „wie's oft so verkehrt geht in der Welt! Bei mir daheim wenn sich einmal so Einer hätt' sehen lassen, der wär' nicht leer ausgegangen. Meine Aeltern haben kurz nacheinander fort müssen und wir sind unser acht gewesen, lauter

kleine Waislein, das war eine Noth, bis die Alle untergekommen sind! Da hätten Sie's schon leichter gehabt, Herr Doctor!"

Dem alten Herrn stand es im Gesicht geschrieben, daß der Flori seinen innersten Gedanken getroffen und als dessen Aufmerksamkeit eben durch einen leichtsinnigen Seitensprung des Gauls abgezogen wurde, murmelte er unwillkürlich vor sich hin: „Ja, ja, es ist gewiß das Richtigste! Und der Wilhelm ist's werth, der liebe Schlingel! Im Grund genommen, hat mir doch der Hausl die erste Idee gegeben. Soll eine Trompete kriegen, der kleine Hanswurst, will's nicht vergessen. Aber die Hauptsache, die Hauptsache!" unterbrach sich der Doctor und zog seine Brieftasche hervor, in die er sich etwas notirte. „Der Waldmüllerin muß unter die Arme gegriffen werden und müßte ich bei allen Frauen im Städtchen hausiren gehen. Abgemacht!"

Wohlbehalten wurde der alte Herr vor seinem Häuschen abgesetzt und gut beschenkt und wohl zufrieden lenkte der Flori den müden Fuchs in den heimatlichen Stall zurück.

Mit verdächtig geröthetem Antlitz und blinzelnden Augen war die Rieke ihrem Herrn entgegen gekommen, der leicht errieth, daß die Treffliche über dem Spinnen eingenickt und aus dem besten Schläfchen aufgeschreckt war. Die fleißige Jungfer ließ durchaus nicht gerne merken, daß sie mitunter auch ihr schwaches Stündchen habe und entfernte sich rasch wieder, sich die verschlafenen Augen, mit denen sie aber auch kein Zipfelchen von einem armen Würmlein zu entdecken vermochte, erst hell zu waschen.

Der Herr Doctor begab sich in sein Schlafgemach, wo gleichfalls das heiße Gesicht am Waschtisch erfrischt und das in Unordnung gerathene Haarrestchen mit gewohnter Pünktlichkeit glatt über das Haupt gestrichen wurde. In seinen getreuen Schlafrock gehüllt, trat er wieder in's Wohnzimmer und statt nach dem mühevollen Tagewerk sich Ruhe zu gönnen, setzte sich der alte Herr in dem geräumigen Lehnstuhl zurecht. Er schob die Bücher und Schriften zurück, womit er überdeckt war, legte einen großen weißen Briefbogen vor sich hin, spitzte die Feder und begann zu schreiben, rasch und eifrig, wie man schreibt, wenn man die Gedanken schon fertig aus Kopf und Herzen holt. Der Brief war zu Ende. Flüchtig überlas er das Ganze, nickte zufrieden mit dem Kopf und setzte mit kräftigem Zuge seinen Namen darunter.

Da wurde die Hausglocke stürmisch in Bewegung gesetzt und nicht lange darnach kam die Rieke mit frischem Gesicht und lebendigem Wesen herein.

„Herr Doctor," sagte sie in etwas gereiztem Tone, „die Frau von Kappelmayr hat geschickt. Sie sollen im Augenblick hin, das Fräulein Linerl wär' wieder so krank! Das verzogene Mutterkindlein hat sich höchstens wieder den Magen überladen und das geschieht gewiß allemal zur ungeschicktesten Zeit!" fügte sie für sich, doch laut genug hinzu, daß Herr Amadäus es verstehen konnte.

So gewissenhaft der alte Kern seinem Berufe lebte, so ungelegen kam ihm doch auch mancher Ruf. In Uebereinstimmung mit seiner Haushälterin warf er fast ärgerlich die Feder hin, mit der er so eben die Adresse schreiben wollte, zog sich ungeduldig an und brummte mit einem Blick auf die Uhr noch im Forteilen: „Wenn wieder nicht viel dahinter ist und ich versäume die Post, kannst du's wahrhaftig nicht verantworten, kleine Kappelmayr!"

Als er fort war, schaute sich die Rieke rings im Zimmer um, das die Abendsonne mit ihren letzten Strahlen füllte. „Nicht die Spur von einem Kind!" sagte sie. „Das ist aber doch kurios!" Jetzt erblickte sie den frischgeschriebenen Brief auf dem Schreibtisch. Neugierig trat sie näher und las die großgeschriebene Ueberschrift: „Hochgeehrte Frau Baronin!"

„Aha," wisperte sie, „jetzt hat er ihr geschrieben! Was wird er ihr denn geschrieben haben? Da bin ich doch neugierig!"

Sie setzte sich mit wichtiger Miene in den Lehnstuhl und ergriff den offenen Brief. Da kam ein leichtes Zaudern über sie, sie legte den Brief wieder hin.

„Ah bah," beschwichtigte sie ihre Bedenken, „er hat mir ja den Brief der gnädigen Frau heut früh auch vorgelesen. Warum soll ich denn die Antwort nicht wissen dürfen? Es ist ja kein Geheimniß, sonst hätt' ihn der Herr Doctor schon weggeräumt."

Und muthig nahm sie den Brief wieder zur Hand. Unverrichteter Dinge aber starrte sie lange auf den flüchtig hingeworfenen Inhalt und brachte trotz aller Anstrengung keinen richtigen Satz zusammen.

„Was so ein studirter Herr für Krakelfüße macht," meinte sie, „ein simpler Mensch schreibt doch einen ordentlichen Hausbuchstaben. Wenn ich auch meinen Nasenzwicker hole, es hilft mir nichts, ich bring' das verzwickte Zeug nicht heraus. Aber wissen möcht' ich's gern, das liegt einmal so in meiner Natur."

Und da nun die wißbegierige Rieke sich wirklich ganz umsonst plagt,

des Herrn Doctors Handschrift zu entziffern, wollen wir uns erbarmen und ihr den Brief vorlesen. Wir thun ihr den Gefallen schon deßhalb, daß auch dem freundlichen Leser klar wird, was ihm noch räthselhaft geblieben und daß er erfährt, wie unser Kindersucher der Freundin gegenüber seine Aufgabe dennoch glücklich gelöst hat.

Merk Sie also geschwind auf, Jungfer Rieke, eh' uns der Herr Doctor überrascht und den Brief vor der Nase versiegelt!

„Werdenfels, 16. Juli, 1861.

„Hochgeehrte Frau Baronin!

„Da sitze ich nun mit müden Beinen und vollem Herzen und statte Ihnen Bericht ab, wie weit ich Ihre liebe Commission ausgeführt. Ein Kindlein zu suchen, hab ich mich wohlgemuth und rüstig aufgemacht an diesem Morgen und bin in der weiten Landschaft kreuz und quer herumgestiegen. In meiner Praxis ist jetzt die stille Zeit und so blieb mir volle Muße dazu.

„Bei den ärmsten Leuten und in den kinderreichsten Familien der Gegend hab ich angeklopft mit gutem Wort und freundlichem Blick, aber wahrlich nicht mit Wohlgefallen und sonderlicher Freude bin ich aufgenommen worden, sobald ich mit meinem Anliegen herausgerückt. Sie schütteln den Kopf — es ist dennoch so! Wo ich immer meine Mission zu erfüllen gedachte, ich habe nirgend Sympathie gefunden und das arme Volk hat vor mir die Flügel ausgebreitet über seine Kleinen, wie eine Henne über ihre Küchlein, wenn Gefahr im Anzug ist. So bin ich überall mit leeren Händen abgezogen, aber ich bin um eine kostbare Erfahrung reicher heimgekommen. Indem ich die Hand ausgestreckt nach dem, was auch dem Aermsten das Liebste ist auf Erden, hat sich mir die Macht der Aelternliebe ergreifend und wunderbar geoffenbaret. Ein Arzt ist sicher ein Kenner des menschlichen Herzens, doch diesen vollen Einblick in's Aelternherz hat mir noch keine Krankenvisite gegeben. Da ist's mir wie Schuppen von den Augen gefallen und ich hab mich hinterher geschämt, daß ich als alter Praktikus die Sache nicht gleich richtiger angepackt.

„Wenn schon ein fremdes Kind Ihrem Herzen so nahe stehen konnte, daß sein Hingang Sie tief erschüttert, wie sollten Aeltern sich vom eigenen trennen? Die Liebe zu den Kindern, das hilflose Anschmiegen dieser Kleinen, die tausendfache Herzenssorge um sie — das ist ja der Sonnenblick im Leben dieser Armen, das muß sie aufrecht halten im Kampfe mit der Armuth.

Das glückliche Lächeln ihres Kleinsten söhnt die ärmste Mutter mit ihrem Elend aus und gibt ihr immer wieder frischen Muth. Die entgegengehaltenen Aermchen seiner Kinder lassen den geplagtesten Vater alle Mühsal vergessen und die Last und Arbeit seines Lebens leichter tragen. Und diese schönste, diese seligste menschliche Freude sollten diese armen Menschen hingeben? Das hieße Ihre Wohlthat um zu schweren Preis erkaufen! Ein in bitterer Noth weggegebenes Kind würde immer auch ein Stück vom Mutterherzen losreißen und wie Galle müßte dem Vater das hart verdiente Brod schmecken, wenn er den Platz leer sähe, den sonst ein liebes fröhliches Kind, die Freude seines Lebens, ausgefüllt. Diese Ueberzeugung habe ich heute in ihrem vollsten Umfang gewonnen und sie läßt mich meine Nachforschungen mit diesem Tage beschließen.

„Ich sehe in all' Dem nur den Fingerzeig einer höhern Hand, die zum zweiten Mal ein armes Waisenkind an Ihr vereinsamtes gütiges Herz legen will. Nicht in's warme volle Nest sollen wir ja greifen und das zarte Junge der Hut der Alten entziehen. Ist aber ein Vögelchen aus dem Nest gefallen und in Gefahr zu verschmachten, sind ihm die Alten geraubt, dann mögen wir's in Gottes Namen aufnehmen und in Liebe hegen und versorgen.

„Im hiesigen Waisenhause ist seit Kurzem die Doppelwaise eines verarmten Bürgers untergebracht, ein Knäblein im Alter des kleinen verstorbenen Hermann. Ich kenne das Kind, es ist gut geartet und entbehrt als Jüngstes in unserer Anstalt die Liebe und Pflege einer Mutter am schwersten. Auf dieses Kind hab ich mein Augenmerk gerichtet. Der prächtige kleine Junge — Wilhelm heißt er — hat mir mit seinem aufgeweckten zutraulichen Wesen schon viel Freude gemacht und kurz und gut, in acht Tagen nehme ich die Post und bringe Ihnen den schönen frischen Knaben nach Sternberg. Dann will ich Ihnen meine Abentheuer als Kindersucher ergötzlich schildern, denn die Sache hat auch ihre sehr heitere Seite gehabt. Daß Sie uns freundlich und mütterlich aufnehmen und nur den Alten allein wieder zurückschicken, den Jungen aber behalten, sehe ich von meiner verehrten, edlen Freundin voraus.

„Somit Gott befohlen, Frau Baronin, und Muth gefaßt! Auf Gut Sternberg soll bald wieder ein kleiner frischer Junge die alten Räume und das alte Glück lebendig machen!

„Mit wahrer Verehrung

„Ihr aufrichtiger Dr. Kern."

Der Spatz auf der Anklagebank.

Naturgeschichtliche Bilder.

Von Anton Forsteneichner.

Der Tisch des Spatzen.

„Mein Tischlein deckt sich nach der Laun' der Zeiten,
Im Winter karg, im Sommer bringt's viel Freuden.
Sei mir nicht gram ob etlich süßer Trauben,
Ich tilg' dafür die Raupen, die Dir rauben
Gar viel im schönen Garten, Feld', auf Wiesen; —
Verjag' mich nicht! — — Du mußt es theuer büßen!“

Der Spatz ist uns während der Verhandlung gestorben, er hat eben auch ein Herz, und das ist gebrochen ob all des Undanks der Menschen. Dafür hat ihm die Natur eine stille Feier gehalten.

Das Gras wölbte sich über dem todten Spatzen zum zierlich grünen Hügel, die Blümchen streuten ihren Blüthenstaub darauf, der wie Weihrauch sich verflog, das Grillchen sang die Psalmen, die Hummel spielte dazu die Orgel, das Maienglöcklein läutete zur Ruhe, und die Blätter des Hollunders hatten lange zu flüstern vom guten Spatzen, der so viele Raupen und Würmer und böse Käferchen gefangen, und des Nachts kamen niedliche Laternträger und steckten ein Lichtlein auf das Grab des Spatzen.

Damit wäre der Spatzenprozeß beendigt, wenn bloß ein einziges Individuum darein verwickelt. Der Spatz hat aber seine große Nachkommenschaft, die eben so schwarz angeschrieben als wie der eine. Wohlan Spatzen! Macht euch auf den Weg in den Sitzungssaal. Dort liegt ein neuer Actenstoß, ein kleiner Berg, aufgethürmt von den Diebereien, die ihr euch habt zu Schulden kommen lassen. Da ist's schwer, Advokat zu sein. . . .

Jeder Vogel ist auf eine bestimmte Nahrung angewiesen. Die Ammern und Lerchen lesen friedlich ausgefallene Sämereien, Zeisig, Stieglitz und Kreuzschnabel müssen sich mehr anstrengen, sie ziehen die Sämereien aus ihren Hülsen. Das Rothschwänzchen und der Zaunkönig jagen nach Käfern und deren Eiern und Larven auf dem Boden und auf Dächern. Die Grasmücken, Meisen und Goldhähnchen holen ihre Beute von Aesten und Zweigen, Blättern und Blüthen, Spalten und Ritzen, während

die Baumläufer und Spechte auf senk- und wagrechten Flächen meiseln, hämmern, klopfen, spalten, um einen Braten zu bekommen.

Die Schwalbe steuert in den Luftschichten, der Segler in noch höheren, und am höchsten zieht triumphirend dahin der Edelfalk: „wie ein Wetterstrahl vom Himmel stürzt er aus der stolzen Höhe auf den harmlos fliegenden Vogel und faßt ihn.“

Während diese in der Luft sich tummeln, steigt die Eiderente in die Tiefe von mehreren 100 Ellen hinab und holt sich vom Meeresgrunde Schalthiere und junge Fischchen, und der Meerläufer schwebt dicht über den Fluthen und sucht von den Tangen und andern Seegewächsen kleine Weich- und Strahlthiere ab.

Ich habe über diese Vögel und noch viele andere nie schmähen gehört wegen solcher Lebensweise; man findet sie ganz in der Ordnung, man scheint zu wissen: „Nehme ich den Vögeln ihren Tisch, so stoße ich die Weltordnung um.“

Ein Heuschreckenschwarm hat sich über einen Wald geworfen, das Vernichtungswerk beginnt. Da erscheinen von allen Seiten her ihre gefiederten Verfolger, um Jagd auf sie zu machen: Störche, Nimmersatt, Ibisse, Reiher &c. &c. Vor Allem geschäftig sind die kleinen Falken. Zu Hunderten schweben sie über der Waldstelle. Fast allaugenblicklich sieht man einen von ihnen herabstürzen, mit raschem geschicktem Griff sich eine fliegende Heuschrecke fangen und sie in der Luft während des Fluges verzehren. Auf den Zweigen schreiten und hüpfen die Raben fleißig auf und ab, lesen fleißig auf und schütteln noch viel mehr zu Boden. Unten aber stelzt und läuft die übrige Jagdgesellschaft achtsam auf und nieder, um jede zur Erde fallende Heuschrecke aufzusammeln. Wenn auch Billionen sind, so werden ihre Reihen gelichtet. (Brehm.)

Doch wir brauchen nicht dieses Bild aus Afrika, unsere Heimath liefert uns Aehnliches.

Der Kiefernspinner hat einen Nadelwald occupirt. Einige Wochen — und statt des herrlichen immergrünen Waldes haben wir einen Ort des Grauens und Entsetzens. Der von den Raupen wimmelnde Wald verpestet die Luft auf weite Strecken durch das verwesende Aas der Thiere. Im Walde selbst hört man ein rieselndes Geräusch, wie bei Regen: es rührt von dem wüsten Treiben der Raupen her, die oben in den Wipfeln zu Millionen hängen. Der Forstmann jammert: denn jeder Tag Raupenfraß entwerthet den Wald um Tausende von Thalern; er bietet alle Mittel auf — umsonst; der Mensch ist den Raupen gegenüber rathlos.

Wenn die Vögel nicht aus dieser Noth erretten, dann ist's geschehen. Aber die Vögel thun das Ihrige treu und unermüdlich. Die haarigen Raupen selbst können leider nur vom Kukuk ohne Schaden gefressen werden, aber die Kukuke sind nirgends häufig. Dafür stellen den Eiern und Puppen des Schmetterlinges Tausende fleißiger, geschickter Jäger nach: das sind die Klettervögel, Meisen und Goldhähnchen. Es ist eine ausgemachte Thatsache, daß in den Wintern, die auf einen an Raupen reichen Sommer folgen, der verheerte Wald von zahllosen Meisen- und Goldhändchenschaaren und Spechten aller Art besucht wird.

Nun weiß ich wohl, was kommt: „Ja solchen Tisch würde ich dem Spatzen von Herzen gönnen, aber — mein Waizen, mein Korn, mein Hafer, meine süssen Kirschen und Trauben, meine Sämereien..!"

Wenn Jahr aus, Jahr ein des Spatzen Tisch mit nichts Anderem gedeckt ist, als diesen Leckerbissen, dann überlasse ich ihn Deiner Willkühr und erkläre ihn für vogelfrei. — Die einzelnen Jahreszeiten mögen als Zeugen in die Schranken treten.

Winter.

Es ist ein frischer Januartag. Da gehe ich am liebsten in den Fichtenwald. Es ist zu märchenhaft, wenn die Schneeflocken durch das dunkle Grün geistern.

Ein großer überhängender Tannast schützt mich vor dem Schneefall. Auf einmal fällt etwas anderes als Schnee auf mich herab — ein Fichtenzapfen. D'rauf ist es wieder todtenstill: Die Vögelein sind verreist, die kleine Thierwelt ist vom Winterschlaf befangen oder — todt.

Ueber kurz — wieder ein Zapfen! — — drauf knisterndes Geräusch!

O herziger Waldspuck! hab' ich dich entdeckt? Eine Gesellschaft von Kreuzschnäbeln treibt auf dem beschneiten Fichtengipfel sein Spiel. O wie allerliebst! Gesang und Liebe blüht hier im eisigen Winter!

Die rothen Vöglein heben sich vom Tannengrün nnd dem Schnee lebhaft ab und zaubern den Fichtengipfel in ein Christbäumchen um, mit rothen Aepfelein, aber — sehr lebendigen.

Das ist eine stete, stille Regsamkeit. Wie Papageien klettern sie auf und nieder. Der Eine hängt mit dem Kopfe nach Unten, der Andere haspelt sich mit Schnabel und Füßen in die Höhe, ein Dritter dreht den dicken Kopf ganz nach Hinten, ein Vierter trägt sich neue Zapfen auf einen Ast. Einige fressen, andere spielen, andere schwatzen ganz leise miteinander, die gesättigten sitzen bewegungslos da.

Von Zeit zu Zeit fliegt ein Männchen auf den Krontrieb des Gipfels und singt hier seinen recht angenehmen, zwitschernden, schmelzenden Gesang leise den tiefer unten Sitzenden vor. Diese rufen um die Gesellschaft zusammenzuhalten, wiederholt ihr „Göp, Göp, Göp" oder „Zick, Zick" aus, und die Gatten eines Paares stimmen dann oft mit einem gar zärtlichen „Gip, Gip" ein. (Brehm.)

Das ist gar zarte Begleitung zu dem Gesange des Männchens, das den Wipfel krönt.

Und wie ich den Wald verlasse und heimwärts ziehe, stoße ich noch längs des Hages auf den liebsten, treuesten Gefährten im Sommer und Winter, Schnee und Regen, Frost und Hitze, auf den immer heiteren, immer fröhlichen — Zaunkönig.

Er umjubelt, umsingt, umtanzt des Menschen Haus in Rußland wie in Spanien, in Griechenland wie auf Island — treuer als die Schwalben. Der glücklichste aller Könige, denn er hat unter den Menschen wenigstens keinen Feind! Und dieses frische, helle, schmetternde Lied in der kleinen Brust!

„Heiße wohl König,
Hab' aber wenig;
Hab' wohl ein sich'res Haus,
Bin aber lieber draus,
Schweifend in Feldern,
Jubelnd in Wäldern!"

Welch' heiteres Leben im winterlichen Wald! Und warum sollten sie traurig sein bei gut besetzter Tafel im Tannengrün?

Während dem muß das „arme Büblein vom Dorf" darben und hungern, und die karge, schmale Kost, die es sich in den Dorfgassen, auf einsamen Landstraßen oder auch in den nobeln Straßen der Hauptstadt sich erbettelt — diese Paar Bröselein werden ihm wohl gegönnt sein. Und wenn er zitternd und aufgepulstert vor Frost ans Fenster kommt und mit dem Schnäblein klopft „Bitt gar schön!" und eine gute Hand gibt ihm einen Zehrpfenning, so wird Dein Waizenfeld und Dein Kirschbaum keinen Schaden haben.

Wenn ein Vöglein das Prädikat „genügsam und doch munter" verdient, so ist es der Spatz im Winter. Viele Tage schwerer Noth! — es leuchtet ein einziger besserer Tag, der unverwüstliche Humor flammt wieder auf. Darfst blos in die Schrannenhalle gehen jeden Samstag und Du wirst gar lustige Zecher finden.

Frühling.

Der Winter vergeht, der März bricht an mit Lerchensang und Drossellied, mit Finkenruf und Amselflöten, mit Himmelsschlüssel und Hainröslein, mit blauem Enzian und blühendem Haid. Der laue Südwind weht über alle Flächen und Höhen und rollt das noch übrige Winterkleid zusammen, und die Quellen singen, die Bächlein plätschern und murmeln, die Gießbäche rauschen — das ist ein Frühlingsläuten in Rissen und Schluchten, auf Berg und Thal, auf Au und Flur. Wer könnte da noch länger schlummern? Das weite Erdenrund bedeckt sich mit wimmelnden Leben: es summen die Bienen, es surren die Hummel, es schwirren die Käfer, es irren die Fliegen, es pappeln die Falter, es zappeln die Maden....

Das sind jetzt großen Theils die Kostgeber des Spatzen, und dabei hat er viel zu springen und zu laufen und zu huschen über Stock und Stein, bis er überall hinkommt. Feld und Garten in ihren Schößlingen und Blüthen und Früchten können dem armen Büblein wohl wenig bieten.

Der Landmann zieht die Furchen durch das Feld, und ein trauliches Völklein springt und spaziert hinter ihm her: Saatkrähen, Bachstelzen, Staaren und — Spatzen. Was der eine übersieht, wird von dem andern beachtet, und die Spatzen haben unverdorbene Augen, mir ist noch keiner mit Brillen begegnet. Kein Engerling darf liegen bleiben, der eine wird aufgelesen, der andere mit dem Schnäblein noch aus der Erde gebohrt, der dritte im geschickten Sprung erhascht. Der Genuß dieser Feldfrüchte wird wohl nicht ins Schuldenbuch des Spatzen geschrieben.

Und diese kleinen Tischfreuden werden ihm nicht selten arg verbittert. Der launische März, und der schalkhafte April!

Es ist ein recht heiterer, blauer, warmer Apriltag, es pfeifen die Finken so hell, es schlagen die Amseln so voll, es ist so trocken auf der Straße, daß es staubt. Alles ruft und lockt ins Freie. Schon habe ich ein Büschlein von Himmelsschlüsseln mir gepflückt; auf einmal überzieht sich's ein wenig, es kommt ein Lüftchen, über kurz wird's rabenschwarz, der Sturm pfeift, die Baumäste tosen und krachen, weiße Flöcklein kommen daher, immer dicker und dicker — in fünf Minuten ist Alles schneeweiß, den andern Tag liegt der Schnee schuhhoch und es ist sogar gefroren, gegen Mittag hellt sich's auf — ein prächtiger Wintertag ist da, aber der arme Spatz hat von dieser

Pracht sehr wenig. Und solche Tage sind nicht selten, und selbst der Wonnemonat „Mai" hat seine bedeutenden Launen.

Wie der März und April den Winter ausläutet, so läutet der September und October den Winter ein.

Herbst.

Am 26. September (1864) war's, als ich eilf Uhr Nachts durch einen Bergwald ging. Todtenstille und tiefes Dunkel liegt im Tannendickicht, nur eines sehe ich — den Sternenhimmel. Durch die Wipfel der Tannen und Gipfel der Fichten schauten sich die Himmelslichter wie große über den Wald hingeisternde Johannislichter. Wie ich tiefer in den Wald kam, sah ich fast nichts mehr vom Himmel, dafür glühten im zarten Moos Sternlein so klein wie ein Goldtröpflein, die Johanniswürmlein, die Sterblichtlein für die Waldblüthen und für die Insektenwelt, die bald in stillen Grund versinken wird.

Ja, wahrhaft Todtenlichtlein! Den andern Morgen war wundervoll blauer Himmel, aber sehr kalt. Der Reif hat sein silbern Kleid, glitzernd im Perlenschmuck, über die Wiesen und Stoppeln gelegt, die Kartoffelfelder sehen ganz verbrannt aus, und daraus loht feurig der Mohn, um morgen für immer auszulöschen, und am Rande steht traurig die blaue Wegwarte, der Georginenflor im Garten ist vorüber, wie verbrüht schaut Blatt und Blüthe sich, die noch nicht gesammelten Hülsenfrüchte sind verdorben, die Traube ist jetzt dem Spatzen gegönnt.

In dieser Zeit spielt das arme Büblein vom Dorf die brave Ruth -- es geht Aehren sammeln in den Stoppeln, paßt auf ein Paar Körnchen vor der Tenne, sucht im Hage nach rothen und schwarzen Beeren, hüpft lustig zwischen den Bohnenstangen und holt sich die vergeßenen Wicken und Erbsen, verkehrt viel im Hühnerhofe, kurz heimst all das im Hof und Garten, auf dem Felde und auf den Straßen mühsam ein, was ohne ihn ganz verloren sein würde! Weil es schon frisch, ja oft kalt ist, braucht der Spatz auch mehr Fleischspeisen zur Blutwärme: Raupen, Käferchen, Würmlein 2c. 2c. und dafür wissen ihm die Bäume und Sträucher Dank in ihrem Blätter- und Blüthenschmuck im nächsten Frühjahre, nur der Mensch lohnt ihm mit dem Titel „Dieb!"

Zwei Drittel des Jahres sind verhört; haben sie etwas Gravirendes gegen den Spatzen gebracht? Der Sommer möge nun auftreten und das entkräften, was ich auf den Richtertisch niederlege.

Sommer.

„**Der Spatz schadet blos wenig im Einzelnen.** Wo viele Sperlinge über Einen Kirschbaum oder Weinstock *) oder Waizenfeld oder Saatbeet fallen, merkt man ihre Dieberei. Hier kann und soll der Mensch dem Unfug steuern."

„**Der Spatz nutzt aber sehr viel im Allgemeinen.** — Er ist unter den Vögeln das, was der Hund unter den Säugethieren ist, der treueste Gefährte des Menschen, theilt mit ihm Wohnsitz und Nahrung. Auf der östlichen Halbkugel findet er sich überall, wo Getreide gebaut wird. Allerdings leben in Japan, China, Mittelafrika Sperlinge, welche etwas von dem unsrigen verschieden sind, in ihren Eigenschaften ähneln sie ihm jedoch vollständig. Und diese gewaltige Verbreitung des Spatzen soll vom weisen Schöpfer nur deßhalb getroffen sein, um Schaden zu bringen? Kommen denn bloß süße Früchte, Sämereien, Schößlinge ꝛc. ꝛc. im Sommer auf den Spatzentisch oder auch andere Gerüchte?"—

An einem Pfingstmontage (1864) wollte ich den Mai in vollen Zügen athmen, der warme Regen vor einigen Tagen, der nur Blättergrün und Blüthenschnee zu sprühen schien, hat die kalte, ernste Natur warm und heiter gemacht. Die Blüthen des Vorfrühlings: Anemone, Schlüsselblümchen ꝛc. schauen schüchtern um sich — sie fühlen, daß ihre Stunde zum Schlafenlegen bereits geschlagen, und es wäre doch so sonnig und so schön.

„O darum ist der Lenz so schön
Mit Duft und Strahl und Lied,
Weil singend über Flur und Höh'n,
Sobald er weiter zieht." (Geibel.)

Die Wiese liegt im zartesten Grün, in das der Löwenzahn Gold, das Maaßliebchen Silber und die Lichtnelke Purpur stickt und wirkt. Wo ein Bächlein zieht, blüht das Schaumkraut und die Dotterblume und das Vergißmeinnicht, und lange Rosabänder schlingt die mehlbestäubte Primel um feuchte Gründe.

Der Kirschbaum am Rain steht im weißen Festkleide und vom Zaun des nahen Gehöftes schickt im Dufte kräftigen Gruß die Else und im Garten prangt der Apfelbaum.

*) In dreiundzwanzig weinbautreibenden Districten Frankreichs wurde vor ein Paar Jahren der durch Insektenverwüstung verursachte Schaden auf 20,800000 Franken berechnet. Wäre das so weit gekommen, wenn man die Spatzen nicht in die Acht erklärt?

Das ist des heiligen Geistes Offenbarungsfest in der Natur, wo jeder Baum mit all seinen Zungen lustig darein redet, als sei er „voll süßen Weines", wo

„Auf jedem Strauch des Waldes und der Flur
Schwebt eine Ros' als Flamme mit Frohlocken."

(Geibel.)

Und erst der Wald in seinem ersten Buchengrün! Der schaut sich wie ein von frischer Morgenluft bewegter See mit silberkronigen Wogen — das helle, lichte Grün brandend am Tannendunkel. Im kühlen Schooß blüht der Sauerklee und die Heidelbeere und an Waldlichten das buchsblätterige Kreuzblümchen und das weiße Fingerkraut mit den silberhaarigen Blättern. — Schon hängt der Mond am Himmel und schleicht mit seinem Lichte durch den Wald. Die Fichtengipfel sind von der Abendröthe noch umglüht — man wandelt in einem Doppelschimmer, der sich nicht malen läßt. Die letzten Flötentöne der Wald-Nachtigall (Drossel) sind verhallt, mit ihrem schönsten Liede wird sie Morgens wiederkommen. Da beginnt ein abenteuerlicher Chor — wer mag ihn deuten?

„Es führte uns der Weg durch einen Wald
So still, daß jedes Wörtlein wiederhallt.
Schon lange war das Lied der Vögel stumm,
Doch hörten wir beständig ein Gesumm,
Als wie von einem fernen Wasserfalle,
Wir konnten dieß durchaus uns nicht erklären
Und staunten, als wir es erfuhren, Alle,
Daß Maienkäfer angekommen wären."

(Auracher Th.)

„Die Maikäfer sind da!" Das gibt alle Jahre einen Jubel in der Spatzenwelt wie bei den Kindern im Frühjahre, wenn Meister Storch aus seiner Vakanz, die er am Nilstrande verlebt, zurückgekehrt ist. Die Bäume haben über Nacht wie durch einen Zauberschlag Früchte bekommen, zu Tausenden kleben sie an Blatt und Blüthen und Zweiglein — die schlummernden, träumenden Maienkinder. Die Drossel singt noch ihr Morgenlied, da sind die Gärtner schon bei der Hand, um zu pflücken — die Spatzen. Sie brauchen viel, denn die Kleinen sind indeß flügge geworden, im vollen Wachsthum, und schreien nach Brod.

Die Arbeit ist leicht: der eine pflückt auf den Bäumen ab, der andere

schüttelt durch starkes Hüpfen die Käfer von den Blättern ab, der dritte sammelt die herabgefallenen höchst gemüthlich auf.

Die Sonne steigt höher, die Früchte werden lebendig, am Baum gibt's ein Krabbeln und Kriechen, ein Fliegen und Schweben, ein Gehen und Wiederkehren, als wären die Bäume gewaltige Bienenkörbe. Der Spatz bekommt dadurch nicht viel Plage, es macht ihm Spaß, und er hat jetzt Gelegenheit seinen Mutterwitz zu zeigen. Da kommt so ein Brummer harmlos um's Eck geschlichen, er hat Durst vom gestrigen Musiciren, ein Tröpflein Honig — — husch ist er abgefaßt, mit seinem Philosophiren über Maienlust hat's ein Ende.

Hier fliegen etliche aus der Blüthenfülle in die kühle Luft, sie haben sich schon gütlich gethan am vollen Becher, der Spatz hat sie vom Giebel aus bemerkt, im taumelnden Fluge wird der Trunkene erhascht so sicher, wie der fliegende Vogel vom schlauen Sperber.

Das Treiben wird immer toller und wilder, rasch saust's durch die Luft, die Apfelmost getrunken, wollen Kirschengeist — was Wunder, wenn oft zwei im brausenden Fluge zusammenstoßen, wie zwei Lokomotive, wenn sie aus den Schienen geworfen betäubt am Boden liegen. Eine neue Rolle bietet sich dem Spatzen, er spielt den Doctor, untersucht ihn genau, amputirt die gebrochenen Glieder, während der Operation stirbt ihm der Arme, da trägt er ihn, herzensgut wie er ist, zu seinen Kleinen und die müssen ihn begraben.

Willst Du dem Spatzen grollen, daß er mit diesen Früchten aufräumt? Verdient er sich damit nicht ein paar Hände voll Kirschen? *)

Die Zeit der Maienkäfer vergeht oft schnell, aber mit ihr nicht das Ungeziefer: Raupen, Schmetterlinge, Käfer, Blattläuse, Heuschrecken, Larven 2c. 2c.

Da mag der Mensch mit all seinem Verstande und seinem unerschöpflichen Schatze von Mitteln auftreten, er wird ohnmächtig seine starke Hand sinken lassen, wenn er von seinem treuen Gehilfen nicht unterstützt wird.

Friedrich, der sog. Große, König von Preußen, war den Spatzen feind, weil sie sich erdreisteten, auf seinen Kirschbäumen gegenseitig sich

---

*) Es ist unglaublich, was ein Elternpaar für Eine Brut an Würmern, Raupen, Larven, Käfern braucht. Horent-Prevost fand in einem Frühling auf einer Terasse, ober der ein Sperlingsnest war, 1100 Paar Maikäferflügel.

Tafel zu geben. Er eröffnete den Sperlingskrieg, der sich aber furchtbar rächte. Er kostete dem Staate in zwei Jahren viele Tausende von Thalern — und das Ungeziefer nahm entsetzlich überhand. In einem grossen Umkreis um Berlin war kein einziger Spatz mehr zu sehen, über drei Jahrgänge hintereinander auch keine Kirsche.

Da zog Friedrich weislich seine Hand vom Rade des harmonisch in sich gegliederten Schöpfungswerkes zurück, in das er eingreifen zu müssen geglaubt hatte. Er wiederrief seinen Befehl, und war noch obendrein genöthigt, Sperlinge von ferne herbeischaffen zu lassen, die nun sorgfältig geschont wurden· Friedrich war herzlich froh, daß sich die Spatzen bequemten, sich auf seine freundliche Einladung hin wieder anzusiedeln.

In den vierziger Jahren setzten die Magistrate in Ungarn einen Preis für jeden todten Spatzen aus. Nach einigen Jahren hätten sie gern das Doppelte für einen lebendigen gezahlt, denn das Ungeziefer nahm so überhand, daß es nur Viertelsrenten gab. Man hat sich im weisen Rath der Ungarn bemißigt gefunden, den Achtbrief gegen ihn zurückzunehmen (davon hofft man das Heil des Landes) und dem vielverfolgten und geschimpften Spatz einen Paß auszustellen also:

„Der Spatz hat in ganz Ungarn vollkommen freies Heimathsrecht, braucht sich keine Aufenthaltskarte in dem Orte, wo er sich niedergelassen, zu erholen, denn er allein versteht die Kunst, das Heer von Maikäfern und tausend andern geflügelten Feinden zu bewältigen, die in den Niederungen die Tyrannen spielen.“

England, der Sitz der Industrie und der Ziffer, hat in der Spatzengeschichte das Feinste geliefert, was ich bis jetzt gehört. Nicht bloß mehr Rattenvergiftung — nein, Vogelvergiftung sollen Albions Söhne und Töchter schauen! Vogelscheuche, Flinte, Pistol — das ist zu schwach in diesem gewaltigen Kampfe; Gift muß es sein! Zu Tausenden lagen Vögelein todt umher; aber Tausende von Myriaden Insekten wachten dafür aus dem Todesschlummer auf. Die Oekonomen wurden auf einmal unbarmherzig grausam; fast in jedem Dorfe war ein Sperlings-Clubs, der Preise auf die Vertilgung der Spatzen und ihrer Gesellschafter setzte. Einer dieser Clubs rühmte sich bei der Jahresschluß-Abrechnung, in einem Jahr nicht weniger als 13000 Vögel vertilgt zu haben.

Der Gebrauch des vergifteten Korns machte in ganz England reißende

Fortschritte, und die Früchte dieses Industriezweiges waren Tausende von todten Spatzen, Raben, Krähen, Lerchen, Tauben, die stolzeste Sängerin, die Nachtigall, fiel dieser unedlen, heimtückischen Waffe.

Selbst die zarte Damenwelt Englands wurde von diesem Schwindel ergriffen. Eine Dame von Kent entblödet sich nicht, öffentlich in den Blättern auszuposaunen, sie habe auf ihrem Gute binnen zwei Jahren 90000 Vögel mit einem Pulver „ihrer eigenen Mischung" vergiftet.

Endlich wurde das Parlament um Hilfe angerufen gegen die furchtbare Macht der Insekten. Die blonden Squires des Unterhauses zerbrachen sich die Köpfe, wie mit einem Gesetze das Unheil abzuhelfen, die Natur in ihre Rechte wieder einzusetzen?

Das Recht ward arg verletzt. England bekam nach diesem Vernichtungskriege ein eigenthümliches Frühjahr. Die Sperlinge und viel Tausend andere liebe Vöglein waren todt; dafür kam ein anderes Leben. Oben, unten, von rechts und von links, von allen vier Weltgegenden kommen in hellen Haufen Nagevölker, die sich stationsweise ablösen. Jedes hat seinen bestimmten Monat, seinen Tag, und alle zusammen bilden ein riesiges Aufgebot, welches die verletzte Natur in's Feld schickt gegen die Werke des Menschen. Das Prinzip der Theilung der Arbeit ist bei ihnen auf das Consequenteste durchgeführt; jeder weiß seinen Posten voraus und irrt sich nie; jeder geht gerade auf seinen Baum, seine Pflanze los. Ihre Anzahl ist so groß, daß manches Blatt nach Tausenden zur Einquartirung hat.

Was beginnst du, großes britanisches Parlament? — Was beginnst du nun, armes Menschlein? Wie willst du dich vertausendfachen? Hast du Flügel, ihnen zu folgen, ja nur Augen, um sie alle sehen zu können? Du kannst von diesen Nagevölkern so viel tödten, als du Lust hast, das kümmert sie nicht. Tödtest du sie zu Millionen, so leben sie zu Milliarden fort. Wenn du die sichtbaren mit Schwert und Feuer vertilgst, indem du die Pflanze selber Preis gibst, kannst du gleich daneben das heimliche Nagen der großen Armee von Freibeutern vernehmen, die von deinem Siege an den Nachbarn keine Notiz nimmt und unsichtbar ihr Zerstörungswerk fortsetzt.

Was beginnst du, Parlament? Eine Spatzenamnestie wird erlassen, das ist das Eine Rettungsmittel.

Ein neuestes Ehrenzeugniß für den Sperling gibt die Thatsache, daß unlängst ein australisches Schiff dreihundert seines Geschlechtes zum Kampfe

gegen die Raupen, Käfer 2c. geworben und nach Neuseeland eingeführt hat. — In der Natur berut Alles auf dem Prinzipe der Ausgleichung, und es ist thöricht, ihr in die wohlthätigen Hände zu fallen. Der Spatz braucht zu seiner Nahrung hauptsächlich Insekten, und die Paar Körner, die er ohne unsere gnädigste Erlaubniß nimmt, die Paar Kirschen, die er sich als Zuspeise schmecken läßt, hat er redlich verdient in seiner stillen, bescheidenen Wirksamkeit gegen die viel gefräßigern Insekten, die Alles verzehren würden.

Des Spatzen Schulden notirt man sich ängstlich und gewissenhaft und berechnet sie mit Wucherzinsen; seiner Arbeit im Felde und Garten denkt Keiner. Die guten Sämereien, die einzelnen Kirschen und Trauben werden Stückchen für Stückchen auf die Waagschale gelegt, für die schädlichen Sämereien, Raupen 2c., die der Spatz wegschafft, hat man kein Gewicht. Da wär's ein Wunder, daß auch die ehrlichste Haut hie und da zum Schelm würde.

* * *

Damit ist der Spatzenprozeß durchgeführt, das Endurtheil „Schuldig oder Nichtschuldig" mag Jeder selbst fällen.

Aber um Eines ersuche ich dich, Spatzenwawau! Mühe dich nicht mit Strohmann und Klappermühle und derartigen Gespenstern den vermeintlichen Schlingel fern zu halten. Er lacht dich bloß aus. Es gehört mehr dazu, bis es ihm imponirt. Er ist mehr als Skeptiker, er ist ein entschiedener, resoluter Geist. Uebermüthig sicher setzt er sich auf Nase und Arm jener wehenden, klirrenden Gespenster, denen die Hut der Gärten obliegt. In ihrem Schatten trotzt er ihnen und genießt seinen Imbiß gleichsam mit gehobenem Bewußtsein.

Dein Blasrohr benütze zu was anderem als zum Spatzenschießen. Du verfehlst ihn, und es bleibt dir von deiner ganzen Heldenthat nichts, als daß der Spatz gewaltigen Lärm stiftet, dich ungeschickten Jäger höhnt und schilt aus seinem Versteck, und daß bald die ganze Spatzenzunft mit voller Kehle in das „Halloh!" einstimmt.

Der Spatz ist kein einseitig, er ist ein wirklich allseitig gebildetes Glied der Vogelgesellschaft. Seine Selbstständigkeit geht ihm über Alles. Da magst du mit deinen Listen kommen, er setzt ihnen seine eigenen entgegen, für deine Tücke hat er Vorsicht, deine Pläne zu seiner Verfolgung vereitelt er durch seine unglaubliche Geschicklichkeit und Ausdauer.

Des Spatzen Betragen richtet sich gänzlich nach dem ihres Brodherrn ein (ich bin mit den meinigen recht wohl zufrieden). Der Spatz lernt dich geradezu auswendig. Dein Character wird von ihm aufmerksam und fort und fort studirt, so daß er auch beim traulichsten Umgange mit dir sein Heil zu wahren weiß.

Eine Unbild vergißt er dir schwer oder gar nie, er erzählt sie seinen Kameraden und so wird sie traditionell.... So oft er mit dir zusammenkommt, fürchtet er neue Tücke, neue Hinterlist, das einfachste Ding betrachtet er mit scheelem Auge — „es könnte eine Falle ihm gelegt sein?“ —

„Mich Spätzlein hüllt der einfach graue Kittel —
Macht der, daß „Dieb und Räuber“ meine Titel?
Das Bübelein vom Dorf sei ich genannt,
Nicht raubend, bettelnd zieh' ich durch das Land.

Bei dir es steht, mich von der Thür zu weisen,
Wenn ich zu viel begehr' zu meinen Reisen.
Sprech' ich den Raupen, Larven muthig Hohn —
Verdien' kein Brödlein ich als Kriegerlohn?

Kloster Hohenburg.

Eine Sage.

Von Katharina Diez.

IV.

Es schwand dahin der Jahre Lauf. —
Indeß das Kind so banger Sorgen
Behütet treu und fromm geborgen
Wächst in des Waldes Mitte auf,
Hat auch auf Herzog Attich's Schloß
Das Leben weiter sich entfaltet
Und freundlicher um ihn gestaltet.
Es waren auf der Mutter Schooß
Vier holde Knaben aufgeblüht,
In deren Augen freudig sprüht
Des Lebens frische Kraft und Lust,

Und freier hebt die zarte Brust
Des sanften Weibes sich empor,
Wenn sie der Kinder heitren Reigen
Dem stolzen Vaterblick kann zeigen.
Vor allen strahlt aus ihm hervor
Der Aelteste in Jugendschöne;
Der liebste, beste ihrer Söhne
Schien Hugo ihrem Mutterherzen;
So tröstend wie des Himmels Kerzen
Strahlt ihr des großen Auges Licht
Aus seinem edlen Angesicht;
Es weilt mit himmlischem Vergnügen
Ihr Blick auf diesen lieben Zügen,
Die fast in mädchenhafter Feinheit
Durchstrahlt von süßer Engelsreinheit
Die schönste Seele offenbaren.
Es war schon in so jungen Jahren
Sein Geist so mild, so klar und sinnig,
Und sein Gemüth so treu und innig,
Daß oft die Mutter staunend denkt:
Wie komm ich doch zu diesem Schatze!
Hat ihn vielleicht mir zum Ersatze
Der fernen Tochter, Gott geschenkt? —
Ein Zwillingsbruder von dem Kinde,
Das man so grausam ihr geraubt,
In diesem schönen Jüngling glaubt
Zu sehn die arme Bereswinde,
Und oft muß sie sich still gestehn:
Das höchste Glück wär mir beschieden
Könnt' ich, ach einmal nur, hinieden
Die Beiden miteinander seh'n,
Zusammen an das Herz sie legen
Vereint mit meinem Muttersegen.
Doch still im Busen sie verschließt
Den heißen Wunsch mit banger Scheue,
Daß er nicht bringe bittre Reue
Und neues Unheil ihm entsprießt.
Sie hofft, ohn' eigenmächt'ges Handeln
Soll Gott ihn zur Erfüllung wandeln.

Auch Hugos Herz in zarter Liebe
Neigt sich der sanften Mutter zu
Bei der er findet oft die Ruh',
Die fremd ihm bleibt in dem Getriebe
Des wilden Lebens um den Vater,
Voll Unruh', Krieg und rohem Hader.
Nicht mangelt ihm des Jünglings Muth,
Doch seine reine Seele ahnte
Ein höh'res beß'res Lebensgut,
Und eine inn're Stimme mahnte
Ihn oft im Lärm der wilden Welt
An jenes Ziel, das stets sich stellt
Ein Geist in dem des Himmels Blüthen
Des Friedens gute Engel hüten.

Oft irrt er träumend tagelang
Entfernt vom lärmenden Gelage
Der Waidgesellen, in dem Hage
Des Waldes und es schweigt der Klang
Des muntren Horns an seiner Seite,
Der Bogen strebt nach keiner Beute,
Der Pfeil verschont das bange Wild.
Sein Auge segnet ernst und mild
Die stille, grüne Einsamkeit
Die ihn umfängt so groß und weit,
Wo mit der Bäume Wipfel ranken
Sich freudig aufwärts die Gedanken
Des jungen Geistes, frisch und kühn,
Und lieblich, wie die wilden Rosen
In ihrem Schatten duftig blühn,
Gewecket von der Lüfte Kosen
Die auf der klaren Stirn sich wiegen
Und um die goldnen Locken fliegen.

So war er einst nach langer Fahrt
Zu jenem Walde auch gekommen
Wo in des Klosters Hut, der frommen,
Odilie man aufbewahrt.
Wars eine Ahnung, die beschlich
Des Jünglings Herz in stillen Träumen,

Was unter diesen dunklen Bäumen
Wie Geisterhauch im Winde strich
Um seine heiße, zarte Wange,
Und ihm die Brust macht froh und bange?
War es des Herzens leiser Zug
Der ihn zu dieser Stelle führte?
So einsam, daß sie nur berührte
Des Wandervogels leichter Flug.
Er wußte nicht wie nah verwandt
Ihm träumt hier eine Schwesterseele,
Und mit ihm lauschet lustentbrannt
Dem süßen Lied der Philomele,
Das durch die blüh'nden Büsche flog
Und wie des Schicksals Stimme, leise
Mit seiner holden Frühlingsweise
Zwei Herzen zueinander zog;
Zwei Herzen, die sich längst im Stillen
Gehörten, nach des Himmels Willen,
Denn ach, wie oft, versucht zu stören
Die Welt mit frevelndem Bethören.

Es hatte unter eine Eiche
Sich Hugo lauschend hingestreckt,
Und selbst aus seinem Hifthorn weckt
Er Töne sehnsuchtsvolle, weiche,
Die mit dem Lied der Nachtigall
Vermischen ihren sanften Schall,
Und seines Herzens junge Träume
Hintragen durch des Waldes Räume,
Als suchten sie nach einem Glück
Das ihm sein Schatten hielt zurück.
Da rauscht es plötzlich im Gebüsch,
Verwundert halb und halb erschrocken
Schau'n ihm aus langen, gold'nen Locken
Zwei Augen, groß und träumerisch,
Entgegen; — rasch springt er empor,
Und aus dem dunklen Busch hervor
Ein Mägdlein tritt, so hold und wonnig,
Wie Rosenpracht und Maienlicht
Erglänzt sein junges Angesicht,

So frisch und zart, so warm und sonnig,
Daß Hugo meint, die dunkle Stelle
Wo er geruht, sei plötzlich helle,
Als ob der rosige Morgen schreite
Dem Abendsterne zum Geleite.

„Wer bist du? sprich! Ein Traumgebild
Das mir der stille Wald erwecket?
Ein Elfenkind, das nur mich necket?“
So fragt er schüchtern, bang und leise.
Sie aber lächelt froh und mild
Und reicht ihm ihre Hand, die weiße,
Empor aus treuen Augen schauend
Zu ihm, so fromm und hold vertrauend,
Als wenn ein guter Geist erschienen
Im Wald ihr wär; des Jünglings Mienen
Sie dünken ihr so lieb und treu,
Daß sie ohn' alle Furcht und Scheu
Sich fast zur Frage fühlt getrieben:
„Wo bist Du nur so lang geblieben?“

Wohl fühlen Beide schnell und klar
Daß zueinander sie gehören,
Es läßt Natur, so treu und wahr,
Sich nicht in ihrem Walten stören,
Das der Geschwisterliebe Band
Geschlungen hat mit starker Hand.
Vertraulich naht sie ohne Zaudern,
Es sitzen unter süßem Plaudern
Die Beiden froh und sorgenlos
Zusammen auf der Eiche Moos,
Und in dem Wort, dem fessellosen
Neigt Herz zu Herz sich warm und schnell,
In reiner Liebe Schimmer hell
Blüh'n sie, so ähnlich wie zwei Rosen
Die einem Zweige sind entsprossen,
Von einem Sonnenstrahl erschlossen.

Dem Jüngling war, als ob ihn grüße
Der Mutter Bild, das liebe, süße,

Verklärt in jugendlicher Schöne;
Ihm klingen dieser Stimme Töne
So wohlbekannt wie eine Sage
Aus seiner Kindheit früh'stem Tage;
Und auch Odiliens zarte Brust
Sie athmet froher, unbewußt,
In des Beschützers Brudernähe,
Es deuchte ihr, als ob sie sähe
Das Bild das ihre Träume schufen,
Den guten Engel, den gerufen
Sie oft in stiller Sehnsucht Drang,
Den sie erharrte Jahrelang,
Damit er auf so manche Frage
Die Antwort die sie wünschte, sage.

Wie lauscht sie trunken seinem Worte,
Das ihr erschließt die Wunderpforte
Der Welt da draußen, die im Traum
Sie nur gesehn im stillen Raum
Des Waldes und der Klosterzelle;
Ihr war als trüg sie eine Welle
Sanft fließend, in die blaue Weite
Zu Glück und Lust an seiner Seite.
Und als er nun mit treuen Zügen
Der Mutter liebes Bild ihr malt,
Da klopft vor Lust ihr Herz, es strahlt
Ihr Blick im kindlichen Vergnügen
Und rasch ruft sie: „O nimm mich mit
Zu ihr der Guten, Schönen, Lieben!
Ich folg ihr treu auf jedem Schritt
Und will gewiß sie nie betrüben,
Die Mutter die Du nennst die Deine,
Die nennt ich auch so gern die meine!
Die lieben Klosterfrau'n mir geben
Gern Alles was erfreut mein Leben,
Sie werden nicht dem Glücke wehren
Das Gott mir will durch Dich bescheeren,
Sie sind so gut und mir so lieb,
Doch eine Mutter ist mir keine,
Ich weiß es nicht warum ich blieb

Im Walde hier so gar alleine.
Wie werd ich sehnen mich hinaus
Seit Du mir bist so hold erschienen!
O, führ' mich in der Eltern Haus!
Wie eine Magd will ich Euch dienen
In treuer Lieb' Tag aus, Tag ein,
Kann ich nur immer bei Dir sein!"

Entzückt hört Hugo diese Bitte,
Obwohl er klüglich und bedacht
Erwäget Welt und Lebenssitte,
Von der in reiner Unschuld Wacht,
Einsam erblüht im Heiligthume
Nichts weiß des Waldes holde Blume.

"O, zweifle nicht," spricht er zu ihr,
"Vertrau auf mich und sei nicht bange,
Bald kehre ich zurück zu Dir.
Erst muß sich schmücken zum Empfange
Das Haus, das so viel edlem Gast
Sich öffnen soll zu würd'ger Rast,
Jetzt muß ich gehn, es harrten lange
Die Meinen wohl am Bergeshange,
Mein treues Roß ruft nach dem Herrn
Und dort schon glänzt der Abendstern.
Leb wohl, du süße Blume Du!
Und schlaf und träum in frommer Ruh;
Will's Gott, so kehr' ich bald zurück
Und bringe Dir und mir das Glück."

Ihr schönes Köpfchen senkt ergeben
Odilie bei des Freundes Wort,
Als wenn sie fühlte wie hinfort
In seinen Händen auch ihr Leben.
Er aber drückt den Scheidegruß
Auf ihre Hand mit zartem Munde
Und in des Waldes tiefem Grunde
Verschwindet er mit raschem Fuß.
Sie blickt ihm lange liebend nach
Und trennt sich schmerzlich von der Stelle
Wo sich in flücht'ger Stunde schnelle

Verwandelt hat ihr Lebenstag.
In ihrer Augen reinem Blau
Glänzt ahnungsvoller Thränenthau,
Doch kindlich faltet sie die Hände
Und betet um ein gutes Ende.

(Fortsetzung folgt.)

Das Hutzelmännchen.*)

Von Isabella Braun.

Personen.

Das Hutzelmännchen. Die Mutter.
Der Vater. Marie, deren Töchterlein.
Lene, ein armes Kind.

I. Scene.

(Eine ärmliche Stube; Vater und Mutter sind zum Ausgehen gerüstet. Marie steht weinend daneben.)

Vater.

Jetzt aber komm, Weib! wir müssen in Gottes Namen fort; die Herren vom Gerichte warten nicht gern auf Unsereins. Da nützt alles Weinen und Jammern nichts, hörst's Marie? Bet lieber ein andächtiges Vaterunser, derweilen wir den sauren Gang machen.

Marie.

Vater, darf ich nicht mit Euch? Es ist gar so kalt in der Stube.

Mutter.

Meinst vielleicht, draußen sei's wärmer? Schür nur die Glut zusammen, thu sie in's Pfännlein und halt die Händ' darüber. Wir kommen gewiß in Bälde zurück; sie werden auf dem Gericht nicht so streng mit uns verfahren, gerade heut, am heiligen Christabend, wo unser Herr Jesus so armselig auf die Welt gekommen ist. Nein, wegen fünfzig Gulden werden sie uns nicht von Haus und Herd jagen.

Vater.

Der Landrichter thät's freilich nicht! das ist ein guter Herr, der vollbringt nur seine Schuldigkeit, aber der Moosjürgel —

---

*) Im Schwabenlande werden die gedörrten Birnen auch „Hutzeln" genannt. Man backt zur Weihnachtszeit das Hutzelbrod fast in jedem Hause und meistens bekommt jedes Kind seinen eignen Laib. Eine besondere Ehre ist das Aufschneiden des Hutzelbrodes. Was das Hutzelmännchen spricht, sollte eigentlich in schwäbischer Mundart gesprochen werden.

Mutter.

Nun, von Stein wird sein Herz auch nicht sein. Wir haben immer ordentlich gezinst, bis ich so schwer krank geworden bin und nun denk ich mir: weil mich unser Herrgott gesund gemacht hat, wird er auch weiters helfen.

Vater.

Komm, Mutter, komm. Gelt, Marie, Du betest inzwischen; bist immer ein frommes Kind gewesen und hast nicht umsonst den Religionspreis bekommen.

Mutter (nimmt aus der Tischlade ein Stück Brod.)

Und da hast noch was zum Beißen; Deine Zähnlein zwingens schon; ich bring gewiß einen frischen Brodlaib mit, denn die Frau Landrichterin schuldet mir noch das Garn; wie ich's abgeliefert hab, ist sie nicht daheim gewesen.

Marie.

Mutter, darf ich nicht mit Euch? Ich fürchte mich so allein.

Vater.

Was nicht gar fürchten und dazu noch am heiligen Christabend, wo die Engelein umeinanderfliegen. Schäm Dich, Marie, sonst so ein lustiges, couragirtes Ding. Behüt Dich Gott. (Beide ab.)

II. Scene.

Marie (allein.)

Fort sind sie! Jetzt wein ich mir grad die Augen aus.

(Sie hält die Schürze vor's Gesicht, schluchzt ein Weilchen; plötzlich läßt sie dieselbe niedersinken und lacht fröhlich:)

Aber ich bin doch recht dumm, so zu weinen, heut am Christabend, wo alle Kinder lustig sind. Der Herr Pfarrer hat's gesagt, und wenn es der sagt, muß es wahr sein: (langsam und mit Betonung:) „Das Jesuskind ist zunächst für die Armen in die Welt gekommen!" — Es weiß auch am Besten, was es ums Armsein Hartes ist. Ihm wär's auch nicht lieb gewesen, wenn man es aus dem Stall vertrieben hätt'. Moosjürgel! da kannst nichts machen! unser lieber Herrgott ist mächtiger als Du.

(nach einer kleinen Pause.)

Wenn das Christkind zu allen Kindern kommt, so wird es mir doch auch etwas bringen, wie voriges Jahr. (faltet die Hände) Ich bitt Dich recht schön drum! — Was bringt es mir nur gleich? was könnt jetzt das sein? Neue Schuh vielleicht, oder einen Sonntagsrock? der Werktagsrock ist freilich auch schon ganz dünn, (schlägt fröhlich in die Händchen) eine neue Haube! und dazu noch goldne Nüß, Aepfel und Lebkuchen (hält inne und sagt mit ernster Miene) Ich bin doch recht unverschämt, so viel zu wünschen! und das Beten hab ich darüber ganz vergessen. Am Ende sind Vater und Mutter schon im Landgericht und zittern vor dem Moosjürgel.

(Sie setzt sich auf ein Schemelchen, faltet die Hände und betet leise, bei der vierten Bitte sagt sie laut:)

„Gib uns heut unser tägliches Brod! (führt das Stücklein zum Munde)

Das ist freilich nicht von heute, das ist gewiß eine Woche alt. (beißt hinein) Recht hart ist's; es thät Noth, daß ich's einweiche. Dort steht ja der Wasserkrug am Fenster (springt zum Fenster und schaut hinaus) und da trippelt ja die Lene einher. Wie verweint sie aussieht; es ist doch eine rechte Lene-Grene, über Alles muß sie weinen, sogar wenn sie's an den Fingern friert. Ich muß sie doch herein rufen und ein wenig trösten. (ruft:) Lene! Lene! komm herein, es ist in der Stub nicht so kalt, wie draußen.

Jetzt will ich nur hören, was sie wieder zu weinen und zu jammern hat; ich mag sie aber doch; lachen kann ich ja selber.

III. Scene.

Lene, Marie.

Marie.

Sag jetzt einmal, warum weinst denn gar so arg? Thu nur den Schurz vom Gesicht, ich versteh ja kein Wörtchen. (zieht die Schürze weg und bricht in ein Gelächter aus.) Wie Du aussiehst! ganz verschmiert, als ob der rußige Freitag wär. Was weinst jetzt, sag!

Lene (unter Schluchzen)

Meine — Zähn — thun mir weh und meine — Händ. Ich soll Brod betteln — und Niemand läßt mich hinein.

Marie.

So? hab nicht ich Dich hereingelassen?

Lene.

Aber wir haben kein Stücklein Brod daheim, der Vater ist krank; wir müssen gewiß verhungern.

Marie.

Was nicht gar, verhungern! Schau Lene, ich fürcht mich ja auch nicht davor und doch sind meine Eltern im Landgericht, der Moosjürgel will sie auspfänden lassen. Ich sag mir aber vor, was im Katechismus steht: (in feierlichem Tone:) „Sorget nicht, was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns bekleiden? Euer himmlischer Vater weiß schon, was ihr bedürfet."

Lene.

Du hast gut reden mit einem Stück Brod in der Hand.

Marie

Da hast's! Nein, nein, ich fürcht mich nicht vor dem Verhungern, wenn's mich auch ein wenig hungert. Ich denk an die Geschichte von Elias am Bache Karith, dem sogar die Raben sein Brod gebracht haben, weil kein Mensch um den Weg gewesen ist. (lauft zum Fenster:) Fliegt da nicht gleich einer? Aber nein! heut fliegen die Engel mit goldnen Flügeln herum, keine alten, schwarzen Raben.

Lene.

Du machst immer so dumme Späß.

Marie.

Späß? — so, das wären Späß? Hat's nicht der Herr Pfarrer und der Kaplan und der Lehrer gesagt, und steht's nicht in der biblischen Geschichte, daß in der heiligen Nacht die Engel schaarenweis herumgeflogen sind und das Gloria gesungen haben? Wart nur, Lene-Grene, — ja so heiß ich Dich extra, bis das ewige Greinen aufhört und Du wieder lachst, — wart nur, heut kommt gewiß noch etwas Besonderes. Mir läuft's schon kalt den Rücken hinab; vielleicht ist's aber auch von der Kälte; ich will nur das Glutpfännlein holen, wie die Mutter gesagt hat. (ab.)

Lene.

Ich wär froh, wenn sie Recht hätte. Einen Brodlaib könnt mir das Christkind wohl bringen, einen recht neugebackenen, hellbraunen. (sie hört ein Geräusch im Ofen) Was ist das? — ja so, die Marie; bin ich erschrocken!

Marie (mit der Glutpfanne).

So, jetzt setzen wir uns auf's Fußbänkchen, ganz eng zusammen und wärmen uns. — Gelt, das ist gut? Bist jetzt keine Lene-Grene mehr?

Lene (nickt und schüttelt mit dem Kopfe).

Marie.

Schau nur, wie lustig die rothen Dinger in den Kohlen herumspritzen und springen, gerad, als ob sie lebendig wären. Da — jetzt verkriecht sich Einer in der schwarzen Höhle; jetzt kommt er wieder! Du, vielleicht sind es Geister.

Lene (rückt weg von ihr und zieht die Hände zurück)

Marie. (lachend)

Aber Du bist ein Hasenfuß; komm nur wieder her. Ich thät mich nicht einmal fürchten, wenn jetzt gleich die Thüre aufging und so ein kleiner Geist mit einem Säcklein auf dem Rücken hereinkäm. (schreit) Herr Je! wer poltert da draußen! —

(Es poltert an der Thüre, die beiden Mädchen springen auf und es erscheint das Hutzelmännchen mit einem Säcklein auf dem Rücken. Er ist braun, wie in Leder gekleidet, mit Stiefeln bis über die Knie herauf. An seinem Röcklein hängen gleich Quasten eine Menge gedörrter Birnen; auf seiner braunen Kappe steckt gleichfalls eine solche. Er hat ein mageres, faltiges, rußiges Gesicht mit langem, grauem Barte.)

IV. Scene.

Das Hutzelmännchen, die Vorigen.

Hutzelmännchen.

Warum erschreckt Ihr denn so, als ob ich der Riese Goliath wäre? Bin ja nur ein altes Männlein und vom Ofen rußig geworden, denn ich hab die ganze Nacht hindurch Brod backen müssen und schlepp es nun mühsam von Haus zu Haus. Kauft Ihr mir vielleicht auch ein Laibchen ab?

Marie (nähert sich ihm zutraulich.)

Also Du bist kein Geist, sondern ein Mensch? (das Männchen nickt) Woher kommst denn?

Hutzelmännchen.

Aus dem Schwabenland —

Marie (ihn unterbrechend mit Lachen.)

Aus dem Schwabenland, wo die sieben Männer sich vor dem Hasen gefürchtet haben und mit einem langen Spieß ausgezogen sind und wo der Eine gesagt hat: „Hanselemann, gang Du voran, hast Stiefele an und Spörele dran." Gelt, daher kommst? — Wirst müd sein, setz Dich ein wenig und wärm Dich an meiner Glutpfanne.

(Er setzt sich aufs Fußbänkchen, legt den Sack vor sich hin und wärmt die Hände über der Glut.)

Hutzelmännchen.

Schau, schau, ist das eine Spöttische, aber wie mir scheint, doch eine Gutherzige dabei. Ueber die furchtsamen Schwaben brauchst weiters nicht zu lachen; ich mein immer, mit Eurer Courage ist's auch nicht weit her. Das war ja ein Schrecken, als ob der Pelzmärtel käm. Hast vielleicht ein schlechtes Gewissen, Du Spöttische, denk einmal nach.

Marie.

Wahrhaftig! jetzt laufts mir brühheiß über's Gesicht. Ich soll ja beten, ein Vaterunser nach dem andern und hab noch keines weiter, als bis zum täglichen Brod gebracht, dann ist die Lene kommen und dann seid Ihr gekommen. Jetzt aber red ich kein Sterbenswörtlein mehr, bis ich ein recht kräftiges Vaterunser gebetet hab.

(Sie stellt sich in die Ecke vor das Kreuz, hebt die Hände auf und betet leise. Das Männlein nickt und ht ihr wohlgefällig zu. Dann spricht er halblaut zu Lene.)

Hutzelmännchen.

Für was betet sie denn so andächtig?

Lene (ebenfalls heimlich.)

Daß der Moosjürgel barmherzig ist und sie nicht vom Haus treibt. Wißt Ihr, es sind gar arme Leut.

Hutzelmännchen (zu Marien gewendet.)

Bist jetzt fertig? Komm her, setz Dich auf meinen Schoos, ich muß etwas mit Dir reden.

Marie.

O, Herr Je! ich bin ja zu groß und schwer für so ein winzig kleines Schwabenmännlein. Aber wart, ich wills probiren. (sie setzt sich und hopst auf seinem Knie.) Das ist lustig.

Hutzelmännchen.

Nun sag, wie heißt Ihr Beide?

Marie.

Ich muß schon für die da reden, das ist ein Stummerl vor lauter

Schüchternheit. Sie ist meine Kamerädin, weißt, meine gute, ja, meine beste Freundin, die Lene-Grene, eigentlich heißt sie Magdalena Obermüller; ich nenn sie so, weil sie immer greint, gelt Lene? (dem Männlein ins Ohr.) Es ist aber eine Gute, Brave.

Hutzelmännchen.

Und Du?

Marie.

Ich bin eine Lustige.

Lene.

Sie hat den Sittenpreis bekommen und kann den ganzen Katechismus auswendig.

Marie.

Was brauchst denn das zu sagen? wart, ich sag's dem Herrn Lehrer, daß Du aus der Schul schwätzest.

Hutzelmännchen.

Also, wie heißest Du?

Marie.

Ich heiße Rosalie, Katharina, Euphrosina, Maria Hagendörfer; aber man heißt mich kurzweg Marie.

Hutzelmännchen.

Und wo sind Deine Eltern?

Marie (traurig)

Auf dem Landgericht! O mein Gott, mein Gott! der Moosjürgel wird sie doch nicht auspfänden lassen!

Hutzelmännchen.

So, so! Schuldenmacher sind's!

Marie (springt entrüstet auf.)

Nein, das leid ich nicht! (weinend) Brave Leut sind's, arbeitsam, häuslich, gelt, Lene? Und wenn Ihr der Lene nicht glaubt, so fragt den Pfarrer und den Lehrer, und alle Menschen. Unser Herrgott hat die Mutter krank werden lassen, dafür kann sie nichts! Der Vater hat sie verpflegt, Tag und Nacht und hat nichts verdienen können. Alles ersparte Geld haben wir in die Apothek getragen; es ist ganz beisammen gewesen für den Moosjürgel.

Hutzelmännchen.

Nun, nun, es war nicht so ernst gemeint, nur ein Spaß.

Marie.

Du, wenn bei Euch im Schwabenland solche Späß im Brauch sind, ging ich lieber nach Amerika, als dahin. In den zehn Geboten steht geschrieben: „Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß Du lange lebest und es dir wohl ergehe auf Erden," darüber macht man keinen Spaß.

Hutzelmännchen.

Brav, Marie, so ist's recht. Auf die Eltern darf man nichts kommen lassen. Schau, ich bin ja auch alt geworden, muß also gewiß meine Eltern

geehrt haben, wie Du. Bist mir wieder gut, wenn ich Dir einen Brodlaib aus meinem Sack schenke?

Marie (heimlich).

Gib der Lene einen; die meint, sie muß verhungern.

Hutzelmännchen

(streichelt ihr die Wangen, nickt vielmals und nimmt aus dem Säcklein zwei Laibe — einer glänzend hellbraun, der andere beinahe schwarz. Dann reicht er beide den Mädchen hin und sagt:)

Da, wählt selber.

Marie.

Gelt, Lene, Du möchtest den hellbraunen?

Lene (greift rasch darnach).

Marie.

Dein Vater ist krank und wir haben Alle einen guten Magen. (wiegt ihren Laib) Schwer ist er und ein wenig zu nah an's Feuer gekommen, gelt, Schwabenmännle? Aber ich sag Dir tausendmal „Vergelt's Gott." —

Lene.

Vergelt's Gott. (reicht ihm die Hand.)

Hutzelmännchen.

Aber jetzt, Kinder, müßt Ihr Euch noch etwas merken, besonders Du, Marie, sonst bekommt's Dir schlecht. — Erstens: — vor dem Anschneiden mach ein Kreuz darüber, das ist ein alter, guter Brauch bei uns. Zweitens: — schneid den Laib nicht selber an, sondern such Dir dazu die beste und liebste Hand aus. Drittens: — theil Andern gern davon mit, und Viertens: ruch net, d. h. iß nicht voller Gier.

Marie.

(sie hat jedesmal mit dem Kopfe genickt und wiederholt nun, an den Fingern zählend:)

Kreuz machen — anschneiden lassen — austheilen — (das Männchen nachäffend) ruch net. Gelt, ich hab's gut gemerkt? Jetzt geb ich Dir dafür noch ein Busserl auf Deine verrunzelten Backen.

Hutzelmännchen.

Nun ist's Zeit, daß ich geh, sonst willst noch gar meine Frau werden? (Nimmt das Säcklein auf die Schulter, wobei ihm die Mädchen helfen.) Behüt Euch Gott, Kinder, bleibt fromm, brav und lustig. Grüßt mir Eure Eltern! Das liebe Christkindlein mög bei Euch einkehren. (nickend ab.)

V. Scene.

Marie, Lene.

Marie.

Du, das war aber ein spassiges Männlein. So ein kleines runzliges, mit so einem weltslangen Bart hab ich meiner Lebtag noch nicht gesehen. Du vielleicht?

Lene.

Ich bin auch noch nie im Schwabenland gewesen, dort werden sie halt

nicht größer wachsen. Bei uns zu Land gibt's auch keine zuckernen Häuser, wie's im Buch steht von Hansel und Grethel; die wird's nur im Schwabenland geben.

Marie.

O, in der Stadt bei den Zuckerbäckern am Fenster stehen oft zuckerne Häuser. Aber weißt, in den Büchern ist allerlei gedruckt, was nicht wahr ist; das nennt man Märlein. Das Schwabenmännlein haben wir mit eigenen Augen gesehen, das ist kein Märlein.

Lene (bekreuzt sich).

Vielleicht war's doch ein Geist.

Marie (lacht).

Meinst, die Geister geben sich mit Brodbacken ab? Die sind schon etwas Fürnehmeres, als Bäcker, das sind Elfen mit Lilienstengel, oder schöne Feen mit Schleiern und Kränzen.

Lene.

Wenn wir ihn nur gefragt hätten, wie er heißt.

Marie.

Meinst, weil er so wohlfeiles Brod hat? möchtest gewiß immer bei dem einkaufen gegen ein silbernes Nixle. Aber Recht hast; wir hätten ihn fragen sollen (wiegt den Laib) Schwer ist er. Nun, das Männlein wird zum Kneten schon zu alt und schwach sein; drum hat er besonders mich gewarnt, nicht gierig zu essen; so ein schweres Brod könnt Einem freilich im Magen liegen bleiben.

Lene.

Das meinige ist leicht; nun will ich's aber heimtragen.

Marie.

So, gehen willst, nachdem Du mir Angst vor Geistern gemacht hast? — Am Ende kommt er wieder und trägt mich in seinem Sack in's Schwabenland, dann kannst Dich nach einer andern Freundin umsehen. (Sieht durch's Fenster.) Da kommt der Vater und die Mutter! Machen die ein trübseliges Gesicht! o weh, da steht's schlecht.

VI. Scene.

Der Vater, die Mutter, Marie, Lene.

Vater.

Da wären wir wieder! doch auf wie lang! Bis Neujahr hast Zeit genug, Deine sieben Sachen zusammenzupacken, Kind! es gibt ohnedem ein kleines Bündel.

Marie.

Vater, müssen wir fort? Hat der Moosjürgel kein Erbarmen?

Vater.

Der und Erbarmen! da könntest leichter einen Stein erweichen, als de

Der Herr Landrichter hat selber für uns ein Fürwort eingelegt; doch er will bis Neujahr entweder sein Geld, oder unser Haus.

Mutter.

Und die Frau Landrichterin ist auch nicht daheim gewesen. Jetzt haben wir nicht einmal das kleinste Stücklein Brod.

Marie.

Herr Je! ich hab's ja ganz vergessen. Das Schwabenmännlein ist bei uns eingekehrt, es läßt Euch grüßen und er hat mir einen ganzen Brodlaib geschenkt.

Vater.

Wer ist da gewesen?

Marie.

Das Schwabenmännlein, gelt, Lene.

Mutter.

Und der hat Dir einen Brodlaib geschenkt?

Marie.

Ja, und der Lene auch einen; schau nur her.

Mutter.

Wer es nun auch gewesen ist, Gott vergelt's ihm hundertausendmal. (reicht Marien das Messer) Schneid nur gleich an, Kind; wirst hungrig sein.

Marie (mit großem Ernst.)

Nein, Mutter, selber anschneiden darf ich ihn nicht, das Männlein hat's verboten. (Besinnt sich.) Von wem laß ich's anschneiden? — Richtig, von der Lene, das ist ja meine beste Freundin und brav ist sie auch; im ganzen vorigen Jahr hat sie in der Schul nur Einmal heraussstehen müssen und Einmal ist kein Mal. (geht zu ihr hin mit Messer und Laib) Aber nein, nein! lieb hab ich die Lene freilich, doch den Vater und die Mutter hab ich noch lieber. (schmeichelnd zur Lene) Gelt, es verdrießt Dich nicht? Weißt, die Eltern muß man über Alles lieb haben. Mein Vater ist gewiß der brävste Mann auf der ganzen Welt; — doch — die Mutter? — das ist die brävste Mutter! Jetzt weiß ich's! Die Beiden mit einander müssen den Laib anschneiden.

(Der Vater hält den Laib, die Mutter will ihn bereits anschneiden, da ruft Marie:) Halt, halt! schier hätt' ich etwas vergessen; mach mit dem Messer zuerst ein Kreuzzeichen darüber, das Männlein hat's befohlen.

(Nun schneiden die Eltern den Brodlaib gemeinsam an, zuerst die Mutter bis in die Mitte, dann der Vater vollends durch.)

Marie.

Ja, was ist das? — Schaut nur — lauter saftige Kletzen.

(Man vernimmt den Ruf: „Hutzeln;" Alle schauen erschrocken um.)

Vater.

Hast Du gerufen, Weib?

Mutter.

Ich hab keinen Murer gethan.

Marie.

Hutzeln? was sind denn das? Ich hab das Wort in meinem Leben nicht gehört.

Vater.

Hutzeln ist so viel als Kletzen; ich glaub im Schwabenlande heißt man sie so und wenn Jemand recht eingeschrumpft aussieht, sagt man: „der ist ganz verhutzelt.“ —

Marie (lacht).

Nein, das ist einmal spassig.

Lene.

Du, dann ist das Schwabenmännlein auch verhutzelt.

Marie.

Jetzt, Mutter, schneid Jedem etwas zum Versuchen ab, denn austheilen muß ich's. (besieht ihr Stücklein) Herr Je! da steckt etwas von einem Mandelkern.

Lene.

Und ich hab etwas von einer Nuß.

Vater.

Das sind ja, wenn mir's recht ist, Feigen und Citronat. So etwas Gutes hab ich schon lang nicht mehr gekostet.

Mutter.

Und die Menge Zwiebeben! —

Marie.

Lene, Lene! iß doch nicht so gierig; Du bist ja gleich fertig mit Deinem Stück; denk, was das Schwabenmännlein gesagt hat; Du könntest krank davon werden. (Sie springt mit dem Laib von Einem zum Andern.) Willst noch etwas? Du? O, ich möcht's der ganzen Welt verkosten lassen. (läuft zum Fenster) Da geht Nachbars Grethel; die muß auch ein Versucherl haben. Grethel, komm zum Fenster; ich reich Dir was hinaus. Und da kommt der Schullehrer; der wird Augen machen. — Herr Lehrer, Herr Lehrer! versuchen's doch mein Brod vom Schwabenmännlein.

Mutter.

Aber Marie, da wird der Laib bald zu Ende sein. Bedenk doch, wir haben kein Stücklein Brod für die Feiertage.

Marie.

Ich muß aber austheilen. O, freut mich das! freut mich das! Jetzt kann ich doch auch einmal etwas herschenken. Mutter, willst noch ein Stück?

Mutter.

Du nimmst Dir ja nicht Zeit, um selber zu essen; der halbe Laib ist schon verzehrt.

Marie.

Da kommt die arme Hennen-Liesel; die bekommt ihr Lebtag kein gutes Bröcklein, der muß ich was geben. (ruft durch's Fenster) Liesel, Liesel, da hast etwas. Gott gesegne Dir's.

Vater.

Wir sind doch recht leichtsinnig, stecken zu tiefst in der Noth und lachen noch.

Marie.

Herr Je! da schreitet der Moosjürgel auf unser Haus zu, und was er für ein Gesicht macht. Er dauert mich ganz, weil er so bös ist und keinen Menschen mag. Gelt, Vater, er ist unser Feind? Aber es heißt: „Liebet eure Feinde, thut Gutes denen, die euch hassen und verfolgen." Jetzt hätt' ich gute Lust, dem Moosjürgel auch ein Stück und ein recht großes dazu, herunterzuschneiden. (sie macht sogleich einen tiefen Schnitt, das Messer stößt auf ein Schächtelchen, sie zieht es hastig heraus, Alle drängen sich zu Marie; sie öffnet es und ruft) Herr Je! Herr Je! das sind lauter Goldstück! Eins, zwei, drei, vier, fünf — nochmal fünf — noch zwei — zwölf Goldstück. (sie fällt auf die Knie.) Gott sei Dank! nun ist uns geholfen und der Moosjürgel kann uns nicht vom Haus jagen.

(Vater und Mutter falten gleichfalls die Hände; Lene drückt ihren Laib fest an sich.)

Vater.

Aber — gehört das Geld auch uns?

(Eine Stimme ruft: „Ja!")

Mutter.

Habt Ihr's gehört? mir gruselt.

Vater.

Wenn ich nur das Männlein zu finden wüßt, ich lief ihm nach.

(Man hört Gelächter hinter der Scene.)

Marie.

Mit dem Austheilen bin ich aber noch nicht fertig. Der Lene gehört auch etwas vom Geld; in ihrem Laib steckt nichts, der ist zu leicht. Für den Moosjürgel reicht's, auch für Kleider, für Essen und Trinken. Da, Lene, hast drei Stück — wir sind unser Vier, da trifft auf Jedes akurat so viel. Denk Dir, das Christkind hätt's gebracht. O, wenn ich nur das gute, alte, braune, verhutzelte Männlein zu finden wüßt; ja, wenn ich nur wüßt, wie es heißt.

(Man hört eine Stimme: „Hutzelmännlein". — Es öffnet sich die Thüre und er erscheint.)

Hutzelmännchen.

Ja, schaut nur her, der Hutzelmann
Das beste Laibchen backen kann;
Wer betet in der Weihnachtszeit:
„Gib unser täglich Brod uns heut'",
Dem schickt der liebe heil'ge Christ
Ein Stücklein, das vom Besten ist.
Es kneten alle Engelein
Zwiebeben, Mandeln, Nuß hinein
Und braune Hutzeln, saftig, weich,
Die bring' ich aus dem Schwabenreich.
Dann trag ich meine Laiblein aus
In weiter Welt, von Haus zu Haus,
Und treff ich gute Kinder an,
Schenkt ihnen Eins der Hutzelmann.

Es breitet sich bei den letzten Worten ein grünes, griechisches Feuer aus, im Hintergrund öffnet sich die Bühne und man erblickt einen hellstrahlenden Weihnachtsbaum, oder eine Krippe; Geschenke liegen davor ausgebreitet. — Das Hutzelmännchen und Alle sinken anbetend auf die Knie.

Der Vorhang fällt.

Hassan Rumi.

Erzählung von Hermann Geiger.



Auf einer kahlen Terrasse saß Hassan Rumi und blickte hinab auf den Fuß eines Hügels, womit der milchweiße Schaum des Meeres spielte, und hinüber auf jene sonnenverbrannten Thürme und Palläste, die Tag und Nacht dem Ameisengewühle kaufender und verkaufender Orientalen zusahen. Ihm

war so weh um die Seele, und er hatte nur die Einsamkeit, der er seinen herben Kummer klagen konnte. Seine Stimmung ahnen jene, welche mit der verlorenen Habe alle Herzen zugleich eingebüßt, die je für sie geschlagen. Noch vor Kurzem ward Hassan Rumi reich genannt und hatte einen ausgebreiteten Teppichhandel gepflegt, jetzt aber war er arm wie kein Küstenbewohner der langgedehnten Levante.

Der Anzug — unter den äußern Verkündern der Armuth oft der späteste — war bei ihm noch geordnet und seines frühern Standes würdig; doch noch weniger verrieth seine Noth jenes elegant gebundene Buch, das er in der Hand hielt, und das mit goldenen Rändern den Sonnenstrahl auffing und ihn da und dorthin blitzend ausgoß. Er las mit halblauter Stimme in dem theuern Buche; als er aber den Worten begegnete: „Die um Meines Namens willen alles hingegeben haben, sollen es hundertfach wieder empfangen" — da schwieg seine Zunge, sein Auge ward feucht, und er legte das Buch neben sich nieder.

Was bedeutet sein Verstummen? und warum hing sein Blick so starr an jenem Aetherrande, als wollte er einen schwimmenden Segler mustern, der vom Westen gegen die Küste steuerte?

„Nicht hundertfach," seufzte er jetzt, „nein, nicht zehnfach, o Christengott, gib mir zurück, was ich um Deines Namens willen verloren habe — aber den zehnten Theil davon erstatte mir wieder, und ich werde mein drückendes Loos ertragen können."

Jetzt nahte sich ihm ein armer Christ. Hassan bemerkte ihn nicht, denn seine Gedanken hatten sich in schauerliche Irrgänge verloren, wie es Jenen zu begegnen pflegt, die ein augenblickliches Unglück für ein ewiges halten. Plötzlich erkannte er den Ankommenden, raffte sich zusammen und sprach: „Ephrem, wenn Ihr der Religion der Liebe treu seid, so versagt mir nicht einen Dienst, um den ich Euch bitte. Hört mich an, mein Freund. Nehmt dieses Buch — es ist mein letztes Eigenthum — sucht einen Christen auf, und verkauft es ihm so theuer, als er's werthen mag. Wahrhaftig, ich bedarf des Brodes mehr, als dieses Buches." —

„Habt Ihr mich nicht versichert," fragte Ephrem, „jenes Buch sei die Grundlage Eures Glückes, es sei das erste gewesen, das ihr kauftet, als Ihr dem Heidenthume entsagen wolltet? O theurer Mann, mit diesen Blättern veräußert Ihr Euer letztes Glück!"

„Nehmt und geht," rief Hassan in heftiger Erregtheit, als wäre er noch

der reiche Mann, der er früher war, „dieses Buch hat mich zur Armuth gerufen und an eine langsame Folter gebracht. Ihr Thore des Wohlstandes, die ihr euch geschlossen habt, als ich die Kirche betrat, öffnet euch wieder, ihr Quellen, die ihr versiegtet, als ich getauft wurde, fließet mir wieder in alter Fülle und Klarheit!"

„Hassan Rumi, welch eine Sprache!"

„Die der Verzweiflung, Ephrem! Doch keinen Streit — nur Liebe! Geht, Ephrem, geht! Verkauft das Buch, aber versteht mich wohl, verkauft es so schwer als möglich."

Ephrem nahm das Buch mit Gefühlen von Schaam und Theilnahme; auf seinen Lippen zitterte der Schmerz, wie ihn jeder kennt, der die Armuth über die Seele siegen sah. Er ging. Ihm gegenüber nahte sich seinem Ziele — dem Hafen — ein Handelsschiff mit geschwelltem Segel, darauf man ein rothes aufgenähtes Kreuz sah. —

Ein ernstes Bild sollte sich alsbald im Hafen entrollen. Während sonst der Matrose sich freut und sein Liedchen pfeift, wenn er das Takelwerk herunternimmt, war auf jenem Schiffe nur Ernst und Stille. Sieh, da tragen sie an seinen vier Enden einen schwarzen langen Sack. Sie legen ihn auf die sandige Küste schweigend nieder, bis ein Knabe aus dem Schiffe eilt, der ein Kreuz trägt und sich vor ihnen aufstellt. Sie beginnen ihren geheimnißvollen Zug mit der unbekannten Last, hinter welcher ein wohlgekleideter Mann, vielleicht dem Kaufmannsstande angehörend, traurig folgt. Ephrem sah ihn, wie er sich eben mit einem Tuche eine Thräne aus den Wangen wischte, und wußte nicht, ob er ihm in dieser Stunde nahen dürfe.

Und doch, er wagte es. Er bot dem Fremden sein Buch hin mit den Worten, es sei eine italienische Ausgabe der heiligen Schrift, die ein armer Mann zu veräußern wünsche. Der Kaufmann sah ihn an, nahm das Buch und schlug es auf, als ob er mit dessen Inhalt vertraut wäre. Dann fragte er Ephrem, wo die Christen ihre Leichen zu bestatten pflegten, und dieser wies nach dem Cypressenhügel, von dessen Nähe er eben vorhin herabgekommen war. Ephrem eilte zu dem kleinen Kreuzträger, der den Zug eröffnete, und wies diesem den Weg. Oben angekommen gruben sie ein Grab und senkten die theure Bürde hinein. Während sie dieselbe mit Erde deckten, las einer der Anwesenden aus der Schrift über die Erweckung eines Todten. Die andern hörten zu, beteten und weinten. Am meisten aber war der Kaufmann

angegriffen, und Ephrem vermuthete, er sei der Bruder des Verstorbenen. Wie hart mag es sein, auf der Reise über's Meer einen geliebten Bruder zu verlieren und ihn dann in fremde Erde ohne Sang und Klang einzubetten, vielleicht um niemals wiederzukehren zu den verlassenen Ueberresten!

Der Knabe hatte sein hölzernes Kreuz am Todtenhügel aufgepflanzt und nicht versäumt, ein Heiligenbildchen daran zu heften; die Matrosen zogen wieder hinab zum Schiffe; aber der vom Unglück am meisten Betroffene stand noch lange am frischen Grabe, in ernste Betrachtung, die vielleicht bis in sein Knabenalter zurücklief, tief versunken. Dann schlug er das heilige Buch wieder auf, das seit so vielen Jahrhunderten an solchen Hügeln der einzige Tröster ist.

Unterdessen hatte Hassan Rumi von seiner Terrasse aus vergeblich auf Ephrem und auf die Silbermünzen gewartet, die ihm Brod verschaffen sollten. Bald wollte er Geld, bald wünschte er wieder das theure Buch zurück; schneller als unten der Wellenschlag wogten die widersprechendsten Gefühle durch Hassan's Brust, bald schlugen sie brandend an, bald wichen sie tief zurück — Verzweiflung und Hoffnung kämpften in ihm. Er lehnte sich auf seine Rechte und sann über einen Schritt nach, von dem die ganze Zukunft seines Lebens und vielleicht mehr als diese abhing.

Immer deutlicher sagte ihm jetzt eine innere Stimme: du hättest das göttliche Andenken nicht ablassen sollen; die Schrift ist ein Brief, der vom Himmel gefallen ist, den Gott an die Menschheit schrieb. Er raufte sich die Haare und rief laut: „Du darfst nicht und würdest du dreißig Silberlinge für das goldene Buch bekommen!“

Er sprang auf von seinem Sitze, fest entschlossen, das verlorene Gut wieder zu suchen, um es als köstlichen Talisman für immer zu behalten. Er schwur dem Gott der Christen Treue, selbst auf die Gefahr hin, den Schwur nur durch jenes langsame Martyrium halten zu können, das man Hungertod nennt. Vorher waren nur seine Augen Ephrem gefolgt, jetzt folgten ihm auch seine Schritte. Am Hafen wies die zurückkehrende Trauergesellschaft ihn hinauf zum Cypressenhain. Er stieg rasch die Höhe hinan, sah Ephrem schon von Ferne und in dessen Nähe den Kaufmann, der noch immer las.

Vergessend auf die Ehrfurcht, die wir der Andacht zollen, eilte er auf den Kaufmann zu und redete ihn mit hastigen Worten an. „Herr,“ sprach er, „Ihr habt dieß Buch gekauft und vielleicht theures Geld dafür gegeben;

aber verzeihet, wenn ich Euch sage, das Buch war mein letztes Besitzthum, das ich nur in der äußersten Beängstigung um mein Leben veräußern wollte. Ich bereue das Vorhaben... Ephrem gebt zurück, was Ihr für mich in Empfang genommen; Ihr aber, edler Mann, händigt das heilige Buch mir wieder ein — wahrlich ich bedarf seines Trostes mehr als Ihr!"

Sofort trat Ephrem näher, um dem Fremden Hassans Bitten zu erklären. Dieser aber ließ Ephrem nicht enden, und fiel ihm mit der wiederholten Bitte in die Rede: „Gebt das Geld zurück, Ephrem. Und Ihr, frommer Mann nehmt es an. Ach, ich habe schweres Unrecht gethan, ich war daran, Gott zu verlassen und ihn zu verrathen. Aber das Leben ist kurz, rufen diese Todten und die Ruhe ist süß und lang. Wenn die Noth die Gitter meines Käfigs zernagt und meine Seele frei gemacht hat, dann werde ich den Augenblick segnen, da ich dem Himmel schwur, auszuharren bis an's Ende."

Er sank mit einem Knie zur Erde und erhielt das Zeichen seines Glaubens aus der Hand des Fremden.

Dieser aber war durch den Auftritt — hier an seines Bruders Grab — tief erschüttert, und kaum hatte er vernommen, daß Hassan Rumi Kaufmann war, wie der heimgegangene Bruder, so hob er ihn theilnehmend auf von der Erde und bewies ihm, was die Religion der Liebe thut. „Wohlan," sprach er, ich habe einen Bruder verloren, und vielleicht an dieser Stelle einen zweiten gefunden. Uebernehmt den Antheil, den mein Bruder an meinen Arbeiten hatte, kommt mit mir und seid mein Bruder!"

Hassan verstummte; es vergingen einige Sekunden, dann fiel er dem Fremden um den Hals und weinte Freudenthränen.

Sie eilten an das Schiff, das bald dahin segelte, und die Küste der Levante für immer verließ.

Eine Mutter. *)

(Nach einer wahren Begebenheit.)

Von Isabella Braun.

Es strahlt vom blauen Himmelszelt
Die Sonne voller Glanz und Prangen,
Als würde von der weiten Welt
Ein hehres Freudenfest begangen.
Verlockend zieht der Sonnenschein
Die frohen Menschen zum Vergnügen,
Da wallen sie nun, Groß und Klein
Hinaus in dichtgedrängten Zügen.

Und wo der Eisenschiene Bahn
Des schwarzen Rosses harret eben,
Da hält die Menge rastend an,
Und alle Blicke sich erheben
Zum ausgestreckten, langen Arm,
Deß Finger schon entgegen deutet,
Es drängt herzu der ganze Schwarm,
Indeß die Glocke schallend läutet.

Schon keucht das Ungethüm herbei,
Es qualmt der Rauch aus seinen Nüstern,
Das Aetherblau so wolkenfrei,
Die grünen Fluren sich verdüstern.
Und immer naher, pfeilgeschwind,
Im Fluge saust's auf seinen Wegen —
Da plötzlich eilt ein frohes Kind
Voll Herzensjubel ihm entgegen.

---

*) Die Bearbeitung dieses Gedichtes möchte als Schärflein zur Marien-Armen-Küche bei St. Bonifaz in München dienen, (siehe Jugendblätter 1864 Seite 570) und andere kleine Gaben veranlassen. Die Redaktion erbietet sich zu deren Empfangnahme und Uebermittlung.



Der Klingelseppel.

Ein hundertfacher Ruf erschallt
Und schreckgebannt die Menschen stehen,
Der schwarze Rauch entgegenwallt,
Um's arme Kindlein ist's geschehen --!
Ein Augenblick — daß Gott erbarm!
Der Athem stockt im weiten Kreise —
Es greift darnach ein Frauenarm —
Und brausend rast der Zug im Gleise.

„Gerettet!“ tönt's von jedem Mund;
Die Heldin aber sinket nieder,
Umdrängt, gestützt im weiten Rund,
Es thauen manche Augenlieder;
Und Einer leis zum Andern spricht:
„Nur Mutterliebe wagt ihr Leben!“
O nein! — es war die eigne nicht —
Doch eine Mutter war es eben!

Der Klingelseppel.

Ein Lebensbild aus vergangenen Tagen.

Von Franz Bonn.

Die Zeit der Nachtwächter, Lohnkutscher und Postillone mit ihren Spießen, Retourchaisen und Posthörnern liegt jüngst vergangen hinter uns; wir sehen wohl noch vereinzelte Exemplare, aber es sind die letzten ihrer Gattung und ihr jungen in Mitten der Dampfmaschinen und Telegraphenstangen zur Welt gekommenen Leser und Leserinnen, werdet in spätern Tagen **Euch** kaum mehr erinnern, wie so ein Nachtwächter oder Postillon ausgesehen oder wie sich's mit einem Lohnkutscher fährt. Besonders in den großen Städten, wo man mit den Resten alter Tage so verschwenderisch aufräumt, schwinden

die alten Wahrzeichen vergangenen Lebens rasch dahin, und wenn die Wellen der Neuerungen auch die kleineren Städte weniger rasch erfassen, so können doch auch sie ihrem Strome nicht auf die Dauer widerstehen. Zu diesen alten Herrlichkeiten, deren ehrwürdige Reste mehr und mehr verschwinden, deren Erinnerung bald nur mehr in den Blättern der Geschichte leben wird, gehören unstreitig die alten Polizeidiener, wie sie selbst in den kleinsten Orten heut zu Tage kaum mehr zu finden sind und wie unser „Klingelseppel“ einer war.

„Der Klingelseppel“ — ja, so hieß der wackere Mann mit dem abgetragenen grünen Rocke und den rothen Aufschlägen, mit seiner Nase von gleicher Farbe und seinen funkelnden Augen, die so bös blicken konnten und doch so ehrlich dreinschauten, mit seinem gewaltigen Stock und Säbel und mit seiner Klingel, die er so oft gerührt und die jetzt auf dem Rathhause liegt, bestaubt und vergessen, wie der „Klingelseppel,“ den sie schon lang begraben haben. — Nun zweifelt wohl kaum Einer, daß der Klingelseppel so geheißen, aber — denkt wohl Einer und der Andere — was läßt sich da viel erzählen, von so einem schlichten Polizeidiener, der in irgend einem verborgenen Landstädtchen vor Jahren mitregiert, die Spitzbuben beim Kragen gepackt, die Ordnung aufrecht erhalten, die bösen Kinder geschreckt und die Klingel gerührt hat, wenn's irgend etwas bekannt zu machen gab! — Eine spannende Geschichte, bei der dem Leser ein gelindes Fieber zu Theil wird, gibt es freilich nicht, aber ich meinte, bei Euch meine lieben Leser, bedarf es keiner besonderen Spannung und wenn Ihr ab und zu Etwas zu lesen habt, so merkt Ihr schon auf und lest gerne, was ich Euch schreibe.

Das kleine Städtchen in dem der Klingelsepp eine der bedeutendsten Persönlichkeiten war, lag in einem reizenden Thale. — Berge schauten über die hohen Dächer herein und da das kleine Städtchen schon gar lange Zeit auf der Erde stand, so trug es überall die Zeichen einer schönen vergangenen Zeit in der man noch weniger auf weite geräumige Straßen, hohe, helle Läden und bequeme Häuser hielt, dafür aber alles sinnig und innig einzurichten wußte und seinen frommen Sinn auch dadurch kundgab, daß man dem lieben Gott schöne Tempel und Kapellen baute und heilige Bilder überall anbrachte, wo sie zu Andacht und schlichtem Gottvertrauen die Menschen bewegen mochten. Diese fromme Gemüthlichkeit war der Grund-

charakter des Städtchens und seiner Bewohner und da die Gegend mit diesem Charakter des Ortes im schönsten Einklang stand, so mochte wohl kaum Einer durch die Thore dieses heimlichen Nestes gehen, der nicht den Wunsch gehabt hätte, hier zu weilen. Wer aber vollends da zur Welt gekommen war, den hielt es sein Leben lang fest im innersten Herzen.

So ein Ureinwohner des Städtchens war unser Klingelseppel. Er war der einzige Sohn eines nicht sehr wohlhabenden Schuhmachermeisters und da sein Vater mit klugem Sinne der Ueberzeugung lebte, es werde die Mode des Barfußgehens nicht so bald erscheinen und sein Söhnlein sohin kein Handwerk lernen, das Gefahr laufen könnte seinen Mann eines schönen Tages nicht mehr zu ernähren, so mußte er in die Fußstapfen seines Vaters eintreten und auch das edle Handwerk der Schuhmacherei erlernen. — Liegt es im Pech oder im Leder, im Knieriemen oder im Leisten — gleichviel, die Schuster sind und waren von je ein aufgewecktes munteres Volk, und die Schusterjungen gar, sind wegen ihres stets heiteren und muthwilligwitzigen Wesens männiglich bekannt. Vielleicht kommt diese Erscheinung daher, daß die Schuhmacher frühzeitig vom Leder ziehen lernen, daß sie in der That am besten wissen, wo die Leute der Schuh drückt, vielen Umgang pflegen mit solchen, die auf einem großen Fuße leben und das Bewußtsein haben, daß auf ihrer Hände Werk die ganze Welt steht und geht; oder es ist der Schwung Knieriemens, den die Lehrlinge schon frühzeitig empfinden, was ihnen den guten Humor und die Lebensfrische gibt, die sie vor allen andern Handwerkern auszuzeichnen pflegen. Unser Klingelseppel war also in der Jugend ein Schusterjunge und keiner von den langweiligsten. Mancher gute Witz, den er machte, erhielt sich sprichwörtlich Jahre lang und noch heute erzählt man sich den Scherz, den er einst mit dem Vater der Stadt, dem Herrn Bürgermeister, sich erlaubt hatte. Es war nämlich einmal große Unzufriedenheit unter den Einwohnern wegen einer Neuerung, die der Magistrat einzuführen beabsichtigte und da viele der Unzufriedenen auf dem Marktplatze die Köpfe zusammensteckten, rief der Klingelseppel als wohlerzogener Schusterjunge öffentlich und laut: „Wir brauchen keinen Bürgermeister mehr!"

Panischer Schrecken ergriff Jung und Alt ob dieser hochverrätherischen Aeußerung, welche in so schwierigen Zeiten einer Aufforderung zum Aufruhr

gleich zu kommen schien und kaum hatte der junge Klingelseppel die Worte geschrieen, so ergriff ihn der Arm der Gerechtigkeit und brachte ihn vor den versammelten Rath. Aber der junge Staatsverbrecher schaute seinen Richtern unbefangen und fest in's Auge und als ihm der älteste Rathsherr seine Aeußerung vorhielt und ihn befragte, ob er bekenne die kühnen Worte gebraucht zu haben, antwortete Seppel: „Ja ich hab's gesagt und sag es noch: wir brauchen keinen Bürgermeister mehr — wir haben ja schon einen!“ — Selbst der gestrenge Rath konnte des Lachens sich kaum enthalten und so kam der Hochverräther mit einem gelinden Verweise durch. — Solche Scherze machten natürlich den Klingelseppel schon in seiner Jugend zu einer Celebrität des Städtchens und bildeten die Grundlage seines späteren Ansehens in der Heimath. Diese blieb aber nicht immer der Schauplatz seiner Thätigkeit, denn nachdem Seppel ein paar Jahre in der Fremde als Geselle gelebt und dann wieder sehr gewachsen und verändert in die Vaterstadt zurückgekehrt war, mußte er zum Militär und trieb sich in verschiedenen Kriegsläuften in der weiten Welt lang herum, bis ihn die Sehnsucht nach seinem Geburtsorte und der Nachlaß seiner Kräfte in Folge manchen Schadens, den er im Kampfe genommen, zurückführten in die theure nie vergeß'ne Heimath. Er war 50 Jahre alt geworden, als er wieder durch das wohlbekannte Stadtthor hereinwandelte und Niemand beinahe kannte ihn mehr. Das Schusterhandwerk hatte Seppel im Felde verlernt und so kam es, daß man ihn, da er als braver Soldat gedient und manche Auszeichnung erhalten hatte, zum Polizeidiener machte — eine Stelle bei der ihm seine militärische Laufbahn wohl zu statten kam und die doch nicht die Strapazen des Kriegerstandes mit sich brachte. — Wenn er nun in seiner stattlichen Uniform, den Säbel an dem breiten weißen Tragriemen, den großen wuchtigen Stock in der Hand, bei einem Glas braunen Bieres im Gasthaus zur Kanne saß und von seinen Erlebnissen im Felde erzählte, konnte es nicht fehlen, daß ihm die ehrsamen Spießbürger, welche nie weiter aus dem Städtchen hinausgekommen wären, als daß sie noch die Kirchthurmspitze erblicken konnten, mit großer Andacht und einem Respekte zuhörten, der auf Seppel selbst nicht ohne die Wirkung bleiben konnte, sein Selbstgefühl merklich zu erhöhen. Auch die Herrn vom Rath und insbesondere der Bürgermeister waren dem neuen Polizeidiener ob seiner Pünktlichkeit sehr gewogen und somit war Alles auf's beste bestellt und der

Friedensdienst dem ermüdeten Soldaten sehr behaglich und willkommen. Aber es lege sich nur Einer in's grüne Gras um ein Stündlein in den blauen Himmel zu schauen, bald wird ihn eine summende Fliege ärgern oder Ameisen ihm über die Hände laufen. Wenn's Einem so recht behaglich zu werden anfängt, daß man meint, jetzt ist Alles schön und heiter, so weit man um sich schaut, dann zeigt sich bald irgend ein ungebetener Gast, der die Behaglichkeit stört, damit der Mensch wisse und nie vergesse, wie dieses Leben ein steter Kampf und nicht für dauerndes Glück und sonnige Ruhe bestimmt sei. — So ging es gar bald unserm „Klingelseppel" in seiner neuen Amtsstellung. Wie oft hatte er draußen im Felde in kalter Winternacht oder wenn der Regen in Strömen niederfuhr und der Herbstwind seinen naßen Mantel hin und her zerrte, bei sich gedacht: wär' ich doch daheim in meiner lieben Vaterstadt und hätte ein ruhiges Brod unter sicherem Dach — und jetzt, da er einen Posten hatte, der mit aller Behaglichkeit ihm Ansehen und sorgenfreie Zukunft zu verheißen schien, wünschte er sich oft wieder jene Zeit zurück, wo er, das Gewehr im Arme, fror und dem Feind auflauerte auf einsamer Wacht. — — Denn das war wohl auch in früheren Zeiten, wie es heut zu Tage ist. Man fühlt sich von der Polizei überall belästigt und hat immer etwas zu tadeln und auszusetzen. Bald ist jene Anordnung überflüssig, bald diese unerträglich. Wozu soll diese kleinliche Fürsorge des Staates gut sein? Und vollends die Polizeidiener! Muß man nicht bei jedem Anlaße sich über ihr Auftreten ärgern und sie wo möglich verhöhnen. Da ergreift so ein Polizeidiener einen armen Handwerksburschen und da er nicht mitgehen will, sondern sich zu Boden wirft, wie ein Holzscheit, packt ihn der Polizeidiener gar beim Kragen und reißt ihn in die Höhe! Das liebe Publikum nimmt sofort für den Handwerksburschen Parthei, freilich ohne zu wissen, was für ein Gauner sein Günstling ist. Ereignet es sich aber, daß Einer den Fuß bricht, weil eine Grube nicht vorschriftsmäßig gedeckt war, oder daß ein ungezogener Junge mit einem Einspänner über das Pflaster hinsaust wie der leibhaftige Sturmwind und daß bei solchem Fahren Einer in Gefahr kommt, schuldlos gerädert zu werden, oder ist irgend wo ein unordentliches Gedränge, wo man die Hühneraugen lebhafter empfindet als sonst, da ruft gleich Jeder: „Ist denn kein Polizeidiener da, was ist das für eine Polizei? Man ist seines Lebens nicht sicher!" u. dergl.

Die Polizei ist eben die menschliche Vorsehung und da geht es ihr just wie der göttlichen, über welche die undankbaren Menschenkinder ja fortwährend klagen, so gut sie's auch mit ihnen meint.

Wer aber besonders mit den Polizeidienern in kleinen Städten in ständigem Kriege und Hader lebt, das ist die männliche Schuljugend. Ueberall gibt es einen Hügel, über den man so gerne auf dem Schlitten oder gar auf dem Schulranzen im Winter herunterrutscht und wo es mit Rücksicht auf die Sicherheit der Fußgänger oder Fuhrwerke natürlicher Weise verboten werden muß, den ohnehin abschüssigen Weg durch allzugroße Glätte unwegsam zu machen. Ueberall gibt es Schleifen, welche aus gleicher Rücksicht nicht geduldet werden dürfen. Dann im Frühjahr, wenn die Natur aus ihrem Schlaf aufwacht, da machen die Kinder gern einen haarsträubenden Lärm mit Klöpfeln, der im Interesse der Kranken und Gesunden nicht allzusehr überhand nehmen darf, oder sie „schussern" an Plätzen, wo sie den Verkehr hemmen und die Leute belästigen. Wird es dann Sommer und heiß, so will sich die Jugend überall baden, auch wo es wegen Unsicherheit verboten sein muß, sie steigt auf Bäume und läuft in Wiesen den Schmetterlingen nach, während der Schutz des Eigenthums erfordert, solche Ungebühr nicht ungestraft zu dulden. Und im Herbst endlich, wenn die Ferien zu fröhlichen Spielen einladen, da erfindet der jugendliche Muthwille überall seine Ungehörigkeiten, die die Polizei nicht ruhig ansehen kann. Aus allen diesen Anlässen ergibt sich natürlich Grund genug, warum die Polizeidiener ebenso oft hinter der Jugend her sein müssen, als diese hinter den Polizeidienern thatsächlich zu laufen und zu höhnen pflegt. Kommt dann dazu, daß ein solcher Diener der Polizei etwas Komisches in Gesichtsbildung, Kleidung oder Haltung an sich hat, dann ist der dreißigjährige Krieg fertig, falls es Einer nämlich so lange aushält.

War es die Kälte der Kriegsjahre, war es die Wärme geistiger Getränke — unser Klingelseppel hatte etwas Karfunkelhaftes an seiner Nase, was sich nicht verläugnen oder gar nur der Beleuchtung des Abendroths zuschreiben ließ, denn seine Nase trug die glühende Farbe immer gleich zur Schau, es mochte Morgen oder Abend sein. Dazu kam eine etwas bemerkbare Wohlbeleibtheit und eine gelinde Steifheit des linken Arms, welch letztere Klingelseppel allerdings unmerkbarer zu machen wußte, daß er den Stock unter dem linken Arm und die linke Hand in der Hosentasche zu tragen

pflegte. Endlich war seine Stimme rauh und mißtönend, etwa wie der Klang eines Fuhrwagens, der mit eingelegtem Radschuh über einen Berg herunter wankt. Unter so bewandten Umständen darf es uns nicht Wunder nehmen, daß man den Klingelseppel, dessen Schusterjungen-Vergangenheit ebenfalls nicht ohne Belang war, sehr bald von Seite der wohllöblichen Gassenjugend als Zielscheibe des Witzes auserseheu hatte. Wenn der wackere Mann mit seinem rastlosen Diensteifer durch die Straßen patruillirte oder wenn er mit der Klingel in der Hand den Bewohnern eine obrigkeitliche Anordnung publicirte, immer hatte die Jugend etwas zu lachen oder zu spotten. War gerade die Schule beendet und der Klingelseppel schellte aus, daß ein Hund sich verlaufen habe, so bellten und schrieen alle Jungen, wie Hunde, daß man kaum ein Wort des Klingelseppels verstand. Wendete sich dann der gekränkte Mann, um einen der Schreier zu erwischen, so stäubte die ganze Schaar nach allen vier Winden auseinander und geschah es gar, daß bei der raschen Wendung ihm der Stock entfiel und er sich bücken mußte um denselben aufzuheben, so war die liebe Jugend rasch wieder beisammen, lachte laut auf und schrie:

»Klingelseppel! Klingelseppel!
Mit der rothen Nasen!
Wenn ein Lied'l hören willst,
Thun wir Dir ein's blasen.«

Dann wurde die Flucht auf's Neue ergriffen und die Donnerwetter, die der Erzürnte mit drohenden Worten und Mienen den Fliehenden nachsendete, erzeugten nur neue Lachlust und neuen Muthwillen. Was war gegen diesen Unfug zu machen? Einen zu erwischen, gelang dem wohlbeleibten Polizeidiener nicht, und da er nicht allzugut sah, konnte er auch mit Sicherheit keinen der Buben erkennen. Geschah es aber auch, daß er einen davon erkannte, so war wieder zu schwer zu unterscheiden, ob derselbe nur ebenso mitlief und mitlachte, oder ob er selber Spottreden führte. Dann war der Klingelseppel auch wieder viel zu gewissenhaft, um auf's Gerathewohl einen bei dem Bürgermeister anzuzeigen, von dem er nicht mit aller Sicherheit wußte, daß er sich an der Verspottung des Dieners der Obrigkeit betheiligt habe.

„Herr Bürgermeister! halten zu Gnaden," meldete bei solchem Anlaße einmal der Klingelseppel mit gravitätischem Pathos, „heut haben es die Donnerwetter-Buben wieder getrieben mit mir, als wär ich ein ausgestopftes

Weltwunder — kann den Unfug nicht länger mehr ansehen — denn Herr Bürgermeister wissen, im Dienst versteh ich keinen Witz und ich bin immer im Dienst."

„Wer waren die bösen Buben?" versetzte der kluge Bürgermeister mit ruhiger Würde, die durch eine tüchtige Prise, welche die zierlich gespitzten Finger der Nase des Stadtoberhauptes zuführten, keineswegs vermindert wurde. — „Nennt mir einen von ihnen, ich will ihn exemplarisch strafen."

„Exemplarisch strafen — halten zu Gnaden Herr Bürgermeister — das wäre auch meine Meinung, die Donnerwetter-Buben verdienen's nicht besser," erwiederte der Klingelseppel, mit einer Miene, welche erkennen ließ, wie ihm die in Aussicht gestellte Strenge eine nicht geringe Genugthuung verschaffte. „Ich meinte unterthänigst, so ein Donnerwetter-Bub, der mich langgedienten Mann auf offener Straße verhöhnt, sollte wohl ein paar Hiebe mit der langen gesalznen Ruthe abkriegen!"

„Ein halbes Dutzend," versetzte der strenge Bürgermeister und vollendete das begonnene Werk des Schnupfens, die goldene Dose noch zwischen den Fingern drehend.

Den herzensguten Klingelseppel begann aber sein Vorschlag schon heimlich zu reuen, denn sechs Ruthenstreiche schienen ihm doch zu viel für bloßen jugendlichen Muthwillen. Er entgegnete daher sofort mit einem verlegenen Lächeln: „Halten zu Gnaden, Herr Bürgermeister, bin freilich selber Schuld daran, daß die Buben mit mir ihren Spott treiben, habe halt eine rauhe Schale, wenn auch der Kern gesund ist, die kalten Nächte haben mir meine Nase geröthet und meinen Arm steif gemacht. Die Buben meinen's wohl nicht so böse und wenn das Ansehen der Obrigkeit nicht wär', wollt ich nichts sagen, aber im Dienst bin ich —"

„Ein Narr!" fiel der Bürgermeister in's Wort — „wenn Ihr Mitleid habt mit so ungerathenen Jungen. Dummes Zeug! war auch jung, aber vor der Obrigkeit muß man Respekt haben. — Sechs Streiche sind noch zu wenig!"

„Aber halten zu Gnaden," erwiederte Klingelseppel, „denken sich der Herr Bürgermeister, es sollte den eigenen Herrn Sohn einmal treffen. — Schläge thun weh!"

„Meinen Jungen," versetzte schnell der Bürgermeister etwas erschrocken über den Gedanken, daß sein rasches Urtheil das eigne Söhnlein treffen könnte

— „meinen Jungen! nun ich hoffe, der wird keine so ungerathenen Streiche machen.“

Ganz wohl muß es indessen dem Herrn Bürgermeister bei dieser zuversichtlichen Aeußerung nicht gewesen sein, denn mit wahrer Ungeduld drang er in den empfindsamen Klingelseppel, ihm den Urheber des Unfugs zu nennen.

Den Klingelseppel überkam aber auf einmal sein jugendlicher Schusterjungen-Humor und da er die peinliche Art, mit welcher der Bürgermeister sich nach dem Urheber erkundigte, wohl durchschaute, gelüstete es ihn die ernst begonnene Sache mit einem Scherze zu enden. „Herr Bürgermeister, wenn Ew. Gnaden mir versichern und versprechen, daß ich selber dem Maleficanten die Hiebe geben darf, will ich sagen, was ich weiß.“

Der Bürgermeister, dem immer sein liebes Söhnlein vorschwebte, sagte schnell zu — „Es mag sein, Ihr sollt selber die Execution vollziehen, wer ist der Schlingel!“

„Ein Bube jedenfalls und dazu ein recht böser ungezogener Bube, Herr Bürgermeister — aber halten zu Gnaden — ich hab keinen gekannt von der lockern Schaar und weiß also auch nicht, wer der Urheber ist.“

Ein zürnender Blick des strengen Bürgermeisters war die Antwort, mit der zugleich das Gespräch sein Ende fand. Der Klingelseppel aber machte „kehrt Euch“ und in seinem Innern war es hell und heiter, denn immer war ihm wohl, wenn's nichts zu prügeln und einzusperren gab und des Herrn Bürgermeisters Strenge bei den Worten und Mienen stehen blieb.

Kaum war aber der Klingelseppel wieder allein in seiner Wachtstube, so klang's ihm wieder in der Erinnerung:

„Klingelseppel! Klingelseppel!
Mit der rothen Nasen,
Wenn ein Lied'l hören willst,
Thun wir dir ein's blasen.“

Und ein „Donnerwetter“ um das andre bildete sein Selbstgespräch. Es war eben einer von den vielen gutmüthigen Menschen, die wo's nicht schadet, entsetzlich poltern und ärgerlich thun, wenn's aber darauf ankommt einem andern Weh zu thun, es ganz klein geben und denen nichts lieber ist, als daß ihre Zorn- und Drohworte kalte Streiche bleiben, die nicht zünden. Man hätte dem Klingelseppel mit Recht Schwäche vorwerfen können, wenn er nicht in anderen Angelegenheiten, bei denen er selbst aus dem Spiele war,

seine Pflichten auf's Genaueste und Strengste erfüllt hätte. Aber auch sein ärgster Feind, wenn er einen solchen hatte, würde ihm darin keinen Vorwurf haben machen können, denn wenn es sich darum handelte, liederliche Strolche aufzugreifen und unschädlich zu machen, da suchte seine Wachsamkeit ihres gleichen.

Es wäre indessen nicht allzuschwierig gewesen, den Haupturheber allen Spottes zu ermitteln, denselben, der auch die schönen Verse erfunden hatte, welche die gelehrige Schuljugend so schnell sich aneignete. Der „rothe Heiner", so hieß das Bürschlein, in dessen rothhaarigem Kopfe in einem Tage mehr Unfug wuchs als in den Köpfen von zwanzig Gelehrten in drei Jahren gescheidte Gedanken aufkeimen, ein Kerlchen nicht viel größer als der Stock des Klingelseppel, aber pfiffig genug, um sich bei allen Gelegenheiten zeitig aus der Schlinge zu ziehen und witzig genug, um bei allen Schuljungen als Hauptperson zu gelten, wenn irgend ein Streich auszuführen war. Der rothe Heiner, das war die summende Fliege, die des Klingelseppels Ruhe störte, das war die Ameise, die ihm über Hand und Gesicht kroch, und ihm seine Rast verbitterte. Der Klingelseppel hatte dem rothen Heiner kein Leids gethan, aber trotzdem schien es sich der Junge zur Aufgabe gemacht zu haben, dem Klingelseppel allen erdenklichen Schabernack zu spielen. Hatte er ihm erst den Namen Klingelseppel aufgebracht und dazu das Lied auf seine rothe Nase ersonnen, so wußte er auch bald auf allen Straßen seine Freunde zu bestimmen, daß sie dem Klingelseppel, wo er ging und stand im Wege waren und Aerger und Verdruß verursachten. Aber nicht nur die gewöhnlichen Gassenstücklein wurden fleißig in Scene gesetzt, es kam hie und da zu wahren Meisterstücken des Muthwillens, welche den armen Klingelseppel tiefer berührten.

So war's einmal an einem hohen Festtage. Ein schöner blauer Morgen war über dem Städtchen aufgegangen, die Kirchenglocken sendeten ihre feierlichen Klänge über die stillen Dächer, kein Laden war geöffnet und auf dem Pflaster, über das kein Wagen polterte, schallte der Schritt der Kirchenbesucher, welche im festlichen Gewande frisch gewaschen und gesäubert nach dem Gotteshause zogen, um nach sechs Werktagen, an denen sie zum Beten beinahe keine Zeit fanden, wieder einmal vor dem Höchsten zu erscheinen. Im Rathhause, das am belebtesten Platze stand, war's heute mäuschenstill und feierlich öffnete sich dessen Thüre, zu der von Außen steinerne Stufen führten. Alle Blicke der Vorübergehenden richteten sich nach dieser Thüre, unter welcher sich nun

der Klingelseppel in der Galauniform zeigte, mit dem Tschako auf dem kol en Haupte, an den Händen schneeweiße neue Handschuhe und die Säbel-Kuppel ebenfalls frisch gekreidet. Auch Er wollte in die Kirche und war eben im Begriff vollends aus der Rathhausthüre herauszutreten, als ihm wie von unsichtbarer Hand der Tschako vom Kopfe gerissen wurde, zu Boden fiel und sofort auch über die steinernen Stufen hinunter und eine Weile auf dem Pflaster fortkollerte. Wer das mit ansah, mußte unwillkührlich lachen, denn je feierlicher das Auftreten des Klingelseppel gewesen, um so komischer wirkte das plötzliche Verlieren des stolzen Hauptschmuckes, für welches man im ersten Momente sich gar keinen Grund denken konnte. Es lachten aber nicht nur die zufällig Vorübergehenden, sondern es schallte auch ein dutzendstimmiges Bubengelächter und noch ein besonderes Lachen, es war das des rothen Heiner, dem Klingelseppel in die Ohren. Dieser selbst war im ersten Augenblicke wie vom Blitze getroffen, nachdem er aber seinen Tschako glücklich erreicht hatte und in's Rathhaus zurückkehrte, um den arg beschmutzten Kopfschmuck wieder in Ordnung zu bringen, bemerkte er, daß an der Thüre gerade in der Höhe, die den Tschako auf dem Kopfe Klingelseppels erfassen mußte, eine Schnur zwischen den Pfosten gespannt war, welche das unfreiwillige Compliment verursacht hatte. Daß der Klingelseppel nun wieder trotz des schönen blauen Sonntags unzählige Donnerwetter aufsteigen ließ und sofort die Schnur mit dem Stocke abschlug und entfernte, brauche ich wohl meinen Lesern ebenso wenig erst mitzutheilen, als daß der rothe Heiner der boshafte Erfinder dieser Höllenmaschine war.

Ein andermal geschah es, daß zu Ehren des Landesfürsten an dessen Namensfeste die gute Stadt ein großes Festessen hielt, welches der Herr Bürgermeister auf's Trefflichste anzuordnen verstand. Man hatte den großen Saal in der „Kanne“ bestmöglichst decorirt, allerlei sinnige Sprüche und so viel als möglich Landesfarben angebracht. Die Speisen waren auf's Feinste bereitet und der beste Wein stand auf der Tafel. Der Knall- und Haupteffekt sollte aber nach des Herrn Bürgermeisters wohlweiser Anordnung darin bestehen, daß wenn die Hauptschüsseln vorüber wären und die süßen Torten auf dem Tische ständen, er sich zu einer Festrede erheben und einen Toast auf den Landesfürsten ausbringen würde, worauf dann zum Hoch auf ein gegebenes Zeichen nicht nur die Pauken und Trompeten der Stadtmusik im Saale einfallen, sondern auch gleichzeitig von dem höchsten Hügel außer der Stadt

Böller und Kanonenschüsse abgefeuert werden sollten. Diesen letzteren militärischen Theil des Festprogramms hatte Niemand anders auszuführen, als unser Klingelseppel, der ehemalige Soldat, der zwar das Pulver nicht gerade erfunden, aber doch viel mit demselben umzugehen gehabt hatte. Mit welcher Freude Klingelseppel an sein Werk ging, das läßt sich nicht beschreiben. Voll alter Kriegserinnerung richtete er schon Tags vorher die alten Kanonen gehörig in Stand und dabei schien sogar die Schuljugend ausgesöhnt, denn mit tiefem Schweigen und lautlosem Staunen sah sie zu, wie der Klingelseppel die halbverrosteten Geschütze putzte und zu den morgigen Festschüssen tauglich machte. In aller Frühe wurden die Böller und Kanonen von Arbeitern und Jungen, die gerade bei der Hand waren, auf den nahen Berg gebracht und Klingelseppel fühlte sich wie ein Feldherr, als er droben seine Geschütze überzählte und dann auf die Stadt hinunter schaute, deren Existenz nur noch von seinem guten Herzen abzuhängen schien.

„Daß Sie mir ja nicht zu früh oder zu spät abfeuern," ermahnte der Bürgermeister den Klingelseppel, „ich richte meine ganze Rede auf den Effekt der Böller und Kanonenschläge ein. Sobald ich das Zeichen gebe, werden Sie abfeuern!"

„Sehr wohl, Herr Bürgermeister — verlassen Sie sich auf einen alten Soldaten!" Damit aber der Klingelseppel in der weiten Entfernung vom Saale zur Kanne genau wisse, wenn's krachen sollte, war ein lebendiger Telegraph errichtet, der aus zwölf Buben bestand, welche vom Bürgermeister die strengste Weisung hatten, jeder sollte seinen Vormann genau im Auge behalten und sobald dieser die Mütze schwenken würde, das gleiche thun. Eine Probe von dieser Einrichtung ergab, daß die Buben ihre Aufgabe wohl verstunden und pünktlich ausführten. Der erste im Saal selbst befindliche Knabe, der heute Telegraphendienste verrichten mußte, war das Söhnlein des Herrn Bürgermeisters, dem man bei solchem Berufe auch vom Essen einige gute Bröcklein zukommen lassen konnte. Vor dem Gasthause, so daß er jede Bewegung des Bürgermeistersöhnleins am Fenster sehen konnte, stand der zweite und diesem folgten weitere zehn Buben in kurzen Entfernungen, der letzte aber stand so, daß der Klingelseppel ihn im Auge hatte. Der feierliche Moment rückte immer näher. Endlich klopfte der Herr Bürgermeister, nicht ohne Herzpochen, mit dem Messer an sein Glas. Alles erhob sich von seinen Sitzen, eine tiefe Stille trat ein und der Herr Bürgermeister begann nach kurzem

Räuspern seine wohleinstudirte Festrede. Er sprach mit lauter Stimme, so daß man draußen jedes Wort verstehen konnte. Aber wie es den besten Rednern oft ergehen mag, daß ihnen in einem unglücklichen Augenblicke Gedanke und Wort versagen, wie ein Feuersteingewehr beim Regen, so erging es gerade heute dem sonst so redefertigen Herrn Bürgermeister. Plötzlich mitten in einem bilderreichen langen Satze blieb er stecken und eine peinliche Pause trat ein, die mit Nichts auszufüllen war, als mit allgemeiner Verlegenheit. Aber rascher als der Redner war der Bube, der vor dem Fenster draußen stand, gefaßt und obwohl ihm von oben kein Zeichen zugekommen, schwenkte er seine Mütze. Seine Nachleute thaten natürlich das Gleiche und wenig Augenblicke — die tiefe Stille im Saale dauerte noch fort — da donnerte und krachte es von der Höhe herab, ein mörderisches Feuer! fünfundzwanzig Schüsse folgten sich rasch, wie es einem geschulten Artilleristen nur zukommt. So schnell hatte Klingelseppel noch nie geschossen, es war ein wahres Meisterstück, auf das er stolz sein konnte. Aber drunten im Saale, erst allgemeiner Schrecken — dann allgemeines Gelächter — die Wirkung war auch zu komisch! Mit der Festrede war's natürlich zu Ende, aber die Wuth des Bürgermeisters war endlos. Wenig fehlte, so hätte er sein eigen Söhnlein aus dem Fenster geschleudert, wie es zu Prag den kaiserlichen Stadthaltern geschah. Als sich dessen Unschuld alsbald ergeben, ging's an den zweiten Buben und dieser war kein anderer, als der „rothe Heiner." Auch er wollte von einem Zeichen, das er gegeben hätte, nichts wissen und da auch die übrigen zehn aus Furcht läugneten, ein Zeichen gegeben zu haben, so häufte sich des Bürgermeisters Zorn auf den armen Klingelseppel, der doch so meisterhaft kanonirt und der doch genau der Vorschrift gemäß gehandelt hatte. Dienstentlassung war das Wenigste, was des Bürgermeisters gekränkte Ehre dem verwünschten Polizeidiener androhte, denn der Bürgermeister hätte das Stücklein Faden seiner abgerissenen Rede schon wieder gefunden, aber daß das Feuern gerade in der peinlichen Pause losging, das war eine unsterbliche Blamage, die an dem Urheber nicht genug gerächt werden konnte. So ärntete der arme Klingelseppel dießmal für seine Mühe schlechten Dank. Die Gnadensonne des Bürgermeisters war für Klingelseppel untergegangen und der rothe Vollmond seines Zornes stieg drohend über dem Haupte des Armen empor.

Allein, „es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch an die Sonnen"

und „der Krug geht so lange zum Brunnen bis er bricht", sind zwei Sprichwörter, die auch hier ihre Wahrheit bewährten. Die nähere Untersuchung der Sache ergab gar bald, daß der rothe Heiner der Urheber des falschen Zeichens und Klingelseppel ganz außer Schuld war. Der Herr Bürgermeister ließ es denn auch an der gebührenden Satisfaktion nicht fehlen, und während der rothe Heiner 48 Stunden im Atrest sitzen mußte, bekam der Klingelseppel für seine Kanonade eine Belobung. Dieser Vorfall hatte indeß nur auf kurze Zeit seine Wirkung und Klingelseppel nach wie vor von der Jugend viel zu leiden.

So vergingen Monate. — —

Der Herbst war in's Thal gezogen und hatte die Blätter von den Bäumen gestreift, daß sie im kalten Winde tanzten. Frohe Kinder spielten im Strahle der spärlich wärmenden Sonne mit dem dürren Laub so lustig und heiter, als ob es Frühling wäre. Denn die Jugend kennt keine Sorge und fühlt keine Wehmuth. Sie spielt über Gräbern so fröhlich, wie im blühenden Garten und kein Gedanke irdischer Vergänglichkeit stört ihre Lust. Sind aber die Tage der Jugend dahin und hat das Leben seine dunklen Schatten um ein Herz gelegt, das viel Leid und Noth erfahren, dann sind es gerade die kurzen Tage vor dem Eintritt des Winters, in denen das Auge sorgenvoller blickt und die Brust schwerer athmet als sonst. So war es einer armen Wittwe, deren Mann ein fleißiger Taglöhner zu früh für sie und ihre sechs Kinder weggestorben war. Die niedre Hütte, in der sie wohnte, lag draußen vor den Thoren und war eines der letzten Gebäude an der staubigen Landstraße. Mühevoll hatte sie bisher so gut es ging mit ihrer rastlosen Hände Arbeit sich und die Kinder fortgebracht und das kleine Anwesen erhalten, welches nur so viel ertrug, daß sie eine Kuh und zwei Gaisen halten konnte. Hätten nicht gute Leute die arme Frau mit milden Gaben bedacht, so wäre das Gütlein längst den vielen Gläubigern anheim gefallen, denen es über und über verpfändet war. Nun aber im Herbste eines ihrer Kinder um's andere erkrankte, das machte viele Pflege und manche Auslage nöthig und als die Zielzeit kam fehlte das Geld, um die schuldigen Zinsen zu bezahlen. Die meisten Leute hatten zwar mit der armen Wittwe Nachsicht, aber Ein und der Andere brauchte selbst die Zinsen nothwendig oder hatte das Herz nicht auf dem rechten Fleck und wendete sich daher an die Obrigkeit um Hülfe. „Da hab' ich wieder einen Zahlungsbefehl für die Wittwe Martha"

so trat eines Tages der Klingelseppel in die ärmliche Stube. Wenn binnen vierzehn Tagen nicht bezahlt wird, muß ich pfänden."

Die arme Frau brach in Thränen aus. „Wie soll ich zahlen — hab ich doch keinen Kreuzer Geld. Da seht selbst, meine Kinder sind noch kaum vom Krankenbette aufgestanden — meine Kuh ist auch krank und nun soll ich zahlen. Barmherziger Gott! Das ist nicht möglich."

„Was kümmert mich die Sache," murmelte der Klingelseppel, „ich hab meinen Auftrag ausgerichtet — da unterschreibt."

„Ich kann nichts unterschreiben — ich kann nichts bezahlen," so jammerte das Weib auf's Neue und die kleinsten von ihren Kindern schrieen mit, daß es jedem durchs Herz hätte schneiden müßen, der die Scene mit erlebt hätte.

„Donnerwetter," schrie jetzt der Klingelseppel, „Ihr wollt' nicht unterschreiben. Dann hol ich einen Nachbar herbei, der unterschreibt für Euch — und zahlen müßt Ihr doch!"

Das Weib unterschrieb endlich mit zitternden Händen, der Klingelseppel aber verließ unter fortwährendem Donnerwetter die Stube. Als er aus der Hütte trat, kam eben der Wittwe ältester Bub von der Schule heim. Ein Zug des Schreckens glitt über das junge Gesicht — es war der rothe Heiner.

Klingelseppel hatte ihn flüchtig in's Auge gefaßt und ging seines Weges weiter. Wie er draußen auf der Landstraße allein war, fuhr er mit dem Rockärmel an beide Augen, als wollt' er sich den Staub abwischen.

„Hätt' ich doch bald auf das Papier hinweinen müssen," murmelte er für sich — „Donnerwetter, hab meine Thränen kaum zerdrücken können, ein paar Donnerwetter weniger und ich hätte geweint, wie ein Kind! Ist doch ein saures Brod, der Obrigkeit dienen — die darf kein Mitleid kennen! Jedem das Seine — und wenn's den Andern unter die Erde bringt! So muß es sein, sonst ging es bald allen Menschen so erbärmlich, wie es nun Dank der öffentlichen Ordnung nur hie und da Einem ergeht. Aber weh thut's, wenn man den Jammer mitansehen muß und nicht helfen kann."

In solchem Selbstgespräch ging er nach der Stadt zurück.

Dem rothen Heiner aber, als er in der Stube erfahren hatte, warum der Klingelseppel da gewesen, verging der ganze Humor. Wie er die Mutter so weinen sah, da ward ihm weh und weich um's Herz und er bereute im Stillen allen Muthwillen, den er am Klingelseppel sein Lebtag verübt hatte.

„Wahrscheinlich ist der Klingelseppel jetzt auf meine Mutter böse und bedrängt uns, weil er erfahren, daß ich der Spottvogel bin, der ihm so viel Leides zugefügt hat.“ So sprach das Gewissen in Heiner's Seele und schweigend schlich er sich hinaus in den Stall, um bitterlich zu weinen. Denn so bös der Bube draußen auf der Staße war, sein Herz war noch nicht verdorben und ein guter Keim lag noch in seinem Innern.

Die vierzehn Tage waren vergangen und noch weitere vier Wochen dazu, aber die arme Wittwe konnte das Geld nicht aufbringen. Fünfundzwanzig Gulden waren auch in der That für ihre Verhältnisse eine unerschwingliche Summe. Auch der rothe Heiner sann umsonst auf Mittel und Wege sich so viel Geld zu verdienen und so blieb die Schuld unbezahlt.

Da kam Weihnachten heran, das schönste Fest im ganzen Jahr, dem die Kinderherzen entgegenschlagen, das Fest der Lichter im grünen Tannenbaum, das Fest der Kinder vor allen Andern, denn der Heiland lag als Kindlein im kalten Stalle, gehüllt in spärliche Windeln und das Andenken an seine Geburt in heiliger Nacht gibt ja dem Weihnachtsfeste seine hohe Bedeutung. Wer sonst kalt und nüchtern ist, den überkommt's an diesem Abend weich und warm, wie ein Lied von Kinderlippen und ein Herz, das am heiligen Abend gleichgültig bleibt, wird kaum mehr warm werden all sein Lebenlang. Im ganzen Städtchen war's lebendig. Auf dem Marktplatze hatten alte Frauen Nüsse, Zwetschkenmännchen und Krippchen beim Schimmer kleiner Laternen feil. Da drängte sich Jung und Alt um die bunten Herrlichkeiten, welche in offenen Buden feilgeboten wurden. Dort standen Kinder die Arme gekreuzt und erbärmlich frierend und verkauften Weihnachtsbäumchen, mit buntem Papier und Flittergold verziert. Der Klingelseppel hatte die Marktordnung aufrecht zu erhalten. Vergnügt schaute er auf die lustigen Käufer und obwohl ein scharfer Schneewind ging und die sternenhelle Nacht grimmig kalt zu werden drohte, hätte er doch noch lange auf und ab wandeln mögen, um sich an der Lust der Kinder zu ergötzen, die mit ihren Eltern oder Geschwistern den Weinachtsmarkt begafften. Allmählig aber war es stiller geworden, die Buden schloßen sich, die Verkäufer löschten die Laternen aus, denn Alles hatte die Häuser aufgesucht, in denen nun die Bescheerung stattfand. In allen Straßen leuchteten bald die hellen Fenster in die stille Nacht hinaus, jubelnde Kinderstimmen klangen und wer wie der Klingelseppel draußen einsam durch die Straßen ging, dem ward es wehmüthig um's Herz, daß er allein sein mußte.

Endlich war die Arbeit des Tages vollbracht und der Klingelseppel saß wieder beim matten Kerzenlicht in der warmen Wachtstube. Er zündete seine kurze Thonpfeife an und schaute fast gleichgültig auf die eben erhaltene Gehaltszulage, sein jährliches Weihnachtsgeschenk, und ebenso gleichgültig schob er es in seine Rocktasche, denn seine Gedanken schweiften weit zurück bis in die Jahre seiner Kindheit, wo er auch ein seliges Weihnachten gefeiert hatte. Bild auf Bild aus jener Zeit gaukelte in den aufsteigenden Tabakswolken. Er war nicht mehr der alte, brummige Klingelseppel, er war in seinen Gedanken wieder zum lustigen Knaben, zum Schusterseppel geworden. Alle verübten tollen Streiche fielen ihm ein, über das rauhe Gesicht zog ein schelmisches Lächeln; ihm war's, als ob er mitten in einer großen Knabenschaar stände — lauter bekannte Gesichter dieses Ortes — ihm dicht zur Seite der rothe Heiner, ihm war's, als hörte er singen:

Klingelseppel, Klingelseppel
Mit der rothen Nasen —

und wie geschah ihm? — hatte er nicht so eben selbst den Vers gesungen? Da lachte er aus vollem Halse, die Neckereien der Buben kamen ihm plötzlich so harmlos vor, er hatte es ja viel toller getrieben und es niemals böse gemeint. Wie manchen Vers des Spottes hatte er nicht selbst erfunden, gerade wie der rothe Heiner.

Aber bei diesem Gedanken angelangt, löste sich auf einmal der Zauber froher Erinnerung und sein Herz zog sich zusammen, er fühlte fast einen Stich darin. Vor seinen Gedanken stand die arme Mutter mit all ihrer Drangsal und Noth, der strenge Befehl des Bürgermeisters, die Wittwe unverzüglich auszupfänden, ja er lag bereits seit zwei Tagen in seiner rothen Brieftasche. Er zog ihn hervor — schaute lange in's Papier, als ob er ihn buchstabire, faltete ihn wieder zusammen und steckte ihn sorgsam ein. Dann klopfte er die Pfeife aus — setzte die Mütze auf — nahm den dicken Amtsstock zur Hand, löschte das Licht und verließ langsam die warme Wachtstube.

Als er vor's Thor hinaus kam, blies ihn ein scharfer Wind an, als wollte er sagen: „kehr um!" Aber der Klingelseppel schritt festen Schrittes weiter. In der Hütte der Wittwe brannte ein kümmerliches Oellämpchen, die Kinder schliefen und träumten vom Christbaum, den ihnen die Wirklichkeit versagt hatte. Die Mutter spann, der rothe Heiner schrieb eine Rechnung auf die Tafel. Es war stille im Zimmer und nur das Surren des Rades

und das Quicksen des Griffels unterbrach diese Stille. Klingelseppel hatte durch's niedre Fenster hineingeguckt, dann schlug er mit dem Stock an die Thüre. — Ich will Euch die Scene ersparen, die diesem Klopfen folgte. — Der Jammer der Wittwe, das Geschrei der Kinder war noch ärger als das Erstemal; aber Klingelseppel that wie ihm befohlen — er schrieb auf, was zu pfänden war und nachdem er auch den Wandkasten geöffnet hatte, um zu sehen, ob derselbe Etwas von Werth enthalte, verließ er die niedre Hütte.

„Ein schönes Christkindel das," sagte der rothe Heiner zu seiner weinenden Mutter, als der Klingelseppel fort war. „Verzeih mir Mutter! Ich weiß, daß ich durch meinen Muthwillen ihn auf uns bös gemacht habe — verzeihe mir — ich bin an Allem Schuld!" — Die Mutter war selbst zu trostlos, um den rothen Heiner zu trösten. „Aber," sagte der rothe Heiner, sich selbst ermuthigend, „ich gehe jetzt zum Bürgermeister und will ihn so lange bitten, bis er Nachsicht hat mit uns und uns unsere Kuh, Gaislein, Stuhl und Bank läßt — ja gleich jetzt geh ich hin," und dabei öffnete er einen Wandschrank, um seine Haube herauszuthun, dieselbe, mit der er beim Festessen das falsche Zeichen gegeben hatte. Aber was war das? Da klingt es ja wie von blanken Thalern! „Leuchte Mutter, da ist Geld — großes Geld!" — — Es waren 25 Gulden! „Wie kamen die in den Wandschrank?" — „Klingelseppel!" schrie der rothe Heiner — „nicht nur wegen Deiner Klingel so genannt, auch das Klingen dieser Münzen soll in Deinem Namen erhalten bleiben — ich will's der ganzen Stadt erzählen, was Du uns angethan hast!"

Thränen der Freude glänzten in den seligen Augen einer armen Mutter und ihrer Kinder!

Der rothe Heiner aber hielt Wort. Wie er früher der Feind des Klingelseppel war, so wurde er jetzt sein treuester Freund. Am andern Morgen wußte die halbe und am Abend die ganze Stadt die edle That. Die ganze Straßenjugend, der rothe Heiner voraus', folgten nun jubelnd dem braven Klingelseppel, wo er sich sehen ließ und fortan hatte er seine Ruhe; sein Ansehen bei Jung und Alt war begründet für alle Zeiten. Seine Nase blieb roth wie zuvor, seine Stimme wurde nicht feiner, seine Figur nicht weniger komisch. Aber die Jugend hatte einsehen gelernt, daß nicht der Rock und nicht der Stock, nicht der Gang und die Gestalt, nicht Gesicht und

Haltung des Menschen Werth ausmache und daß auch in einer komischen Figur ein edles Herz schlagen kann. Sie hatte erkannt, daß das Amt eines öffentlichen Dieners nicht so leicht ist, als man meinen möchte und daß man den braven Leuten Achtung schuldig sei, welche sich Tag und Nacht plagen müssen, nun die Ordnung hübsch aufrecht zu erhalten und wenn Ihr, liebe Leser, aus dieser Geschichte Euch dasselbe merken wollt, so soll es mich ebenso freuen, als den rothen Heiner die blanken Gulden freuten.

Wunder.

Von Franz v. Kobell.

„Es is nix mehr auf dera Welt,
Koa' Glaabn mehr unter'n Leutn,
Und d'rum der Hochmuth bei der Noth,
Dees Fluacha und dees Streitn,
Sollt' wied'r amal a' Wunder g'schegn,
An' Engl abakemma,
Na' wur's glei' anders, thaatn si'
Scho' besser zammanehma."
So hat a' reicher Bauer g'redt,
An' andra na' dagegn
Der sagt: „Mach' halt den Engl Du,
Schau wann Dir so dra' glegn.
Gel' thaat a' bluatarms Schoatnwei',
Voll Lumpn vorn und hintn,
In ihra Kirbn aufamal
A' Gulnstückl findn,
Ei'gwickelt schö' in a' Papier,
Die thaat wohl glaabn mögn,
An' Engl hätt'n eini tho'
Und waar' a' Wunder gschegn.
Und wann a' Stubn voll Kinder na'
Nix z'nagn hat und z'beißn
Und d'Muatta ko's halt nit d'ernihrn
Und möcht' ihr's Herz zerreißn,

Und's klopft am Fensterl, sie thuat auf
Und rutscht jetz' da a'm Brettl
Der schönsti Weckn Hausbrod' rei'
Und d'rauf a' gschriebna Zettl
Mit ihran Nam' und „g'segn Dir's Gott,"
Die ließ si's gwiß nit nehma,
Es waar' a' wunderbari Hilf
Und von an' Engl kemma.
Und will an' alter Invalid
A' Halbi Bier ihm kaaffa,
Und d'Kellnerin bringt glei' a' Maaß
Und sagt „laß's lusti laaffa.
Es is scho' 'zahlt und kost' Di nix,"
Da wur' der oa' wohl schaugn
Und glaabet an a' Wunder gern,
Thaat ihm ja so viel taugn.
Jetz ko'st es segn, wie's Fuhrwerk gaang',
Verstandn bal' die rechtn
Und reichi Seckl als wie Du
A' bißl mitthoa möchtn.
D'rum rühr' Di halt und laß Dei' Geld
In' Kastn nit d'ersticka,
Na' ko'st an' Engl selber sey'
Und ko'st a' Wunder schicka."
Der reichi Bauer hat wohl g'schaugt
Und hat er folgn mögn,
So is vielleicht an dem alloa'
Scho' glei' a' Wunder g'schegn.

Der florentinische Maler Piero di Cosimo.

Von Dr. Holland.

Unter den großen Malern, welche im Ausgange des Mittelalters in Italien erscheinen, zwischen dem durch ernste Prüfungen ins Kloster verschlagenen Fra Bartolomeo und dem prächtigen Lionardo da Vinci, zwischen dem durch Schönheit, Grazie und Anmuth hellleuchtenden Rafael

Santi und dem grandiosen Michel Angelo Buonarroti, treibt sich auch ein anderer Gesell umher, der seine Kunst in Ehren gehalten, — in seinem übrigen Leben aber wie ein wahrer Eulenspiegel, wie ein Meerwunder von Seltsamkeit erscheint.

Dieser drollige Kauz hieß Piero. Er wurde beiläufig im Jahre 1441 zu Florenz, wo sein Vater Lorenzo ein angesehener Goldschmied war, geboren. Da nun derselbe alsbald in seinem Sohne einen gar lebhaften Geist und gewisse Liebe und Geschicklichkeit zur Zeichenkunst erkannte, so sann er darauf, selben einem tüchtigen Lehrer zu übergeben und so verfiel er dann auf den braven Maler Cosimo Rosselli, welcher ehedem bei dem heiligen Klosterbruder Fra Giovanni da Fiesole seine Kunst erlernt, dann aber mehr der Richtung des Masaccio sich zugewendet hatte. Dieser Cosimo Rosselli wurde der Lehrmeister des jungen Piero und dadurch eigentlich sein geistiger Vater, so daß man in der Folge Piero immer di Cosimo zunannte, bis ihm der Name ganz für sein übriges Leben verblieb.

Der Knabe nahm nicht nur zu an Jahren, sondern schritt auch wacker in seiner Kunst vorwärts; Rosselli gewann ihn deßhalb gar lieb und werth vor allen anderen Schülern und behandelte ihn immer wie seinen eignen Sohn. Piero hatte einen erhabenen Sinn und seine Erfindungen waren eigenthümlicher und mannigfaltiger als die der andern Schüler, welche in Rossellis Werkstube die Kunst erlernten. Deßhalb bediente sich der Meister vielfach seiner Beihülfe und vertraute ihm auch gerne ein wichtiges Werk, denn er wußte wohl, Piero besitze eine besondere Manier und mehr Einsicht, wie er selbst. Denn der gute Rosselli liebte schreiende und bunte Farben und brachte wo er nur konnte, goldene Verzierungen an, so daß sein Colorit ein etwas schwerfälliges und unnatürliches Aussehen gewann. Als ihm nun die hohe Ehre wiederfuhr, mit einigen hochgerühmten Malern, unter denen gar Domenico Ghirlandajo selber war, von Pabst Sixtus IV. nach Rom berufen zu werden, um die Kapelle seines Pallastes mit Fresken auszuschmücken, nahm Rosselli seinen Lieblingsjünger Piero mit sich, der denn daselbst auch Wunder that und zu einer trockenen Darstellung der Bergpredigt Christi eine so schöne Landschaft schuf, daß ganz Rom darüber in Staunen gerieth.

Nun häuften sich bei Piero die Aufträge; man schätzte es sich's zur Ehre, von seiner Hand gemalt zu werden, und so hatte er bald die Hände

voll zu thun und die Taschen voll Geld, weil der berühmten und reichen Kenner gar viele waren, die Alle von ihm ihre Bildnisse haben wollten. So conterfeite er den Virginio Orsino und Ruberto Sanseverino, vorerst den Herzog Valentino und viele Andere. Da es ihm aber langweilig wurde, immer nur Gesichter zu malen, ging er wieder nach Florenz zurück und übernahm die Aufträge, die ihm angenehm waren, wenn sie auch gerade nicht so viel Geld einbrachten. Er fabrizirte eine Menge von Bildern, die lange Zeit noch in verschiedenen Bürgershäusern sorgsam aufbewahrt wurden. Ein Madonnenbild im Kloster zu San Marco soll gar schön gewesen sein und ein anderes in einer Kapelle der Kirche Santo Spirito zu Florenz. Er stellte darin die Heimsuchung Mariä dar, das war aber nur Nebensache, denn die Hauptpersonen waren rechts und links nach dem Willen des Stifters ein heiliger Nicolaus und Antonius. Den letzteren malte er lesend, mit einer Zwickbrille auf der Nase; eine sehr lebendige Figur. Dabei brachte er ein altes, in Pergament gebundenes Buch an, welches so natürlich gemalt war, daß man beinahe hätte versucht sein können, die Blätter umzuschlagen. Neben dem heiligen Nikolaus malte er einige leuchtende Kugeln, die in einander schimmerten und ihren Schein auf einander warfen, so daß männiglich ein Einsehen gewann, wie es dem Meister Piero so recht darum zu thun war, in geringfügigen Dingen seinen seltsamen Sinn und sein Streben nach subtilen Schwierigkeiten kund zu thun.

So lange sein Meister Cosimo Rosselli lebte, ging alles noch gut. Piero war ein Freund der Einsamkeit und kannte kein größeres Vergnügen, als still für sich seinen Gedanken nachzuhängen und Luftschlösser zu bauen. Kam er dann gelegentlich unter Leute, so thaute er plötzlich auf und dann fing er an zu reden und zu schreien und gerieth in solchen Eifer, daß, wenn er von einer Sache erzählen wollte, er wieder von vorne anfangen mußte, nachdem er ans Ende gekommen war, weil er seine Phantasie zu einem ganz anderen Gegenstand hatte überschweifen lassen.

Als aber sein guter Lehrer, hochbejahrt und ganz verarmt, gestorben war — denn derselbe war in seinen alten Tagen auf die Alchymie verfallen und hatte sein sauer erworbenes Geldlein verlaborirt und durch den Kamin gejagt — da wurde Piero, so wie man zu sagen pflegt, ganz ungenießbar und obwohl kein Narr, aber doch beinahe völlig verrückt, hielt sich von da an noch

mehr eingeschlossen und ließ Niemand zusehen, wenn er arbeitete. Er litt nicht, daß die Stuben ausgekehrt wurden, wollte essen, wenn er gerade Hunger hatte; er erlaubte nicht den Garten umzugraben, noch die Bäume zu beschneiden. Seine Weinstöcke wuchsen wild auf, die Ranken verwucherten an der Erde, weder Feigenbäume noch andere Bäume wurden jemal ausgeputzt. Es machte ihm Vergnügen, Alles wild zu sehen, wie er selbst war und er pflegte zu sagen: was die Natur hervorbringt, müsse man ihrem Schutze überlassen, ohne etwas hinzu zu thun. Oft ging er aus, Thiere, Kräuter, knorriges Wurzelwerk oder irgend etwas Ungewöhnliches zu suchen, was die Natur bisweilen aus Laune oder zufällig gestaltet. Ueber solche Dinge gerieth er vor Freuden ganz außer sich und erzählte so lange und so oft davon, daß es den Zuhörern lästig wurde, wenn man es auch einige Male mit Vergnügen hören mochte. Bisweilen blieb er vor einer mit Moos und Schimmel überzogenen, vor Feuchtigkeit zerbröckelten Mauer stehen, von welcher der Kalk abgefallen war, oder welche von den Vorübergehenden allerlei Beschädigung erhalten hatte, und schuf sich in der Phantasie daraus Reiter und Schlachten, die seltsamsten Städte und die größten Landschaften und allerlei settsames und närrisches Zeug. Dasselbe that er auch mit den Luftgebilden der Wolken.

Trotz all seiner Thorheiten blieb es ihm aber gar ernst mit der Kunst und er strebte immerdar nach allen Kräften vorwärts. Als ihm einige Werke Lionardo's zu Gesicht gekommen waren, welche dieser Meister so zart und duftig mit unvergleichlichem Fleiße gearbeitet hatte, so gefiel diese Methode unserem Piero ganz außerordentlich und er versuchte sie nachzuahmen, wenn er gleich seiner ganzen Natur nach von Lionardo sehr verschieden war. Ja man könnte beinahe sagen, Piero wäre seiner Manier nach ein wahrer Wechselbalg gewesen, denn bei jedem neuen Gegenstande pflegte er seine Malerweise zu verändern und umzugestalten. *Hätte Piero sich selbst besser gehalten und sich nicht, wie man zu sagen pflegt, so gerabezu gehen und laufen lassen*, so würde ein großer Geist offenbar geworden sein und die Menschen hätten ihn verehrt und auf den Händen getragen, während er nun für einen Narren galt, obgleich er in Summa Niemanden Uebles zufügte als sich selbst, und der Kunst durch seine Werke vielen Gewinn brachte. An seinem Beispiele sollte jeder vorzügliche Geist und Künstler lernen: *daß man sich nicht nach Belieben treiben lassen dürfe, sondern immer ein Ziel im Auge haben müsse.*

Es war aber durchaus kein trauriges Gemüth oder ein melancholisches Kopfhängen, denn wenn's ihm gerade ankam, daß er lustig sein wollte, dann wußte die ganze Stadt Florenz nichts anderes zu reden, als von den schönen Einfällen des Piero di Cosimo. Seiner wunderlichen Erfindungen wegen wurde er oft bei den Carnevals-Lustbarkeiten in Anspruch genommen und er war dann, wenn er sich gerade aufgelegt fühlte, auch die Seele aller Festlichkeiten. Deßhalb hatte er sich bei der adeligen Jugend von Florenz sehr beliebt gemacht, denn durch ihn wurden jene Spiele des muthwilligen Carneval sehr verbessert und die Maskenzüge erfindungsreicher, prachtvoller, großartiger und pomphafter ausgeführt. Da fühlte er sich dann ganz in seinem Element, in seinem eigentlichen Fahrwasser! Er war es, der den Carnevalfreuden zuerst das Ansehen von Triumpfzügen gab oder sie um Vieles verbesserte und vervollständigte, indem er den dargestellten Begebenheiten immer Musik und passende Worte beifügte und ein Geleite von vielem Fußvolk und Reitern hinzu that; er war es der die Zeichnungen zu prachtvollen Costümen erfand und an der Zurüstung und dem Aufbau der Schauwagen und des Gepränges Hand anlegte, so daß sich Alles großartig und sinnreich ausnahm. Es war ein überraschend phantastischer Anblick: wenn Nachts fünfundzwanzig bis dreißig Paar costümirter und reich geschmückter Edelherren zu Pferde anzogen, jeder von sechs bis acht Reitknechten gefolgt, alle gleich gewandet, mit Fakeln in den Händen. Da gab es oft solche Züge von mehr als vierhundert Personen und dazu Triumpfwagen mit allerlei Zierrathen, Trophäen und den seltsamsten Erfindungen aufgeputzt.

Insbesondere machte einer der von Piero di Cosimo erfundenen Aufzüge in der Folge noch lange reden. Derselbe war nicht lieblich, sondern schreckhaft und unerwartet. Piero hatte ganz stille daran gearbeitet, die Betreffenden hatten Stillschweigen gelobt und so war keine Sylbe zuvor verlautet. Desto mehr überraschend und grauenhaft war die Wirkung.

Als im Jahre 1511 — Piero war damals schon sehr vorgerückten Alters — die bunte Carnevalslust in den schönen Straßen von Florenz in voller Blüthe rauschte und wogte, erschollen plötzlich beim Anbruch der Nacht traurige, langgezogene Trompetenklänge. Alles erschrack. Und siehe! es kam ein von schwarzen Büffeln gezogener, mit Knochengerippen und weißen Kreuzen bemalter Wagen: oben auf stand der Tod mit der Sense, eine riesige Gestalt; rings umher standen bedeckte Särge und Gräber. An jedem

Platze, wo der Zug einhielt, um zu singen, sprangen die Sargdeckel auf und die Gräber öffneten sich, und Gestalten stiegen daraus hervor, in schwarze Leinwand gekleidet, auf welcher mit weißen Farben alle Knochen eines Todtengerippes: Arme, Brust, Rippen und Beine gemalt waren. Aus der Ferne leuchteten Fackeln, welche gleichfalls von Gerippen getragen wurden, die von allen Seiten ganz natürlich und schreckhaft wie grabvermoderte Menschen aussahen. Und die Todten auf dem Wagen haspelten sich bei dem Klange dumpfer Trompeten halb aus ihren Gräbern, setzten sich auf und sangen in einer Melodie voll Trauer die lange Zeit hernach noch gesungene Canzone: „Schmerz, Jammer und Reue!“ Vor und hinter dem Wagen ritten eine Menge von Todtengerippen auf ganz mageren und elenden Mähren, die mit schwarzen Decken und weißen Kreuzen darauf überhangen waren; jedem folgten vier gespenstige Reitknechte, schwarze Fackeln und solche Fahnen tragend, auf welchen Kreuze, Knochen und Schädel zu sehen waren. Dem Triumpfwagen des Todes wurden noch zehn schwarze wallende Banner nachgeschleppt. Während der ganze Zug langsam vorwärts ging, sprachen Alle zugleich mit zitternder Stimme den Psalm Davids: das Miserere.

Das schreckbare Schauspiel versetzte den ganzen Corso in Staunen und Furcht; obwohl es nicht für einen Carnevalscherz geeignet schien, war er doch neu und für Jedermann anregend. Piero erwarb großes Lob und war Ursache, daß man fortfuhr, allerlei Darstellungen zu veranstalten, so daß die Stadt Florenz in derlei Dingen nicht ihres Gleichen hatte. Von dem Todtenzug sprach man noch ein Menschenalter darnach und alte Leute, welche in ihrer Jugend den Aufzug gesehen hatten, wurden nicht müde, seine seltsame Erscheinung zu rühmen. Andrea di Cosimo und Andrea del Sarto, welche Pieros Schüler waren, hatten zu dem Todtenfest mitgeholfen.

Kehren wir zu seinen Produkten der Kunst zurück. Piero di Cosimo erhielt den Auftrag für die Servitenkirche zu Florenz eine Tafel zu malen. Darauf schilderte er die heilige Jungfrau, aufrecht stehend, wie sie plötzlich der Erde entnommen wird, sie hat ein Buch in der Hand und wendet das Haupt zum Himmel; über ihr schwebt der heilige Geist; hier ließ der Maler in sinnreicher Weise von der Taube alles Licht ausströmen, welches die Madonna und die Figuren um sie her erhellt. Diese sind die heilige Margaretha und Katharina, welche sie knieend verehren; aufrecht stehend betrachten sie den heil. Petrus,

Johannes den Evangelisten, St. Philipp und St. Antonius, den Erzbischof von Florenz; man sieht eine schöne Landschaft, seltsame Bäume und mehrere Grotten. Die Zeichnung war sehr gut, einige Köpfe sehr anmuthig und das Colorit sehr vollendet. Die Predella darunter verzierte er mit kleineren Bildern, dabei war eine heilige Margaretha und der Drache die Hauptsache. Denn hier konnte er seiner abenteuerlichen Phantasie wieder die Zügel schießen lassen. Er malte — und Dichter und Maler wetteiferten damals in solchen Schilderungen, — ein grausiges Ungeheuer, welches Gift aus den Augen sprüht und Feuer und Tod droht. Ein ander Mal — auch Lionardo da Vinci machte etwas ähnliches — arbeitete er als Geschenk für Julian von Medici, ein Meerungeheuer; deßgleichen stattete er ein ganzes Buch mit allerlei von seiner Phantasie neu erfundenen Fratzenbildern und Thieren aus, die er sehr subtil mit der Feder zeichnete und dem Herzog von Cosimo Bartoli zum Geschenk verehrte. Im Hause eines adeligen Herrn malte er dann auf den Wänden eines Zimmers allerlei Fabeleien mit kleinen Figuren, auch einen Mars und Vulcan mit Amoretten, ebenso einen Perseus, der die Andromeda von dem Drachen befreit: Perseus schwingt gar wild und heißblutig sein Schwert durch die Luft; Andromeda, zwischen Furcht und Hoffnung schwankend, ist an den Felsen gebunden, ihr Antlitz ist gar schön und gefällig. Im Vordergrunde sieht man eine Menge Volkes, singend und spielend, darunter ganz herrliche Köpfe, welche lachen und sich freuen, daß Andromeda befreit wird. Die Landschaft ist sehr schön, das Colorit weich und lieblich und die Farben ganz duftig in einander verarbeitet, kurz das ganze Werk mit dem höchsten Fleiße vollendet.

Bisweilen schien unser Piero ganz ruhig und vernünftig, dann aber fing er wieder an, die Menschen zu necken und zu plagen. Als er dereinst für einen Freund, den Spitalverwalter der Innocenti ein Bild malen sollte, brachte er den Auftraggeber in gelinde Verzweiflung, denn unter keiner Bedingung wollte er ihm sein Werk zeigen, bevor es vollendet wäre, dafür aber kam er tagtäglich, um sich Geld zu holen. Jenem schien dieses seltsam, wegen der Freundschaft sowohl, die zwischen ihnen bestand, aber auch, weil er ihm alle Tage Geld geben mußte; verdrießlich äußerte er, wenn Piero sich länger weigere, ihm die Malerei sehen zu lassen, so werde er den Rest des bedungenen Geldes nicht auszahlen. Seine Drohung half jedoch nicht. Denn der Maler stellte sich erschrecklich erbost und gelobte, eher werde er Alles verderben, was

fertig sei und der gute Spitalverwalter mußte nun die letzte Summe zahlen, wenn gleich ärgerlicher als zuvor, und in Geduld warten, bis Piero sein Werk aufstellte, welches dann ganz löblich und bewunderungswerth ausgefallen war.

Für Giovanni Vespucci malte er einige Bacchanalien mit wunderbaren Frauen, Satyren, Kindern und Waldteufeln in verschiedenartigen Kleidern, Pferden und Ziegen darunter, Alles mit großer Anmuth und Wahrheit, so daß diese Bilder allgemein mit Verwunderung betrachtet wurden. Da ist z. B. ein auf dem Esel reitender Silen, von Kindern umgeben; die einen halten ihn, andere reichen ihm zu Trinken, überall herrscht Frische und Fröhlichkeit, die von einem großen Talent zeigen. Piero gab hier wie bei seinen anderen Arbeiten einen mannichfaltigen, absonderlichen Geist kund, geschickt die geringsten Eigenthümlichkeiten der Natur aufzufinden, er forschte nach und bohrte sich dann in allerlei Einfälle hinein, ohne Zeit und Mühe zu scheuen, einzig zum Vergnügen seiner selbst und zum Nutzen der Kunst. Von Liebe zu ihr ergriffen, achtete er keiner Bequemlichkeit. Seine Lebensweise war so einfach, daß er sich darauf beschränkte, nur harte Eier zu essen; diese ließ er wenn er Leim kochte, zur Ersparung des Feuers gleich mit absieden, und nicht etwa nur sechs oder acht auf einmal, sondern wohl an fünfzig oder darüber; den Proviant hob er dann in einem Korbe auf und verzehrte ihn nach und nach. Eine solche Lebensweise gefiel ihm ausnehmend wohl und alles andere verachtete er dagegen als Knechtschaft. Das Weinen der Kinder, das Husten der Menschen, der Klang der Glocken, der Chorgesang der Mönche waren ihm lästig; wenn aber der Himmel sich in Regen ergoß, machte es ihm Vergnügen, das Wasser in gerader Linie von den Dächern herabstürzen und auf der Erde zerstieben zu sehen. Es ist beinahe unglaublich, was sein Biograph Vasari, der Vater der italienischen Kunstgeschichte, von ihm erzählt, es lautet wie unsere deutschen Märchen von den Zwergen, die bekanntlich Glockengeläute und Orgelton hassen und vor dem Blitz sich fürchten. Ebenso heißt es von Piero di Cosimo, er habe große Furcht gehabt, wenn es blitzte; donnerte es stark, so wickelte er sich in seinen Mantel, verschloß Thüre und Fenster und versteckte sich in einen Winkel der Stube, bis das Unwetter vorüber war. In seiner Unterhaltung war er mannigfaltig und kurzweilig, bisweilen hatte er so tolle Einfälle, daß die Andern vor Lachen bersten wollten. Im hohen Alter jedoch, den achtziger Jahren nahe, wurde er so seltsam und wunderlich, daß es kein Mensch mehr bei ihm aushalten konnte. Er wollte die

Malerjungen nicht um sich leiden, keiner machte es ihm mehr zu Danke; was ihm dann in solchen Fällen zunächst in die Hände kam, flog ihnen nach. So trug er selbst die Schuld, daß er aller Hülfe ermangelte. Und wenn ihm dann die Lust ankam, wieder zu arbeiten, so verhinderte ihn die Gicht; voll Zornes hierüber wollte er die zitternden Hände zwingen, fest zu halten, er brummte, maulte, schalt und es war wirklich erbarmenswürdig zu sehen, wie ihm bald der Malerstock, bald die Pinsel aus der Hand fielen. In solchen Zuständen ärgerte ihn dann die Fliege an der Wand und sogar sein eigener Schatten war ihm verdrießlich; kurz er war alterskrank und die wenigen Freunde, die ihn noch besuchten, baten ihn, seine Rechnung mit dem Himmel abzuschließen. Er aber hielt sie von einem Tage zum anderen hin, überzeugt, daß er noch nicht sterben werde, und das that er nicht etwa aus Mangel an Güte und Glauben, denn er war sehr fromm.

Bisweilen sprach er von den Qualen solcher Uebel, welche den Körper allmählig zerstören und klagte, wie viel Der zu leiden habe, welcher an Geist und Kräften abnehmend, langsam sterbe. Von den Aerzten, Apothekern Krankenwärtern redete er Schlimmes und versicherte, sie ließen ihre Patienten vor Hunger sterben; er schalt über die Qual der Syrupe, Medicinen, Tränklein und andere Martern, als da sei: nicht schlafen dürfen, wenn man schläfrig sei, sein Testament machen zu müssen, die Thränen der Verwandten zu sehen und in eine dunkle Stube gebannt zu werden. Dagegen rühmte er die Justiz und peinliche Rechtspflege: es sei eine schöne Sache, wie ein armer Sünder zum Tode ausgeführt zu werden, so viel Luft und so viel Volk zu schauen, durch Süßigkeiten und gute Worte gestärkt zu werden, Priester und Volk für sich beten zu lassen und mit den Engeln in's Paradies einzugehen; dem werde ein großes Glück zu Theil, welcher plötzlich aus dem Leben scheide.

So gab er allen Dingen die seltsamste Deutung und seine wunderlichen Gedanken waren Schuld, daß er ein wunderliches Leben führte. Man fand ihn eines Morgens todt am Fuß einer Treppe; dieß war im Jahre 1521. Er wurde in San Pier maggiore begraben. Sein Haus soll in Gualforda, einer der einsamsten Gegenden der Stadt, gewesen sein.

Daß er als Künstler sehr bedeutend und ein guter Lehrer gewesen sein müsse, geht schon aus dem Umstande hervor, daß trotz seiner Eulenspiegeleien die Schüler sich um ihn drängten. Unter diesen ist Andrea del Sarto in der Folge einer der berühmtesten Meister geworden.

Kloster Hohenburg.

Eine Sage.

Von Katharina Diez.

V.

Indeß Odilie zu den Frauen
Des Klosters wie im Traume spricht
Von eines Schutzgeist's Angesicht,
Das sie im Walde durfte schauen,
Hat Hugo auch in Lieb und Lust
Gelegt sich an der Mutter Brust,
Und ihr vertrauet, wie im Wald
Ihm einer Jungfrau Huldgestalt
So wunderlieblich ist erschienen,
Und daß sein Herz ihr brüderlich
Geneigt in schneller Liebe sich,
Weil sie in ihren holden Mienen
Der Mutter theure, edle Züge
Im schönsten Jugendreize trüge.
„O laß mich gehn,“ so bat er dringend,
Den Arm um ihren Nacken schlingend,
„Und Dir das schöne Mägdelein
Herführen als die Tochter Dein!“

Die Mutter aber, seltsam bange,
Blickt ihrem Sohn in's Angesicht,
Sie lauscht dem lieblichen Bericht
Mit trüber Ahnung; ernst und lange
Forscht sie nach Namen, Ort und Stelle,
Nach jedem Wort und jedem Zug
Und in der Seele wird's ihr helle,
Noch einmal will der alte Fluch
Der einst vergiftet hat ihr Leben,
Mit droh'nden Schwingen sich erheben.
Ach, nur in jener Einsamkeit
Schien ihr das theure Kind geborgen,
Nur dauernde Verschwiegenheit
Hat eingeschläfert ihre Sorgen.

Nun hat ein andrer höh'rer Wille
Gewaltet wie sie's nicht gedacht,
In die geheimnißvolle Stille
Drang der Geschwisterliebe Macht.
Doch vor des Sohnes freud'gem Glück
Tritt bald auch ihre Furcht zurück.
Gott ließ geschehn, daß sie sich fanden,
Die er vereint mit heil'gen Banden,
Soll sie hinein zerstörend greifen?
Und was empor ans Licht will reifen
Zurück mit feigem Zagen drängen?
Auch ihre Mutterbrust will sprängen
Des heißen Wunsches stiller Keim
Den sie so lange trug geheim.
„Die Schwester war's, die du gesehn,"
So rief sie unter süßem Weinen,
„Wer kann dem Himmel widerstehn?
Gewiß, er wollte Euch vereinen,
Sein Wille hat Dein Herz gerührt
Und Dir die Arme zugeführt,
Damit sie länger nicht entbehre
Des Bruderschutzes treue Wehre."

Und vor dem Staunenden enthüllt
Sie das Geheimniß nun, das bange,
Das sie bewahret hat so lange.
Wie horcht ihr Hugo! ach, wie füllt
Mit edlem Zorn, mit edlem Schmerz
Auf einmal sich sein reines Herz!
„O Mutter, Mutter! ließ geschehn
Der Himmel solche Frevelthat
Auf Deinem reinen Lebenspfad?
Ich will sie sühnen! — laß mich gehn
Und auf der Schwester liebes Haupt
Des Bruders treue Hände legen,
Der Eltern lang entbehrten Segen,
Und Alles was man ihr geraubt,
Was sie so schmerzlich hat entbehrt
Ihr wiederbringen unversehrt."

Der edle Jüngling rief's und bald
Hat er der Mutter bange Klagen,
Ihr trübes, ahnendes Verzagen
Verscheucht mit jener Allgewalt,
Die eigen ist dem Jugendmuthe
Der nur das Rechte will und Gute.

Sie hielten miteinander Rath
Wie sie Odilien vorbereiten,
Um auf den neuen Lebenspfad
Mit treuer Sorgfalt sie zu leiten.
In ihre Kammer zum Gebet
Schließt sich die Mutter ein und fleht
Innbrünstig um des Himmels Gnade,
Indeß zum grünen Waldespfade
Auf's neue von des Vaters Schloß
Lenkt Hugo freudig hin sein Roß.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus der Kindheit.

Von Louise von Ploennies.

Die Einladung.

An einem schönen Oktobermorgen des Jahres 1813 wurde die Klingel am Mädcheninstitut der Frl. Sch—vetter in Hanau mit bekanntem kühnem Griff gezogen und der Ruf: „der Doktor kommt!" flog von einem frischen Mädchenmund zum andern. Die Muthigeren unter den Pensionairinnen hatten die Thür, die aus dem großen Saal in's Vorzimmer führte, so weit geöffnet, um der hohen Gestalt des Arztes nachzusehen, der sich mit raschen Schritten in's Eckzimmer begab. Dort feierten die würdigen Vorsteherinnen eine Zehnuhrpause und freuten sich des willkommenen Besuchs.

Der Doktor war ihr lang bewährter Freund; das innige Freundschaftsbündniß, das die Vorsteherinnen vor Jahren mit der jungen Frau ihres Arztes geschlossen hatten, war durch den frühen Tod der Liebenswürdigen nicht gelöst worden, sie trugen die Heimgegangene im treuen Herzen und wandten alle Liebe, die sie ihr nicht mehr selbst beweisen konnten, ihrer hin-

terlassenen kleinen Tochter zu, die mit ihrem vierten Jahr das Institut besuchte. Die raschen Fortschritte des Kindes belohnten die Pflegerinnen für ihre liebevolle Mühe und entzückten den Vater, der mit ganzer Seele an ihr hing. Sein Dank gegen die befreundeten Vorsteherinnen, suchte und fand deßhalb öfters Gelegenheit, sich in freundlichen Aufmerksamkeiten kund zu geben. Da er ein in der Wissenschaft rühmlich bekannter Mann war und seine naturhistorischen Forschungen auf verschiedene Gebiete der reichen Schöpfung ausgedehnt hatte, so war sein Umgang für die Vorsteherinnen höchst anziehend, zugleich aber auch lehrreich für die Pensionairinnen. Dabei war er ein sehr angenehmer Gesellschafter, besaß die Eigenschaft des Witzes, der jedoch in seinem Munde nie boshaft wurde, und einen wohlklingenden Tenor, den er gern bei passenden Gelegenheiten ertönen ließ. Es war deßhalb kein Wunder, daß die jungen Mädchen ihn gerne hatten.

„Wie lang Dein Vater heut da drinnen bleibt," sagte Sophie B. zu dem Doktorskind, „wenn er uns nur wieder einmal einladen wollte!"

„Aber Sophie!" sagte strafend Wilhelmine v. K., die ihrer Vernunft und guter Haltung wegen in den Pausen die Stelle einer Gouvernante vertrat.
„Nun der Wunsch ist doch zu verzeihen," meinte Jette Rite, „wenn man ein so monotones Leben führt wie wir."

„Sind wir etwa in's Institut geschickt worden, um uns zu amüsiren?" fragte Wilhelmine.

„Wenn die nicht zur Gouvernante geboren ist!" flüsterte Jette ihrer Schwester Susette zu.

In diesem Augenblicke hörte man den Schritt des Doktors, der sich durch's Vorzimmer hinaus begab, gleich darauf trat Tante Amalie in den Saal, und sagte zu den jungen Mädchen: „Es freut mich, Euch mittheilen zu dürfen, daß Euch ein großes Vergnügen bevorsteht; der gute Doktor hat uns Alle miteinander auf morgen Nachmittag zu einer Wasserfahrt eingeladen. Wir gehen zu Fuß nach Auheim und von dort fahren wir nach einer Insel, wo der gute Mann ein Gouter arrangiren wird."

Ein fröhliches Gemurmel ging wie Gesumm der Bienen durch den blühenden Mädchenschwarm.

„Aber nun an die Arbeit! und ich bitte durch doppelte Aufmerksamkeit das Vergnügen zu verdienen."

Bald saßen Alle auf ihren tabourets (denn man war damals noch nicht

der Ansicht, daß junge Mädchenrücken sich anlehnen müßten.) Tante Amalie trat vor die Karte von Europa und die Geographiestunde ging vor sich.

Die Wasserfahrt.

Am andern Nachmittag Schlag halb zwei Uhr, sah man den weiblichen Zug sich durch die französische Allee nach dem Nürnberger Thore bewegen.

Bald gesellte sich der Doktor dazu, er hatte die Jagdflinte auf der Schulter und sein alter Bedienter, Neun genannt, folgte mit einem Korb voll Viktualien.

„Wie froh bin ich," sagte der Doktor zu Tante Amalie, „daß Sie auf meinen Wunsch eingegangen sind. Dieser Herbst fordert uns mehr als die früheren auf, seine letzten Lichtblicke zu genießen, denn er neigt ungewöhnlich früh zum Uebergang in den Winter. Störche und Schwalben rüsten sich zur Reise; auch haben sie mehr als sonst Ursache, diese Gegenden zu fliehen, denn unser Horizont umwölkt sich mehr und mehr und schwere Stürme sind im Anzug."

„Es ist mir lieb, daß Sie nicht davon bei der Tante gesprochen haben," erwiederte die Angeredete, „denn sie will einmal für allemal nichts von Politik hören, überhaupt nichts von Allem was da draußen vorgeht. Sie meint zur rechten Zeit werde Gott uns schon zeigen, was zu thun sei."

„Sie wissen, verehrte Freundin," bemerkte darauf der Doktor, „wie sehr ich die gläubige Frömmigkeit unserer würdigen Tante zu schätzen weiß; bei ihrem hohen Alter wünscht sie so viel als möglich vom Treiben der Welt unberührt zu bleiben und sich in ihrem Stillleben für den geheimnißvollen Uebergang in ein neues Dasein vorzubereiten. Es ist auch nicht mehr als billig, daß wir sie so viel als möglich mit Sorgen dieser Zeit verschonen. Uns aber, die wir noch in den Jahren stehen, die zur That auffordern, liegt es ob, gerüstet zu sein, um jenen Stürmen die unvermeidlich scheinen, zu begegnen."

„Glauben Sie in der That, Doktor, daß unser stilles Hanau die gleichen Stürme zu befürchten habe?"

„Es ist mir mehr als wahrscheinlich, und das Wetter zieht so schnell heran, daß wir nur gerade Zeit haben, uns so gut als möglich zu schützen. Napoleon wird auf seinem Rückzug von Leipzig unsere Gegenden berühren — dieser Rückzug wird aber kein ungestörter sein, denn es ist vorauszusehen, daß die Verbündeten ihm denselben abzuschneiden suchen werden. Wir stehen

am Vorabend großer Ereignisse, theure Freundin, und jede kleinliche Besorgniß muß vor dem großen Gedanken an die Befreiung unseres Vaterlandes schwinden."

„Sie haben recht," sagte Tante Amalie, „auch bange ich nicht um mich, oder um Geld und Gut, aber die Sorge um diese mir anvertrauten Kinder beklemmt mir das Herz; es ist unmöglich sie zu ihren Eltern zurückzuschicken, die Entfernungen sind für die Meisten zu groß und die Wenigen, die aus den Rheinlanden, könnten wir doch nicht allein heimreisen lassen." —

„Auf keinen Fall," meinte der Doktor, „auch ist es nicht an Ihnen, hier bestimmend einzugreifen, Sie müssen dies den Eltern überlassen, die ja dem Gang der Ereignisse so gut folgen können, als wir."

„Ich rechne hier immer auf Ihren freundschaftlichen Rath und Beistand," sagte Tante Amalie, „Gott hat uns in Ihnen einen treuen Freund gegeben. Sie wissen, bester Doktor, wie schwer es den Frauen wird, in solchen entscheidenden Lagen das Richtige zu ergreifen. Aber ich sehe, meine Schwester Henriette beobachtet uns — es ist besser, wenn wir auch ihr noch nichts von Ihren Befürchtungen mittheilen, sie ist zu lebhaft und würde nicht im Stande sein, sich den Mädchen gegenüber ruhig zu behaupten."

Der Doktor nickte beistimmend, und Tante Henriette trat mit den Worten heran: „Es ist nicht schön von Ihnen, Herr Doktor, daß Sie uns Andere von der Vorlesung ausschließen, die Sie eben meiner Schwester gehalten haben; wir verlangen auch unseren Antheil daran."

„Geduld, bestes Fräulein," erwiederte der Doktor, „lassen Sie uns nur erst in Reih und Glied im Kahne sitzen — aber sehen Sie, da liegt Auheim und meine guten Schiffer warten schon auf uns."

„Es sind doch zuverlässige Leute?" frug Tante Henriette ängstlich.

„Sehen Sie die Leute an und Sie werden beruhigt sein; es sind die zuverlässigsten, besten Männer im ganzen Dorf, Vater und Sohn; ich kenne sie seit Jahren und kann wohl sagen, ich habe sie lieb gewonnen."

Der alte Fischer, im ganzen Ort der „Papa" genannt, grüßte den Doktor mit einer Freundlichkeit, die sein altes, mit Runzeln bedecktes Gesicht verschönte. Sein Sohn Leonhard, Lienert geheißen, winkte dem Doktor schmunzelnd zu, und deutete auf einen Sack, der am untern Ende des Bootes lag.

Das Gesicht des Doktors nahm alsbald einen freudigen Ausdruck an, er schüttelte dem jungen Schiffer die Hand und sagte: „Recht so Lienert, das freut mich."

Die junge Gesellschaft war indessen eingestiegen und hatte sich im Boote niedergelassen; die beiden Schwestern, Amalie und Henriette, nahmen auf den am obern und untern Ende des Kahnes befestigten Querbrettern Platz, der Doktor setzte sich neben Tante Amalie, Vater und Sohn ergriffen die Ruder und das beladene Boot glitt leicht über den glatten Strom dahin. Der heiterste blaue Himmel begünstigte die fröhliche Herbstfahrt, Scherz und Lachen der jugendlichen Mädchenstimmen klangen hinüber und herüber. Einige Wasservögel hatten die Aufmerksamkeit des Doktors erregt, er wandte sich an Tante Amalie mit der Frage: ob die Mädchen nicht erschrecken würden wenn er seine Büchse abfeure?

„Schießen!“ rief Tante Henriette, „bester Doktor, das ist gegen die Abrede!“

„Ich bin der Meinung,“ sagte ruhig Tante Amalie, „daß junge Mädchen auch lernen müssen, einen Schuß zu hören ohne das Gleichgewicht zu verlieren, und ich bin unserm Doktor dankbar, daß er uns Allen hier, Jungen und Alten, diese Lektion ertheilen will. Wir werden sehen, wer bei dieser Gelegenheit am meisten Selbstbeherrschung entwickeln wird.“ Darauf nahm der Doktor sein Gewehr von der Schulter, und zielte auf einen Vogel, der sich schwarz am blauen Himmel abzeichnete. Zugleich mit dem Schuß erscholl der vierundzwanzigfache Angstschrei der Mädchen, in welchem sich, wie wir es leider nicht läugnen können, der nur halbunterdrückte Schreckensschrei der Tante Henriette verlor. Nur Tante Amalie saß kerzengerade ohne eine Miene ihres klugen Gesichts zu verziehen, neben dem Doktor.

„Der Vogel, der Vogel!“ riefen jetzt die Mädchen einstimmig, „er ist in's Wasser gefallen.“ Man war bald an der Stelle angelangt, wo der wohlgetroffene Strandläufer in den Fluß gefallen war; Leonhard zog ihn heraus und überreichte ihn dem Doktor. Dieser gab ihn der Tante Henriette, die ihn etwas zimperlich anfaßte, aber auf einen strengen Blick ihrer Schwester sich zusammennahm, seine Wunde betrachtete, und ihn dann im Kreis herumgehen ließ.

„Dies ist die allerleichteste Form, in welcher Ihr Verwundete und Gefallene sehen könnt,“ sagte Tante Amalie, „gebe Gott, daß uns traurigere Anblicke erspart werden!“ — Sie versank in ernstes Sinnen, und der Doktor bemüht, ein heiteres Gespräch aufrecht zu halten, wandte sich an Sophie B. und sagte: „Wie ich höre, ist es der Wunsch Ihres Herrn Vaters, Sie zu sich nach Ostindien kommen zu lassen; wie ist Ihnen denn eigentlich bei dieser Aussicht zu Muth?“

„Seltsam, sehr seltsam," erwiederte das junge Mädchen, „ich sehne mich, meinen Vater, dem ich zehn Jahre fern bleiben mußte, wiederzusehen, aber dabei beklemmt mir der Abschied von meinen mütterlichen Freundinnen, und so Vielen, die mir theuer sind, das Herz; außerdem gestehe ich, ist mir auch bang vor der weiten Seereise und dem fernen Welttheil, wo mir alles so ganz fremd sein wird."

„Ich wünschte, es wäre mir vergönnt, Sie begleiten zu dürfen um einige Zeit unter jenem wunderbaren Himmelsstrich zu verleben."

„Sie denken dabei gewiß zunächst an die prachtvollen Vögel Indiens," bemerkte Tante Amalie.

„Sie errathen meine Gedanken," erwiederte der Doktor. „Meine Sammlung europäischer Vögel ist als vollendet zu betrachten, und ich kann nicht läugnen, daß die seltene Farbenpracht, die über das Gefieder jener Vögel fremder Zone ausgegossen ist, auch auf mich ihren Reiz ausübt. Außerdem haftet an manchem dieser Vögel ein anziehender Mythus, welcher wie z. B. bei dem Tschatahi (Cuculus melanoleucus) auf einer merkwürdigen Eigenschaft des Thiers beruht. Glaubwürdige Personen behaupten nämlich, der Tschatahi rufe deutlich „Sphatika dschall," auf Indisch: „Geist-Kristallwasser!" Daraus ist nun die Sage entstanden, dieser Vogel trinke kein andres Wasser als solches, welches direkt vom Himmel falle, und verdurste lieber, als seinen Schnabel in Quellen oder Ströme der Erde zu tauchen."

„Wie poetisch," bemerkte Tante Henriette entzückt. — „Mir scheint ein tiefer Sinn in dieser Sage zu liegen," sagte Tante Amalie, „ich möchte dieses beflügelte Geschöpf einer nach dem Ewigen dürstenden Seele vergleichen, die auch nur durch das Kristallwasser, das vom Himmel kommt, befriedigt werden kann, ich meine jenes Wasser, das in das ewige Leben quillt." Sie schwieg und sah sinnend in das Wasser des Stroms.

„Es ist dankbar, Ihnen etwas zu erzählen, verehrte Freundin," sagte der Doktor. „Sie wissen aus allem den tieferen Sinn heraus zu finden."

„O wie freue ich mich, den Vogel zu hören," sagte lebhaft Sophie, „ich werde es Ihnen gleich melden, wenn ich seine Bekanntschaft gemacht habe, oder noch besser, ich schicke Ihnen einen ganzen Käficht voll herrlicher Vögel herüber, aber unter einer Bedingung —"

„Ich weiß schon," sagte lächelnd der Doktor, „ich soll sie nicht ausstopfen."

Tante Henriette war unterdessen mit dem Fuß an den bewußten Sack gestoßen und mit einem lauten Schrei zurückgefahren.

„Nun, was giebt's denn dort?" fragte ihre Schwester.

„Ich weiß nicht," stammelte sie, „es ist etwas in dem Sack was lebt und quickst, ich glaube gar Mäuse." —

Der Doktor lachte und sagte: „Fragen Sie nur den Papa dort, der kann's Ihnen sagen." Der Alte schmunzelte, kratzte sich hinter den Ohren und sagte: „Es sein Speckmäus."

„Um's Himmelswillen!" rief Henriette und rückte soweit als möglich an's andere Ende der Bank, „aber, bester Doktor, Sie werden sie doch nicht mit nach Haus nehmen?"

„Freilich werd' ich das, die Buben in Auheim haben ihre Noth gehabt, bis sie die hübschen Thierchen gefangen hatten; sie bleiben nun in meiner Gefangenschaft, bis ich das Bemerkenswerthe an ihnen herausgefunden habe, dann laß ich sie wieder fliegen."

„Ich bewundere Sie," sagte Tante Henriette, „daß Sie diese häßlichen Geschöpfe so vieler Aufmerksamkeit würdigen."

„Häßlich," erwiederte der Doktor in erstauntem Ton, „das kann nur Jemand sagen, der sich nie die Mühe gegeben hat, dieses herrliche Geschöpf näher zu betrachten; wenn Sie je das feine Gewebe dieser seidenartigen Flügel untersucht hätten, Sie würden mit mir darin übereinstimmen, daß es ein schönes Geschöpf ist.

Da man eben an der Insel landete, so wurde Henriette der Antwort überhoben. Die vierundzwanzig Mädchen hüpften wie eben so viel Bachstelzen auf den Sand der Insel, in deren Mitte sich einige alte Bäume erhoben. Das Doktorskind und der alte Neun waren geschäftig auszupacken und einen Teppich auf die Erde zu breiten. Zwei Feldstühle für die beiden Tanten wurden aufgestellt, die übrigen lagerten auf dem Teppich, auf dessen Mitte das Gouter gesetzt war. Kuchen und Wein wurden herum gegeben, und als Tante Amalie einen Toast auf den Doktor ausbrachte, klangen die Gläser und die Lebehochs so hell und fröhlich, daß der alte Fischer sich die Freudenthränen aus den Augen wischte. „Lieber Herr Doktor," begann darauf Sophie B., „ich möchte mir die Frage an Sie erlauben, warum Sie nicht lieber eine Sammlung von indischen Vögeln gemacht haben? sie sind doch so viel schöner als die europäischen, und es wäre doch herrlich, all den bunten

Farbenglanz bei einander zu sehn. Ihre Vögel sind ja auch schön, und sie sitzen so natürlich in den Kasten bei ihren Nestern — aber ihre Farben sind doch meist unscheinbar, und dann, wie Sie selbst sagten, haftet an den indischen Vögeln so manche schöne Sage."

„Als ob von unsern deutschen Vögeln keine schönen und poetischen Züge zu erzählen wären," sagte Wilhelmine v. K. vorwurfsvoll.

„Und gar von den niederländischen," bemerkte Jeanette S., eine behagliche Holländerin, „die Störche von Harlem sind berühmt in der ganzen Welt durch ihre aufopfernde Treue für ihre Jungen. Als im Jahr (1730) eine Feuersbrunst in Harlem ausbrach und die Flammen aus dem Dach des Rathhauses schlugen, auf dem das Storchennest erbaut war, sah man die Alten erst angstvoll um das Nest fliegen, dann aber packte Jedes derselben ein Junges und trug es im Schnabel fort. Nach einigen Minuten kamen sie wieder und holten die übrigen Zwei, das ist geschichtlich erwiesen."

„Ihr werdet mir als Verfechterin des frühen Aufstehens erlauben, der Lerche hier zu erwähnen," bemerkte Tante Henriette, „ich finde, daß sie in ihrer Eigenthümlichkeit recht gut neben jenem indischen Vogel bestehen kann. Ihr erster Drang beim Erwachen geht himmelan; mitten aus der Saat, in der sie ihre Nahrung findet, schwingt sie sich in den lichterfüllten Aether, um im jubelnden Hymnus ihrem Schöpfer zu danken, und erst wenn ihre kleine Brust all ihr Entzücken ergossen hat, läßt sie sich wieder herab auf die Erde, und sucht ihr täglich Brod. O wir brauchen nicht nach Indien zu gehen, um wahrhaft poetische Züge im Leben der Vögel aufzufinden." —

Der Doktor lachte und sagte: „Ich lasse mir Ihre Zurechtweisung gern gefallen, und es soll mich freuen, wenn Andre in Ihre Fußstapfen treten und Aehnliches von andern deutschen Vögeln berichten wollen."

„Das kann aber doch alles für Sie nichts Neues sein," bemerkte Wilhelmine v. K., „Sie, der Sie das Leben dieser Thiere sich zum Lieblingsstudium erwählt haben, könnten uns wohl Manches darüber, wir aber Ihnen gewiß nichts Neues sagen."

„Gesetzt auch, dies wäre der Fall," sagte der Doktor, „so gewährt es mir doch ein ganz besondres Vergnügen, die Charakteristik meiner befiederten Lieblinge vor Ihnen zu vernehmen. Darum bitte ich, lassen Sie den Vogel ausfliegen, den wir beide meinen." Erröthend erwiederte Wilhelmine: „Ich dachte an die Schwalbe — wenn sie uns auch nicht durch Gesang entzückt,

wie Lerche und Nachtigall, so umschließt doch ihr kleines Leben so viel Poesie, als kaum das eines andern Vogels. Schon daß sie ihr Nest unter unser Dach baut und so gleichsam zum Haus gehört, macht sie uns werth. Wir nehmen Theil an ihrem Familienleben, wir beobachten die zärtliche Sorge der Eltern und die ersten Ausflüge der Jungen. Sie theilen mit uns die Freuden der schönen Sommerzeit, und wir dürfen es ihnen nicht verdenken, wenn sie uns verlassen, sobald die rauhe Witterung eintritt, denn sie sind für den Sommer geboren und er zieht sie nach. Wenn ich dagegen an einem trüben regendrohenden Tag die Schwalben so niedrig fliegen sehe, habe ich eine besondre Sympathie für sie, sie mahnen mich dann an mein eignes Herz, das oft auch nicht im Stande ist, sich aus der Region der Sorgen empor zu schwingen. Wenn sie aber Abschied nehmen, und vom inneren Drang getrieben, ihre große Wanderung antreten nach dem fernen Ziel, das sie so sicher im Herzen tragen, dann erscheinen sie mir wie begünstigte Lieblinge des Himmels, denn ich fühle alsdann mit Beschämung, wie das befiederte kleine Thier in seinem unbewußten Drang meine bewußte Seele so weit hinter sich läßt." Wilhelmine schwieg erröthend, und der ernste Blick der Tante Amalie ruhte wohlwollend auf ihrem Liebling.

Der Doktor sagte: „Die Einwendungen, welche der Naturforscher hier vorbringen könnte, verstummen vor der poetischen Auffassung unsrer jungen Freundin. Außerdem ist es sicher, daß gerade das Leben der Zugvögel etwas besonders Anziehendes für uns hat. Ich fühle auch etwas von der Natur dieser Vögel in mir, und habe diese Gefühle heute Morgen, als ich die Schwalben um das Kirchendach flattern sah, in einem kleinen Lied ausgedrückt, das ich Ihnen jetzt singen möchte, bevor wir unsre Insel verlassen." Augenblicklich trat ein erwartungsvolles Schweigen ein, und der Doktor hub zu singen an:

„O herbstlich trübe Zeit,
Das Scheiden und das Meiden,
Der Trennung bittres Leiden
Umweht uns weit und breit.

O herbstlich trübe Zeit,
Wann welke Blätter fallen,
Du weckest in uns Allen
Den Ton der Traurigkeit.

O herbstlich trübe Zeit!
Schon sammeln allenthalben
In Chören sich die Schwalben
Und ziehn so weit, so weit!

Könnt' ich zu dieser Zeit
Von Heimweh angetrieben,
Mit allen meinen Lieben,
Entfliehn so weit, so weit!«

Als das Lied beendet war, erhob sich der Doktor und forderte zur Heimfahrt auf. Die Mädchen wickelten sich in die mitgenommenen Chales, und die Tanten hüllten sich in ihre Herbstmäntel. Es war erst vier Uhr, aber herbstlich kühl, und der Doktor wollte seine Freundinnen keiner Erkältung aussetzen. Alle waren nachdenklich geworden, wie dies meist bei der Heimfahrt zu geschehen pflegt. Der Blick des Doktors hing unverwandt am westlichen Horizont, und auch der alte Schiffer, der auf der Heimfahrt seinem Sohn das Rudern allein überlassen hatte, sah mit bedenklicher Miene den seltsamen Wolkenzug an. Es war, als ob unzählige Schattenzüge, die sich beständig erneuerten, am Himmel dahin zögen, unendliche Heere die dort im westlichen Horizont vorüber defilirten. Tante Amalie hatte ebenfalls die seltsame Lufterscheinung wahr genommen und betrachtete sie mit schweigendem Ernst. Als das Boot landete, sagte der alte Fischer zum Doktor: „Jetzt is der Krieg sicher!"

(Fortsetzung folgt.)

Bethlehem.

Von A. Gäßler.

Ein Kindlein uns geboren ist,
Das ist der liebe Jesus Christ; —
O kommt ihr Kinder groß und klein,
Nach Bethlehem will ich euch führen;
Wie soll es eure Herzen rühren
Zu schauen das kleine Jesulein.

Der Weg ist weit, der Weg ist lang,
Doch Kinder, habt darum nicht bang,

Mit uns die frommen Hirten geh'n;
Von Engeln haben sie vernommen,
Daß Christus heut zur Welt gekommen,
Und wollen auch das Kindlein sehn.

O Bethlehem, du kleine Stadt,
Wie dich der Herr gesegnet hat!
Wir schreiten durch die stille Nacht,
Es ruhet Friede auf den Stegen,
O Bethlehem, dein reicher Segen,
Wie er mein Herz erbeben macht!

Und immer weiter schreiten wir;
Bald, Jesulein, sind wir bei Dir!
Wie ist die Nacht so hell und klar,
Es strahlen all die gold'nen Sterne
Vom Himmel her und in der Ferne
Da klingt und rauscht es wunderbar.

Das ist des Windes leiser Hauch,
Sein Flüstern ist's in Baum und Strauch,
Das ist der Wälder heimlich Wort;
Die Wasser horchen auf zur Stunde
Und freuen sich der süßen Kunde
Vom Kindlein in der Krippe dort.

Vor Bethlehem da steht ein Haus,
Wie gar so ärmlich sieht es aus!
Wir aber treten leise ein
Und falten andachtsvoll die Hände,
Denn diese engen kleinen Wände
Beschirmen nun lieb' Jesulein!

O Jesulein, Du süßes Kind,
Wir All' zu Dir gekommen sind!
Du liebes, süßes Christkindlein,
Wir knieen rings zu Deinen Füßen,
O laß der Kinder frommes Grüßen
Dir heute wohlgefällig sein!

Christkindlein schläft; — O weckt es nicht!
Schaut nur sein lieblich Angesicht,
Umglänzt von goldnem Lockenhaar;
Es ist auf seinen zarten Wangen
Ein leises Lächeln aufgegangen,
Ein Himmelslächeln wunderbar.

Christkindlein schläft in süßer Ruh,
Du armes Kind, wohl frierest Du!

Ach Deine Mutter ist so arm!
Maria hat in stillen Sorgen
Dich in der Krippe Heu geborgen
Sie hat für Dich kein Bettlein warm.

Doch ihren Schleier breitet lind
Die Jungfrau auf ihr schlummernd Kind,
Und viele tausend Engelein
Ihm singen ihre schönsten Lieder,
Sie schweben auf und schweben nieder
Und müssen Kindleins Wächter sein.

Die Hirten aber knieen fern,
Wahl nahten sie dem Kindlein gern,
Doch Keiner hat dazu den Muth;
Weil sie so lieb das Kindlein haben,
Beschenken sie's mit kleinen Gaben,
Mit Milch und Honig süß und gut.

Doch Kinder, sprecht, was schenken wir
Dem lieben Jesuskindlein hier?
Wir armen Kinder, groß und klein,
Wir haben nichts als unsre Herzen,
Sie seien Dein in Lust und Schmerzen
Du liebes, süßes Jesulein!

Krippenlied der armen Kinder.

O Jesulein, lieb Jesulein,
Laß uns in Deine Krippe ein,
Wir armen Kinder hier,
Wir haben nicht Vater und Mutter mehr,
Wir frieren und wir hungern sehr,
O laß uns ein zu Dir!

Wir müssen vor den Thüren steh'n
Und auf den Straßen betteln geh'n
Und Niemand hat uns lieb;
Du liebes, Du herziges Jesulein,
Hast eine Mutter schön und fein;
Uns Deine Mutter gib!

Ach, alle Menschen lieben Dich,
Du bist so hold, so wonniglich!
Sind wir die Brüder Dein,
So liebet vielleicht uns manch frommes Herz
Und hilft uns tragen Noth und Schmerz
Für Dich, lieb Jesulein!



's Bloama-Diendl.

's Bloama-Diendl.

Von Franz v. Kobell.

„Wer kaaft ma' meini Bloamen a'
„Bergveigerln hon i' da
„Und Almrosn und Enzian,
„Geh' kaafts mer ebbes a'."

So red't a' Diendl überall 'rum
Am Wirthshaus auf der Post
Und endli' fragt a' dicker Herr
Was denn a' Sträußl kost'.

„A' Sträußl kost an' Kreuzer, Herr,
„Geh' nehmt's es glei allsamm,
„San zwanzgi und will nacha grad
„Drei Sechser dafür hamm."

Es is a' schö's kloa's Diendl gwest,
Flachshaaret, nett und fei',
Und 's Gsichtl wier a' Rosn frisch,
Und schaugt verträuli' d'rei'.

O mei'! 'n Gwandl nach bluatarm,
Der Rock überall verflickt
Und baarfuß, hat ma's' halt a so
Schier auf 'n Bettl g'schickt.

Dees hat d' erbarmt den dickn Herrn
Und kaafft die Sträußln all',
„Was thuast jetz, sagt er, mit 'n Geld,
„Verzähl' mir dees amal?"

„„Dees Geld kimmt in a' Sparbix 'nei,
„„So will's mei' Muatter hamm
„„Und geht's mi'n Bloamahandel guat;
„„Na bring' i' bal' was zamm.

„„Und is amal die Bixn voll,
„„So kaaf' i' mir a' Kua,
„„Da krieg' i' Milli, Butter, Schmalz,
„„Und na' geht's lusti' zua.""

Da lacht der Herr: Ja Narr! a' Kua!
„Dees kennst halt nit mei' Kind,
„A' Kua is hübsch a' theuers Stuck,
„Dees kaafst ma' nit so gschwind."

„„No'! geit's koa' Kua, ko's ebba do'
„„A' Kühlei, denk' i', gebn,
„„Dees langt mir scho', bin aa' nit groß
„„Und brauch' nit viel zum lebn.

„„Pfüth Gott!"" und geht und springt und singt,
Und denkt hat ihm der oa',
„Mit all' mein' Geld: betracht' i's recht,
„Do' (doch) reicher is die Kloa."

Die Entdeckung der Chinarinde als Arzneimittel.

Von A. Benedikt.

Das Reich Peru in Südamerika wurde um das Jahr 1525 zuerst von den Spaniern als erobertes Land betreten und zwar von dem Abenteurer Pizarro und seinen wilden Horden. Die Geschichte von Peru reicht nicht über 2—3 Jahrhunderte vor Ankunft der Spanier hinauf und in dieser Zeit sollen 12 Inkas geherrscht haben. Sie nannten sich Söhne der Sonne und waren meistens weise, patriarchalische Fürsten. Die alte Hauptstadt des peruanischen Reiches war Cuzco und ist schon im eilften Jahrhundert gegründet worden. Im Osten des Landes zieht sich ein niederer, üppig bewaldeter Gebirgszug hin, Montana real oder Königsgebirge genannt, in welchem man die beste und schönste Sorte der Chinarinde findet. Die Indianer, die Urbewohner des Landes, kannten längst die Heilkraft der Chinarinde bei hitzigen Fiebern, welche das Klima an den Meeresküsten so häufig erzeugt, aber den Europäern war sie noch ein Geheimniß, dessen Lösung die Indianer denselben absichtlich vorenthielten, weil sie die Spanier als ihre grausamen Feinde betrachteten.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts, wo die Spanier schon eine mildere Herrschaft führten, wohnte auf der uralten Veste in Cuzco ein vornehmer Spanier Don Fernando di Sylva mit seiner tugendhaften Gemahlin und seinen drei Kindern. Er war von der Regierung hiehergesetzt worden und hoffte auch in dem metallreichen Lande sein Glück zu machen. Dann wollte er wieder beim spanischen Hofe um die Erlaubniß einkommen, in das Vaterland zurückkehren zu dürfen; denn die Seinigen waren sehr ungern in dem eroberten Lande, wo die Eingebornen stets bereit zu Feindseligkeiten gegenüber standen ihren neuen Gebietern, welche den Kindern der Sonne eine andere Religion und Sprache aufdringen wollten. Man konnte ohne große Begleitung die alte Stadt nicht leicht verlassen ohne die Furcht, in die Hände wilder Indianer zu fallen und das Leben der Familie des Don Sylva war daher sehr einförmig. Indessen wirkte dieser nach Kräften zum Besten des neuen Staates und seine Gemahlin that in ihrem Kreise den Landsleuten und Indianern Gutes, wo sie nur konnte.

Einst unternahm Don Sylva eine Reise nach Arequipa, eine Stadt,

welche jenseits der Cordilleren an der Küste des Meeres liegt. Er wollte dort einen langjährigen Freund besuchen und mit ihm so manche wichtige Angelegenheit des Landes berathen. Er und seine Diener legten die Reise, versehen mit allem Nöthigen auf kräftigen Maulthieren in einigen Wochen zurück. Auf dem Rückwege kamen sie an jenen Küstenstrich, der aus einer überaus öden, sandigen und hügeligen Fläche besteht, die sich vom Gebirge nach dem Meere neigt. Diese traurige Sandwüste bot einen trostlosen Anblick. Das Blau des Himmels selbst schien von dem Grau des Bodens geborgt zu haben; die anhaltende Sonnengluth hatte Alles in Dürre verwandelt, was einer Pflanzendecke ähnlich war.

Meer und Wüste — wie verschieden von einander und doch so verwandt! Das Meer hat seine Schauer und Geheimnisse wie die Wüste; still und einsam wie das Meer ist die Wüste; Stürme drohen auf dem Meere, Stürme jagen dem Tode voraus in der Wüste; Gefahr schlummert in der Meerestiefe, Gefahr athmet in der weiten Wüsten-Oede — aber das Himmelblau steht glänzender über der Wasserfläche als über dem Sandmeere und die Sterne schauen freundlicher auf das Wellengrab als auf die Todtengrüfte im Sande. Gottes allsehendes Auge jedoch wacht über Meer und Wüste und jeder Wassertropfen wie jedes Sandkorn ist dort oben gezählt.

Als Don Sylva mit seinen Gefährten eben einen Hügel heranritt, lechzend vor Hitze und sich sehnend nach dem Ziele, sah er auf einmal auf der Erde ein halbnacktes Indianermädchen liegen, welches vor Erschöpfung hingesunken und in Gefahr war, zu verschmachten. Von innigstem Mitleid ergriffen, ließ er die Ohnmächtige erfrischende Früchte kosten, sie dann von seinen Leuten auf ein Maulthier heben und der Zug setzte sich wieder in Bewegung und erreichte glücklich den Ort der Rast, wo die Hauptbeschwerden der Reise überstanden waren. Ein Begleiter Sylvas, der die weiche, klingende Sprache der Peruaner verstand, brachte aus dem etwa vierzehnjährigen Mädchen heraus, daß sie Pamela heiße, daß sie bei den Männern im Osten am Marannon wohne, der die grasreichen Hochebenen, die Pampas, durchströmt, daß sie keine Eltern mehr, aber einen einzigen Bruder, Ocllo, besitze, den sie sehr liebe, und den sie aufzusuchen gegangen war, da er schon so lange, mit einer Sendung von dem Häuptlinge nach Arequipa betraut, von der Heimat abwesend war.

Die Last der Sorge, die Gluth der Sonnenstrahlen, brennender Durst

und Ermüdung hatten so auf sie eingewirkt, daß sie ohne die Hilfe der spanischen Herrn elend umgekommen wäre.

Als Pamela sich wieder erholt hatte, sank sie Don Sylva zu Füßen, und stammelte ihren Dank. Er versprach ihr, durch seinen Freund nach ihrem Bruder forschen zu lassen und nahm sie mit nach Cuzco, sie der Obhut seiner Gemahlin zu übergeben.

Donna Elvira nahm das Indianermädchen liebevoll auf und ließ ihr alle Pflege und Sorgfalt angedeihen. Da sie so manche gute Eigenschaft in der kleinen Wilden entdeckte und sah, wie bildungsfähig dieselbe sei, wünschte sie, Pamela bei sich zu behalten. Dankbarkeit hielt diese auch fest, und sie schloß sich um so mehr an ihre Wohlthäter an, da auch Ocllo, der unterdessen zurückgekehrt war, nichts gegen ihr Bleiben bei der spanischen Familie einzuwenden hatte. Sie fügte sich geduldig in Manches, was europäische Sitte von ihr forderte und ließ sich im Haushalte willig zu verschiedenen, ihr ungewohnten Arbeiten gebrauchen. Besonders vortheilhaft aber erwiesen sich ihre Dienste bei Botengängen in der Umgegend, denn sie war vertraut mit derselben und an Sicherheit und Schnelligkeit kam ihr Niemand gleich. Bei Gelegenheit solcher Aussendungen traf sie auch hie und da auf Indianer ihres Stammes und verkehrte vorzüglich mit ihrem Bruder Ocllo, der sie auch öfter besuchen durfte. Seine Besuche brachten stets den Kindern des Don Sylva, welche Franzesko, Eugenio und Isabella hießen, eine große Freude; denn der junge Indianer kam fast nie, ohne ihnen bunte Muscheln, eine seltene Pflanze oder irgend ein schön gefiedertes Vögelein mitzubringen. Donna Elvira gewann die beiden braunen Geschwister sehr lieb und ließ sich gerne von der flinken, stets heitern Pamela bedienen, weckte aber dadurch bei Rita, dem Kammermädchen, das sie aus Spanien mitgebracht hatte, Eifersucht und Haß gegen dieselbe.

Pamela lernte allmählig die schöne, spanische Sprache verstehen, durfte auch mit den Kindern des Hauses spielen und wußte sie auf das Angenehmste zu unterhalten; sogar auf Spaziergängen in der Nähe der Veste begleitete sie dieselben und galt gleichsam als ihre Leibwache. Nur zu dem Unterrichte in der christlichen Religion ließ sie sich nicht herbei, denn sie fürchtete zu sehr den Häuptling ihres Stammes, der auch zugleich ein naher Verwandter war, und ihren Aufenthalt bei den weißen Befehlshabern von Peru ohnehin höchst ungern sah.

Eines Abends, als Pamela mit den Kindern von einem etwas längeren Spaziergange zurückkehrte, fand sie Donna Elvira höchst leidend auf ihrem Ruhelager und erkannte gleich in dem Zustande der Gebieterin eines jener bösartigen Fieber, das die Küste von Peru oft heimsucht und viele Opfer fordert. Die guten Kinder weinten und klagten, Don Sylva sandte nach spanischen Aerzten und das ganze Haus war in großer Bestürzung. Pamela leistete der Kranken alle möglichen Dienste Tag und Nacht und verließ das Lager der Leidenden nur, um die trauernden Kinder zu trösten und zu ermuntern. Der Zustand der geliebten Kranken wurde aber immer schlimmer und die Aerzte erklärten sie in größter Gefahr. Pamela, die an ihrer Herrin und Wohlthäterin mit inniger Verehrung hing, sah die Rathlosigkeit der Aerzte, und es tauchte der Gedanke in ihr immer lebhafter auf, daß wohl hier die Chinarinde ihren Nutzen bewähren könnte. Aber wie sollte sie aus dem Hause kommen, wie ihre Abwesenheit entschuldigen, da sie ja den Indianern einen heiligen Schwur gethan, das Geheimniß nicht an die Europäer zu verrathen. Sie sann hin und her und während die Stunden träge verstrichen, erreichte das Fieber seinen höchsten Grad. Da erschien ihr Hilfe in Gestalt ihres Bruders Ocllo, der sich schon seit geraumer Zeit nicht mehr im Hause Don Sylva's hatte blicken lassen. Pamela begrüßte ihn unter heißen Thränen und erzählte schluchzend von der Krankheit der Herrin, die in glühender Fieberhitze und im heftigsten Delirium darniederlag. „Du mußt helfen, Ocllo," rief sie plötzlich, „die spanischen Aerzte wissen nichts; lauf doch geschwind ins Gebirg und bring mir eine heilsame Chinarinde, daß meine gute Herrin wieder gesund werde. Eile, eile, und kehre bald wieder zurück!"

„Dir zu Liebe," sprach Ocllo nach einigem Besinnen, während Pamela vor Ungeduld und Aufregung zitterte. „Dir zu Liebe will ich fortfliegen wie der Pfeil vom Bogen, aber erinnere Dich auch, Schwester, des Schwures, den Du vor dem großen Geiste gethan, das Geheimniß nicht zu enthüllen den Fremdlingen, die hereingefallen sind in unser Land, wie der Blitz vom Himmel, und lüstern sind nach unsrem Gold und Leben."

Pamela hörte die letzten Worte nicht mehr; sie war den aus dem nahen Krankenzimmer dringenden Jammertönen gefolgt.

Es war Mitternacht. Der Schlaf hatte die weinenden Kinder längst überwältigt, auch Don Sylva hatte sich erschöpft vor Schmerz und Sorge

in sein Schlafgemach begeben, um ein Paar Stunden Ruhe zu suchen, der treuen Pamela die Wache bei der geliebten Kranken überlassend. Tiefe, unheimliche Stille herrschte im Krankenzimmer, dessen Wände mit goldenen Thiergestalten und Blumen von feiner, sehr geschmackvoller Arbeit geziert waren. In den Nischen, wo einst die Hausgötter von Gold und Silber gestanden, sah man Statuen christlicher Heiligen; sonderbar aber stach davon ab ein Gemälde, das noch aus der ersten Zeit der Eroberung stammte, und einen der Inkas in vollem Ornate darstellte. Er trug ein Gewand aus feiner Baumwolle gewoben, einen Gürtel von Wollenzeug, mit Figuren gemustert, einen goldenen Brustharnisch und um den Hals eine goldene Sonne; sein Haupt schmückten Reiherfedern. Zu diesem Bilde sah die junge Indianerin mit Ehrfurcht empor, denn sie durfte sich ja rühmen, aus dem Stamme der Inkas zu sein, die dieses Land einst beherrscht hatten. Wie so ganz anders war es geworden! Die Kinder der Sonne waren Sklaven der Weißen und mußten sich, wollten sie frei bleiben, zurückziehen in die undurchdringlichen Wälder. Das Bild sprach von vergangenen, schönen Zeiten, beleuchtet von der silbernen Lampe, welche von der Decke herab hing und matt auch ihren Schimmer auf das Lager warf, wo die kranke Donna ächzte und oft die liebende Hand der Wärterin unsanft zurückstieß. Da tönte durch die einsame Nacht ein leiser Signalruf, den Pamela wohl verstand. Schnell trat sie an ein Fenster, zu dem Ocllo emporgeklettert war; wortlos übergab er ihr die so viel Hoffnung in sich schließende, bräunlich gelbe Rinde und verschwand.

Pamela bereitete in stiller Eilfertigkeit an der Flamme des Kamins ein Tränklein, wozu alles Uebrige schon bereitet war, goß es in die Schale, die neben dem Bette stand und reichte diese der Kranken, die es nur widerstrebend geschehen ließ. Pamela's Züge verriethen die Angst und Aufregung ihres Herzens. Sie glaubte, all das ungesehen gethan zu haben, allein die ihr so mißgünstige Rita, das spanische Kammermädchen, hatte sich an die Thüre geschlichen und durch eine Spalte derselben Alles beobachtet. Mit boshafter Freude stürzte sie dem so eben durch den Gang kommenden Don Sylva entgegen mit dem Ausrufe: „Pamela hat die Donna vergiftet, ich habe es selbst gesehen!“

Don Sylva, fast außer sich, fand in dem Gemache Pamela am Bette seiner Gemahlin, welche todtenbleich dalag und eingeschlafen schien. Diesen plötzlichen Wechsel für die Wirkung des Giftes haltend, riß er das erschrockene

Mädchen aus dem Zimmer, rief die Diener herbei und befahl, Pamela in Gewahrsam zu bringen. Dann kehrte er zu seiner Gattin zurück und schickte nach den Aerzten und noch der dämmernde Morgen fand ihn am Lager Elvirens, das auch die Aerzte nicht mehr verließen. Sie hatten noch einen Rest von der braunen Flüssigkeit in der Schale entdeckt, und da sie anfänglich die Meinung Don Sylva's getheilt hatten, waren sie nicht wenig erstaunt, daß der Schlummer der Kranken ein ganz ruhiger, der Puls viel regelmäßiger, das Fieber unbedeutend sei. Sie waren noch mehr überrascht als im Laufe des Morgens die Kranke wie aus einem schweren Traum erwachte, sich etwas aufrichtete und ihren Gemahl verwundernd anblickte, indem sie leise fragte: „Wo ist Pamela?“ Diese Frage erinnerte erst Alle wieder an das unglückliche Indianermädchen, das im dunklen Verließe noch unverhört schmachtete. Um die kranke Dame nicht aufzuregen, gab man ihr eine ausweichende Antwort und zur Pflege blieb die triumphirende Rita bei ihr.

Don Sylva, den der frohe Gedanke an die Wiedergenesung seiner geliebten Gemahlin weich gestimmt hatte, ließ die arme Pamela vorführen und in Gegenwart der Aerzte und einiger vornehmer Spanier, welche das Richteramt im Lande hatten, verhören. Sie erschien ruhig und gefaßt und wurde feierlich gefragt, was sie mit dem Tranke gewollt, und woraus sie denselben bereitet habe. Weil sie aber ihres Eides eingedenk die Wahrheit nicht bekennen konnte und nur bestimmt erklärte, sie habe ihrer Herrin kein Gift gereicht, was sich auch augenfällig bestätigt hatte, so wurde sie von den Richtern der Zauberei angeklagt, eine Beschuldigung, die nach den verbreiteten Begriffen der damaligen Zeit nichts Ungewöhnliches war, und wozu wesentlich die Aussagen Ritas beitrugen, die in ihrer Unwissenheit und Bosheit Manches von der jungen Indianerin erzählte, was seltsam und abenteuerlich erschien. So wurde denn das treuergebene Mädchen, obgleich die Genesung der Donna, welche das ganze Haus mit Freude erfüllte, nächst Gott ihr Werk war, wieder in ihr Gefängniß zurückgebracht, um in wenigen Tagen als Zauberin auf dem Scheiterhaufen zu sterben.

Don Sylva selbst und seine Kinder, die Pamela so liebgewonnen hatten, konnten an dem Urtheilsspruche nichts mehr ändern. Was Donna Elvira betrifft, der die gute, treue Pamela wohl am meisten fehlte, so hielt man es ihr verborgen, wessen Verbrechens das Mädchen beschuldigt sei, und ließ sie

auf dem Glauben, Pamela sei aus Sehnsucht nach ihrer früheren Lebensweise mit ihrem Bruder entflohen.

Einer der Aerzte, Don Spadillo, in dessen heller blickendem Geiste wohl die Ahnung aufsteigen mochte, es handle sich hier um ein geheimes, nur den Eingebornen bekanntes Mittel, dessen Kenntniß er sich allein um jeden Preis aneignen wollte, ließ sich heimlich zu Pamela in das Gefängniß führen. Er bestürmte sie mit allen erdenklichen und verfänglichen Fragen, wie sie denn das Zaubertränklein bereitet habe, und da sie darauf nur mit „Ja" oder „Nein" kurz und bestimmt antwortete oder denselben hartnäckiges Schweigen entgegensetzte, so rückte er mit glänzenden Versprechungen heraus, und daß er sie retten wolle von dem schrecklichen Tode, dem sie verfallen sei. Da aber Pamela fortwährend betheuerte, sie wisse von keinem Gift- und Zaubertränklein und er sein Ziel nicht erreichte, überließ der gelehrte Arzt das in seinen Augen unschuldige Mädchen seinem Schicksale, denn ihm war es nicht um Rettung eines Menschenlebens, nur um den Gewinn der Wissenschaft zu thun.

Gott aber, der über alle seine Kinder wacht und keinen Unterschied macht wegen der Farbe des Antlitzes, Gott sandte der armen Pamela einen Retter.

Ocllo hatte kaum erfahren, um was es sich handelte, als er durch Beihilfe eines guten Dieners sich an's Kerkerfenster zu seiner Schwester schlich und ihr zuflüsterte: „Vertraue auf Ocllo, er wird Dich nicht verlassen!"

Tage vergingen. Pamela lag in ihrem finstern Kerker, wenn auch unendlich traurig, doch nicht verzagt. Empfand sie auch nicht den Trost des Gebetes, der ein gläubiges Gemüth in schweren Leiden aufrecht hält, so blieb ihr doch der Trost des guten Gewissens, denn was recht und unrecht ist, steht in jedes Menschen Herz geschrieben.

So rückte der Tag immer näher, wo Pamela ihre Treue und Ergebenheit mit dem Tode büßen sollte. Da fand man am Vorabende desselben Tages den jungen Indianer Ocllo am Thore der Veste liegen mit blutenden Füßen, keines Schrittes, keines Wortes mehr fähig. Als hätte seine Kraft nur bis hieher ausgereicht, war er zusammengesunken und hatte die Augen geschlossen. Man trug ihn hinein und benachrichtigte Don Sylva, der mitleidig herbeieilte. Als er Ocllo freundlich anredete, schlug dieser matt die Augen auf und stieß mit Anstrengung die Worte heraus: „Pamela, Pamela, sie darf es sagen!"

Don Sylva versammelte die Richter und Aerzte in dem großen Gemache, wohin man den Unglücklichen gebracht hatte, und befahl, seine Schwester zu holen. Pamela wurde hereingeführt und als sie ihren Bruder in solch jämmerlichem Zustande erblickte, stürzte sie auf ihn zu und weinte bitterlich.

Gerührt blickte Don Sylva auf die beiden Geschwister und fragte endlich: „Was darf Pamela gestehen? Was hat sie zu gestehen?“

Oello erwiederte leise und feierlich: „Der Sohn der Sonne, der Häuptling unseres Stammes, entbindet meine Schwester ihres Schwures.“

Pamela athmete tief auf, wie von einer schweren Last befreit und sagte schüchtern: „Draußen im Gebirge Montanna real wachsen eine Menge Bäume, deren Rinde gegen das Fieber hilft. In den Hütten der Indianer ist es ein ganz gewöhnliches Mittel. Aus Liebe zu meiner Gebieterin wollte ich es auch hier anwenden und mein guter Bruder Oello hat es mir verschafft. Ich habe aber schon früher gelobt, das Geheimniß zu bewahren und hätte eher mein Leben gelassen, als meinen Schwur gebrochen.“

Ueberrascht und beschämt vernahmen die Richter dieses Bekenntniß. Hoch auf jauchzte Don Spadillo über diesen Fund auf dem Gebiete der Arzneiwissenschaft. Wer aber war glücklicher als Don Sylva und seine Familie?

Als Donna Elvira den ganzen Zusammenhang erfuhr, umarmte sie unter Thränen ihre Lebensretterin. Pamela und ihr Bruder wurden in den Kreis der Familie aufgenommen und kehrten bald darauf mit derselben nach Spanien in das herrliche Sevilla zurück, wo sie christlichen Unterricht empfingen und in der Taufe die Namen Maria und Pedro erhielten. Don Sylva und seine dankbare Gemahlin ließen es sich angelegen sein, in jeder Weise das Glück der Geschwister zu gründen. Die Chinarinde aber wurde seither häufig und mit Erfolg bei hitzigen Fiebern angewendet und bekam einen ehrenvollen Platz in der Reihe der Arzneimittel, welche die Aerzte in geheimnißvoller Schrift mit dunklen Abkürzungen verordneten, ohne der Zauberei angeklagt zu werden.

Was ich mir wünsche?

Von J. Maßl.

Es streben die Menschen nach mancherlei Ziel;
Sie haben im Herzen der Wünsche gar viel,
Sie klagen und jammern und seufzen gar sehr,
Und werden nie satt, — ja sie wünschen noch mehr. —
Da wünscht sich der Eine die Börse voll Geld,
Der And're ein Leben im Sinne der Welt;
Gar Viele, die streben nach häuslichem Glück,
Die Jugendzeit wünschte sich Mancher zurück.
Es träumt sich der Eine als lachender Erb',
Der Andere wünscht sich ein gutes Gewerb,
Ein Leben, das frei ist von jeglichem Schmerz,
Und Freunde, die treu sind in Noth und in Scherz.
Es klettern gar Viele im thörichten Wahn
Auf schlüpfriger Leiter der Ehren hinan. —
Kurz — würdest Du suchen ein menschliches Herz
Das frei ist von Wünschen und allerlei Schmerz,
So müßtest Du wandern wohl in der Fern'
Umsonst wie Diogenes mit der Latern'.
Da frägt mich nun Einer mit schalkhaftem Blick,
Ob frei ich wohl wäre vom Wünschen nach Glück?
„Du irrst Dich, mein Lieber," so antwort' ich gleich,
„Ich bin zwar an Wünschen nicht sonderlich reich;
Gott gab mir des Guten wahrhaftig recht viel
Und spendet mir immer noch ohn' alles Ziel.
Nur Eines noch wünsch' ich mir dringend hinzu,
Ich ließe das Wünschen dann gänzlich in Ruh,
Ich wäre dann reicher als Alle zumal,
Die Wünsche aussprechen im irdischen Thal;
Ich lachte die Kinder der Eitelkeit aus,
Und wäre zufrieden im ärmlichsten Haus.
Die Lieb' meines Gottes und himmlischen Herrn,
Die wünscht' ich für immer mir dringend und gern.
Die Quelle des Glückes besäße ich dann

Und hätte, was immer beseligen kann.
Der Vater im Himmel der gibt ja geschwind
Um was es nur bittet, dem liebenden Kind.
Da dürft' ich nur flehen mit gläubigem Sinn
Und fände stets milde und väterlich ihn. —
Und ging es mir Armen wohl manchmal auch schlecht,
Ich würde nicht klagen — es wäre mir recht —
Ich sähe als Prüfung von Oben es an
Und spräche: „Was Gott thut, ist bestens gethan."
D'rum wünsch' ich, ihr Lieben, mir nichts wohl so gern
Als dauernde Lieb' meines Gottes und Herrn.
Die machte mich glücklich an jeglichem Ort,
Die führte mich sicher in's Vaterland dort.

General Erasmus Graf von Deroy.

Biographische Skizze von Hans Weininger.

In der an schönen Baudenkmalen so reichen Maximiliansstraße zu München, einer Schöpfung des uns Bayern ewig unvergeßlichen Königs Maximilian II., gewahrt der Beschauer zwischen dem k. National-Museum und dem k. Regierungsgebäude das Standbild des greisen Generals Deroy, welcher in dem denkwürdigen Feldzuge von 1812 einer bei Polozk erhaltenen Wunde erlag.

Aus Beiträgen sämmtlicher Offiziere und Militärbeamten der Armee geschaffen, von dem Bildhauer Halbig zu München modellirt, in Bronce gegossen und im Frühjahr 1855 enthüllt, zeigt das Standbild diesen vorzüglichen Kriegsmann mit unbedecktem Haupte und nach Südwesten blickend. Der um die Schultern hängende Mantel, wohl dazu bestimmt, die unkleidsame Uniform der napoleonischen Zeit etwas zu verhüllen, ist vornen zurückgeschlagen. Die Rechte hält den gesenkten Degen, während die erhobene Linke wohl einen Angriffspunkt in der Ferne bezeichnet. In goldenen Lapidarbuchstaben steht auf der Vorderseite des graumarmornen Fußgestelles:

Erasmus
Graf von Deroy
königlich
bayerischer General
der Infanterie.
Errichtet
von dem
bayerischen
Heere.

Jugendlichen Gemüthern ist mit Detailschilderungen all' der Kriegsfahrten dieses Heerführers schwerlich gedient. Deshalb soll nur in thunlichster Kürze berührt werden, in welchen Regimentern dieser gefeierte Held diente und wo er Gelegenheit fand, den Seinen als ein Muster aller kriegerischen Tugenden voran zu leuchten.

Als der Sohn eines kurpfälzischen Generals am 11. Dezember 1743 zu Mannheim geboren, trat er bereits in frühester Jugend als Fähndrich in das kurpfälzische Infanterieregiment „Prinz Carl von Zweibrücken", trug, noch nicht fünfzehn Jahre alt, in der Schlacht bei Hastenbeck am 26. Juni 1757 die Leibfahne seines Regiments und erhielt am 14. Februar 1761 eine Lieutenantsstelle. Bereits im Jahr 1763 am 5. September wurde er nach noch vollendetem zwanzigsten Lebensjahre Hauptmann. Am 16. April 1774 erhielt er als solcher eine Grenadier-Compagnie, was zur damaligen Zeit für eine große Auszeichnung galt, da diese Compagnien aus den verläßigsten und schönsten Leuten bestanden. Zum Major avancirte er 1775 und zwar im gleichen Regimente, das nach mancherlei Reductionen, Uebernahmen und dergleichen das jetzige bayerische 6. Infanterie-Regiment (König Wilhelm von Preußen) sein dürfte. Durch Gebietsabtretungen und Reorganisation verschiedener Truppentheile der damaligen Zeit ist es etwas schwer geworden, solche ältere Regimenter mit voller Präcision wieder auffinden zu können.

Am 8. Juni 1784 ward Deroy zum Oberstlieutenant im Infanterie-Regiment „Rodenhausen" — später dem jetzigen 9. Infanterie-Regiment „Wrede" einverleibt — befördert, am 21. Dezember 1787 rückte er zum Obersten vor und erhielt zu seiner nicht geringen Freude 1788 das Commando über sein ehemaliges Regiment „Herzog Carl von Zweibrücken."

Im Jahr 1792 wurde er Generalmajor, 1804 rückte er zum Generallieutenant und 1811 zum General der Infanterie vor.

Nachdem Deroy sich bei der Vertheidigung von Mannheim rühmlichst ausgezeichnet, wo er während der Belagerung das spezielle Commando in der Rheinschanze geführt, befehligte er in dem Feldzuge von 1800 eine Brigade, leistete an der Spitze derselben bei Diedenhofen am 5. Juni und in den Ebenen von Neuburg am 27. Juni die wesentlichsten Dienste, gerieth aber leider am 3. Dezember bei Hohenlinden in französische Kriegsgefangenschaft.

Am 1. November 1805 brach Deroy aus der Gegend von Salzburg auf, um nach den Befehlen des Marschalls Bernadotte in Tyrol einzudringen. Am 2. November bemächtigte er sich trotz des hartnäckigen Widerstandes des vorderen Strubpasses und drang unaufhörlich gegen den zweiten vor, wo er bei Erforschung der Gegend einen Schuß in den Fuß erhielt, der ihn zur Fortsetzung seines Unternehmens wie zur weiteren Theilnahme am Feldzuge untauglich machte.

In den Campagnen von 1806 und 1807 sammelte er sich neue Lorbeeren vor Glogau, Breslau, wo er, wenn gleich unter französischem Oberbefehl stehend, die Belagerung auf seiner Seite ganz selbstständig leitete, dann vor Brieg, das er zur Uebergabe zwang, endlich vor Kosel, Glatz und Silberberg.

In dem Feldzuge von 1809 befehligte Deroy die dritte Armeedivision, welche bei Ausbruch des Krieges in der Gegend von Moosburg und Freising stand, deckte dann das linke Isarufer bei Landshut in mehreren glücklichen Gefechten und kommandirte am 20. April, hinter Abensberg stehend, die Reserve der bayerischen Armee, welche da seine Division bildete, erstürmte im Verlaufe dieser Begebenheiten das Dorf Schierling und warf während des Treffens von Eckmühl durch einen nachhaltigen Angriff den Feind weit hinter Obersanting zurück. Dann beobachtete er von Wasserburg und Rosenheim aus das unruhige Tyrol und rückte bei dem Anfangs Mai allgemein angeordneten Angriff auf dieses Bergland vor Kufstein. Nun drang er, nachdem er die Insurgenten zurückgetrieben und Kufstein verproviantirt hatte, gegen Schwaz vor und erhielt nach der scheinbaren Unterwerfung Tyrols die höchst schwierige Aufgabe, mit seiner Division das gährende Land im Zaume zu halten. Hiezu sammelte er seine ganze Stärke bei Innsbruck.

Deroy wurde auf allen Punkten mit Uebermacht angegriffen und nur

mit bedeutenden Verlusten gelang es ihm, seine ausgedehnten Stellungen zu behaupten. Am 29. Mai erneuerten die verbündeten Oesterreicher und Tyroler ihre Angriffe mit dreifacher Uebermacht. Doch, durch Deroys kaltblütige Entschlossenheit angefeuert, behaupteten die Bayern ihre Stellungen. Ohne Munition, ohne Lebensmittel, bei gänzlich abgebrochenen Verbindungen mit Bayern, und bei neuerdings allgemeinem Aufruhr im ganzen Lande, trat Deroy in der Nacht vom 29. auf den 30. Mai seinen Rückzug an, nachdem er seine vielen Verwundeten der Menschenfreundlichkeit der Bewohner Innsbrucks anvertraut hatte. Wie er die ihn Schritt für Schritt verfolgenden Tyroler wieder in ihr Gebiet zurückgedrängt, bezog er eine vortheilhafte Stellung bei Weilheim, von wo er im Angesicht einer überlegenen feindlichen Macht Kufstein neuerdings verproviantirte. Ende Juli zog Deroy aus dem Salzburgischen durch den Paß Lueg, nach einem lebhaften Gefechte bei Brugg und Eschenau über Uttendorf und Mittensill, entwaffnete die bei Wald versammelten Insurgenten, und kam endlich nach einem gefahr- und mühevollen Zug über die unwegsamen Gebirge der Gerlos nach Zell im Zillerthale, von wo er am 1. August sich mit den auf der großen Straße eingedrungenen Bayern in Innsbruck vereinigte. Die mit großen Verlusten zurückkehrenden Truppen nahm Deroy schützend auf, vereitelte durch muthvollen Widerstand mehrere heftige Angriffe der mit Uebermacht nachstürmenden Feinde, sowohl auf dem Iselberge als auf der Straße von Zierl her, und ließ endlich die geschlagenen Insurgenten drei Stunden weit verfolgen. Am 13. August erneuerten sich die wilden Angriffe der über 26,000 Mann starken Insurgenten auf allen Vorposten Deroy's. Jedoch von Tagesanbruch bis zur einbrechenden Nacht vertheidigte er unerschütterlich — wenn auch mit sehr großem Verluste — das rechte Innufer und die Zierler Straße. Jetzt mußte der Rückzug aus Tyrol angetreten werden. Am 16. Oktober erfolgte von drei bayerischen Divisionen ein erneuter Angriff auf Tyrol, worauf dessen Beruhigung und Entwaffnung vor sich ging. Bald darauf kehrte Deroy zur Uebernahme des dortigen General-Commando's nach München zurück.

Deroy erhielt bereits im Jahr 1803 im Uebungslager als Belohnung früherer Verdienste das militärische Ehrenzeichen, welches später S. M. der König von Bayern in den Max-Joseph-Orden umwandelte, 1806 das Großkreuz dieses Ordens, und 1808 wurde er zum wirklichen geheimen Rath ernannt. Der Kaiser der Franzosen bezeugte ihm die höchste Achtung für die

geleisteten Dienste, indem er ihn im Jahr 1806 mit der großen Decoration der Ehrenlegion auszeichnete. In Folge seiner letzterworbenen Verdienste im Jahr 1812 ernannte ihn Napoleon am 27. August nachträglich zum französischen Reichsgrafen mit einer Dotation von 30,000 Franken.

Nachdem Deroy den ihm angebotenen Rücktritt in Pension — um die Neige seiner Tage in wohlverdienter Ruhe zu verleben — entschieden abgelehnt, übernahm er im Jahr 1812 den Befehl über das 1. Armeekorps, verließ Anfangs März das bayerische Gebiet und traf im April in Polen ein, worauf an der Weichsel Cantonirungsquartiere bezogen wurden. Bei der unfern Plozk an der Weichsel vom Prinzen Eugen (dem nachherigen Herzog von Leuchtenberg) über die Bayern gehaltenen Heerschau ließ dieser dem General Deroy die vollste Anerkennung angedeihen, indem dieser durch Strenge, Ordnung und zweckmäßige Maßregeln jeder Art die Truppen bis hieher, wo bereits in den Korps anderer Nationen Krankheiten, Desertion und andere Uebel eingerissen waren, in dem besten Zustande, der schönsten Haltung und größten Waffenfertigkeit erhalten hatte. — Der französische Kaiser musterte das aus seinen Cantonirungen aufgebrochene und am 4. Juli über den Niemen gegangene bayerische Heer vor Wilna den 12. Juli, wo er die durch bereits eingetretenen Beschwerden um nichts verminderte schöne Haltung durch lauten Beifall anerkannte und vorzüglich den ehrwürdigen General Deroy mit Lob überhäufte, der die bei Ausbruch des Krieges ihm angebotene Ruhe nicht annahm, sondern das Loos seiner ehemaligen Kriegsgefährten im entfernten Norden theilen wollte, um seine letzten Tage der Ehre und dem Dienste zu widmen.

Am Vorabend des 17. August hatte das vor Wilna 13,000 Mann stark gewesene Armeekorps nur mehr 5000 Mann unter den Waffen, die übrigen waren den Mühseligkeiten, Entbehrungen und herrschenden Krankheiten in den letzten Tagen erlegen, doch tapfer standen die Uebriggebliebenen im Kampfe, durch That und Wort ihres würdigen Führers ermuthigt.

Nun kam es zur Schlacht von Polozk, in welcher die Franzosen mit ihren Verbündeten von dem französischen Marschall Oudinot befehligt wurden, welchen später General Gouvion Saint Cyr im Commando ersetzte.

Am 18. August Morgens besetzte General Deroy das Dorf Spaß und die Stellungen längs der Palota. Da der französische Obergeneral fest entschlossen war, dem Feinde an diesem Tage eine Schlacht zu liefern, wollte

dieser Heldengreis nicht unthätig bleiben. Mit anbrechendem Morgen stand er festlich geschmückt dem Feinde gegenüber. Alle Anordnungen zur Schlacht waren getroffen. Bei ihrem Beginnen sollte Deroy, nachdem er seine Truppen jenseits der Palota in dichte Angriffskolonnen gebildet, aus dem Dorfe Spaß mit größtem Ungestüm gegen den Feind vordringen. Die Affaire begann ganz nach den gegebenen Bestimmungen. Die ganze Vorpostenkette des Feindes wurde überrascht und geworfen. Man stand einander ganz nahe. Schon wurde Deroy's Linie von feindlicher Cavalerie und Artillerie mit Ungestüm angegriffen. Ihrer meisten Führer durch Tod und Verwundung beraubt, mußte sie sich gegen Spaß zurückziehen. Deroy ließ in diesem entscheidenden Augenblick eilig ein eben angekommenes Regiment hinter einer sanften Anhöhe aufmarschiren und empfing den Feind, als dieser wieder zum Angriff überging, in wirksamster Nähe mit einer Decharge. Der Feind stutzte und hielt. Deroy gab einen Wink und das ganze Regiment stürmte mit gefälltem Bajonet in die unentschlossene Masse, ihnen nach die drei früher zurückgedrängten Bataillone. Schnell floh der Feind, lebhaft von den Bayern verfolgt, an ihrer Spitze der General Deroy, welcher in diesem Augenblicke — von einer Musketenkugel im Unterleibe tödtlich verwundet — vom Pferde sank.

Ohne diese Blessur zu achten, gab er noch seine letzten umsichtigen Befehle. Einer Brigade, welche eben den Kampfplatz erreichte, gebot er schleunigen Aufmarsch. Die Truppen eilten, die Befehle ihres verblutenden Feldherrn zu erfüllen und thaten Wunder der Tapferkeit. Erst als Deroy den Sieg entschieden sah, ließ er sich vom Schlachtfeld tragen. Er hielt seine Wunde nicht für tödtlich und beschäftigte sich mit den seine Heilung befördernden Mitteln, nur um recht bald wieder die ihm untergebenen Truppen zu neuen ruhmwürdigen Thaten führen zu können. Kurz vor seinem Ende fühlte er erst die Nähe des Todes. Mit der Ruhe eines Weisen, mit dem Muthe des Kriegers, mit dem lohnenden Bewußtsein, alle Pflichten gegen seinen König bis an die Grenze seines Lebens treu und muthvoll erfüllt zu haben, verschied er am 23. August Abends halb sieben Uhr.

Am 25. August wurden die an ihren Wunden verstorbenen Generale Deroy und Sibein, die Obersten Wrede, Graf Preising, dann der Oberstlieutenant Gedoni auf dem Friedhofe des Jesuitenklosters feierlichst zur Erde bestattet. Ein Soldatenlied, das sich bis jetzt unter dem Titel „General Dürwan“ erhalten, berührt dieses durch den Reim:

„Zu Polozko bei den Jesuittern
That man ihn graben ein.
Alldorten muß sein Leib verfaulen,
Eine Speis der Würmer sein.“

Also hat sich Vater Deroy's Andenken ungetrübt erhalten. Nach Völderndorf's Kriegsgeschichte hatten die Bayern an den Tagen des 16., 17. und 18. August bei Polozk an Todten, Verwundeten und Vermißten, einschließlich von 135 Offizieren, einen Verlust von 1873 Mann erlitten. Unverhältnißmäßig erscheint hier der Abgang an Offizieren mit dem an gemeiner Mannschaft. Kaum rückte aber eine Compagnie mit mehr als 30 bis 40 Feuergewehren in's Treffen. Das 9. Linienregiment zählte z. B. in seinen zwölf Compagnien nur 240 Feuergewehre, das 10. nur 350 und so fort, indeß sämmtliche Offizierschargen vollzählig waren.

Voranstehendes ist die flüchtige Lebensbeschreibung dieses ausgezeichneten Militärs. Wem es jedoch darum zu thun sein sollte, ein Mehreres zu erfahren, den verweisen wir auf Völderndorf's „Kriegsgeschichte der Bayern unter König Maximilian“, auf die Tagebücher der verstorbenen Generäle Maillinger und von Winther, auf den „Feldzug der Bayern gegen Rußland von Th. Krauß“ *), schließlich auf die in den Jahren 1828 und 1829 von Xylander und Kretschmer herausgegebenen „Militärischen Mittheilungen“, die auch hier benützt wurden, welche sich im dritten Bande Seite 315 über diesen vorzüglichen Kriegsmann also vernehmen lassen:

„Der General von Deroy war ein Soldat wie er sein sollte. Die erste Tugend des Militärs, die Tapferkeit, besaß er im vollsten Maße. Er sah keine Gefahr, wenn es auf Erfüllung seiner Pflichten ankam. Bei einer seltenen Geistesgegenwart war ihm eine schnelle Uebersicht der Verhältnisse eigen, und mit fester Beharrlichkeit führte er aus, was er beschlossen hatte. Ueber alle seine Handlungen verbreitete sich eine Wärme, eine Lebhaftigkeit, welche sich schnell seinen Untergebenen mittheilte, sie ermunterte und ihr Vertrauen hob. Er war nie mürrisch, sondern zeigte sich gegen seine Umgebungen stets heiterer Laune. Er alterte nie; bis in's 69. Jahr seines Lebens erhielten

*) Geschichte der bayerischen Heeresabtheilung im Feldzuge gegen Rußland 1812. Freunden der Geschichte erzählt von Th. Krauß, Conventual des Benediktinerstiftes St. Stephan in Augsburg. Mit dem Bildnisse des Generals Grafen Deroy' und einer Karte des Kriegsschauplatzes. Augsburg 1857. Ein mit eben so viel Frische, Anschaulichkeit, Vaterlandsliebe wie seltener Sachkenntniß geschriebenes Werk.

sich seine Geistes- und Körperkräfte ungeschwächt. Jedes Unternehmen begann er mit einem raschen Eifer, der sich äußerst selten bei Männern seines Alters findet. Im Dienste beobachtete er eine vernünftige Strenge, sorgte väterlich für seine Soldaten und erwarb sich so ihre Achtung und Liebe in hohem Grade."

Kloster Hohenburg.

Eine Sage.

Von Katharina Diez.

VI.

Wohl viele Strahlen hat die Sonne
Der Liebe, die in Lust und Schmerz
Sich senken in des Menschen Herz
Und Leben wecken, Licht und Wonne;
Doch einem möchte wohl vor allen
Hier meines Liedes Preis erschallen:
Geschwisterliebe! hell und mild
Steht vor mir jetzt dein Gnadenbild,
Du Liebe, die so schön gepriesen
Des heil'gen Sängers Lied das ließ
Sie wie „den Thau von Hermon fließen,
Herab aus Gottes Paradies!
Geschwisterliebe, Lerchenton,
Der durch die Wiegenlieder schon,
Den eine fromme Mutter singet,
So frühlingshell und freudig klinget!
Du herzig' Veilchen, das gepflücket
Am ersten Pfad wir, das geschmücket
Die junge Brust und dessen Duft
Noch strömet frisch um unsre Gruft!
Cyane, die ins Aehrenfeld
Des Lebens hat der Herr gestellt,
Daß sie in ihrer ernsten Bläue
Uns mahne an des Himmels Treue!
Geschwisterliebe, Sternenschein,

In welchem nicht versengend sprühet
Die Pein der Leidenschaft, der rein
Durch unsrer Nächte Dunkel glühet!
O, wie so lieblich du erscheinest
Wo du zwei gleiche Seelen einest
Schon auf der ersten Lebensschwelle,
Wann aus der ersten Liebesquelle
Sie schöpfen deine süße Labe,
Als Weihetrank bis zu dem Grabe!

Wir stehn von dieser Lieb' umschlungen
Die schönen Kinder dort im Wald!
Wie lehnt von ihrem Glück durchdrungen
An Hugos blühender Gestalt
So lieblich sich Odilie,
Wie eine schlanke Lilie,
Sich hebt empor am treuen Stab,
Den weise Hand zum Schutz ihr gab.

Der Jüngling hat so zart verhüllt
Des Vaters schwarze Schuld dem Kinde,
Er führt so schonend sie und linde,
Daß reine Seligkeit nur füllt
Das Herz der Jungfrau, die gefunden
Auf einmal hat ein Vaterhaus.
Nicht mehr in's Leere zieh'n hinaus
Die Wünsche ihrer stillen Stunden,
In Eltern- und Geschwisterarmen
Glaubt sie schon freudig zu erwarmen,
Und aller Dank, der ihre Brust
Durchströmt mit frischer Lebenslust,
Gießt sie auf's Haupt des Bruders aus,
Faßt sie in einen vollen Strauß
Der lieblichsten und reichsten Blüthen,
Die nur ihr Herz zu finden weiß,
Und reichet ihn als Liebespreis
Dem, der sie fürder will behüten,
Sie in ein neues Dasein führen
Und öffnen ihr des Glückes Thüren.

Nach seinem schönen Bilde malt
Sie all' die dämmernden Gestalten,
Die traumhaft vor dem Blick ihr walten,
Aus seinem treuen Auge strahlt
Ihr voll und rein der Liebe Schimmer,
Dem sie entgegen will, der nimmer
Zuvor auf ihren Lebenskranz
Warf seinen hellen Morgenglanz.

Auch Hugos Leben ist erhellt
Von einem lichten Himmelsscheine,
Seit ihn die süße Herzenswelt
Ihn blicken läßt die Liebe, reine,
Die hier so treu und fromm behütet
Vor jedem Sturm, der draußen wüthet,
Erblühte in der Einsamkeit
In wunderbarer Lieblichkeit.

Es hat noch nicht der Lebensschmerz
Als wie der Mutter weiches Herz
Gebeugt die holde Waldesblume,
Frisch blüht sie zu des Schöpfers Ruhme,
Süß wie die Rose an dem Strauch
Und kräftig wie der Bergeshauch;
Rein wie der klare Morgenthau
Im Blumenkelch auf grüner Au;
Zart und demüthig, treu und weich
Dem feinen Waldesmoose gleich,

Nicht durch das Blut nur sind verbunden
Die beiden Herzen, die gefunden
So spät sich zwar, doch früh genug
Um froh erstaunt in jedem Zug
Die Freundin und den Freund zu schau'n,
Die sie bedürfen in der Welt,
Und mit dem gläubigsten Vertrau'n
Erbauen sie des Glückes Zelt,
Das sie vereinigt soll bedecken
Vor aller künft'gen Stürme Schrecken.

Mit froh gerührten Blicken schau'n
Nach den zwei lieblichen Gestalten

Die armen, frommen Klosterfrau'n,
Und ihre Hände betend falten
Sie über dieser schönen Liebe,
Daß sie von Gott beschützet bliebe.

Es ist so süß das Glück der Stunden,
Das die Geschwister hier verbunden,
Daß sie fast zaudern mehr zu wollen;
Als wenn in banger Ahnung, ach!
Sie hörten ferne Donner rollen
Auf dieses Glückes Friedensdach.
In rasch erglühter Zärtlichkeit
Nachholen sie verlor'ne Zeit,
Der Kindheit Glück, um das gebracht
Sie eine finst're, dunkle Nacht.

Doch aus der Ferne drängend blickt
Die Mutter aus nach ihrem Kinde,
Und ihrer Sehnsucht Grüße schickt
Sie wohl mit jedem flieh'nden Winde,
Und auch Odiliens Herz es schlägt,
Von Kindesliebe süß bewegt,
Dem Mutterherzen warm entgegen;
Es dürstet nach des Vaters Segen.

So scheidet denn der Jüngling bald
Mit freud'gem Herzen aus dem Wald,
Er hofft es kehrt das liebe Glück,
Das er so rein hier hat empfunden,
Ihm bald in heller'm Glanz zurück.
Der Mutter bringt er frohe Kunden
Und drängt mit liebevoller Hast,
Daß er den schönen, holden Gast
Bald durch des Vaterhauses Thüren
Mit Glanz und Ehren ein kann führen.
Von keines Zweifels Hauch zerstört
Glaubt er, von süßem Wahn bethört,
Der Vater brauche nur zu seh'n
Die Liebliche in ihrer Schöne,
Zu hören ihrer Stimme Töne,

Um reuig in sein Herz zu geh'n
Und zu vergüten alle Schuld
Mit neu erblühter Vaterhuld.
Es sieht sein unschuldsvoller Blick
Versöhnung, Frieden nur und Glück,
Er glaubt, daß Gott ihn auserseh'n
Zur Sühne dessen, was gescheh'n.

Die Mutter zwar denkt schaudernd nur
Noch oft an jenen grausen Schwur,
Den sie gehört in dunkler Stunde,
Aus ihres Gatten zorn'gem Munde;
Doch auch ihr Herz hat ganz erfaßt
Der Liebe Sehnsucht, die verschlinget
Die Furcht, die manchmal sie durchdringet,
Nur wünscht sie, daß als fremder Gast
Odilie dem Schloß sich nahe,
Der Eltern Segen erst empfahe
Wenn ihre Schönheit hat besiegt
Des Vaters zürnendes Gemüthe,
Wenn ihre Anmuth, ihre Güte
Vergang'ne Schmerzen eingewiegt.

Wohl ungern fügt dem neuen Plan
Sich Hugos ungeduld'ge Seele,
Er möchte ohne Scheu und Hehle
Nur wandeln auf der offnen Bahn;
Doch ehrt er auch der Mutter Willen,
Die Boten schickt in reicher Zahl
Zur fernen Tochter aus im Stillen,
Zu führen sie in's Heimaththal,
In's Vaterhaus als Unbekannte,
Wo Keiner ihren Namen nannte;
Wo sie als Friedensengel soll
Erst sühnen dunklen Fluches Schwere,
Und frommer Liebe Himmelswehre
Entgegen setzen finst'rem Groll.

So ist des Wiederseh'ns Erblühen
Verhüllt in trüber Nebel Grau,

Und durch des Himmels fernes Blau
Sieht bange Ahnung Blitze sprühen.
O, armes Menschenleben! wie
Bist Du bedroht zu jeder Stunde!
Wie kannst Du sorglos werfen nie
Die Anker aus zum Meeresgrunde!
O armes Haus du! dessen Schwelle
Die Schuld mit gift'gem Thau befleckt!
Wie hat zu jeder Frist so schnelle
Dein Dach des Sturmes Droh'n erschreckt,
Daß selbst der Liebe Lichtgestalt
Ihn oft mit zwingender Gewalt
Herauf beschwört in dunklen Wettern,
Des Glückes Blüthen zu zerschmettern.

Erinnerungen aus der Kindheit.

Von Louise von Ploennies.

Der dreißigste Oktober 1813.

Wie es der Doktor vorausgesagt hatte, so geschah's. Der Sturm brach so schnell über der stillen Stadt herein, daß er da war, ehe man sich besinnen konnte. Bayern und Oesterreicher lagen bereit, den bei Leipzig geschlagenen großen Kaiser auf seinem Rückzug anzugreifen. Die gespannteste Angst und Erwartung erfüllte alle Gemüther, die Hausväter bemühten sich in Eile so gut als möglich ihre Häuser vor dem ersten Anlauf zu sichern. Thüren und Fensterläden wurden mit eisernen Stäben verwahrt, die Kellerfenster möglichst geschützt, während die Hausfrauen Vorräthe aller Art in Keller und Speisekammer schafften.

Der Doktor war von seinem Beruf ganz in Anspruch genommen, doch benutzte er jeden freien Augenblick um den nachbarlichen Institutsdamen Trost und Hülfe zu bringen. So kam er am Morgen des neunundzwanzigsten und fand alles in der größten Aufregung. Die älteste der Vorsteherinnen, Tante Tala genannt, war auf den Gedanken gekommen mit dem Institut nach dem nahen Frankfurt zu flüchten, wo sie angesehene Bekannte hatte. Die jungen Mädchen waren deßhalb alle zu ihr in's Eckzimmer citirt worden,

sie machte sie in einer kurzen Anrede mit der Lage der Stadt bekannt, und legte ihnen den Plan vor, dessen wir erwähnt haben. Jede der Pensionairinnen sollte ein kleines Bündel mitnehmen, das die allernothwendigsten Gegenstände enthielte, sie wollten sich zu Fuß auf den Weg begeben und dürften sicher in vier bis sechs Stunden Frankfurt erreichen, wo sie herzlicher Aufnahme gewiß sein würden. Gott würde sie, wie einst das auserwählte Volk schützend begleiten, sie sollten sich deßhalb nicht fürchten und so schnell als möglich ihre Vorbereitungen treffen, denn Schlag 11 Uhr müsse aufgebrochen werden.

Die lebhafte Tante Henriette war Feuer und Flamme für diesen Plan, sie begab sich alsbald mit der jungen Schaar in die oberen Räume, und ordnete das Packen an. Da man damals noch nicht wie heut zu Tag mit allen Arten Reisetaschen versehen war, so rieth Tante Henriette leinene Kissenzüge als solche zu benutzen. Dieser Anordnung beielten sich die jungen Mädchen Folge zu leisten. Jede raffte so schnell als möglich zusammen was sie für das „allernothwendigste" hielt, wobei freilich das Wort des englischen Dichters „der Mensch braucht wenig hier auf Erden" nicht als Motto galt. Als sie noch in ihrem besten Thun begriffen waren, und zwei Schwestern, welche zusammen einen großen Sack packten, sich darüber stritten ob sie ein halbes oder ein ganzes Dutzend Betttücher mitnehmen wollten, erklang die Klingel, gleichdarauf trat der Doktor in das Haus und begab sich zu Tante Tala. Es wurde ihm nicht schwer, dieselbe von der Unausführbarkeit ihres Planes zu überzeugen. Als sie erfuhr, daß sie mitten durch Bayern, Oesterreicher und Kosacken zu wandern hätten, um am Ziel in die französische Armee zu gerathen, so gab sie das Unstatthafte ihrer Auswanderungsplane zu. „Ich sehe ein," sagte der Doktor, „daß Ihre große Gewissenhaftigkeit in Beziehung auf die Ihnen anvertrauten Kinder Sie in diese Aufregung versetzt hat; aber ich erlaube mir Sie daran zu erinnern, daß dies einer jener Fälle ist, in welchem Vernunft und Religion gebieten uns passiv zu verhalten. Lassen Sie uns nicht vergessen, daß wir auch hier in Gottes Hand sind. Dabei wollen wir aber nichts versäumen, was die Klugheit gebietet." Darauf machte er den Damen praktische Vorschläge für die Bedürfnisse des Augenblicks, und begab sich dann mit Tante Amalie in den oberen Stock um dem Treiben der jungen Damen eine andre Richtung zu geben.

Die vierundzwanzig Mädchen waren je zwei und zwei in einer Colonne,

welche Tante Henriette befehligte, aufmarschirt. Sie hatte eben befohlen, die Säcke vom Boden aufzunehmen und sich in Bewegung zu setzen, als es sich zeigte, daß die sämmtliche Bagage viel zu schwer für dieses leichte Fußvolk war. Sie befanden sich deßhalb in nicht geringer Verlegenheit und waren froh, als der Doktor eintrat, und die rückgängige Marschordre überbrachte.

Er bat Tante Henriette sich mit der jungen Schaar herunter in den Saal zu verfügen, dort ermahnte er sie zu gläubigem Gottvertrauen und geduldigem Ausharren. „Wir können nicht von allen unsern jungen Freundinnen verlangen, daß sie unsre patriotische Gesinnung theilen,“ sagte er, „aber diejenigen unter Ihnen, welche Deutsche sind, werden die große Bedeutung der Gegenwart auffassen, und sich am großherzigen Beispiel so vieler edler Frauen begeistern, die nicht zögern dem Vaterland das Liebste was sie besitzen, zum Opfer zu bringen. Bedenken Sie, wie viele Mütter, Gattinnen, Schwestern und Bräute angstvoll zu Gott flehen, und lassen Sie uns unsre Stimmen im feierlichen Gebet vereinigen.“

Er trat darauf zum Flügel und schlug den herrlichen Choral an: „Eine feste Burg ist unser Gott.“ Als er denselben begeistert anstimmte, fielen die jungen Mädchenstimmen ein, und ihre Herzen entzündeten sich am heiligen Feuer melodischer Andacht. Tante Amalie aber lag in ihrem kleinen Zimmer auf den Knieen, und bat den Herrn der Heerschaaren ihr stilles Dach zu beschirmen und zu beschützen, und ihr die Gnade zu gewähren, daß sie die ihr anvertrauten Kinder an Leib und Seele unversehrt in die Hände ihrer Eltern zurückgeben dürfe.

Ahnungsgrauend, todtesmuthig
Bricht der große Morgen an,
Und die Sonne kalt und blutig
Leuchtet unsrer blut'gen Bahn. Th. Körner.

Die Schlacht hatte vor Tagesanbruch begonnen. Todtenstille lag auf der Stadt. Alle Fensterläden waren geschlossen, alle Thüren mit schweren Eisenstäben verrammelt, die Straßen leer, die Häuser schienen ausgestorben. Kein Herdfeuer brannte, kein Schornstein rauchte, kein menschlicher Laut war zu vernehmen. Selbst die Thiere flüchteten scheu und erschrocken in die dunkelsten Winkel, das Doktorskind stand bei seinem Vater in dessen Studirstube, und betrachtete mit schmerzlichem Erstaunen sein ausdrucksvolles Gesicht, das von tiefer Sorge beschattet war. Eine Weile darauf stieg er mit seinem

Kind in den dritten Stock zu seiner geliebten Vogelsammlung. Er ging ernst zwischen den aufgeschichteten Reihen der Vogelkasten hindurch und schwere Seufzer beklemmten seine Brust. Deutlich vernahm man durch die Todtenstille, welche in der Stadt herrschte, die Commandorufe der Anführer; der Donner der Kanonen dröhnte dazwischen, während das unaufhörliche Knattern des Gewehrfeuers die Sinne in beständiger Spannung erhielt. Plötzlich wurde der Saal wie mit bengalischem Feuer erleuchtet: „Mein Gott, mein Gott!" rief der Doktor erschrocken, „es brennt!"

Sein Kind an der Hand, stieg er die Treppe hinauf, die zum Speicher führte, und gewahrte durch ein kleines Fenster schauend, die Brandstätte. Die unglückliche Vorstadt stand in lichten Flammen. „Die armen Menschen!" sagte er leise, „wer weiß, ob nicht in der nächsten Stunde auch mein Haus und meine geliebte Sammlung ein Raub der Flammen wird." Noch einmal betrat er den Vogelsaal und sagte zu seinem Kind: „Du kannst Abschied nehmen von unsern lieben Vögeln, denn" —

In diesem Augenblick dröhnte es in der Nähe, als ob das Wetter eingeschlagen habe. „Gott sei uns gnädig!" rief der Doktor und eilte an's Fenster. Eine Bombe war in die gegenüberliegende Kirche gefahren, und es war nur zu wahrscheinlich, daß sie sowohl, als die sie umgebenden Straßen das Schicksal der Vorstadt theilen würden.

Der Doktor riß sein Kind vom Fenster weg, nahm es in die Arme und eilte mit ihm die Treppen hinab in den Keller. Alles war da drunten so zweckmäßig als möglich vorbereitet, die Kartoffelvorräthe waren geebnet und das Bettwerk darauf ausgebreitet worden; Fleischspeisen, Brod und Wein standen in einer Nische, aber es war trotz alledem unheimlich genug unter der Erde zu sitzen und über sich das Kampfgetümmel und Schlachtgeschrei zu vernehmen.

Plötzlich erscholl durch die mit Erde geschlossenen Kellerfenster, ganz in der Nähe Waffengetöse und wildes Geschrei, die französischen Commandorufe ließen sich deutlich erkennen. Einige Regimenter Franzosen waren in die Stadt gedrungen und wurden von den Bayern in den Straßen bekämpft. Der Doktor stand stumm und bleich an die Wand des Kellers gelehnt, seine kleine Tochter schmiegte sich zitternd und bebend an den Vater; nach einer Weile zog sich das Kampfgetöse in die Ferne, dagegen vernahm man Aechzen und Stöhnen der bei dem Straßenkampfe Verwundeten und Sterbenden.

Den Doktor litt es nicht mehr da drunten, er ging hinauf. Vom Hofe und Garten her, die an die Wallgassen stießen, hallte noch immer das Schlachtgeschrei und dröhnte der Kanonendonner, doch war dieser Theil der Stadt weniger ausgesetzt als die Vorstadt, das Frankfurter Thor und andre Straßen. Er eilte hinauf ins Haus, um hinüber nach der französischen Kirche zu sehn, in welche die Bombe gefahren war. — Da sah er zu seinem Erstaunen das Gebäude unversehrt; erst am nächsten Tag erfuhr er, wie dies möglich geworden war. Die großherzige Aufopferung eines Einzigen war hier, wie schon öfter, rettend für Viele geworden. Man hatte in der Kirche, wie in allen öffentlichen Gebäuden große Gefäße mit Wasser aufgestellt; den Küster der Kirche hatte es in diesen Stunden der Angst und des Schreckens in das Gotteshaus getrieben; ganz allein in dem weiten Gebäude hatte sich seine flehende Stimme zu Gott erhoben; da umdröhnte ihn plötzlich ein prasselndes Getöse, und mit einem Hagel von losgerissenenSteinen fuhr die Bombe herab und blieb zwei Schritte vor ihm liegen. Ohne zu überlegen, ob dies klug oder ausführbar sei, ergriff er die Kugel und warf sie in das nicht fern stehende Wasser. Eine halbe Minute später würde es zu spät gewesen sein; solche Thaten sind Eingebungen Gottes. Als jene schweren Oktobertage vorüber waren, wurde jenes Loch in der Decke der Kirche vermauert, die Kugel aber an der Stelle, wo sie hereingefahren war, zum Gedächtniß aufgehangen. Das Auge des Doktorkindes hat oft in den darauf folgenden Jahren an jener Kugel gehangen, um die ein Kreis von gemalten Flammen die Gefahr andeutet, welche durch die stille Heldenthat des Küsters beseitigt wurde. Die Inschrift 30. Oktober 1813 erinnert an jene Tage und Nächte der Angst und des Schreckens.

Auch der zweite Tag war dem Kampf geweiht. Fürst Wrede, der die Bayern befehligte, war verwundet und in das Haus des israelitischen Banquiers Kaula gebracht worden. Während der Nacht bivouakirten Dragoner bei lodernden Wachtfeuern in der französischen Allee, aber am dritten Tag war der Feind weiter gezogen und die Menschen fingen an sich umzuschauen nach ihren Nachbarn, und sich einander ihre ausgestandene Angst zu erzählen.

Der Doktor ging natürlich zuerst zu seinen alten und jungen Freundinnen; sie waren wieder in den gewohnten Räumen, und eifrig beschäftigt Kartoffeln für die Suppe zu schälen, die jeder Hauseigenthümer in großer

Quantität für die Soldaten zu kochen hatte. Als die Arbeit vollendet war, schlug der Hausfreund den Vorsteherinnen vor, sie nach und nach in ein befreundetes Haus auf den Markt zu führen, um ihnen und den jungen Mädchen die dort versammelten Truppen zu zeigen.

Dies geschah und die Eindrücke, welche Alle an jenem Tag empfingen sind gewiß für die Meisten unvergeßlich geblieben.

Der große viereckigte Marktplatz wimmelte von bayrischen und österreichischen Soldaten, zwischen denen sich zahllose gefangene Franzosen herumtrieben. Diese, meist noch sehr junge Leute, stellten ein bejammernswerthes Bild des Elends dar. Zerlumpt, abgezehrt, verwundet, halb verhungert, konnte man sie nicht ohne tiefes Mitleid ansehn. Gutmüthig gingen die deutschen Soldaten durch ihre Reihen und schnitten ihnen das Brod der Gefangenschaft. Aus den umliegenden Häusern wurden Wein, Brantwein, Suppe und Lebensmittel aller Art hinunter geschafft und gierig in Empfang genommen, kein Auge blieb trocken, aller Egoismus, aller Parteigeist verschwand vor dem menschlichen Elend, das der Mensch menschlich lindern soll, Freund und Feind sprachen einander liebreich zu, die innersten Gefühle waren ergriffen und erhoben.

Hernach führte der Doktor die junge Mädchenschaar in die Vorstadt, wo die noch rauchenden und schwarzen Trümmer der gestürzten Häuser ihnen traurig entgegen starrten.

Leergebrannt
Ist die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette.
In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.

(Schiller.)

Viele dieser abgebrannten Unglücklichen irrten um die Trümmer ihrer Habe, Manche starr und stumpf, Andre weinend und wehklagend. Unter diesen befand sich ein Mann, der Vorsteher einer besuchten Wirthschaft gewesen war. Mit seiner Frau und zwei Kindern starrte er in den noch immer glimmenden Schutt; der Doktor faßte ihn beim Arm und sprach ihm Muth ein, und als der niedergebeugte Mann ihn nicht anhörte, nahm er dessen Frau und

Kinder mit in sein eignes Haus. Da währte es denn nicht lange, bis der Unglückliche nachkam; obgleich Anfangs für allen Trost unzugänglich, erholte er sich nach und nach, und blieb mit seiner Familie unter dem Dache des edlen Mannes, bis seine Verhältnisse geordnet waren.

Schwere Opfer waren gebracht worden und mußten fortdauernd gebracht werden, aber das Vaterland war frei von der Knechtschaft, die Zeit war da von welcher der begeisterte Sängerheld die ergreifenden Worte sang:

Hinter uns im Graun der Nächte
Liegt die Knechtschaft, liegt die Schmach,
Liegt der Frevel fremder Knechte
Der die deutsche Eiche brach.

War aber jene Zeit, die auf die Angsttage der Schlacht folgte, für alle Bürger eine schwere und sorgenvolle, so war sie es ganz besonders für die Aerzte. Durch die vielen gefangenen und verwundeten Soldaten war der Typhus in die Stadt gekommen, viele Familienväter, deren Familien sich bei allen äußeren Verlusten glücklich gepriesen hatten, diesen theuersten Schatz gerettet zu sehen, erlagen der furchtbaren Seuche.

Der Doktor war Tag und Nacht in angestrengtester Thätigkeit, endlich wurde auch er von der furchtbaren Krankheit ergriffen.

Dieselbe trat Anfangs so gelind auf, daß die ihn behandelnden Collegen sich der Hoffnung hingaben, ihn bald wieder hergestellt zu sehn; aber die große Erschöpfung wollte nicht weichen und das Uebel nahm von Tag zu Tag einen schlimmeren Charakter an. Er lag schon vierzehn Tage, als die Nachricht, daß der in seine Staaten zurückgekehrte Kurfürst auch Hanau besuchen werde, ihn momentan freudig erregte. Er nahm alle Kraft zusammen um Plane zur Ausschmückung seines Hauses und des Mädcheninstitutes zu zeichnen.

In der Stadt war alles in begeisterter Freude; man wetteiferte dieselbe würdig an den Tag zu legen; Triumphbögen wurden erbaut, Kränze gewunden, Bilder und Inschriften verfertigt, die Straßen und freien Plätze, welche kürzlich Scenen der Zerstörung gewesen waren, prangten im festlichen Schmuck, und überall begegnete man den Spuren liebevoller Anhänglichkeit und Freude.

Das Töchterlein, das während jener unruhigen Tage sein zehntes Jahr erreicht hatte, saß am Krankenbett des Vaters, und fragte ihn, ob denn der

Landesherr so gut sei, weil Alle sich so außerordentlich seiner Rückkehr freuten?

Der Vater zögerte einen Augenblick die kindlich naive Frage zu beantworten, dann sagte er: „Der Kurfürst ist unser rechtmäßiger Landesherr, der durch unrechtmäßige Gewalt verdrängt und beraubt war, schon deßwegen freut sich das Volk seiner Rückkehr."

„Ja," meinte das Kind, „das ist schon recht, aber ist er auch gut?"

„Du weißt liebes Kind, daß kein Mensch vollkommen ist, und so haben die Fürsten auch ihre Fehler, aber er ist im Ganzen ein guter Fürst, und dann siehst Du, er ist unser Fürst von Gottes Gnaden, seine Ahnen haben unser Land regiert und sind mit unsern Voraltern jung gewachsen, er ist unter uns geboren worden und hat gute und böse Tage mit uns erlebt. Darum, wenn auch der Kurfürst etwas wunderlich ist, so lassen wir uns doch lieber etwas von ihm gefallen, als von einem Fremden, der nicht zu uns gehört und der kein Herz für sein Volk hat."

Der Doktor sank erschöpft in die Kissen zurück und der eintretende Arzt schickte das kleine Mädchen hinaus, und gebot die größte Ruhe.

Der Einzug des Kurfürsten fand am nächsten Tag statt, die jungen Bürger spannten in begeisterter Freude die Pferde aus und zogen den wieder geschenkten Landesherrn selbst in die Stadt. Am Abend gab sich die allgemeine Freude in einer glänzenden Beleuchtung kund. Zwei Häuser an der französischen Allee zeichneten sich durch schöne Transparente mit sinnigen Inschriften aus. Das eine war das Institut der Damen Sch—wetter, das andre das Haus des allgemein verehrten Doktors L. Als der Landesherr im offnen Wagen vorüberfuhr, ließ er anhalten, und las die an einem Fenster im Erdgeschoß leuchtende Inschrift:

"Des Vaterlandes Liebe
Ist schön, ist menschlich groß,
Die edelsten der Triebe
Entspringen ihrem Schoos,
Und wer durch sie den Tod erwirbt
Für Weib und Kind und Freunde stirbt."

„Wer wohnt in diesem Haus?" fragte der Landesherr einen der den Wagen umstehenden Bürger.

„Ein Sterbender," — war die traurige Antwort.

Der erste Schnee.

Von Fr. Güll.

Ei, du liebe, liebe Zeit,
Ei, wie hat's geschneit, geschneit!
Rings herum, wie ich mich dreh',
Nichts als Schnee und lauter Schnee.
Wald und Wiesen, Hof und Hecken,
Alles steckt in weißen Decken!
Und im Garten jeder Baum,
Jedes Bäumchen voller Flaum!
Auf dem Sims, dem Blumenbrett
Liegt er wie ein Federbett!
Auf den Dächern um und um
Nichts als Baumwoll' rings herum!
Und der Schlot vom Nachbarhaus,
Wie possierlich sieht der aus:
Hat ein weißes Müllerkäppchen,
Hat ein weißes Müllerjöppchen!
Meint man nicht, wie er so raucht,
Daß er just sein Pfeifchen schmaucht?
Und im Hof der Pumpenstock
Hat gar einen Zottelrock,
Und die pudrige Perücke,
Und der Haarzack im Genicke,
Und die ellenlange Nase
Geht schier vor bis an die Straße! —
Und gar auf der Gasse drauß!
Wär' nur erst die Schule aus!
Aber dann, wenn's noch so stürmt,
Wird ein Schneemann aufgethürmt,
Dick und rund und rund und dick
Steht er da im Augenblick.
Auf dem Kopf als Hut 'nen Tiegel,
Und im Arm den langen Prügel,
Und die Füße tief im Schnee;
Und wir rings herum, Juhe!
Ei, ihr lieben, lieben Leut',
Was ist heut das eine Freud'!

Der Roßstein.*)

Von Anton Forsteneichner.

Frisch gewagt!

„Gedrungen, rund von Huf, die Fessel lang,
Welch Aug' am kleinen Kopf! die Nüstern weit,
Breitbrustig, fein von Gliedern, drall im Gang,
Dickschweifig, schlichte Mähn, im Kreuze breit:
Schaut, welch ein Roß! Kein Mangel kann es drücken —
Ein stolzer Reiter nur den stolzen Rücken!"

(Shakespeare.)

Die größten Künstler alter und neuer Zeit haben das Roß in Marmor und Erz gebildet.

„Aus der mächtigen Brust strebt wie gebogener Stahl der Hals, mähnenumwallt, und hebt das edle Haupt empor mit den klug vordringenden Augen und dem aufhorchsamen Ohr. Die kraftstrotzende Rundung der Rumpfgestalt, aus der im vollen glänzenden Strahl der Schweif herabfließt, trägt der Fuß zierlich und doch stark. Denn im hörnenen Huf ist ihm Hammer und Keule gegeben. Ungeduldig scharrt er den Boden, das Auge blitzt, die Nüster dampft, herausforderndes Wiehen schmettert in die Lüfte!"

Und erst wenn dieser Marmor Leben gewänne!

„Wie majestätisch bäumt sich das edle Roß empor! Wie kühn springt es an! Einem Vogel gleich schießt es dahin feuerschnaubend, schaumwerfend, schwebt über der Kluft, dreht sich im Wirbel, um von Neuem davonzufliegen, gleichsam den Raum verschlingend und die Schollen hinter sich in den Abgrund schleudernd, und nun ein Ruck des Reiters — und regungslos, wie aus Stein gehauen steht es da." (Masius).

Ein solches, aus Stein gehauenes Roß ist unser Berg — der Schöpfer selbst hat ihn gemeißelt.

Es war vor einigen Jahren ein klarer Sommertag, da zog's mich in die Bergwelt. Die Reise war auf drei Tage ausgesteckt. Der erste Abend galt dem Wallchensee. Ich steuerte noch spät in den See hinein. Das Wettersteingebirge glüht aus im Abendsonnenhauch, und dieser Hauch liegt über dem stillen, einsamen, bergumkränzten See — tiefe Ruhe, heiliger Frieden. Ein Wasservogel, weißgefiedert, fliegt am Ufer hin. Jetzt ist's wieder einsam,

*) Von Länggries aus bestiegen.

still wie zuvor. Da wird die Seele so ruhig wie Berg und See, und ich meinte, hier müßte die tiefste Leidenschaft auslöschen und mit dem Abendroth verglimmen.

Ich sagte den Bergen gute Nacht, einem besonders, der etwas in der Ferne so keck sich ins Abendroth hob.

Noch ehe die Berge vom Frühroth angeglüht, wanderte ich dem Jachenauerthale zu und mit den ersten Sonnenstrahlen erblickte ich meinen gestrigen Bekannten. Rechts und links waren nur bis an den Gipfel bewaldete Berge, und so that mir der stete Anblick dieses aus dem Waldmeer auftauchenden, wildbäumenden Rosses um so wohler.

Gegen Abend schlug ich die Ruder in die Wellen des Achensees, der Mond spielte mit seinem Lichte am Ufer und in den Wellen und hinauf bis an die Berggipfel. Abendliche, ahnungsreiche Milde lag über dem See, feierlich ruhte er unter dem Gewölbe des Sternenhimmels. Geheimnißvoll schauten Himmel und Sterne, Fels und Wald und mein eigen Bild aus dem wundersamen Element mich an. Ich fuhr der Scholastika*) zu, meinen Blick begränzte gegen Norden ein breiter Bergwaldrücken, über den ein ernster Kopf neugierig in das dunkle Auge des See's schaut — der liebe Freund vom Wallchensee und der Jachenau. Jetzt hatte er mein Herz gewonnen, ich wollte so gern näher mit ihm bekannt werden, aber der morgige Tag soll in der großen Stadt abgeschlossen werden. Heute mag ich nochmal singen, morgen ist's zu spät:

„Endlich, diese lichten Tage,
Blauer Himmel, stiller See,
Alp'rauschduft in sonn'gen Lüften,
Tannen über schwarzen Klüften
Und von fern der Gletscher Schnee!
Ach da kommt so wonnig wieder
Innig Wohlsein auf mich nieder.“ (Geibel)

Die Drossel flötete ihr sehnend Morgenlied von der dunkeln Tanne, und mit diesem Lied hielt ich meinen Einzug in das Bad Kreuth. Ein Paar geschäftige Wesen liefen über den Hof, sonst ward's noch ruhig. Ich besah den Rahmen dieses vielbesuchten Thalkessels, die schönste Arbeit daran von wildromantischer Färbung lieferte mein alter Freund — der Roßstein. Zwischen Tegernsee und Holzkirchen schickte er mir nochmal einen so

*) Sogenannt das Gasthaus am Achensee.

kräftigen Gruß nach, daß ich lachen mußte über seine naive Zudringlichkeit. — Die Abendsonne spielte im Ahorngrün, das sich wie ein Kranz um die St. Ludwigskirche (München) flicht, und mit der Sonne spielten lustig die Mücken aufundab, und oben um das Kreuz des Thurmes schwärmte die ewig flinke Schwalbenschaar. Da wollte ich nach meiner Gebirgstour noch hinauf, um wenigstens für einige Minuten über den Alltagshorizont hinauszublicken.

Der große, lange Bergwall vom Dachstein bis an die Ausläufer der Allgäuerberge ist etwas verschleiert, die Sonne sinkt tiefer, der Schleier fällt etwas mehr, ist's doch als könnten die uralten Riesen das scharfe Tageslicht nicht ganz vertragen.

Im Westen webt sich's vom Tiefroth in's Silberlicht, im Süden tauchen neue Gestalten auf, neugierig, den Rückzug des von der Nacht verfolgten Tages zu schauen. Das Licht stirbt so schön an den Höhen aus. Hinter den schwarzen Vorbergen, die im rosigen Duft glühen, erheben sich die Loferersteinberge, das Wiesbachhorn, Schneezacken von den Krimlertauern wie übergossen vom tiefroth bengalischen Feuer, während die Stubayerferner im Silberdiadem, aus reinstem Metall geschlagen, prangen.

Und einen sehe ich wieder im sanften Versprühen der dämmernden Luft — den Roßstein.

Nach dieser Rundreise um das weithin wiehernde, steinerne Pferd verfloß geraume Zeit, bis ich es bestieg. Aber seitdem ich es einmal gewagt, bin ich öfters hinaufgeklommen. An einem der spätern Augusttage (1864) war ich zum letzten Male auf seinem Rücken. Das ist eine Lust, so ein muthiges Felsenroß bei der Mähne packen, sich hinaufschwingen und einen lustigen Ritt machen über Berg und Thal, über Seen und Gletscher, über Wälder und Fluren, alte und neue Zeiten, beim Sonnenschein und Mondenlicht. Magst Du mit?

Jeder größere Berg hat seinen Charakter. Der Roßstein ist kein Venediger oder Monterosa, wo zuletzt kein Blatt, kein Vogel, nur das Lüftchen den Wanderer geleitet, wo der Pfad selbst zu beben scheint zwischen der Wand und Todeskluft, wo die absolute, lautlose, feierliche Stille ewige Sabbatruhe schafft, wo nur, wenn der Sturm den Gipfel umbraust, die Luft seufzend erbebt unter den Windstößen, und dann langgezogene heulende Disharmonien im wilden Reigen die grause Einsamkeit umtanzen, aber er ist doch mehr als so ein harmloser Rücken mit Matten und Wäldern.

Der Roßstein hat keine Karrenfelder, wo, so weit das Auge über die trostlose, bleiche, einsame Felsenfläche schweift, es traurig und erstorben aussieht, wo keine Blume blüht und ihre Honigkelche öffnet, kein Insekt summt, kein Falter gaukelt, und kein Käfer schwirrt. Eine solche Alpenwüste, die selbst die Bergdohlen und Steinhühner, Flühlerchen und Schneekrähen fliehen, hat der Roßstein nicht, aber kühne Felsenmassen: sonnendurchglühte Wände und schattige Schluchten und Gehänge, an denen frische Wasserfäden niedertröpfeln, und um die sich duftige Blüthenkränze schlingen. Und Eine Blüthe flicht er um seine heiße Stirn, die sonst auf keinem Berge des Isarwinkels zu finden, auch ein Edelweiß — die Steinraute. Die Sennerinen vom Roßstein, wenn sie zu Thal steigen, verrathen sich gleich durch ihre scharfwürzigen Almbüschel mit der Raute auf dem grünen Hut.

Ein Epheu, der seit Jahrhunderten nicht verwelkt, immer grün und immer frisch, rankt sich vom Fuß bis zum Scheitel — die alten Jagdscenen aus der Zeit der Wölfe, Bären und Luchse.

Ueberraschende Gefahren werde ich Dir nicht bringen können, aber trotzdem bleibt der Roßstein ein Probirstein für Dilettanten im Bergsteigen. Hierin hat er schon die nettesten humoristischen Bilder geliefert. Oder wer müßte nicht lachen, wenn so ein holder, blondgelockter Jüngling aus der Stadt des Anstandes plötzlich sich ganz vergißt und wie ein Weberknecht *) mit den Armen und Füßen an den Wänden herumphantasirt, dann plötzlich auf der jähen Schneide angelangt mit ihren Präcipissen links und rechts sich in eine scheue Katze verwandelt, die jetzt viel darum gäbe, wenn sie im Nu hinauffahren könnte, um nicht länger am Herzklopfen leiden zu müssen?

Du hast gewiß schon gesehen, wie sich der ungeschickte Reiter duckt und an der Mähne einhält und den Hals des Pferdes umklammert, wenn es im Galoppe durch die Lüfte saust. Dieses Ducken, Einhalten, Umklammern.... ist auch auf dem Roßstein Mode!

In unsern Tagen will sich auch die Krinoline auf die Gipfel wagen; die muß im Thale bleiben, wenn sie sich gerade den Roßstein auserfehen. Ist doch nicht schön von unserem wilden Araber?

Es geht die Sage, daß neckische Kobolde dort hausen, denen es die größte Lust, irrezuführen und den Wanderer auf eine Felsenspitze zu locken. Da sitzt er nun wie eine Alpendohle, aber viel ärmer, denn er hat keine Flügel,

*) Eine Spinnenart.

und der Kobold kichert vis-à-vis an einer Wand über den Spaß, wie er ihn nennt.

Die reinen Strahlen der Sonne, das mackellose Blau des Himmels, die schmeichelnden Züge der frischen Luft, die große Rundschau über das steinerne Meer und das tiefe Land . . . . das ist feiner, edler Trank, der bis in die Seele hinein seine Erquickung haucht, und der wird hier so gut kredenzt wie auf andern Höhen.

In sechs Bildern möchte ich Dir zeigen, wie auch die Besteigung eines nicht zu hohen Berges die Seele erfrischt, wenn man die Augen noch mit etwas Anderem bewaffnet als mit der Lorgnette und dem Tubus.

Bekomme ich keine Edelraute, weil sie über Abgründen wächst und blüht, so bin ich zufrieden mit der Alpenrose und freue mich ihrer Farbe und ihres Duftes und ihrer stets grünen Blätter.

„Zwei Wanderer zogen hinaus zum Thor,
Zur herrlichen Alpenwelt empor.
Der Eine ging, weil's Mode just,
Den Andern trieb der Drang in der Brust.

Und als daheim nun wieder die Zwei,
Da rückt die ganze Sippe herbei,
Da wirbelt's von Fragen ohne Zahl:
„Was habt ihr geseh'n? Erzählt einmal!“

Der Eine darauf mit Gähnen spricht:
„Was wir geseh'n? Viel Rares nicht!
Ach, Bäume, Wiesen, Bach und Hain,
Und blauen Himmel und Sonnenschein!“

Der Andere lächelnd dasselbe spricht,
Doch leuchtenden Blick's, mit verklärtem Gesicht:
Ei, Bäume, Wiesen, Bach und Hain,
Und blauen Himmel und Sonnenschein.“

A. Grün.

I.

Des Bergwalds Lied im August.

„Welt — das gellt so hell und grell,
Wald — das schallt und hallt so hold.
Welt — das schwellt und prellt sich schnell,

Wald — da wallt und waltet Ruh!
Welt, so lasse mich!
Wald, umfasse mich!
Welt, so dreh' und kräus'le dich!
Wald, umweh, umsäns'le mich!"

(Sallet).

„In den grünen, stillen Wald!" Das war für mein Knabenohr schon einer der lieblichsten Töne. Da ging's tapfer und muthig durch Liguster, und Berberitze, Pfaffenkäpplein und Brombeerstrauch in das kühle Dunkel. Die Waldvögelein und Waldblumen lockten mich immer tiefer und tiefer, bis ich endlich müde in das weiche Moos unter einer alten Tanne sank.

Aber der Vöglein liebliche Weise ließ mir keine Ruhe, und der Bach, der keck vom grauen Felsen sprang, und der goldene Sonnenstrahl, der neckisch am Boden dahin hüpfte und durch das Zweigwerk.

"Ich folg' dem Strahl und will ihn fassen,
Er flieht davon, das ist ein Spassen,
Ein Scheckern in dem stillen Raum
Von Zweig zu Zweig und Baum zu Baum."

(Werfer).

Soll's dem Jüngling, dem Manne im Bergwalde nicht mehr wohl sein?

Die ersten Sonnenstrahlen streifen die Gipfel, ein frischer Morgenwind spielt mit den Blättern und Nadeln der Bäume — das ist ein geheimnißvolles Rauschen, die Bäume erzählen sich von Gottes Liebe.

Das ist eine Baumfreude, heiter bis in die Wurzel hinein, und ein Paar Vöglein in ihren leisen Weisen scheinen sich das zuzuraunen.

Plötzlich dünkt es, als erschrecke der Wald vor Gottes Nähe — es wird still.

Unschlüssig, ob ich am Waldesrande noch länger bleiben soll, überrascht mich ein Schmetterling. Erst zieht er weite Bogen um mich, er wird traulicher, setzt sich auf einen Stein nieder, da ist's als wollte er mir erzählen, was ihm heute schon die frisch bethauten Waldblumen anvertraut aus ihrem Stillleben . . . Mit dem fliegt er waldeinwärts, ich fliege ihm nach.

Der Bergwald im August ist allerdings nicht der im Mai. Man muß so einen Buchenwald, der sich um den Fuß des Berges schlingt, durchwandert haben im Monat Mai, um das zu fühlen.

Der Buchenwald steht im vollsten, saftigsten Grün, wie mit Gold übergossen schimmern im Sonnenstrahl die neuen Blätter. Ein sanfter Hauch wogt durch die Zweige, und die Schatten des Laubes schwanken zauberisch über den mit alten Blättern bestreuten Boden hin und her.

In den runden Baumkronen und unter dem tiefblauen Himmel ist reges Leben, jugendliche Frische, ungebundener Frohsinn. Die Vöglein wetteifern vom Morgendämmern bis zum Mondlicht in den lieblichsten Melodieen, aus dem schattigsten Winkel tönt noch die Flötenstimme des Kirschpirols. Auch am Boden zirpt's und knistert's und huscht's und schleicht's — die Glanzperiode der Insectenwelt beginnt.

Im Moos duftet das Maiglöckchen, die reinste und zierlichste Blume des Bergwaldes; so schön und farbig die andern Waldblumen sind, sie müssen zurücktreten — Heernblümlein nennen sie die Bewohner des Isarwinkels. Nur zwei möchte ich nicht zurückweisen, weil sie ein ebenso bescheidenes weißes Kleidchen tragen — der würzige Waldmeister und die Waldjungfer.

Und über all die Blüthen und den Duft schweben und streichen die vielen Falter hin.

Jetzt ist's still. Der Kukuk, der Pirol, die Grasmücke sind schon nach dem Süden gezogen, die Amseln besuchen den mit Beeren geschmückten Hag längs des Waldes und schmausen in aller Stille, und die Buchfinken treiben sich in den Hausgärtchen des Thales herum, hängen an den Sonnenblumen und lassen sich die reifen Samen weidlich schmecken, und die Staaren sind schon seit mehreren Tagen in die Weinlande abgereist, um die Traubenkur zu gebrauchen. Der Insectenreichthum hatte im Juli seinen Höhepunkt erreicht, und die Blüthen sind bald gezählt . . .

Und doch habe ich den Bergwald im August sehr lieb; Stimmen und Töne, die man in der Ueberfülle nicht achtet, sprechen jetzt so heimlich, so traut, so warm zum Herzen.

Der Morgenwind zieht über den Wald, und der Wald erklingt. Tausend schlummernde Töne werden wach, wunderbare feingestimmte Hymnen erschallen. Es ist das Loblied, das die Buchen und mit ihnen bis hinein in's Felsenrevier die Tannen dem Schöpfer singen: „Dank Dir, o Allgewaltiger! daß Du so stark uns in die Erde wurzeln und unsere Kronen und Wipfeln so hoch in den Himmel hinauf hast wachsen lassen.“

Ueber der Bergwaldwiese ruht auch jetzt noch Gottes Lächeln, die

Sonne schimmert und leuchtet so hell, der Perlenthau ist so rein, der blaurothe Enzian und der Augentrost und das Sonnenröslein so schön und der darüber weghüpfende Quell so frisch und silberglänzend. Wohl dringt zu mir heraus nicht der laute prächtige Waldruf und das Flötenconcert der Waldnachtigall, aber eine lustige Weise zittert an mein Ohr — ein Volkslied.

„Der Käfer Hochzeit."

Jeder soll willkommen sein!
Kommt herein! Kommt herein!
Bienlein sprich, was bringst du heim?
Honigseim, Honigseim!
Fliege, was schaffst du zur Kost?
Milch und Most! Milch und Most!
Wespe, was trägst du uns ein?
Näscherei'n! Näscherei'n!
Schmetterling, bringst du nach Brauch?
Blumenhauch! Blumenhauch!
Spinnchen, was hast du bereit't?
Hochzeitskleid! Hochzeitskleid!
Und, Goldkäfer, dein Geschenk?
Gold die Meng'! Gold die Meng'!
Was trägst du, Glühwürmchen, ein?
Kerzenschein! Kerzenschein!
Bremse, was bringst du für Glück?
Tanzmusik! Tanzmusik!
Mücke, du kommst leer zum Fest? —
„Tanzen ist das Allerbest!
Leichte Füße, leichter Sinn!
Nehmt mich zum Tanzmeister hin!
Juchhe!"

(Löwenstein).

Lustig und heiter wie im Mai zogen die Virtuosen an mir vorüber und ich lobte sie, jedes nach seiner Art, und das machte ihnen Spaß, denn bald begann das Lied vom Neuen.

Ein Augusttag des Jahres 1862 war es, als ich ganz allein einen andern Bergwald hinanstieg. Schon von weitem höre ich ein Rauschen und Tosen, und eher als ich's erwarte, stehe ich vor einem majestätischen Wasserfall.

Aus einer Felsenhöhlung tritt die Wassermasse, eine ganz kleine Strecke fließt sie ruhig durch das Gestein, um in vollem Ungestüm sich in einen tiefen Kessel zu werfen — da siedet's und kocht's und gährt's und rast's; das Wasser zu Staub zermalmt steigt wieder aufwärts, als grolle es dem Berggeiste, der sie hinabgeschleudert.

Aus diesem Kessel entsprungen geht's noch etwas wild und ungestüm und schäumend durch Steine, bis die harte Felsenstirn des Berggeistes sie zu neuem Kampfe herausfordert.

Die Fluthen beginnen zu zürnen; ihre freundlich grüne Farbe wird bleicher. Durch und durch empört, zersprengt die Welle in Tausend andere Wellen, unterdessen eine die andere unterwühlt oder überstürzt. Jetzt werfen sie sich wüthend auf schroffe Spitzen, in klaffende Risse, und wollen diese durchbrechen. Vergeblich! Der felsige Grund spottet ihrer Wuth, sie müssen sich kochend und schäumend wieder emporwühlen, um tiefere Tiefen zu suchen . . . .

Das ist ein Heldengedicht, vorgetragen von der Natur, und dem könnte ich Tage lang lauschen.

Auch unser Bergwald hat sein Heldengedicht, das sind die stürmischen Gießbäche, die er in's Thal schickt, nicht so gewaltig und kühn, aber immer großartig — die schäumende, bäumende Riesenschlange mit ihrem Steinpanzer im Kampfe mit dem Berggeiste.

„Wie mancher Wanderer hat hier ausgeruht,
Von deines Odems frischem Hauch erquickt,
Wie manches Auge dankbar aufgeblickt
Zu deinem Schneegeschäum in Mittagsgluth —
Wie du vom Berge springst voll Uebermuth,
Umwallt von Silberschleiern reich gestickt;
Und manches würzige Alpenblümlein nickt
Dir zu und netzt sein Haupt in deiner Flut.
Und mehr als Blumen hier am Ufer stehen,
Sahst du Geschlechter kommen und vergehen."

Und der klare, reine Wildbach hört sich wie eine Ballade und in ihr tritt ein allerliebstes Wesen auf — der Wasserschwätzer, der niedliche Bergfischer. Schau ihn nur an! Dieses nette Fischerkleid! Die weiße Brust — ein schwimmender Schaumballen, der bräunlich rothe Bauch — ein im

Bachesgrunde liegender Stein, der blaugraue Rücken — die Wasserfarbe, der braungraue Kopf und Nacken — ein Aestchen oder Wurzel am Wildbache!

Sein Leben beginnt, verfließt und endet unmittelbar an oder im Wasser. Das Wasser muß ihm sein Wiegenlied singen, den Gesang herausfordern und ihn begleiten. Wenn sie das Brausen des Wildbaches nicht mehr hören, welken sie sichtlich dahin und gehen langsam dem Tode entgegen — ein allerliebstes Wasserröslein.

Keinen Augenblick kann er sich ruhig halten: Jetzt kopfüber in die klare Welle, jetzt rasch längs der Uferwand hin, jetzt in die Luft hinauf, jetzt dicht über das Wasser schwirrend, jetzt singt er gemüthlich eine Strophe auf dem Steine, der August stimmt ihn nicht traurig, er hat selbst für den Winter sein Liedchen (Brehm).

Und wenn die Hymne und das Volkslied, das Heldengedicht und die Ballade verklungen, so bleibt uns als stete Begleiterin die Idylle — der lebhaft sprudelnde Bergquell mit seinen hundertfältig wechselnden Randverzierungen. Dieses melodische Rauschen, hervorbrechend aus den geheimen Werkstätten, dieses Jauchzen dem Lichte und der Freiheit entgegen, dann wieder dieses Murmeln, als gilt's zu erzählen von der Berge Schachten, von eingesunkenen Bergestrümmern mit schimmernden Schätzen, von wunderlichten Steinen, die in krystallnen Felsenspalten vom Kobold sorglich bewacht, und dann ein Flüstern unter Blumen wie das Gebet eines Kindes . . . .

Wundert's Dich, wenn die Blumen über den Rand sich neigen und lauschen? wenn die Königin dieser kleinen Welt, die Libelle, zierlich hin und wiederflattert? wenn das Bergvöglein sich kühlt an dem frischen Hauch und wenn wir uns auch niederlassen und lachen über die poetische Ader, die aus dunkler Felsenpforte mit bangem Schrei hervorbricht und dann in sich hineinkichert . . . .

Ein rauher Felsen, umkränzt von zarten Blumen, darauf eine schwarzwilde Tanne, ein Moosteller voll saftiger Erdbeeren, daneben aus verwettertem Stein ein perlender Quell und dazu ein froh Gemüth — was willst du mehr im Bergwald?

Und nun heißt's sich trennen vom Walde!

Da stehen sie wirr beisamen: Ahorn und Buchen, Tannen und Ulmen, Birken und Eichen . . . . Der eine streckt die Zweige in die Weite, der rührt schirmend das Gras mit der Hand, der steht zum Himmel stolz ge-

richtet : . . und doch irret keiner den andern. Jeder hat seine eigene Sprache, und doch fließt der mannigfache Klang vermischt mit dem Quellen- und Bächerauschen in Einen brüderlichen Choral zusammen in diesem herrlichen Dome.

Ja wirklich ein Dom!

Alles strebt ernst und majestätisch in die Höhe, wie Pfeiler eines altehrwürdigen Münsters stehen die Säulen des Waldes da; schlank, riesengroß, schweigend, das Auge folgt dem mächtigen Stamme von Unten nach Oben, die gewaltigen Aeste verschlingen sich zu einem dichten dunkelgrünen Gewölbe, durch das, wie die goldenen Sterne eines Gewölbegrundes, das Blau und Licht des Himmels in das Halbdunkel hineinstrahlt.

Und wenn die Bergblümchen aufwachen und sich die Aeuglein trocken reiben vom Himmelsthau und zum sonnigen Gewölbe aufblicken, oder wenn die kleinsten sich in's liebe Grün ducken, als ob sie des hellen Sonnenspieles nicht werth — so ist das eine stille Augustandacht, die sich immer gerne schauen läßt.

Was weinst du, Blümlein, im Morgenschein?
Das Blümlein lachte: „Was fällt dir ein!
Ich bin ja fröhlich, ich weine nicht —
Die Freudenthräne durch's Aug' mir bricht!"

(Rollet).

Urselchen.

Von Schönke.

Es ist schon lange, lange her, dreihundert Jahre und darüber, da lebte ein gutes und merkwürdiges Kind, die kleine Ursula Kochanowski. Ihre Eltern wohnten in dem schönen Dorfe Czarnolas in Polen nach Krakau hin; sie waren sehr tugendhafte Leute und hatten sechs schöne und gute Töchter. Urselchen war die jüngste, sie hatte noch nicht ihr drittes Jahr zurückgelegt. Ihr Vater, Johann Kochanowski, geb. 1530, war ein Edelmann, ein berühmter polnischer Dichter und Gelehrter. Klein Ursel verstand auch schon in Versen zu sprechen und das so ganz aus sich selbst. Es war ein gar niedliches Kind und gut wie ein Engel. Morgens dachte Ursula nie eher an's Früh-

stück, als bis sie das Vaterunser gebetet hatte, und Abends ging sie nie schlafen, ohne zuvor dem Vater und der Mutter eine gute Nacht gewünscht und zu Gott um die Gesundheit der Eltern gefleht zu haben. Urselchen war die Freude des ganzen Hauses, des Vaters Augapfel. Es war aber auch ein Wunderkind; hübsch und niedlich, so artig und höflich, daß es Alle lieben mußten. Mit fröhlichem, lächelndem Gesichtchen lief es singend im Hause umher. Näherte sich ihm der Vater, so streckte es ihm die Händchen entgegen. Niemals wurde sie irgendwo im Hause lästig, nie weinte sie um Kleinigkeiten. Dabei war sie so ordentlich, daß ihre Kleidchen stets weiß und rein blieben. Gern weilte sie im Garten und pflückte Blumen für ihre Schwestern. Die Eltern schafften ihr die schönsten Kleider an; aber Ursel bildete sich nichts darauf ein. Das Wunderbarste aber war und blieb, daß ihr der liebe Gott die Gabe verliehen hatte, so ganz von selbst mancherlei Verschen zu machen. Einmal erwartete Herr Kochanowski den Besuch eines Verwandten und Freundes. Es war ihm zu langweilig, im Hause zu warten; darum ging er dem Freunde entgegen. Klein Ursel im weißen Kleidchen mit goldenem Gürtel, himmelblauen Schleifen im Haar, vertrat dem Vater den Weg und sagte: „Geh mit mir auf die Wiese, Vater; ich will für unsern Gast Blumen pflücken.“ Der Vater fragte sie: „Weißt du denn, mein Plaudermäulchen, wer zu uns kommen wird?“ Urselchen sang unaufgefordert:

Ein Ritter kommt geritten,
Den Eltern wohlgelitten;
Ich aber werfe Blümelein
Ihm unter seine Füße fein.

Kochanowski umarmte und herzte seine liebe kleine Tochter und fragte: „Aber was wirst du denn zu ihm sagen, wenn er gekommen sein wird?“

„Da werd' ich ihm etwas vorsingen,“ versetzte Klein-Ursel, und vor den Vater sich stellend, stemmte sie das Händchen an die Hüfte, neigte das Köpfchen zur Seite, stampfte mit den Füßchen, wie ein Bäuerlein beim Tanze, wenn es sich vor den Geiger stellt, und sprach:

Nicht hast Ursel Du gekannt,
Und ich liebe dich,
Jetzt bin ich Dir wohlbekannt,
Also liebe mich! —

Erfreut rief Herr Kochanowski: „Geh, meine kleine Nachtigall, und wiederhole das Verschen der Mutter.“ „O, ich habe es schon vergessen,“ spricht Ursula, aber mit dem Finger auf ihr Köpfchen deutend, fügte sie bei: „Hier sind andere, die ich später sagen werde.“ Indem schrie sie auf: „die Gäste kommen.“ Und siehe da! die erwarteten Freunde sprengten heran. Als Kochanowski mit ihnen und mit seiner Frau in die Nachbarschaft fuhr, und die Mutter die Wärterin ermahnte, darauf zu sehen, daß das liebe Mägdlein nicht an den Teich laufe, bat Urselchen, die Hände gegen den Vater ausstreckend, daß sie zeitig heimkehren möchten; denn Du weißt, Vater

Dein armes Kind zu Hause
Seufzt nach der Mutter bang,
Es schließt die Aeuglein nimmer,
Und währt es noch so lang,
Bis es euch sieht zu Hause
Bis es euch sieht im Zimmer.

Einmal kam der Hetman Zamoiski, der das gesammte polnische Kriegsheer befehligte und in ganz Polen der erste war nach dem Könige, zum Besuch. Nach langer Unterhaltung sagte er, Kochanowski möchte ihm doch seine Kinder zeigen. Die Mutter redete zu, Urselchen möchte von selbst hingehen und den Hetmann mit einem hübschen Verschen begrüßen. Sie erzählte dem Kinde mancherlei von ihm, wie er so mächtig und reich sei im ganzen Polenlande, wie er herrliche Paläste und Schlösser habe, goldene Kleider, Edelsteine, eine fürstliche Gemahlin, und wie er so gut sei, wie sehr er die Kinder liebe, aber selbst keines habe, und doch so großes Verlangen darnach trage, daß Gott ihm ein Kind, besonders einen Sohn, schenken möchte. Klein Ursel that, als wenn sie das alles nicht gehört hätte, und versprach, artig zu sein. Die Mutter nahm sie bei der Hand und führte sie zum Herrn Zamoiski. Als dieser sie erblickte, bedauerte er, daß sie ihm das Engelchen nicht früher gezeigt hätten. Er nahm Urselchen auf's Knie und tändelte zärtlich mit ihr. Sie guckte ihm in die Augen; dann betrachtete sie seine theueren Kleider, betastete mit ihrem Händchen die schönen Ringe und Edelsteine, welche Zamoiski an sich hatte, und als er sie frug, ob das schön sei, antwortete sie:

Schön, reich und wunderbar,
Wie's keinem je noch war;
Doch gäb ein Kind Dir Gottes Hand,
Du gäbst dafür den ganzen Tand.
Ich aber heb' die Hände gern
Und fleh' empor zu Gott dem Herrn:
Er möge Dein gedenken,
Dir einen Knaben schenken.

Der Hetman war erstaunt und fragte: „Wer hat dich denn solche Verschen gelehrt?“ — „Niemand“ versetzte das Kind; „ich plaudre die Verschen immer von selbst.“

Der Hetmann drückte die Kleine ans Herz und gab sie der Mutter mit dem Wunsche zurück, daß Gott sie ihr gesund erhalten möchte. — Als ein andermal zu Kochanowski zahlreiche Gäste gekommen waren und er dieselben nach altpolnischer Sitte reichlich bewirthete, und sich alle köstlich amusirten und im fröhlichen Gespräche begriffen waren, rief Herr Kochanowski Urselchen zu sich, küßte es auf's Köpfchen und sagte: „Mein süßes Nachtigallchen, laß Dich hören.“ Ursel stützte sich auf des Vaters Schultern und antwortete ernst:

Vater, ich denk, da der Gäste so viel,
Wird uns erblühen manch lustiges Spiel,
Aber nicht fern wohl lauert der Schmerz,
Thränen hat Mancher im Aug und im Herz.
Wissen wir, ob nach dem sonnigen Schein
Stürmen nicht finstere Gewitter herein?
Aber ich kenne ein seliges Land;
Dorten sind Sorgen und Kummer verbannt.
Jegliche Stunde versinket da schnell
Tief in des Glücks süßsprudelndem Quell,
Fließet zu neuer Freude hervor,
Wonne und Glück stets bringend empor.
Prächtig erglänzet die Sonne alldort,
Ewig erhellend der Seligen Ort.
Und in Gottes alliebendem Arm
Schwindet jedweder menschliche Harm.

Alle Gäste hörten aufmerksam zu und wunderten sich sehr über die rührenden Verse, obschon sie längst wußten, daß Klein-Ursel wie ein Vögelchen sang. Der Vater aber war darüber sehr betrübt, daß sie von finstern Gewitterwolken, von Thränen im Herzen, Thränen im Auge gesprochen hatte, als wenn sie etwas Trauriges ahnete. Er gab das kleine süße Mägdlein der Mutter und überließ sich seinen Gedanken.

Am Abende fuhren die Gäste ab, und die Kinder legten sich schlafen. Als die Mutter Urselchen zudeckte, bemerkte sie, daß ihr Köpfchen und ihre Händchen sehr heiß waren. Das gute arme Kind war erkrankt. Es hatte bereits ein Vorgefühl der Krankheit gehabt, als jene traurigen Verse aus ihrem Köpfchen entsprangen. Die Mutter erschrack ungemein. Die ganze Nacht that sie kein Auge zu, sondern saß an Urselchens Bettchen, deren Fieberhitze immer größer wurde; schon hatte sie geschwollene Wangen. Um die sechste Morgenstunde fuhr das Mägdlein in die Höhe und setzte sich; aber sein Gesicht war verändert, die Augen unstät, und es sprach Worte ohne

Zusammenhang. Selbst Mutter und Schwestern erkannte sie nicht gleich. Als man sie fragte, was ihr weh thue, sprach die Aermste unter Stöhnen: „Wer mich lieb hat, wer den Herrn Jesus lieb hat, der nehme mir den Kopf fort; denn ich halte es nicht aus." — Blutegel wurden an das Köpfchen gesetzt, verschiedene Arzeneien eingegeben; aber nichts wollte helfen. Als Kochanowski sein krankes, verändertes Urselchen im Bette erblickte, schauderte er zusammen. Er trat an das Bettchen und rief mit verzweiflungsvoller Stimme: „Ich habe kein Urselchen mehr! Ach, sie wird sterben!"

Es wurde alles angewandt, was nur möglich war; aber nichts half. Urselchen bekam immer größere Hitze; ohne Bewußtsein lag sie da. Zuweilen flüsterte sie einige Worte, Verse, welche ihre unglücklichen Eltern und Schwestern begierig auffingen. Einmal sagte sie leise zu sich selbst:

Bin ein Gras, das nicht erharrt die Stunden,
Wann den Schnitt des Mähers Sense thut;
Vor der Zeit bin ich dahin geschwunden,
Aufgerieben von des Fiebers Gluth. —

Sitzend in ihrem Bettchen redete sie zu ihrer Schwester Luise von einem Engelchen, als ob dieser Bote des Himmels käme.

Sieh' doch die gefaltnen Hände,
Hör, wie süß er zu mir spricht;
„Deine Qual hat bald ein Ende,
Trage Dich empor zum Licht;
Ursel wird dort selig sein."

Und zur Mutter sich wendend, küßte sie ihr die Hände und sprach fast fröhlich:

Weine nicht, mein Mütterlein,
Gehe ja zum Himmel ein,
Die reine Freud
Mir nicht beneid.
Dein Töchterlein
Wird Engel sein.

Als sie aufhörte in Versen zu reden, sprach sie zu sich selbst: „Ich muß sterben; aber was ist denn Schlimmes dabei, für Jesus zu sterben? Ewig werd ich mit ihm leben." Wiederum rankten Verse aus ihrem Köpfchen:

Es kommt, es kommt mein Jesus an
Ihn trägt der Jungfrau weißes Kleid.
Und Engel demuthsvoll sich nahn,
Zu dienen Beiden, stets bereit.
Ich werf mich hin zu ihren Füßen,
Die Gnadenreichen zu begrüßen.

Darnach fing Urselchen an zu weinen, rief die Schwestern herbei und nahm Abschied von ihnen, namentlich von Hannchen, der jüngsten. Auch von den Dienerinnen nahm sie Abschied, ja sie rief sogar die Haushunde an ihr Bettchen, um von ihnen Abschied zu nehmen; auch ihr Spielzeug ließ sie sich bringen und sagte ihm Lebewohl. Mutter und Vater zog sie zu sich heran, küßte ihnen die Hände, streichelte ihnen das Gesicht und sprach schmerzlich: „Ich werde Euch nicht mehr dienen, nicht mehr an Eurem Tische meinen Platz einnehmen, nicht mehr der Mutter die Schlüssel nachtragen. Ich muß eine dunkle, unbekannte Straße fahren, muß für immer von Eurem Hause scheiden!“ — Dann bat sie, daß die Fensterladen geöffnet würden, damit sie noch einmal das schöne Sonnenlicht sehen könne.

Drei Tage und drei Nächte steigerte sich die Krankheit beständig. Willig nahm Urselchen die ihr gereichten Arzeneien. In der vierten Nacht gegen Morgen rief sie mit lauter Stimme: „Jesus, Maria, Joseph“ und verstummte. Ursula Kochanowski hatte vollendet, und ihr liebes wie der Morgenthau so reines Seelchen stieg zum Himmel empor, wie sie es vor ihrem Tode vorausgesagt hatte:

Zu des Himmels reinen Freuden,
Zu den Engeln geh ich ein;
Flüglein werden schön mich kleiden,
Werde selbst ein Engel sein.

Ach, traurig war es nun in Czarnolas nach dem Tode Urselchens. Mit verweinten Augen ging der betrübte Vater umher und rief mit Schmerzen wiederholentlich aus: „Meine kleine liebliche Tochter ist nicht mehr! der eiserne, schwere Schlaf hält sie umfangen; Klein-Ursel ruht im stummen Grabe.“ Sein tiefes Weh und Herzeleid nach dem Tode des geliebten Kindes goß er auf's Papier aus und schrieb so traurige Klaggesänge, daß man sich zu Thränen gerührt fühlt, wenn man diese Trauerlieder auf Urselchen liest.

Räthsel.

Wie heißen die zwei größten Damen Amerika's? —

Eudoria.

Ein Bild aus dem Jugendleben.

Von Isabella Braun.

I.

Das erste Conzert.

Fräulein Eudoxia von Mayenwald saß am Fenster ihres Elternhauses vor dem zierlichen Nähtische; aber ihre Aufmerksamkeit war keineswegs von der Arbeit gefesselt. Das sechszehnjährige Herz schlug etwas aufgeregt, denn sie sollte heute Abend, ja schon in zwei Stunden, mit ihrer Mama zum allerersten Male ein Conzert der Hauptstadt besuchen, weßhalb sie auch bereits in geeigneter Toilette prangte. Die fröhlichen Augen schweiften wiederholt zum großen Ankleidespiegel, der gerade die rechte Stellung für diesen Zweck einnahm, und wahrhaftig, ein niedliches Bild glänzte auf dem Glase. Die dunkeln Haare, wellenartig zurückgestrichen, ließen eine rosige, breite Stirne sehen, das feine Näschen war eine Zier in Mitte des blühenden Gesichtes, um den hübschen Mund spielte ein Lächeln und was die Augen betraf, so lag darin eine liebe, heitere Seele. Ihr Anzug bestand aus einem blauen Baregekleide mit einer breiten Bandschleife um den Leib und die bauschige Fülle um den Stuhl ließ auf gehörige Weite und Länge schließen. Es war eben Alles nach der neuesten Mode, da sie erst seit zwei Monaten sich wieder zu Hause befand und die abgelegten Institutskleider eines armen Kindes harrten, um dieses zu Weihnachten auszustaffiren.

Nach einigen solchen Seitenblicken konnte Eudoxia kaum ein lautes Auflachen unterdrücken, denn ihr leibliches und geistiges Auge machten Vergleichungen zwischen Jetzt und Ehemals. Welch ein Unterschied zwischen diesem Spiegelbilde und dem Institutszöglinge mit den festgeflochtenen Zöpfen, welche wie angenagelt um's Haupt gewunden waren; dazu das grüne Uniformskleid mit verwachsener kurzer Taille, kurzen Aermeln und kurzem Röcklein, unter welchem sich dicke Lederschuhe produzirten. Sie erkannte sich kaum selbst in dieser Umwandlung und wünscht sehnlich, daß ihre ehemaligen Mitzöglinge sie sehen könnten. Wie hatten sie sich bei den Faßnachtsunterhaltungen, Bälle genannt, — gegenseitig bewundert, und wie altmodisch und geschmacklos erschienen Eudoxien jene Anzüge gegen den jetzigen. Auch im Institute hatten sie bisweilen selbst-veranstaltete Conzerte gehabt, wo das kleine Linchen sang:

„Ein junges Lämmchen weiß wie Schnee" — und Lotte sogar Klavierauszüge einer Oper vortrug; aber heute sollte sie endlich ein wirkliches Conzert von Künstlern hören, sie sollte unter dieser geputzten Menschenmenge, selbst im Putze erscheinen. O, es begannen sich also ihre Hoffnungen und Träume zu erfüllen, sie betrat wirklich die jugendliche Laufbahn der Vergnügungen, die ihr so zauberhaft erschienen waren und ein wiederholter Blick nach dem Spiegelbilde erweckte die Hoffnung in diesem Zauberlande des Glückes selbst eine kleine Rolle zu spielen.

Aus diesen schmeichelhaften Träumereien wurde sie plötzlich durch den lauten nachhallenden Klang der Hausglocke geweckt. Eudoxia sprang auf, denn sie kannte dieses Läuten; wer von uns, der schon sehnsüchtig Briefe erwartete, kennt es nicht? Ja, das kleine, erzene Zünglein hat nicht minder einen verschiedenen Ton, als die menschliche Stimme, welche bald leise, weich, zaghaft, bald heftig, schrill, munter oder gebieterisch tönt, obgleich sie aus ein- und demselben Munde kömmt. Wie schüchtern klingt das Glöcklein, wenn die Hand eines Bittenden an dem Drahte zieht. „Bim — bim — bim!" mit Zwischenpausen fleht es um Einlaß. Wie kurz und lustig tönts von der Hand eines willkommenen Besuchs in Bewegung gesetzt; ein wohlgeübtes Ohr kann leicht den bekannten Ankömmmling am Läuten der Hausglocke unterscheiden; vor allem jedoch ist der Briefträger erkennbar. Das schallt mit der Zuversicht eines längst Erwarteten, als wollte die Glocke rufen: „Aufgemacht! etwas Neues! Andere warten ebenfalls darauf!" —

Eudoxia hatte bereits vier Briefe aus dem Institute erhalten und trotz ihrer hoffnungsreichen Freude sehnte sie sich nach diesen Briefen, besonders jetzt, wo alle Zöglinge wieder dort weilten. Sie kannte also ebenfalls das Läuten des Briefboten und deßhalb vergaß sie sich so weit, selbst nach der Thüre zu springen, was sich für das neugebackene „Fräulein" nicht recht schickte, sondern dem kleinen Bedienten ihres Vaters übertragen war. Sie trat auch unter der geöffneten Zimmerthüre erröthend zurück, als wirklich der Briefbote mit lauter Stimme von der Adresse ablas: — „Fräulein Eudoxia von Mayenwald."

Ein freudiger Schimmer überflog das jugendliche Gesicht, aber im Gefühl ihrer Würde beherrschte sie sogleich die Aufregung und nahm mit ruhiger Miene den lieben Brief in Empfang. Seit den verflossenen zwei Monaten hatte sie bereits gelernt, daß es in der sogenannten „Welt" nicht

schicklich sei, die jedesmalige Gemüthsbewegung zu zeigen, während sie im Institute nicht nur das Herz auf der Zunge, sondern sogar in den Augen und in jeder Bewegung trugen. Als jedoch der kleine Bediente ihr den Rücken kehrte, brach die freudige Erwartung hervor. Vor Allem drückte sie den Brief an Lippen und Brust und rief: „O du liebes, altes Instistutssiegel! wie heimelt es mich an!“ Dann wandte sie den Brief um, betrachtete die Schrift der Adresse und sagte lächelnd: „Nein die verräth ihre Schreiberin nicht! gerade so gut könnt ich es selbst geschrieben haben. Doch was zerbreche ich mir den Kopf? lieber das Siegel!“

Schon wollte Eudoxia hastig das rothe Wachs zerdrücken, plötzlich aber griff sie nach dem Scheerchen und machte zwei Schnitte um das liebe, theure Siegel zu schonen. Nun las sie lachend: „Liebe Doxl!“ das klang ihr vom eigenen Munde so frisch und traut in's Herz hinein. Jetzt wurde sie von Niemanden mehr mit dieser Abkürzung genannt. Anfangs kam ihr der Mutter freundlicher Ruf: „Eudoxia!“ wie der Beginn einer Strafrede vor, denn im Institute war die Abkürzung so allgemein geworden, daß die Lehrerinnen nur bei ernsten Ermahnungen den vollständigen Namen gebrauchten. Freilich schmeichelte es ihr auch wieder gewaltig, nunmehr Fräulein Eudoxia genannt zu werden; ganz unwillkührlich nahm sie dabei eine gar hübsche aufrechte Haltung an, und fühlte sich nachgerade als ein, zur Huldigung berechtigtes Frauenzimmer.

Nach einer kurzen Pause, während sie die Seitenzahl zählte und welch ein dicker und eng beschriebener Brief war dies! — blickte sie auf die Unterschrift und rief, sich schüttelnd vor jugendlicher Freude: „Von meiner Fanny! meiner süßen, lieben, einzigen Fanny! — Hätte ich mir's doch gleich denken können! Wer ist auch so gewissenhaft im Halten eines Versprechens, als die rothbackige, ehrliche Fanny!“ wer opfert so viel Erholungszeit, als sie!“ Und wieder küßte sie ihren Brief, indem sie flüsterte: „Diesen Kuß dem ganzen Institute! und jetzt wollen wir einmal sehen, was sie dort treiben.“

Eudoxia stand am Fenster und vertiefte sich bei immer mehr einbrechender Dämmerung in ihren kostbaren Brief, ohne zu bemerken, daß der Bediente die Hänglampe anzündete und die Mutter sich entfernt hatte. Beim Lesen glich ihr junges Gesicht selbst einer wechselvollen Zuschrift — Liebe — Sehnsucht — Heiterkeit — Ernst — Schelmerei, Alles wechselte rasch darin und mancher Ausruf klang dazwischen. Sie war erst bis zur Hälfte gekommen,

denn manche Stelle las sie wieder und wieder, als der fatale Bediente, auf den sie eigentlich sich etwas einbildete, obwohl er nur ein verkleideter Bauernbube war, mit der Meldung in's Zimmer trat: „Die Herrschaften warten im Salon." —

Eudoxia legte mißmuthig ihren Brief zusammen und schob ihn schnell in die Tasche; wenigstens sollte er sie als Talisman in's Conzert begleiten. — Sie wußte schon, ja, sie hatte wie im Traume das Anfahren eines Wagens gehört, sie wußte also, daß Frau von Glauchberg mit ihrer Tochter, der schönen Emma, welche zu ihrer Freundin bestimmt schien, — sie und die Mama in's Conzert abholte. Mit einem kleinen, lieben Seufzer nahm sie von Fanny im Geiste Abschied und begab sich zu der neuen Freundin, von der ihr die Mama schon in's Instistut so viel des Verheißenden geschrieben, und der sie in Gedanken damals sehnsüchtig die Arme entgegen gebreitet hatte. Doch wie ganz anders war es gekommen. Bei der ersten Begegnung breiteten sich die Arme keineswegs aus, schüchtern reichte sie der feinen, eleganten Emma die Hand und fühlte kaum eine leise Berührung, während im Institute ein fester, herzhafter Druck gleichsam aus dem Gemüthe in die Finger fuhr. Bei der vierten Begegnung hatten sie allerdings auf Anordnung der Mütter sich „Du" genannt, aber es war und blieb ein ganz gewöhnliches Du.

Als Eudoxia in den Salon trat, kam ihr Emma freundlich entgegen und wieder reichten sie sich die Hände. Eudoxias Blicke hingen mit Bewunderung an der lieblichen Erscheinung und es überkam sie wie ein Zauber; sie konnte kein Wort hervorbringen, während Emma ihren Schützling von Oben bis Unten betrachtete, ob auch Alles sich dem Conzerte anpasse. Frau von Glauchberg trat nun zu den beiden Mädchen und sagte: „Es freut mich, Eudoxia, daß Du mit meiner Emma zuerst in die Welt trittst und ich hoffe, es wird ein dauerndes Freundschaftsband knüpfen, wie es bei Deiner Mutter und mir in gleichen Verhältnissen der Fall gewesen. Möget Ihr einst sowohl in traurigen, wie in diesen fröhlichen Stunden so treu zusammenhalten, wie Eure Mütter."

Der Schluß dieser Worte bewegte Eudoxiens weiches Gemüth und sie machte eine Bewegung, Emma in die Arme zu schließen, die jedoch auswich in sorgsamer Behütung ihres fast duftigen Anzuges, und zum weggelegten Fächer griff, indem sie mahnte, daß es höchste Zeit zur Abfahrt sei. Nun rüstete sich Eudoxia eilig, man stieg in den Wagen, er rasselte durch die be-

leuchteten Straßen und bald schritten die beiden Mädchen hinter ihren Müttern in den Odeons-Saal. —

Eudoxia war völlig geblendet von dem Lichtermeere, das den Glanz der seidenen Gewänder, Blumen und wohl auch Edelsteine noch erhöhte. Sie senkte vollends verwirrt die Augen, als bei ihrem Vorübergehen die stattlichen Kavaliere zur Seite traten und Einige sich verbeugten. Schüchtern nahm sie neben Emma Platz; dieser aber war es nichts Neues; sie suchte ohne jede Verlegenheit einige ihrer Bekannten auf der Gallerie zu entdecken und lenkte auch Eudoxiens Blicke dahin. Aber wie eilig schlug dieselbe die Augen nieder, als sie die Hunderte von Köpfen und all die Ferngläser, welche in den Saal gerichtet waren und auf sie selbst gelenkt schienen, bemerkte. Nun hätte sie sich am liebsten zwischen den bauschigen Kleidern ihrer beiden Nachbarinnen versteckt. Wie nur Emma es wagen konnte, hier zu stehen und sogar umher zu schauen! Sie sehnte sich unaussprechlich nach dem Beginn der Musik und drückte die Hand auf den lieben Brief in ihrer Tasche. Endlich rauschte die Ouvertüre durch den Saal, und bald schwamm ihr Herz so ganz und gar auf den Wogen der Töne, daß sie Alles um sich vergessen hatte. In ihrer Lebhaftigkeit wiegte sie oftmals das Haupt, erhob den Fächer nach dem Takte, ihre Augen glänzten und in das Herz zog ein so weiches, seliges, frommes und dann wieder jauchzendes oder trauriges Gefühl, daß sie der ganzen Umgebung entrückt schien, während manches Auge wohlgefällig lächelnd auf ihr ruhte, was ihrer Freundin keineswegs entging, die nun ihrer Seits befangen wurde mit etwas neidischer Beimischung.

Während der Conzertpause kam Eudoxia wieder zum Bewußtsein; sie erwachte aus ihrer musikalischen Begeisterung, aber dieselbe hatte eine erhöhte Stimmung zurückgelassen. Sie blickte um sich und gewahrte Emma in einer Gruppe höchst eleganter, junger Dämchen und konnte leicht bemerken, daß sie selbst Gegenstand ihrer Besprechung war. Emmas Mutter winkte ihre Tochter zu sich heran und flüsterte derselben etwas zu, hierauf nahm diese ihre anvertraute Gefährtin bei der Hand und stellte sie ihren Bekannten vor. Eudoxia lächelte ihnen nickend entgegen und bald plauderte das heitere Kind so unbefangen, wie im Institute und auch von ihrem Institute. Am liebsten hätte sie den Brief hervorgezogen und vorgelesen. Ihre kindliche Naivetät weckte manches heitere Lächeln der kleinen Schaar, Alle drängten sich näher um sie und die beobachtenden Blicke rings herum erfreuten sich an

dem „Gänseblümchen" der freien Natur, welches sich in den künstlichen Rosengarten verirrt hatte!

Wieder begann die Musik; aber Eudoxiens Aufmerksamkeit war nun getheilt; so ganz und gar wie zuvor konnte sie sich nicht mehr hinein versenken; ein zweifacher Eindruck stritt um ihr Herz und als das Conzert nun zu Ende war, schien es ihr, als ob sie unendlich viel in den wenigen Stunden erlebt hätte. Zu Hause angekommen, warf sie sich stürmisch ihrer Mutter an die Brust und rief ein über das andere Mal: „O, Mama, wie schön, wie herrlich ist das gewesen! ich danke Dir für diese Freude! O, Mama, wann ist wieder ein solches Conzert?"

Noch eine lange Weile saß sie in seliger Berauschung vor ihrem Bette. Alles wogte durch einander im jungen Kopfe: Musik, Geplauder, Lichterglanz und Seidenschimmer. Plötzlich gedachte sie ihres noch ungelesenen Briefes; aber nein, jetzt konnte sie ihn nicht hervornehmen! am liebsten hätte sie selbst während der ganzen Nacht das Erlebte in einem Briefe geschildert, doch die Mutter schaute nochmal in's Schlafzimmer und ermahnte, sich zur Ruhe zu begeben. So mußte sie also Beides, Lesen und Schreiben, auf den nächsten Morgen verschieben. Sie legte ihr Köpfchen in die weichen Kissen und begann halb wachend zu träumen, fuhr aber erschrocken empor, denn heute zum ersten Male hatte sie gänzlich ihr Nachtgebet vergessen. Sogleich faltete sie die Hände und begann dasselbe; aber immer klang die Musik dazwischen, dann fiel ihr wieder ein Wort ihrer neuen Bekannten ein, über das sich ein Verwundern fort spann, und wie sie mechanisch ihr Gebet mit „Amen" beschloß, erschrack sie vor dem Wörtlein, denn ihre Lippen hatten ohne das Herz, ohne Bewußtsein gebetet. Wieder begann sie von Neuem, aber vergebens! sie konnte sich nicht sammeln und in fromme Stimmung versetzen; mitten darin entschlief sie, aber es war und blieb ein unruhiger Schlummer.

Als sie am Morgen geweckt wurde konnte sie den Geist nicht losmachen von den Banden des Schlafes; die sonst so plötzlich geklärten Augen schloßen sich stets auf's Neue. Sie träumte, daß alle Lehrerinen, Eine nach der Andern, herbei kämen und sie weckten; zuletzt aber schrack sie auf; ihr war's, als ob die Frau Oberin selbst gekommen wäre und strafend „Eudoxia" gerufen hätte. Statt dieser stand jedoch ihre Mutter vor dem Bette und strich sanft das Haar vom glühenden Gesicht.

Eudoxia fühlte eine große Unzufriedenheit mit sich selbst. Gemäß einer

Institutsgewohnheit begann sie mit der Gewissenserforschung und dann machte sie das Gelöbniß, ihr Nachtgebet niemals mehr zu unterlassen und es immer kniend vor ihrem Bette zu verrichten. Nein, sie wollte nicht die gewiß unschuldige Freude ihres neuen Lebens mit einem Unrecht vor Gott vermischen, sondern der Institutsermahnungen eingedenk, an jedes Vergnügen ein Maßhalten knüpfen und ihm nicht die Beherrschung über ihre Seele einräumen.

II.

Zwei Freundinnen.

Eudoxia beeilte sich nun bei ihrer Toilette, um rechtzeitig am Frühstückstische zu erscheinen. Die unruhige Nacht hatte ihre Conzertbegeisterung herabgestimmt und das strafende Gewissen hielt ihr vor, was ehemals die Lehrerinen oft gethan hatten: daß sie sich allen neuen Eindrücken zu rückhaltlos hingebe. Wie der Vater nun den gestrigen Abend besprach und scherzend beifügte: „Nun, Eudoxia, Du hast gewiß keinen sehnlicheren Wunsch, als schon morgen wieder in der großen Welt zu erscheinen und ich muß wohl meinen Ballfrack in Bereitschaft setzen?“ da erröthete sie und rief: „O nein, Papa, lieber noch nicht!“ aber die Antwort hatte nur dem letzten Satze gegolten und sie fügte schüchtern bei: „Ein Conzert möchte ich freilich bald wieder hören, es war so himmlisch!“ und bei diesen Worten gewann der Eindruck des gestrigen Abends wieder die Oberhand.

Nach dem Frühstücke besorgte die Mutter gewöhlich ihre Haushaltungsgeschäfte, in welche nun auch Eudoxia eingeführt werden sollte. Es war bisher von Tag zu Tag verschoben worden; beim Klirren der Schlüssel sagte die Mama: „Eigentlich sollten wir heute mit Deiner neuen Pflicht beginnen, denn wer ein großes Conzert besucht hat, ist den Kinderschuhen entwachsen und muß die Geschäfte der Erwachsenen übernehmen; aber ich merke schon, Du brennst vor Begierde, Deinen Institutsbrief zu lesen; nun, so will ich Dir eine Gnadenfrist schenken; geh in Gottes Namen auf Dein Zimmer.“

Eudoxia umarmte ihre Mutter in jugendlicher Lebhaftigkeit und eilte von dannen. In ihrem Stübchen angekommen, entfaltete sie den Brief und begann von Neuem beim Anfange. Wir wollen ihr ein wenig über die Schulter sehen. Da hieß es also:

Meine liebe, gute, herzige Doxl! Nun hat das Schuljahr wieder begonnen und es herrschte große Freude, als die alten Bekannten sich begrüßten;

es wurde viel gelacht und viel dazwischen geweint, Du weißt schon Dorl, wie es dabei zugeht, Du hast es sechs Jahre lang gerade so gemacht. Ich habe mich auch recht über das Wiedersehen gefreut, aber Du bist nicht darunter gewesen, das ist schlimm! Du bist ja meine beste, einzige Freundin, wenn ich auch gewiß alle herzlich lieb habe. Unser Bund ist aber für's ganze Leben geschlossen worden in jener heiligen Zeit, als wir uns vorbereiteten, gemeinsam zum Tische des Herrn zu treten. Immer werde ich daran denken, welche Entschlüsse wir faßten und daß wir uns gelobten, als treue, echte Freundinen einander zur Seite zu stehen, wenn uns das unerbittliche Schicksal auch leiblich scheiden wird. Das ist nun geschehen und ich schlinge dieses Freundschaftsband um Dich, meine geliebte Dorl; es reicht ja weiter, als bis in die ferne Hauptstadt, es reicht wie wir uns gelobten, bis in's andere Leben. Täglich gedenke ich in der heiligen Messe fürbittend Deiner, und das Gleiche hast auch Du mir versprochen. Du kennst die Zeit, wann wir zur Kirche gehen und wirst nach unserer Verabredung es so einzurichten suchen, daß unsere Gebete in der gleichen Stunde gemeinsam zum Himmel steigen. O, wie werden da unsere Geister vor Gottes Thron selig in einander fließen!"

Eudoxia hielt ganz erschrocken im Lesen inne. Bis heute hatte sie ihr Gelöbniß treulich gehalten; jetzt stand der Zeiger bereits auf halb Zehn, anstatt auf halb Acht; sie hatte die Zeit vor dem Frühstücke verschlafen. O, mußte sich denn Alles vereinigen, um ihr den Nachgenuß des schönen Conzertes zu verderben! Schon stieg gegen dasselbe ein ärgerliches, anklagendes Gefühl in ihr auf, aber mitten hinein klangen die Worte ihrer Lieblingslehrerin: „Dorl, Dorl, schieb Dein Unrecht nicht auf Andre."

Ja, wieder war sie in den alten Fehler verfallen. Die erhabene Musik, welche sogar bestimmt ist, Gott zu loben und zu preisen, Seine Feste zu verherrlichen — war doch gewiß nicht Schuld, daß sie das Nachtgebet und die Messe verschlafen hatte; die ganze Schuld lag wieder nur an ihr selbst. Dann aber beruhigte sie der Gedanke, daß in der Hauptstadt noch um Eilf Uhr Messen gelesen würden und sie das Versäumte hereinbringen könne. Jetzt las sie in ihrem theuren Briefe weiter. Er erthielt nun theils heitere, theils ernste Berichte über manche Mitzöglinge, über den Beginn des neuen Schuljahres, über die große Landparthie an den schönen, dunklen Gebirgssee, wohin sie nach altem Herkommen immer auszogen, um die Wiedervereinigung zu feiern, über all die geflochtenen Kränze aus Bergmoos und Epheu, welche sie

heimtrugen, um damit geliebte Gräber, auf dem, das Institut umgebenden Friedhof, sowie in der Gruft zu schmücken. Dieser lange, liebe Plauderbrief erzählte von den neu eingetretenen Zöglingen, erging sich in Schilderungen derselben, dann umfaßte er die neue Stundeneintheilung und berichtete von der neuen Musiklehrerin. Da reihte sich an den heitern Ton ein ernster, sie sangen ja wieder jeden Morgen beim hundertfältigen Kerzenschein das Adventlied:

„Thauet Himmel den Gerechten,
Wolken, regnet Ihn herab,"

und die Adventstimmung erfüllte das junge Gemüth mit heiligem Schauer. Es galt das Herz vorzubereiten für die Weihnachtsseligkeit. Fanny schrieb:

„O meine liebe, einzige Dorl! wir wollen gemeinsam dem lieben Jesuskinde im Herzen ein weiches Lager bereiten von Kissen der Wohlthätigkeit, denn der Heiland sagte ja selbst: „Was ihr dem Geringsten thut, das habt ihr Mir gethan." In tiefstem Vertrauen theile ich Dir mit, daß ich ganz heimlich den Zucker aus meinem Kaffee weglasse; Fräulein Angela sammelt ihn und bezahlt mir am Ende des Monats das auf solche Weise Ersparte. Du weißt, liebe Dorl, mein Taschengeld ist gar gering; da muß ich es schon auf irgend eine Art zu vermehren suchen. O, wie beglückt mich dieses kleine Opfer für unser liebes Jesuskind, das mir, ich schäme mich fast, den Zucker am Weihnachtsbaum so überreichlich wieder zurück gibt, und auch das andere Geld mit Geschenken erstattet, gerade, wie Er die fünf Brode vermehrt hat. Doch von dem reichen Könige Himmels und der Erde kann man Alles dankbar annehmen, und ich thue es ja gewiß nicht deßwegen. Weiters will ich Dir nun anvertrauen, daß ich das arme Waisenkind, welches unser Nachbar, der arme Sixtel, angenommen hat, davon zu Weihnachten kleide und ich darf die Hemdchen — es bekommt zwei zum Abwechseln — das Röckchen und Alles, Alles selbst nähen; in der Erholungszeit stehe ich aber nicht müssig herum, ich stricke für mein Kind blaue Strümpfe. — Nun schreibe aber auch Du mir, herzliebste Dorl, was Du Dir zur Weihnachtsvorbereitung auserlesen hast."

Noch mehrere Seiten nahm der liebe, gute Brief ein und Eudoxia war gänzlich von seinem Inhalte beherrscht, als sich die Thüre öffnete und Emma's rosiges Gesicht hereinschaute. Mehr schwebend als gehend eilte sie auf die neue Freundin zu und rief:

„Ausgeschlafen nach Deinen Triumphen? haben Dich die Lorbeeren nicht in's Köpfchen gestochen?" —

Eudoxia fuhr wie aus einem Traume empor und sagte verwundert: „Triumphe? — Lorbeer?" —

„Thu nicht so unbefangen, kleine Cokette! neckte Emma mit erhobenem Zeigefinger und setzte bei: „Du weißt gar wohl, wie alle die jungen Mädchen von Dir bezaubert waren. Ja, ja Du hast gute Anlage zur Koketterie! ist das vielleicht auch ein Unterichtsgegenstand im Institute gewesen?"

Eudoxias Erstaunen vermehrte sich immer. Das arme Kind hatte kaum je zuvor dieses Wort gehört, vielweniger sich davon einen Begriff gemacht, und nun wurde es auf sie angewendet. Emma jedoch rief: „Nein, sich so zu verstellen! Du weißt gar wohl, wie reizend Dir Deine Naivetät stand und wie Du damit Gefallen erregtest. — Ich gönne Dir aber den Triumph, als ehrliche Freundin, welche in mütterlichem Auftrage gewissenhaft sein will. Unser gemeinsames Auftreten in der Welt soll ja den Freundschaftsknoten unauflösbar machen! also nichts von Mißgunst! Laß uns lieber den gestrigen Abend besprechen und sag mir nun einmal Dein weises Institutsurtheil über Jede der neuen Bekannten. Natürlich mußt Du mich dann der Reihe nach zu ihnen begleiten und heute machen wir den Anfang bei Marie Grafenstein, sie gilt als Königin des Rosengartens, wir sind nur ihre Hofdamen und müssen somit ihrer Majestät die Huldigung darbringen."

Die beiden Mädchen plauderten nun in aller Lebhaftigkeit; Minute um Minute entschwand eilig und es schlug unversehens drei Viertel nach Zehn Uhr. Eudoxia fuhr zusammen und sagte: „Entschuldige mich, aber jetzt muß ich Dich verlassen; es ist höchste Zeit, um zur Kirche zu gehen."

Emma sah sie verwundert an und rief: „Zur Kirche? aber was fällt Dir ein? es ist ja heute nicht Sonntag."

Eudoxia entgegnete mit Festigkeit, indem sie auf ihren Brief schaute: „Das weiß ich gar wohl; aber ich gehe täglich in die Kirche."

Mit ungekünsteltem Erstaunen rief Emma: „Täglich in die Kirche? Sag mir nur Eudoxia, warum denn? Hast Du etwas auf dem Herzen? Gesteh es mir nur gleich als ehrliche Freundin!"

Eudoxia nahm eine ernste Miene an und entgegnete:

„Du brauchst nicht zu spotten; es ist seit sechs Jahren so meine Gewohnheit, dem lieben Gott täglich mein Leben anzuempfehlen."

„Also aus Gewohnheit gehst Du in die Kirche?“ rief ihre Freundin und fuhr nach einem beinahe mitleidigen Blicke fort: „Ei, das wird dem lieben Gott sehr wohlgefällig sein!“ —

Eudoxia erröthete vor Entrüstung und rief mit erhobener Stimme: „Das hoffe ich auch! es giebt schlechte und gibt gute Gewohnheiten, und dieser letzten muß man sich stets befleißen; auch bedarf man der göttlichen Hilfe zu jedem Tagewerke.“

Emma unterach sie mit schallendem Gelächter: „Ja, Dein Tagewerk ist höchst wichtig, das muß ich sagen; Du kannst es freilich nur mit höherer Hilfe vollbringen, wenigstens wette ich, daß Du ohne sie keine Suppe zu stande brächtest?“ Dann setzte sie mit altklugem Tone bei: „Höre, Eudoxia, binde Dich doch nicht an das geistlose Formenwesen nnd glaube doch nicht, der liebe Gott zähle Dir Deine Kirchgänge und Gebete nach, wie die alten Weiblein ihre Rosenkranzperlen. Gott ist ein Geist und überall gegenwärtig, auch hier. Du hast ja Dein Schlafgemach zu einer wahren Kapelle ausgestattet!“ Dabei warf sie einen Blick auf das mit einem Rosenkranze umschlungene Kreuz, welches zu Häupten des Bettes hieng. Dann aber schaute sie auf ihre zierliche Taschenuhr und rief: „Nun ist es ohnedem zum Kirchengange zu spät; mache Dich also zurecht, wir wollen unsere Visittentour beginnen.“ —

Eudoxia verglich seufzend ihre Uhr und sah die Richtigkeit dieser Behauptung ein. Sie rüstete sich also zum Ausgang, nahm sich aber fest vor, künftig sich nicht mehr von dieser heiligen Pflicht abhalten zu lassen und auch nicht mehr auf Emma's gefährliche Reden zu horchen. Dann begaben sie sich auf den Weg und die heitere Herbstsonne klärte bald wieder Eudoxiens verdüsterte Stimmung. Marie Grafenstein nahm sie äußerst freundlich auf; verschiedene Zusammenkünfte und Vergnügungen wurden verabredet und als Eudoxia nach Hause zurückkehrte, konnte sie gar nicht zu Ende kommen mit ihrer Schilderung all der schönen Sachen, welche sie gesehen hatte. Arme Fanny! wie einfach bist Du freilich dagegen! bei Dir gibt es keinen Schmuck, als in Deinem stillen, verborgenen Herzenskämmerchen! —

Des Nachmittags erbat sich Eudoxia von der Mutter die Erlaubniß, an Fanny schreiben zu dürfen und nach Beendigung des langen, langen Briefes hatte diese wieder die Oberhand gewonnen; die gereizte Fantasie umhüllte sich und das gute, fromme Herz pochte die besten Vorsätze. Als sie des

Abends bei ihrer Mutter saß, berieth sie sich vertraulich über die, von Fanny angeregte Weihnachtsvorbereitung und fand das herzlichste, freudigste Entgegenkommen und Verständniß. Die Mutter erzählte von einer blinden, armen Frau, welche unlängst mit ihrer Enkelin die einzige Stütze verloren hatte. Eudoxia entwarf sogleich einen Plan. Sie wollte ihr Taschengeld zum Ankauf von Strickwolle verwenden, und die Blinde auf diese Weise beschäftigen, zugleich aber auch durch Verkauf der Strümpfe für einen Verdienst sorgen. Jeden Samstag wollte sie nachsehen und dem leiblichen Werke ein geistiges beifügen. Die Mutter versprach der Einleitung hilfreiche Hand zu bieten und Eudoxia freute sich herzinnig auf den nächsten Morgen, wo sie Mutter Lene aufsuchen wollten.

(Fortsetzung folgt.)

Kloster Hohenburg.

Eine Sage.

Von **Katharina Diez.**

VII.

Es zieht der junge Tag durchs Thal
Mit Sang und Klang, mit hellem Strahl,
Der auf des Schlosses Zinnen ruht
In purpurrother Feuerglut.
Und in den frischen Morgenflammen
Der Herzog und sein Sohn zusammen
Im Erkerfenster forschend stehn:
Ob zu des Jagens heitrer Freude
Der Tag sich günstig zeiget heute.

Wie Nacht und Tag sind anzusehn
Die beiden stattlichen Gestalten,
Es fühlt das Herz ein bang' Erkalten
Bei Attich's finstrem Angesicht;
Doch wie im Frühlings-Sonnenlicht
Erschließt es sich des Jünglings Mienen,
Die Liebe nur und Freude schienen.

Es ist als könne selbst ihr Strahl
Die Nacht an seiner Seite lichten
Und ihrer Wolken Dunkel schlichten,
So heiter blickt er in das Thal;
Als könnt' er selbst den Morgen führen
Durch seine grünen Frühlingsthüren.

Da, horch! wie nahe Rosseshufen
Erklingt es in des Thales Grund —
Auf fährt der Jüngling, seinen Mund
Bewegt ein unterdrücktes Rufen.
Auch Herzog Attich suchend schickt
Sein Auge auf den Weg hinunter,
Und wie ein holdes Märchenwunder
Erscheint ihm was er jetzt erblickt.
Im heitren, fröhlichen Gewimmel
Zieht eine reich geschmückte Schaar
Den Berg heran, es rahmt so klar
Sie ein der lichte Morgenhimmel,
Gleich einem neuen, hellen Bild
Im weiten, prangenden Gefild.
Das leuchtet, schimmert, rauscht und blitzt
Von Waffen, wehenden Gewändern,
Von Federschmuck und bunten Bändern!
Und in des Zuges Mitte sitzt
Auf lichtem Zelter, schlank und blühend,
Im Glanz der Frühlingssonne glühend,
Ein Mägdlein gleich der schönsten Fee;
Weiß leuchtet ihr Gewand, wie Schnee,
Der auf des Berges Gipfel liegt,
Wie purpurnes Gewölke fliegt
Der Mantel um die schlanken Glieder,
Der Gürtel blitzt, es glänzt das Mieder,
Das Netz, von Gold und Perlen schwer,
Hält halb die Locken nur umfangen,
Die um das süße Antlitz her
Und um den weißen Nacken hangen;
Die Büsche scheinen rings zu nicken
Vor ihren freudestrahlenden Blicken.

Der Herzog sieht erstaunt den Zug,
Den wie ein heit'rer Hochzeitreigen
Der Bergespfad zum Schlosse trug.
„Welch' hoher Gast zieht durch das Thal?
Wie Freia herrlich anzuschauen,
Wenn sie aus Wingolf's Göttersaal
Herabsteigt zu der Erde Auen!“
So ruft er aus, fast wie geblendet,
Indem er sich zum Sohne wendet.
Der aber hat die Arme weit
Gebreitet aus nach jenen Wegen,
Dem wunderholden Bild entgegen.
In seliger Vergessenheit
Ruft er: „O Schwester! ja Du bist es!“
Und stürzend an des Vaters Brust
Jauchzt er in weltentrückter Lust:
„O Vater! Deine Tochter ist es!
Dein armes, einst verstoß'nes Kind,
Doch nicht mehr arm, verlassen, blind,
Nein, strahlend wie die Götter neigen
Sich zu den Sterblichen herab,
Sieh dort die Schöne, Reine steigen
Zum Vaterhaus auf hellem Pfad.“
Und in der Liebe wärmstem Drang
Enthüllt der Glückliche ohn' Weile,
Dem Vater nun mit freudger Eile
Die Kunde, die man Jahre lang
In banger Furcht geheim gehalten
Vor seines Zornes dunklem Walten.

Doch immer finstrer, starrer wird
Des Herzogs Antlitz bei dem Lauschen
Auf seines Sohnes Wort, es rauschen
Die Nornen um ihn her, es schwirrt
Wie dunkle, schwere Geierschwingen
Die alte Schuld ihm um das Haupt,
Die er begraben schon geglaubt,
Um seine Sinne legt wie Schlingen
Der Schwur sich, der einst seinem Munde

Entfuhr in jener dunklen Stunde.
Die holde, süße Lichtgestalt,
Die dort herauf so lieblich wallt,
Verwandelt sich zum Racheengel,
Und statt des Friedens Lilienstengel
Sieht er in ihrer Hand ein Schwert
Auf seines Hauses Dach gekehrt.
Was dunkel und vergessen war,
Das steiget nun mit offnem Schritte
Hervor mit ihrem sanften Tritte,
Und ist vor Aller Augen klar.

„Wie,“ ruft er, „stolzer Knabe, Du
Hast es gewagt, nach eignem Willen
Zu handeln im geheimen Stillen,
Zu stören meines Hauses Ruh?
Weißt Du nicht, was ich hab geschworen,
Als die Unsel'ge ward geboren,
Und daß ich strenge sie verbannt?
Wenn Deine Mutter mich betrogen,
So hat sie selbst des Todes Bogen
Auf's Neue auf ihr Glück gespannt;
Weh' dem, der glaubt mit List und Trug
Zu wenden meines Zornes Fluch!“

Entsetzt hört Hugo diese Worte.
„O Vater! könnt es möglich sein,
Du schlößest Deinem Kind die Pforte?
Du hättest für uns kein Verzeihn?
Für solch ein schuldlos stilles Handeln
Das Deine schwarze Frevelthat
Zum guten Ende will verwandeln,
Nach des Erbarmers Himmelsrath!“

So ruft der Jüngling, Zornesgluth
Flammt plötzlich auf der jungen Wange,
Entfesselt allem feigen Zwange
Stellt er des Vaters blinder Wuth
Sich kühn entgegen, denn er sieht,
Es gilt die Liebsten zu beschützen,

Und müßt' er auch sein Blut hinspritzen,
Nur über seine Leiche soll
Hingehn des Vaters Haß und Groll,
Zu ihr der Armen, die schon zieht
Mit ahnungslosem schnellem Schritte
In des Verderbens Todesmitte.

Weh, diese Schritte; mahnend schallen
Sie durch die fluchumdräuten Hallen
An des bethörten Vaters Ohr,
Und furchtbar flammt sein Zorn empor
Als er den Sohn mit heil'ger Wehre
Gerüstet für des Hauses Ehre
Sieht muthvoll an der Pforte stehn,
Gleich einem Cherub anzusehn.

„Du wagst es, meinem Zorn zu drohn?“
So ruft er und wie Donners Grollen
Hört man die wilde Stimme rollen:
„Empfange Deines Handelns Lohn!
Nie hab' ich meinen Schwur gebrochen,
Es blieb für alle Zeit gesprochen:
Wer's wagt, sie vor mein Aug zu führen,
Den soll des Todes Hand berühren!“

Und in das Herz des Jünglings fährt
Gleich einem raschen Blitz das Schwert
Des Vaters, lautlos sinkt er nieder,
Im Tode zucken seine Glieder
Und bittend noch die Augen grüßen
Zur Pforte hin, eh' sie sich schließen. —
Zur Pforte, die sich öffnet jetzt,
Zu der herein in Liebe bebend,
Am Arm der Mutter, selig schwebend
Odilie schreitet. — — Weh! entsetzt
Fährt sie zurück, als blutbespritzt
Des Vaters Schwert in's Aug ihr blitzt!
Herein drängt Alles sich, mit Grauen
Das blut'ge Schreckensbild zu schauen. —

Ha, welch ein Anblick! — gellend dringt
Ein Schrei aus zwei gebrochnen Herzen,
Ein Schrei so voller Todesschmerzen,
Der schaurig jede Brust durchdringt.
„Mein Sohn!" — „mein Bruder!" hört man rufen,
Und leblos an des Erkers Stufen,
Von ihres Lieblings Blut bedeckt
Die Beiden liegen hingestreckt,
Die kaum so selig sich gefunden,
Nun schon im herbsten Schmerz verbunden,
Und in dem Kreise rings herum,
Steht Alles schaudernd, starr und stumm.

Wo blieb der Liebe freudiges Hoffen? —
Verwüstend hat ein Blitz getroffen,
Die alte Schuld stieg aus dem Grabe,
Und fordernd reinste Opfergabe
Riß sie in blutig rothen Flammen
Des Glückes Blüthendach zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Roßstein.

Von Anton Forstenеichner.

II.

Felsenschmuck.

„ . . . . . Sag mir frei:
Welche Blume dir die liebste sei?
Wo wild vom Berg die Wasser tosen,
Dort Edelweiß und Alpenrosen
Und lieben blauen Enzian,
Die schau' ich wahrlich gerne an."

(v. Kobell.)

Wenn der Beduine Kraft und Willigkeit seines Pferdes mit all den wagehalsigen Künsten eines Wüstenrittes versucht hat, wenn er es über Klippen

und Gründe, durch Staub und Sonnengluth gehetzt, und endlich müde vom Sattel springt, dann wirft er dem gewaltigen Thiere sorglos die Zügel über den Hals, und es geht ihm nach auf Schritt und Tritt mit der Treue eines Hundes.

Und kommt ein besonderer Tag im Jahre, so wirft er als Schmuck eine schimmernde Decke über den stolzen Hengsten. Wie fühlt sich dieser in seiner Zierde! Wie eitel schüttelt das arabische Pferd seine Silberglöckchen, mit denen es der Reiter behängt hat!

Der kalte, tyrannische Nord sattelt sich alle Jahre unser Marmorroß, es gilt einen wilden Ritt zu machen durch Sturm und Unwetter, Schnee- und Eisfelder.

Endlich müde springt er vom Sattel — es kommt der milde Mai und der wirft eine schimmernde Decke über das stolze Roß, und die wird mit jedem Tage wundervoller übersäet mit Purpurblüthen und weißen und blauen Sternchen und behängt mit Glöckchen aus allen Farben.

Von Mai bis in den September hinein wechselt diese schimmernde Decke in ihren Farben und Zeichnungen.

Im Hochsommer ist sie am schönsten, wenn sie in dem warmen Grün und Roth der Alpenrosen prangt, in das die dunkelblauen Glocken des stengellosen Enzians und die blauen Sterne des Alpenehrenpreises und Vergißmeinnichts gestreut und die weißen der verschiedenen Steinbrecharten und des Harnischkrautes und der Dryaden. Aus jedem kleinsten Felsenritzen züngeln Flämmchen empor, jetzt goldgelb und roth, jetzt dunkelroth und weiß wie Gaslicht, und diese Flämmchen brennen, daß sie das Auge fast überreizen und sprühen Wohlgerüche durch die Luft, so kräftig, daß man sie nie vergessen wird. Ist doch hier bereits vertreten die vanilleduftende Braunelle, die neben den Alpenastern und dem Granten*) und der Steinraute, diesem Edelweiß des Roßsteins, den Büschel so werth und theuer machen.

„Das Edelweiß gleicht einem König,
Es prangt im reichen Hermelin,
Beschauend stolz vom hohen Schlosse,
Wie seines Landes Flüsse zieh'n.

---

*) Alpenrose, Almrausch, Granten.

Es ist dem Glanz des Himmels näher
Als Andres, was auf Erden lebt,
Der freie, königliche Adler
Allein um seine Stätte schwebt.

Der junge Tag zuerst ihm huldigt
Mit seinem Gold, mit seiner Pracht,
Des Abends letzte schönste Rose
Ist seinem Throne zugedacht.

Es ist verwandt den Immortellen,
Unsterblich soll ein König sein;
Und nur vergönnt ist's kühnen Steigern,
Sich seines Anblicks zu erfreuen."

(v. Kobell.)

Auf hoher Felsenburg, schroff, steil, zerklüftet, blüht die Raute am liebsten, in Silbergrau ist sie gehüllt, ein Kind der Sonnengluth.

Ein blendend weißes Krönlein schmückt ihr Haupt, verziert mit dunkeln Edelsteinen; sie bricht sich leichter als das Edelweiß, doch ihre schönsten Sträußchen hebt sie zum Willkomm aus zackigen Felsenzinnen, und diese magst Du lange prangen lassen in Deinem Zimmer als Trophäe des staatlichen Felsens.

Wenn so das schöne Lied vom Edelweiß nicht ganz paßt, gönn' wenigstens das leise Echo davon dem hübschen Felsenpflänzchen. . . .

„Der Frühling kommt!" Die Finken singen sich's zu und die jungen hellgrünen Blätter lauschen dem Sange in stiller Waldesruh; den Feldern kündet es die Lerche, den Auen murmelt's der Bach, und tausend Blümchen hören es und erstehen aus den Winterträumen.

Die Zeit ist im Thale längst vorüber. Da schleicht der Frühling zu Berge und flicht scherzend die zartesten Blüthen in die Silberhaare des uralten Berggeistes.

„Der kurze Frühling verblüht so schnell;
Laß immer ihn unten verwelken!
Hoch oben gibts Primeln am eisigen Quell
Und Rosen und brennende Nelken:
Weicht unten das Veilchen dem reifenden Halm,
So zieht's mit der klingenden Heerde zur Alm
Auf unseren Bergen."

Eine eigene, noch später in die Erinnerung tretende Andacht durchzieht die Seele, wenn man auf weiter, stiller Flur das „Ave" ins Morgenroth betet. So kann ich die Sonntage nicht vergessen, diese himmlisch stillen Tage der Berge, wenn ich von der Kirche weg durch Feld und Wald zu einem einsamen Berghaus gehen mußte. Ebenso tief eingeprägt bleibt mir die Sonntagsstille im Mai auf dem Roßstein, wo die klingenden Herden noch nicht zu Berg gezogen.

Wild abgeschüttelt liegen am Fuße des gewaltigen Steines die Schneemassen; aber seit mehreren Tagen läutet unverdrossen hart daneben das violette Alpenglöcklein. Rauhe Stürme haben sie angefahren über dieses Beginnen, aber das Glöcklein läßt sich nicht irre machen.

Almglöcklein läuten immer zu:
„Winter, Winter, geh' zur Ruh!
Mai hat uns hieher gesandt;
Nimm hinweg dein Eisgewand!
Nimm's hinweg — noch lieber heut'!
Almros', Bergbraut ist nicht weit!
Uns als Boten schickt sie aus,
Und wir schmücken gern ihr Haus.
Immer sind die ersten wir —
Oeffnen ihr die Felsenthür;
Schauen aus dem traur'gen Schnee
Froh heraus zur Himmels Höh'!"

Auf dieses Läuten zünden im weiten Felsentempel die Bergfräulein die schönsten Lichter an — die Steinblümchen. Das ist ein Flackern, das ist ein Duft, wie man ihn im Thale vergebens sucht. Das ist die Zeit, während welcher in der erhabenen großen Alpenwelt so Vieles sich wunderbar abspielt, und Niemand sieht es.

Von allen Wänden herab, aus allen Schluchten herauf klingen und singen die Wasser, da wachen vom langen Winterschlaf die Bergkobolde auf und schleichen leise die Matten und Flühen auf und ab und schauen neugierig, wie sie sind, nach der Felsenbraut. Die liegt noch im tiefen Schlummer, das Köpfchen in weichen Flaum gesteckt. Da hauchen sie leise, die Decke wird aufgerollt und das braune Köpfchen schaut hervor. Aber noch liegt der warme, knappe Winterpanzer um ihre Glieder — der springt, und mit den frischen, grünen Aermlein greift sie nach der sonnigen Luft — die Alpenrose.

Und noch ein paar Wochen, und das Brautkleid vom brennendsten Rubinfeuer ist gewebt, die Felsenbraut wandert auf dem üppig schmucken Alpengarten, und das millionenfältige rosarothe Farbenconcert verhallt still bis in die ödesten Felsenreviere.

Je später der Frühling über die Berge zieht, um so früher der Herbst. Die Braunelle hat ihren Duft verhaucht, die Alpenaster ist verblüht, die Steinraute bietet bloß ein paar Spätblüthen, die Steinbrech lassen nur aus ihren prächtigen Blätterrosetten auf die noch zartere Blume schließen. In Masse streut einzig das Sonnenröschen ihre Goldfunken über das Gestein — die letzten Spuren der belebenden Sonne.

Und doch hat der August noch eine Farbenfülle, die überrascht, nämlich an den mehr schattigen Gehängen. Man muß auf ein paar Stunden kosend mit dem Berge verkehren und dann schließt er seine Schätze auf, und es wird einem zuletzt schwer, Abschied zu nehmen. Von weitem schaut sich die Scenerie wie Felsen über Felsen gebaut, umschlungen von großen, grünen Bändern von Moos und Gras, Erlen und Latschen, und darüber hinaus das Himmelblau mit wandernden Wolken.

Tritt man näher, so breitet sich ein Teppich aus in überraschendstem Farbenspiel: das tiefe Himmelblau des Alpenvergißmeinnichts wetteifert mit dem reinsten Weiß der Silene nnd des Genippkrautes, das funkelndste Gold des haarigen Habichtkrautes mit dem herrlichsten Roth der Alpenrose.

Und gerade die Bergbraut, die Alpenrose, tritt einem nie so nahe, wie im August, wo sie mit mehr Mühe und oft mit großer Gefahr nur mehr aus den schattigsten Wänden heraufgeholt wird.

Welche Pracht, wenn die rubinglühenden Glockensträußchen ihre Sternkelche vom todten Felsen aufleuchten lassen! Betrachte so ein einzeln zierlich Glöckchen! Im Innern durchsichtig sammetweich, außen besprenkelt mit hellen goldgelben Pünktchen, die ihm ein abgehärtetes Ansehen geben — der Bergsprößling! Und dieses Farbenspiel: vom zartesten, duftigsten Rosa bis zum glühendsten Karminroth — die Tiefe und Gluth der Färbung steigert sich mit dem höhern Standorte.

Was mich an dem Alpenröslein so freut, ist der edle Heimathsstolz. Es läßt sich nicht in die Gärten der Ebene verpflanzen, es ist kein eitles Röslein, das an jeder Heerstraße sich hinstellt und bewundern läßt —

ein freies Kind der Berge blüht es nur in seiner Heimath, in Himmelsnähe, wo in vollen Zügen die reinern Aetherlüfte sich trinken lassen.

Und selbst im Tode liebt sie die Verborgenheit.

Wie das Karminglöckchen seine volle Lebensfreude genossen, da welkt es nicht, langsam am Stengel absterbend, seine Gluthfarbe verlierend und kläglich zusammenschrumpfend — nein, fröhlich und heiter wie immer grüßt es noch seine Theuern, die silberschimmernden Firnen, die weite herrliche Alpenwelt ... und hüpft lustig über den Felsen in den Abgrund oder in den rauschenden Gießbach oder in den Zwergföhrenwald — Niemand sieht es wieder.

Wenn Du sie aber brichst, die Felsenblüthe, so verliert sie bald das Feuer der Farbe und siecht schnell dahin, das lautere, transparente Purpurgold verändert sich rasch in bläuliche Mißfarbe.

Wetter, Sturm, Hitze und Frost, Regen und Schnee erträgt sie heiter und strahlt um so frischer beim ersten wieder beglückenden Sonnenstrahle; nur vor der Menschenhand schreckt sie zurück und entfärbt sich — die edle, reine Bergbraut!

Nur der hat Alpenrosen in ihrer ganzen Prachtfülle geschaut, der sie an den wilden felsigen Wänden und Gehängen aufgesucht hat (Berlepsch).

„Wo die Wasserfälle tosen,
Ueber grauen Felsenspitzen
Seh' ich frische Alpenrosen,
Dran des Thaues Perlen blitzen.
Wie sie nur den Weg sich bahnen
Durch's Gestein, die zarten Kronen,
Brennend blaue Genzianen,
Blendend weiße Anemonen."

(Stöber.)

Neben der auf den Länggrieserbergen gewöhnlichen gefranzten Alpenrose*) birgt der Roßstein noch die rostfarbene**). Die dunkelgrün glänzenden Blätter sind auf der untern Seite dicht mit rostbraunen Drüsenpünktchen übersäet. Neben diesen überwinterten Blättern lachen leuchtend die feurigen weichen Blättchen an den Zweigspitzen im heitersten Maigrün und contrastiren

*) Rhododendron hirsutum.

**) Rh. ferrugineum.

durch diese Farbenfrische bis zur Sommerneige ungemein hebend gegen den gesetzten Ernst der ältern. Erst jetzt schwindet das brausend jugendliche Ansehen und die Rückseite überzieht ein lichter goldiger Anflug. —

Das schönste aller Pferde bleibt immer das persisch-arabische. Welche Pracht, wenn dieses herrliche Thier dasteht vor dem Zelte der Wüste im Schmuck seiner Schabraken, bedeckt von einem rothen Seidennetz, behängt mit klingenden Nesteln, welche bis auf die Nüstern herabfallen und bei jeder Schwingung des Halses den glühenden stolzen Ball seiner Augen bald verhüllen, bald entschleiern. Und wie hübsch, wenn es spielend den Kopf emporwirft oder senkt und dabei die lange, schwarze Mähne wie einen beweglichen Schirm ausbreitet und mit dem reichbehaarten Schweife seine bronzenen Weichen streicht!

Was das Marmorroß immer mir so lieb gemacht, das sind die Schabraken — der reiche Alpenrosenflor und die lange, dunkle schwarze Mähne, die ihn bis auf den Gipfel wild umwallt — der Latschenwald.

„Wie steh'n auf hoher Alpenfluh
So klein die Bäume da!
Sie werden niedrer immerzu,
Je mehr dem Himmel nah.
Sie legen ab der Krone Stolz,
Des Wipfels rauschend Laub,
Den schlanken Stamm, das volle Holz,
Und beugen sich zum Staub."

(Stöber.)

Ich liebe diese Vorposten der Nadelbäume, weil so schwere Stürme über sie wegfahren und so harte Zeiten und sie dennoch am Platze bleiben — sie sind Helden trotz ihrer abenteuerlichen, phantastischen Figur. Sieh nur, wie sie sich winden dort am Gesteine wie die Jäger bei Erstürmung einer Schanze, es ist als höre man sie stöhnen unter der Wucht ihrer Strapazen! Und welch' Kameradengeist! Das ist ein Durchflechten, Umranken, Sichverweben — wer mag diese Phalanx sprengen?

Acht Monate setzt der Winter mit seiner gewaltigen Schneelast wie ein Tyrann seinen Fuß auf ihren Nacken — das ist eine schwere Gefangenschaft. Endlich kommt ein Stärkerer, der Winter flieht aus seiner unüberwindlich

scheinenden Schanze — welch' ein Aufathmen! Der alte gute Witz erfaßt diese kleinen dunkeln Krieger von Neuem, der Muth hat sich nur gesteigert.

Dort drückt sich so ein Schelm am steilsten abschüssigsten Felsen hin wie eine Natter, der Sturm beginnt — was will er machen?

Hier lehnt sich einer über eine Zinke des Felsenschlosses und inspicirt das Terrain oder er winkt seinen Kameraden, die viel weiter unten Sturm laufen, mit der flatternden Siegesfahne, die über thurmhohen Abgründen im Hauche der Bergluft die prächtigsten Arabesken in das frische, reine Himmelsblau zeichnet.

Die Keckstgen umkreisen wie auffliegende Alpendohlen die höchsten schroffsten Zacken, die für unerklimmbar gehalten wurden.

Und wie sauber sind diese kühnsten Alpenjäger gekleidet — ein reinlich rother Waffenrock*), mit goldgelben Tressen bei den erprobteren Helden verziert, und auf dem Hute phantastisch verschlungene dunkelgrüne Federn!

Schon in den Kinderstübchen**) dieser wackeren Gesellen spiegelt sich die rauhe, kräftige, ernste Gebirgsnatur. Die Legföhre behält die Zapfen, nachdem sie im September fruchtreif geworden, den Winter über und läßt erst die Kleinen im Spätfrühling, wenn das Alpenglöcklein den letzten Schnee ausgeläutet, ausfliegen. Das gesprungene, kupferbraune, leere Häuschen bleibt noch ein Paar Jahre am Zweige, bis es silbergrau verwittert abfällt — eine ehrwürdige Ruine. (Berlepsch.)

Im Juli, wenn die Alpenrosen am schönsten blühen, schaust Du männliche und weibliche orangegelbe, karminroth-punktirte Blüthenkätzchen und die altersgrauen Kinderstübchen vom drittletzten Jahre am selben Zweige zugleich — eine überraschende Erscheinung für den, der näher prüft.

Ich habe vom Roßstein ein Paar Legföhrenzweige mitgenommen, und obwohl über acht Monate im Zimmer, haben sie ihre Nadeln und ihre dreierlei Hüttchen vom heurigen, vorigen und vorvorigen Jahre nicht abgeworfen — selbst im Tode noch originell wie die Alpenrosen. Probiere das bei einem andern unserer Nadelhölzer!

Trotz ihres steinharten kriegerischen Charakters sind sie mild und ent-

---

*) Selten zeigt die Rinde der Legföhre eine Schmarotzerpflanze, höchstens trifft man die goldgelbe Cetraria juniperina.

**) Früchte der Legföhre.

gegenkommend. In diesem stillen Dickicht liegt das Bergfüchslein, nach Beute spähend, der Marder geht dort auf die Jagd und ein Alpenhäschen sucht sein Asyl. Im Spätherbst hält der Spielhahn hier sein Quartier, und die ständige Bewohnerin ist die Ringamsel, die zweimal in diesem Versteck brütet. Wie viele Bergsteiger wären schon in die Todeskluft abgestürzt, wenn nicht die Legföhre schnell ihre rettende, starke Hand geboten?

Und selbst mit den Buben will sie scherzen und spielen. „Komm und wiege dich auf meinen Fittigen!“ so ruft sie dem kecken Gaisbuben zu, und der kennt keine Gefahr, und wiegt sich, herztief aufjauchzend, auf dieser Schaukel zwischen Himmel und Hölle.

Da erinnere ich mich an den verwegenen Hirtenbuben vom Muottathale. Der Pfarrer stellte ihn zu Rede über eine solche Tollkühnheit und warnte ihn mit den Worten: „Dießmal hat Dich Dein heiliger Schutzengel am Arm gehalten, sonst wärst Du abgestürzt und hättest Dich todtgefallen!“

„Herr Pfarrer! so weit, wie ich 'naus geh, geht der Schutzengel nicht.“

Eine Antwort, derb naiv, wie die Latsche und der darauf schaukelnde Gaisbube.

Und wenn die letzte Alpenrose verglüht und das Grün der Bergföhre mich verläßt, so mag ein einsamer Felsen mich stundenlang fesseln. Ich belausche das Leben und Weben darauf. Da gibt's Tannen und Buchen, Ahorn und Ebereschen, und in den kleinsten Felsenspalten und Furchen der Wände sind noch der Augentrost und Thymian, ein Ehrenpreis und etliche Glöcklein, die zur Ruhe läuten — gewählte Felsenzierrathen.

Der Geist bleibt aber nicht schläfrig liegen in diesem Nebeneinander, die Bergluft weht zu frisch und zu lustig, man fragt sich: „Wer fing den kahlen Felsen zu decoriren an? wie gestaltete sich das „Nacheinander“? Und bei dieser Frage taucht wie ein geschäftiges Wichtel als Antwort die „Flechte am Felsen“ auf.

„Der Kalkfelsen war einst nackt und öde. Da wurden wir Flechten vom Schöpfer ausgesandt, dieses kahle Gestein zu kultiviren. Keine Wurzel eines höhern Gewächses konnte hier eindringen, dazu hätten sie die Kraft eines Steinbohrers haben müssen.

Wir wurzellos, zufrieden mit Luft und Feuchtigkeit, überzogen nach und nach das Gestein mit unserm Staube, unsern Krusten und blätterigen Lagen,

wo das Wasser hinabzurinnen pflegt. Es dauerte geraume Zeit, ehe wir uns die Oberfläche des Steines unterwarfen, aber wir haben Geduld und sind wunderbar zäh, trotzend selbst den vielmonatlichen Schneestürmen.

Zuletzt wurden wir doch müde und matt von dieser Felsenarbeit, die Kräfte schwanden — wir Flechten starben den schönen Tod des Berufes. Aber selbst unser Tod schaffte ein neues frisches Leben.

Die fleißigen Moose lösen das weitere Problem der Verzierung der Felsenburg. Mit unserer Vorarbeit, eine dünne Humusschicht herbeizuschaffen, waren sie sehr zufrieden und flochten dankbar einen grünen Kranz um unser Werk.

Die feuchteren mit mehr Erdstaub versehenen Spalten kleidet das weiche Grün des dichten Strauchmooses, das bald über den Rand der Spalten um sich greift und seine langen spitzen Zweige gleich Fingern auf dem flachen Gestein ausbreitet. Das weiche Astmoos wirkt und webt dichte Vließe über weite Stellen, und üppig sproßt das krause Tingmoos hervor.

Mit der Zeit umhüllt die zuvor dürren Felsen eine dichte, dunkelgrüne Sammetdecke. Das Leben und der Tod wechselt in dieser Mooswelt wie in Allem auf der Erde — aus der Asche aber keimt stets eine neue Welt auf.

Die Spalten haben sich mit Humus immer mehr und mehr gefüllt, in den Ritzen siedelt sich der zierliche Rautenfarren an, aus den erdreicheren Spalten quellen hellgrüne Büschel des braunstengeligen Streifenfarrens, neben dem das Engelsüß seine einfach gefiederten Wedel niederhängen läßt.

Dazwischen drängen sich zahlreiche Moose, Gräser sprossen auf und bilden kleine Rasen, manche Blume folgt, zuerst klein und unscheinbar, dann immer größer und nobler, jetzt gibt's ein Sträuchlein und zuletzt ein Paar zarte Buchen auf der Kalkfelsenspitze, und lustig drüber weg flattert ein dunkelgrünes Fähnlein auf der Burg wie auf dem neu errichteten Giebel des Hauses — die Tanne.

Große Gebirgsflächen waren ursprünglich ein nacktes Steingerüst, und wir Flechten haben den ersten Grund zu den stattlichsten Wäldern gelegt, wir haben die ersten Fäden gewoben zum blüthenreichen und grünen Gewand der Erde.... Und wer legt heute noch um dieses herrliche Kleid den dünnen grauen Saum, der sich auf der Berge Gipfel und im hohen Norden zuletzt unter ewigem Eis und Schnee verliert?

Unsere Liebe kann der wilde Norden nicht löschen. Mit unserem dichtgewobenen Filze bieten wir beim kurzen Polarfrühling den neuen Sprossen der Andromeden, Vaccinien, Ranunkeln ꝛc. eine warme Decke, die sie gegen eintretende kalte Winde und Schneegestöber schützt. — Flechte und Polarwelt und Polarleben sind unzertrennlich."

Das ist einer der schönsten Siege der Pflanzenwelt gegen die wilden Elemente. Wer fühlt nicht die Siegesheiterkeit des Grünen im eigenen Gemüthe nach, wenn er auf der kahlen Bergesspitze steht und bis hinauf die Flechten und Moose ihre Teppiche weben sieht? „Tod, wo ist dein Sieg?"

Und gerade hierin ist mir der Roßstein unvergeßlich. Nachdem man die jähen Wände heraufgeklettert, empfängt den Geplagten ein schwellender Alpendivans, wie ihn die Kunst unmöglich fertigen kann, gewoben aus Moos und Flechten.

„Auf hoher Alp
Wohnt auch der liebe Gott!
Er färbt die Blümlein roth,
Und golden, weiß und blau,
Und labet sie mit Thau!
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt!

Auf hoher Alp
Von kräuterreichen Höh'n
Die Lüftlein lieblich wehn,
Gewürzig, frei und rein!
Mags auch sein Odem sein?
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt!"

Wie es einem klugen Manne erging.

Von Maria Franziska.

Unter der Regierung Ludwig des XV. lebte ein bei der Finanzverwaltung angestellter Beamter mit Namen Bouret, der mehr noch durch seinen Reichthum als durch seine Stellung ein einflußreicher Mann war und deshalb mehr wie tausend Andere das Recht hatte, seinen Kopf hoch zu tragen.

Dies that Bouret dann auch zur Genüge; er wußte seinem Namen die verdiente Geltung zu verschaffen. Nur Eines fehlte seinem ehrgeizigen Sinne, nämlich dem Könige vorgestellt zu werden, was damals wie jetzt als eine Ehre galt, auf welche nur die Auserwählten des Landes ein Recht hatten.

Hiernach gelüstete den reichen Finanzmann schon lange. Er wandte sich zu wiederholten Malen an den ersten Minister des Königs und nach vielen erfolglosen Bitten wurde ihm endlich die Gewährung derselben zugesagt.

Die lang ersehnte Zusammenkunft fand in Marly statt.

Bouret stand endlich der königlichen Majestät gegenüber und wagte es kaum, sein Auge zu ihr zu erheben.

Der König hatte sein Haupt entblößt und sagte mit angenehmer Stimme, welche seinem Unterthanen Muth einflößte: „Monsieur Bouret, Wir freuen uns, Euch zu sehen, und um Euch einen Beweis unserer Wohlgeneigtheit zu geben, versprechen Wir uns, bald das Vergnügen zu haben, auf Eurem Landhause eine Pfirsich zu essen, um uns für die Ehre Eures heutigen Besuches bei uns in Marly zu bedanken. Lebt wohl, Monsieur Bouret.“

Also sprach der König, indeß Bouret bei diesen Worten vor Schrecken fast der Athem ausging. Er stand einen Augenblick mit offenem Munde und versteinerten Augen da und wußte nicht, was zu antworten auf diese ungeheure Auszeichnung, welche der König ihm widerfahren lassen wollte, und um welche ihn alle seine Collegen und die Minister selbst beneiden würden. — Was hatte der König gesagt? — „Wir werden auf Eurem Landgute einen Pfirsich essen.“

Bouret aber war durchaus nicht im Besitze eines Landhauses. Doch beugte ihn dieser Gedanke nur einen Moment nieder; besaß er doch das, was alle Güter der Welt zu beschaffen im Stande ist — das Geld, und es sollte nicht gespart werden zu Ehren seines Souverains. Er fühlte den erwartungsvollen Blick des Monarchen auf sich ruhen, er sah und hörte schon Geflüster und Gekicher der umstehenden Hofleute, er faßte alle seine Kraft zusammen und, sich tief verbeugend vor der Majestät, welche sich schon wegwenden wollte, stammelte er, wie überwältigt von der königlichen Gegenwart: „Sir, Ew. Majestät werden mir jederzeit willkommen sein.“

Alsogleich wurde an's Werk gegangen.

Bouret kaufte ein weites Stück Land. Der erste Architekt von Paris

mußte ihm den Plan zu einem großartigen Schlosse entwerfen und nach kaum vier Monaten erhoben sich schon die Mauern des ungeheuren Gebäudes aus dem Grunde, zum größten Erstaunen der umliegenden Ortschaften.

Ein Theil des Landes und des dazugehörigen Forstes wurde zu Garten und Park verwandelt, die besten Obstbäume für schwere Summen beschafft und wie man sich denken kann, waren die vorzüglichsten Pfirsichsorten nicht vergessen worden. Gold wurde in die Erde gelegt, und es brachte Wunderdinge hervor. Während der wilde Boden in liebliche Blumenbeete umgewandelt wurde, stiegen die Mauern des Schlosses höher und höher und noch vor Beginn des Winters war das Gebäude fertig und das Dach ihm aufgesetzt. Darauf begann die innere Ausstattung, welche der äußern nicht nachstehen durfte. Um alles Mögliche zu leisten, ließ Bouret sein Schloß im Geschmack Ludwig XV. meubliren und er hatte nicht eher Ruhe, als bis Schloß und Park auf das Vollkommenste und Eleganteste ausgestattet waren.

Seine große Eile mit all diesen Zurüstungen erwies sich jedoch als vergeblich. Ein Jahr war seit den Worten des Königs vergangen, und Ludwig der XV. hatte die Schwelle des stolzen Schlosses noch nicht betreten.

Bouret fühlte sich unglücklich; er wollte der Vergeßlichkeit des Königs zur Hilfe kommen und erlangte eine zweite Zusammenkunft mit ihm.

Diesmal befand der König sich in Versailles. Er lächelte, als er, an sein Versprechen erinnert, mit Bouret durch die prachtvollen Säle des Schlosses schritt. Bouret ließ sich aber nicht irre machen.

„Sir," sagte er mit dringendem Tone, „die Pfirsiche an den Spalieren sind reif, mein Schloß hofft schon lange auf seine Verherrlichung durch Euern angekündigten Besuch und ich bitte Ew. Majestät, Euer Versprechen zu bewahrheiten, welches Ihr mir im Parke von Marly vor Jahr und Tag gegeben habt."

„Sehr gern, Monsieur Bouret," erwiederte Ludwig, „sehr gern werden wir Euch unser gegebenes Wort erfüllen. Die Zeit der Jagd beginnt in diesen Tagen, Wir werden in Eurem Forste jagen können."

Bouret war zufrieden. Kam der König in seinen Forst, so kam er auch in den Park und in das Schloß, welches ihm zu Ehren erbaut war.

Der reiche Finanzmann hatte also nichts Schleunigeres zu thun, als in seine Kasse zu greifen und für die Bevölkerung seines Forstes zu sorgen,

in dem der König jagen wollte. Was war da nicht Alles anzuschaffen, und zu besorgen!

Elegante Carossen wurden bestellt, die edelsten Rosse angekauft, ein herrlicher Marstall gebaut, an dessen fürstlicher Ausstattung nichts mangelte. Jäger, Treiber, Jagdhunde wurden für vieles Geld hergeschafft und der weitläufige Forst selbst mit mannichfachem Edel- und Rothwild bevölkert. Endlich waren die kostspieligen Vorbereitungen beendet und Alles wartete der königlichen Ankunft, auf welche man täglich gefaßt sein mußte.

Auch noch in anderer Weise war Bouret auf die Verherrlichung des bevorstehenden Festes bedacht, welche ihn nicht weniger als Thlr. 200,000 kostete. Seine Sorgfalt ging so weit, daß von nah und fern Singvögel bezogen und in den Wald gesetzt wurden, um das Ohr des Monarchen zu erfreuen.

Um das Andenken dieses glorwürdigen Tages der königlichen Gegenwart für ewige Zeiten zu bewahren, ließ er in der sogenannten Cour d'harmonie des Schlosses eine Statue Ludwig XV. in Bronze ausführen. Um die Aufsetzung der Inschrift dieser Statue wurde Voltaire gebeten, und der Poet war artig genug, sie in der kurz gegebenen Frist zu liefern.

Alles war wie gesagt bereit und wartete des freudigen Ereignisses, aber der König kam nicht.

Ludwig XV. war schon bei Jahren und kränklich. Er litt häufig an der Gicht und hielt sich die meiste Zeit des Jahres in Paris auf. Bouret konnte seine Ungeduld nicht bemeistern. Er reiste nach Paris und gelangte zum dritten Male in die unmittelbare Nähe des Königs in dem Tuillerienschlosse. Er rief dem Könige wiederum ehrfurchtsvoll die schmeichelhafte Hoffnung in das Gedächtniß zurück, welche er ihm vor einigen Wochen gegeben hatte und Ludwig erinnerte sich derselben sehr wohl.

Der König lachte und schüttelte das Haupt.

„Ihr seid wahrlich ein lästiger Gläubiger, Monsieur Bouret," sagte er „Niemand hat solche Dreistigkeit, mich an mein gegebenes Wort zu erinnern, wie Ihr sie habt. Aber gleichwohl — ich bin Euch deßhalb nicht ungewogen. Ihr seht wohl, unser Alter gestattet uns nicht mehr, auf entlegenen Gütern zu jagen. Ihr seht, Monsieur Bouret, wie leidend Wir sind und solltet uns daher mit solchem Ansinnen verschonen. Der Arzt hat uns sogar das Vergnügen der Jagd ein für alle Mal verboten. Da Ihr indeß so sehr darauf

besteht, Uns bei Euch zu sehen, so versichert Madame Bouret, Eure Gemahlin, meiner Gewogenheit, und daß, sobald uns die Gicht nur einiger Maßen verlassen haben wird, Wir auf Eurem Schlosse Einkehr zu halten gedenken."

Es war nicht das erste Mal, daß die Worte des Königs den reichen Höfling überraschten. Bouret nahm also die huldreichen Worte mit Entzücken hin und machte gute Miene zum bösen Spiele.

Bouret war nämlich nicht verheirathet.

„Der König glaubt, daß ich verheirathet bin," dachte er bei sich selbst, „ich darf ihn nicht enttäuschen. Er erwartet auf dem Schlosse von Madame Bouret empfangen zu werden — er soll sie finden!"

Der reiche Finanzmann war plötzlich damit einverstanden, daß eine Gemahlin ihm bisher gemangelt habe und er beschloß, diesem Mangel abzuhelfen. Ihm, dem reichen Manne konnte das keine Schwierigkeit machen. Bouret sah sich um in den ihm offenstehenden Kreisen, welche zu den höchsten der französischen Hauptstadt zählten und wo gewiß mehr als Eine zu finden war, die dem Günstling des Königs gerne Herz und Hand reichte. Auch war es ihm darum zu thun, eine Gattin auszuwählen, welche nicht nur seiner selbst, sondern auch der Ehre würdig wäre, welche der König seinem Hause erweisen wollte. Binnen kurzem heirathete Bouret eine schöne, junge Dame, die ihm ganz geeignet schien, die Herrin seines Schlosses zu werden, und dem König den Aufenthalt daselbst angenehm zu machen.

Ludwig XV. hatte sich nach Versailles bringen lassen. Er litt heftig an Rheumatismus und andern Uebeln, welche seine schon gebrochenen Lebenskräfte vollends schwächte. Der König dachte nicht mehr daran, Jagd- und andere Parthien zu unternehmen, sondern es war Zeit für ihn, an eine andere große Reise zu denken.

Ab und zu kam Bouret voller Theilnahme und Aufregung und verlangte den kranken König zu sprechen. Man ließ ihn indeß nicht vor und die Minister trösteten ihn damit, daß Ludwig einstweilen Versailles nicht verlassen könne, sobald er indeß genesen sein würde, wolle man ihn an sein Versprechen erinnern. Ludwig XV. sollte indessen keinen Besuch mehr machen. Bouret mußte sich darein ergeben, seinen königlichen Gönner sterben zu sehen, ohne die Ehre gehabt zu haben, ihn auf seinen Gütern zu empfangen. Aber statt dessen hatte er ihm für etwas anderes zu danken: für den Besitz eines statt-

lichen Schlosses, eines ausgezeichneten Forstes und einer liebenswürdigen Gemahlin, welche den Reichthum ihres Mannes zu edeln Dingen zu verwenden wußte.

Thomas von Kempen.

Ein Lebens- und Charakterbild.

Von Friedrich Beck.

Thomas, gewöhnlich nach seiner Vaterstadt von Kempen (a Kempis) genannt, mit seinem Familiennamen Thomas Hammerken (Hämmerlein), (lat. Molloolus) wurde im Jahre 1379 oder 1380 in den Rheinlanden in dem zum ehemaligen Erzstift Köln gehörigen Städtchen Kempen, jetzt einer Kreisstadt des kön. preuß. Regierungbezirkes Düsseldorf, geboren. Sein Vater Johannes Hammerken, ein unbemittelter, aber braver und fleißiger Handwerksmann, und seine fromme Mutter Gertrud pflanzten frühzeitig in die Herzen ihrer beiden Söhne Johannes und Thomas die Keime wahrer Gottesfurcht, welche zu den schönsten Früchten gediehen sind. Wahrscheinlich ist es, daß die beiden genannten Söhne Hammerkens als Knaben die Schule ihrer Vaterstadt besucht haben; von dem Verlangen aber nach weiterer Ausbildung angetrieben, begab sich zuerst der ältere Johannes nach den Niederlanden, um auf der berühmten Schule zu Deventer seine Studien fortzusetzen und sich dem geistlichen Stande zu widmen. Seinem Beispiele folgte später kaum dreizehn Jahre alt, unser Thomas; er begab sich ebenfalls nach Deventer, und dort erhielt er für sein ganzes Leben jene geistige Richtung, welche noch jetzt seinen Schriften einen unvergänglichen Werth verleiht.

Um aber das eigenthümliche Gepräge, welches sein Geist an jenem Orte empfing, an's Licht zu stellen, wird es nöthig sein, zunächst einen Blick auf den Zustand des Landes, in welchem er fortan lebte, sowie auf jene geistliche Genossenschaft zu werfen, durch welche er in seiner inneren Entwicklung mächtig gefördert wurde.

Die unteren Niederlande, jetzt das Königreich Holland, welche damals noch zum deutschen Reiche gehörten, wurden in jener Zeit durch heftige, politische Parteizwiste beunruhigt, von denen sich nur einige größere Handelsstädte unter ihnen auch Deventer, frei erhielten. Theils in Folge dieser Unruhen, theils durch die zunehmende Verweltlichung des Klerus geriethen Religion und Sitten in sichtlichen Verfall; doch gab es immer noch einzelne Klöster, in welchen das innere Leben mit besonderem Eifer gepflegt wurde. Zu diesen stillen, aber in ihren Wirkungen weithin reichenden Sitzen der Frömmigkeit gehörte in den südlichen Niederlanden das Kloster Grönenthal bei Waterloo, wo im dreizehnten Jahrhundert, Johannes Ruysbroeck lebte, dessen Beispiel und Schriften die Neigung zu einer lebendigeren und tieferen Erfassung ges Christenthums auch in den nördlichen Gegenden Hollands und besonders in den Städten der Provinz Overyssel angeregt hatten. In der wichtigsten und größten eben dieser Handelsstädte, in Deventer, bewirkte ein angesehener und frommer Priester Gerard Groot, durch seine Predigten, daß sich eine Anzahl seiner Zuhörer bestimmen ließ, unter seiner Leitung ein gemeinsames gottgeweihtes Leben zu führen, ohne jedoch durch bindende Gelübde sich für die Dauer zu verpflichten. Abgeschieden von der Welt, soweit nicht ihr Beruf sie nöthigte, mit ihr zu verkehren, wohnten sie friedlich und brüderlich in einem Hause beisammen und ernährten sich von der Arbeit ihrer Hände. Groot beabsichtigte besonders, sich mit Hilfe seiner Genossen solcher studierender Jünglinge anzunehmen, die sich dem geistlichen Stande zu widmen gesonnen waren, und aus ihnen eine Pflanzschule für ein Kloster von Regularkanoniken nach der Regel des heiligen Augustinus zu gründen, das andern als Vorbild dienen sollte. Nachdem bereits Johannes, der Bruder unseres Thomas, sich an Groots Schule angeschlossen und seine geistlichen Studien vollendet hatte, wurde Groot, erst 45 Jahre alt, von der Pest hinweggerafft und frühzeitig seinem Wirkungskreise entrissen. Doch sollte sein begonnenes Werk nicht untergehen, es wurde fortgesetzt von seinem vertrautesten Freunde, dem Priester Floris Radewinssohn, gewöhnlich Florentius genannt, welchen er sterbend seinen Schülern als seinen Nachfolger empfohlen hatte; eben dieser war es nun auch, dessen väterlicher Führung sich Thomas in Deventer zu erfreuen haben sollte.

Durch Florentius erhielten die Plane Groots zur Bildung einer freien Genossenschaft frommgesinnter Personen erst ihre eigentliche Verwirklichung,

und Thomas fand die Anstalt, deren schönste Zierde er zu werden bestimmt war, bereits in geregeltem Bestande.

„Da ich — so berichtet er selbst — in meinen jungen Jahren zur Fortsetzung meiner Studien nach Deventer gekommen war, suchte ich gleich den Weg zu den Chorherrn von Windesheim (Windesem). Unter den geistlichen Brüdern daselbst fand ich meinen leiblichen Bruder Johannes, welcher mir rieth, den hochehrwürdigen Lehrer Florentius, Hilfspriester der Kirche zu Deventer, aufzusuchen, einen gottseligen Geistlichen. Der wohlklingende Ruf dieses Mannes hatte sich schon in die, an die untern Niederlande gränzende Rheingegend ausgebreitet und auch mein Gemüth mit ehrfurchtsvoller Liebe gegen ihn erfüllt. Eine große Schaar von Schülern, die er in göttlichen Dingen unterrichtete, vermehrte seinen Ruhm. Er war ein wahrer Anbeter Gottes und ein zärtlicher Verehrer unserer Mutter, der heil. Kirche. Von meinem Bruder in Windesheim kehrte ich also nach Deventer zurück, und da ich jenen ehrwürdigen Vater gefunden hatte, behielt er mich von Stunde an aus Barmherzigkeit eine Zeit lang bei sich im Hause, schickte mich in die Schule, und versah mich mit den nöthigen Büchern.

Hierauf empfahl er mich einer angesehenen und gottesfürchtigen Frau die mir und andern studierenden Jünglingen viel Gutes erzeigt hat. Sie nahm mich unentgeltlich in ihr Haus und versorgte mich mit dem nöthigen Lebensunterhalte."

Thomas lag nun fleißig dem Studium und dem Besuch der Schule ob, deren Lehrer Boheme (Boom) ein Freund des Florentius war. Dieß freundschaftliche Verhältniß beider Männer kam auch den Schülern zu Statten. „Da einstens — erzählt Thomas — die Zeit, das Schulgeld zu bezahlen gekommen war, brachte Jeder, was er von Rechtswegen geben mußte. Ich gab ihm meine Schuldigkeit in die Hand und begehrte das Buch zurück, welches ich ihm zum Unterpfand zugestellt hatte. Weil er mich aber kannte und wußte, daß ich ein Pflegebefohlener des Herrn Florentius war, fragte er mich: „Wer hat Dir das Geld gegeben?"

„Mein Herr Florentius," antwortete ich. Da sagte er: „Geh hin, bring ihm das Geld wieder, aus Liebe zu ihm will ich von Dir nichts haben."

Ich brachte also das Geld meinem Herrn Florentius zurück und sagte: „Aus Liebe zu Euch hat mir der Magister das Schulgeld zurückgegeben."

„Dank ihm," sagte er darauf, „in Zukunft werde ich ihn mit besseren Gaben lohnen."

Unter Boheme's Leitung stand nicht blos die Schule, sondern auch der Kirchenchor, an welchem Thomas als Singknabe Theil nahm. Auch Florentius fand sich öfters dort ein. Thomas berichtet darüber: „So oft ich den Herrn Florentius im Chore stehen sah, flößte mir die Gegenwart eines so würdigen Mannes solche Ehrfurcht ein, daß ich mich wohl hütete zu schwätzen, wenn er auch vor sich sah. Und es geschah einmal, daß ich nicht weit von ihm mich im Chore befand und er sich unserm Buche zukehrte, um mit uns zu singen. Da er nun gerade hinter mir stand, stützte er sich mit seinen Händen auf meine Schultern. Ich aber hielt mich so steif, daß ich mich kaum getraute mich zu bewegen, und war vor Erstaunen über eine solche Herablassung ganz außer mir."

Das Andenken seines Wohlthäters bewahrte Thomas mit rührender Pietät und Dankbarkeit, die von seinem edlen Herzen das sprechendste Zeugniß ablegen. Wenn auch alle — so äußert er sich — von der Güte des Herrn Florentius schweigen, ich schweige nicht davon. Ich werde seine Erbarmungen rühmen immerdar; denn während sieben Jahren, die ich bei ihm war, habe ich sie erfahren." Nicht weniger strömt er im Lobe dessen über, was sein Gönner andern Schülern Gutes erwies.

„Der Eine hatte sich einer erhaltenen Geldunterstützung, der Andere eines für ihn verfertigten Rockes zu erfreuen, der trug ein Kleid oder eine Kopfbedeckung davon, Einer erhielt Schuhe, Einer Stiefel, dieser eine Leibbinde, jener Strümpfe. Den Einen wurde mit Büchern, den Andern mit Federn, Tinte oder Papier Freude gemacht. Dabei mußten alle gestehen, daß der große Vater der Dürftigen, Florentius, indem er ihren zeitlichen Bedürfnissen abhalf, zugleich immer ihr ewiges Heil im Auge behielt."

Nach einigen Jahren war Thomas von Florentius in sein Haus aufgenommen worden. Von dem friedlichen Leben der Brüder, an welchem er von da an selbst Theil nahm, gibt er folgende anziehende Schilderung: „Mit einem so gottseligen Manne und seinen Genossen zusammenwohnend sah und beobachtete ich täglich ihren frommen Wandel. Ich freute mich der guten Sitten und der lieblichen Worte, die aus dem Munde der Demüthigen kamen. Denn ich weiß mich nicht zu erinnern, je zuvor so gottselige, von der Liebe Gottes und des Nächsten entflammte Männer gesehen zu haben, welche, ob-

gleich sie unter den Weltmenschen lebten, nichts von weltlichem Wesen an sich hatten und sich um irdische Händel gar nicht bekümmerten, sondern stille zu Hause bleibend beschäftigten sie sich mit Bücherabschreiben und lagen dem Lesen heiliger Bücher und frommer Betrachtungen ob. Unter der Arbeit fanden sie in kurzen und stillen Gebeten Trost und Stärkung. Sie waren ein Herz und eine Seele; Jeder gab, was er hatte, zum gemeinsamen Gebrauche her, und sich mit einfacher Kost und Kleidung begnügend, war Keiner besorgt wegen des kommenden Tages. Da sie sich freiwillig Gott gewidmet hatten, gehorchten sie in allen Stücken ihrem Vorgesetzten oder seinem Stellvertreter. Gehorsam hielten sie für ihre höchste Lebensregel. Aus allen Kräften waren sie bemüht, sich selbst zu überwinden, die bösen Neigungen zu bekämpfen und ihren Eigenwillen zu besiegen. Sehr oft bat der Eine den Andern, er möchte ihn über seine Fehler und Nachlässigkeiten ernstlich zur Rede stellen."

Das Haus in welchem die Brüderschaft wohnte, wurde bald für ihre wachsende Zahl zu klein, so daß Florentius ein neues größeres bezog. In dem alten blieben nur jene von seinen Schülern wohnen, welche selbstständig genug schienen, um nicht mehr seiner fortwährenden Aufsicht zu bedürfen. Es waren dieß gegen zwanzig Brüder, welche alle in den geistlichen Stand treten wollten, und unter ihnen befand sich auch Thomas im letzten Jahre seines Aufenthaltes zu Deventer.

Zugleich mit seinem Mitschüler Arnold von Schoonhoven, mit welchem er sich innig befreundete, bezog er eine beiden gemeinsame Kammer und theilte mit ihm das ärmliche Lager. Ueber seinen Aufenthalt im alten Hause berichtet Thomas: „Hier lernte ich schreiben (er meint damit das zierliche Abschreiben ganzer Bücher), die Auslegung der heil. Schrift, die Sittenlehre und die Art und Weise, erbauliche Betrachtungen anzustellen. Was ich durch Abschreiben verdienen konnte, gab ich zur Bestreitung der gemeinsamen Haushaltungskosten, und was mir sonst mangelte, schaffte mir die Güte des Herrn Florentius."

Seinem Freunde Schoonhoven, in welchem Thomas ein Vorbild der Demuth und Andacht erblickte, hat er selbst in seiner Lebensbeschreibung desselben ein ehrenvolles Denkmal gesetzt. „Alle Morgen so heißt er darin unter Anderm – um vier Uhr, wenn die Glocke das Zeichen gab, stand Arnold auf und verrichtete hurtig, vor dem Bette knieend, ein kurzes Gebet. Dann kleidete er sich schnell an und eilte zu der gemeinsamen Frühmesse. Er liebte

aber stille verborgene Plätzchen, um nicht im Gebete gestört zu werden. Es begab sich einigemale, daß ich ihn unbemerkt beobachten konnte. Welch eine Andacht! Ich selbst wurde dadurch zum Gebete entzündet und wünschte die Gnade solcher Andacht zu empfinden, wie er sie täglich zu haben schien!"

Um bleibend unter die Brüder des gemeinsamen Lebens im neuen Florentiushause aufgenommen zu werden, besliß sich Arnold eifrig der Schreibekunst. Sein Wunsch gieng auch in Erfüllung, und so lebte er immer arbeitsam, heiter und zufrieden in der Mitte der Brüder, bis zu seinem Ende 1430.

Eine andere Laufbahn war unserem Thomas bestimmt. Seine durchaus beschauliche Natur konnte volles Genügen nur in eigentlicher klösterlicher Zurückgezogenheit finden, welche ihm das Fraterhaus des Florentius, das doch immer noch mit der Welt in manchem Verkehre stand, nicht zu bieten vermochte. Florentius selbst stand keineswegs seinem Vorhaben, in einen Orden zu treten, entgegen; er ertheilte ihm vielmehr von freien Stücken den wohlüberlegten, väterlichen Rath, um Aufnahme in dem, damals gerade im Entstehen begriffenen St. Agnetenkloster bei Zwoll vom Orden des heil. Augustinus nachzusuchen, welchem gerade der Bruder des Thomas, Johannes, als erster Prior vorstand. Freudig gieng Thomas auf diesen Vorschlag ein und begab sich im Jahre 1399 nach Zwoll und von da in das nahe bei dem Zusammenfluß der Vechte und Yssel auf einem Hügel freundlich gelegene Kloster. Seine Bitte fand günstiges Gehör; doch legte er erst nach sechsjährigem Noviziate (am 12. Juni 1406) die feierlichen Gelübde ab. Wenige Jahre später (1408) verließ sein Bruder den Agnetenberg, nachdem er neun Jahre segensreich für das Aufblühen der Anstalt gewirkt hatte. Er wendete hinfort seine, mehr auf das Aeußere und Praktische gerichtete Thätigkeit noch verschiedenen andern geistlichen Instituten zu und starb als Rector des Nonnenklosters Bethanien bei Arnheim im Jahre 1432.

Sechs Jahre nach seiner Einkleidung erhielt Thomas die Priesterweihe und bekleidete späterhin zweimal die Stelle eines Unterpriors, eine Zeit lang auch die eines Procurators oder Schaffners, dem die Sorge für die Haushaltung oblag.

Die Stille und Ruhe im Kloster der heil. Agnes, wo Thomas außer seinen geistlichen Verrichtungen, wie er schon früher zu Deventer gethan, sich hauptsächlich mit Abschreiben von Büchern beschäftigte, wurde nur einmal ernstlich unterbrochen und gestört. Den Anlaß dazu gaben die Unruhen,

welche nach dem Tode des Bischofs von Utrecht Friedrich von Blankenheim die Wahl seines Nachfolgers Rudolf von Diepholt hervorgerufen hatte. Obwohl dieser nämlich die Bestätigung von Seite des Pabstes Martin V. nicht erhalten hatte, wußte er sich doch durch den Anhang, der ihn in den größeren Städten wie Deventer, Campen und Zwoll unterstützte, trotz des gegen ihn verhängten Kirchenbannes in seiner Stellung zu behaupten. Die Klostergeistlichkeit, welche den Befehlen des päbstlichen Stuhles gehorsam blieb, wurde dadurch in eine üble Lage gebracht: man nöthigte sie an mehreren Orten zur Auswanderung Dieß Loos traf auch die Chorherrn auf dem Agnetenberge, welche, zwanzig an der Zahl, im Jahre 1429 mit ihrem Subprior Thomas von Kempen sich über Hasselt nach Friesland begaben und in Lünekerk bei ihren Ordensgenossen eine Zufluchtsstätte fanden. Erst nach dreijährigem Exil kehrten sie, da mittlerweile Pabst Eugen IV. das Interdict gegen Rudolph von Diepholt aufgehoben hatte, wieder in ihr Kloster zurück. Fortan lebte Thomas in ungetrübter Ruhe seinem geistlichen Berufe und erfreute sich zugleich bis in sein hohes Alter einer dauerhaften Gesundheit. Nur einmal und zwar in seiner Jugend — war er zu Deventer von einer schweren Krankheit befallen worden, in welcher ihn ein mit der Heilkunde vertrauter Pfarrer, Eberhard Eza aus Amelo, mit Glück behandelte. Erst in den letzten Jahren seines Lebens begann er zu kränkeln und an Beingeschwulst zu leiden. Er starb 92 Jahre alt, am 26 Juli 1471 und wurde in dem östlichen Kreuzgange der Kirche begraben. Da zur Zeit des Abfalls der Niederlande von der spanischen Herrschaft das Kloster und die Kirche auf dem Agnetenberge gänzlich zerstört worden war, ließ im Jahre 1672 der Kurfürst von Cöln Max Heinrich bei seiner Anwesenheit in Zwoll über seine Grabstätte Nachforschungen anstellen und die noch vorgefundenen irdischen Reste desselben in einem Reliquienschreine in einer Kirche zu Zwoll aufbewahren.

Ueber das Aeußere, die Lebensgewohnheiten und frommen Uebungen des gottseligen Thomas von Kempen theilen seine Biographen Folgendes mit. Er war unter mittlerer Statur, aber wohlgebaut, seine Gesichtsfarbe lebhaft und etwas bräunlich, sein Auge so scharf, daß er selbst im höchsten Alter sich keiner Brille zu bedienen brauchte. Immer in sein Inneres gekehrt, hatte er für die Außenwelt so wenig Sinn, daß er sich nicht einmal den Namen und Gebrauch mancher äußerlichen Gegenstände merkte. Dieß war auch der Grund, weshalb er des ihm zeitweilig übertragenen Schaffneramtes, zu welchem

er sich im Uebrigen wegen seiner Mildthätigkeit, Leutseligkeit und Gewissenhaftigkeit sehr wohl eignete, wieder enthoben wurde. Zur Schweigsamkeit geneigt nahm er auch in Gesellschaft mit Andern keinen Antheil am Gespräche, so lange dieses nur weltliche Angelegenheiten betraf; kam aber die Rede auf Gott und himmlische Dinge, so war er allezeit zur Antwort bereit, und seine Worte strömten dann wie aus einer lauteren lieblichen Quelle hervor. Sein Anblick war Ehrfurchterweckend; wenn er betete, wurde seine tiefe, innige Andacht auch äußerlich sichtbar. Er stand dann gleichsam nur mit den Spitzen der Füße auf der Erde, und es schien, als wollte sein ganzer Körper in den Himmel auffliegen, wo sein Geist und sein Verlangen war. Immer war er, bei Nacht wie bei Tag, der Erste im Chor, der Letzte aus demselben. Beim Psalmengesang stand er allezeit aufrecht, nie setzte er sich, nie lehnte er sich aus Ermüdung an. Mitten im Gespräche mit den Brüdern empfand er oftmals innerlich die Ansprache des Herrn; dann hörte man ihn sagen: „Ich muß gehen, denn es ist Einer, mit dem ich in der Stille mich besprechen muß;“ geräuschlos ging er weg, um der Betrachtung nachzuhängen. Er lag aber nicht blos dem Gebete ob; mit ihm verband er, den Grundsätzen seines Ordens gemäß, auch die Arbeit. Nach der Frühmette beschäftigte er sich in seiner Zelle mit dem Abschreiben von Büchern, oder er schrieb auch die Ergebnisse seiner eigenen inneren Erfahrungen nieder. Seine Handschrift war schön und fließend; das Kloster besaß, von ihm geschrieben eine vollständige Bibel in vier Bänden, ein großes Meßbuch, mehrere Werke des heil. Bernhard, sowie die Urschrift der „Vier Bücher von der Nachfolge Christi.“ Thomas predigte auch manchmal, wenn er darum ersucht wurde, und sein Ruf zog dann aus Zwoll und der näheren und ferneren Umgebung eine Menge von Zuhörern herbei. Seine Uebungen in der leiblichen Abtödtung (Ascese) waren streng, jedoch nicht übermäßig; er fastete häufig und pflegte sich an gewissen Wochentagen zu geißeln, wobei er den Hymnus: »Stetit Jesus« sang. Er hatte Sinn für Musik und Gesang und componirte zu einigen von ihm verfaßten, geistlichen Liedertexten die Melodieen selbst. Sein Wahlspruch lautete: „Ich habe überall Ruhe gesucht und sie nirgends gefunden als in der Einsamkeit und in Büchern.“ Eben diese Devise befand sich auch unter seinem ältesten Porträte, welches hundert Jahre nach seinem Tode Franz von Tholen, welchem man eine Lebensbeschreibung des Thomas verdankt, noch in dem Agnetenkloster gesehen hatte. Ein anderes wurde 1569

im Auftrage des letzten Priors des Klosters verfertigt; auch ließ im Jahre 1629 seine Vaterstadt Kempen auf öffentliche Kosten zu Köln drei Bildnisse desselben malen, von welchen zwei noch vorhanden sind. Kupferstiche, die ihn darstellen, finden sich in mehreren Ausgaben seiner Werke.

Die einzelnen Bücher seines Hauptwerkes „Von der Nachfolge" hat Thomas in größeren Zwischenräumen verfaßt, und zwar zuerst das vierte, vom Abendmahl und der Würde des Priesterthumes handelnde Buch, nachdem er die priesterliche Weihe erhalten hatte. In den folgenden Jahren, also immer noch in seiner kräftigsten Lebensepoche, schrieb er die drei andern Bücher, von denen das erste Ermahnungen zur Weltverachtung und einem geistlichen Wandel, das zweite solche enthält, die zur Beschaulichkeit anleiten, das dritte endlich Betrachtungen über den wahren innern Trost mittheilt, den der Mensch nur in Gott und Christo zu finden vermag. Einige Gelehrte versuchten zwar unserem Thomas den Ruhm der Autorschaft dieses Werkes zu entziehen, indem sie es bald dem französischen Kanzler Gerson, bald einem andern Gerson, der um 1240 als Benedictinerabt eines Klosters zu Vercelli lebte, zuschreiben, aber die gründlichsten Nachforschungen haben seither unwidersprechlich dargethan, daß kein Anderer als Thomas von Kempen der Verfasser der „Nachfolge" gewesen ist.

Von seinen übrigen Schriften sind zu nennen seine trefflichen Ermahnungen an die Novizen, die er als Subprior verfaßte, seine Reden an die Brüder, seine Predigten und Betrachtungen, ferner die erbaulichen Traktate, unter denen das „geistliche Rosengärtlein, das „Selbstgespräch der Seele," und die kleine Schrift „über die Erhebung des Gemüthes" an Werth der Nachfolge am nächsten kommen. Unvergleichlich schön sind auch die meisten der in seine Schriften eingewobenen Gebete. Außerdem verdienen noch Erwähnung, eine Chronik des Klosters der heiligen Agnes und seine Biographieen der Stifter und mehrerer verdienstvoller Brüder der Genossenschaft des gemeinsamen Lebens, so des Groot und Florentius, dann ihrer Schüler Gronde, Brinkerink, Cubbert, Brune, Gerhard, Zerbold, Emil von Buren, Jakob von Viana, Joh. Ketel und Arnold von Schoonhoven. Von seinen sämmtlichen Werken hat der Jesuit Sommalius im Jahre 1607 eine sehr gute Ausgabe erscheinen lassen. Eine vollständige deutsche Uebersetzung eben dieser Gesammtwerke hat J. P. Silbert in vier Bänden geliefert.

Ueberblicken wir noch einmal den Lebensgang und Bildungsweg des

außerordentlichen Mannes, welchem die christliche Welt ihr wirksamstes Erbauungsbuch zu verdanken hat, so liegt die Wahrnehmung nahe, daß keineswegs, wie man glauben möchte, ein vielbewegtes, schicksalvolles Leben den Verfasser jenes Buches zu den in demselben niedergelegten hohen Erkenntnissen geleitet hat. In den einfachsten Verhältnissen brachte er seine Kindheit zu; schon als Knabe stand er unter dem Einflusse der frommen Brüder zu Deventer und verweilte dann bis an sein Ende in der stillen Zelle auf dem Agnetenberge. Weder Reisen, noch Umgang, noch Lektüre verschafften ihm jene bewundernswerthe Kenntniß des menschlichen Herzens, seiner Neigungen und Bedürfnisse, die uns in seinen Schriften begegnet. Er besaß weder classische, noch eigentliche theologische und philosophische Gelehrsamkeit und wußte doch die erhabensten Wahrheiten mit einer Einfachheit Klarheit und Anmuth auszusprechen, wie sie manchem der berühmtesten Schriftsteller mangelt. Sollte dies nicht ein Beweis dafür sein, daß das Wesentliche für den Menschen nicht das sei, was er erlebt und erlernt hat, sondern wie er es erlebt und aufgefaßt, wie er es in sich aufzunehmen und zu seinem Heile zu verwenden verstanden hat? Daß es übrigens trotz einer fast völligen Abgeschiedenheit auch unserm Thomas nicht an vielfachen innern Kämpfen und Versuchungen gefehlt habe, geht aus manchen Andeutungen in seinen Schriften zur Genüge hervor.

Nächst der Bibel ist kein Werk so weit verbreitet, keines in so viele Sprachen übersetzt worden, als das Buch von der Nachfolge Christi. Man hat berechnet, daß vom lateinischen Original mehr als zweitausend verschiedene Ausgaben und außer den vielen Uebersetzungen in sämmtliche europäische und andere fremde Sprachen (sogar in's Altgriechische) bloß an französischen Uebertragungen gegen tausend erschienen sind. Jedes Jahr bringt neue Ausgaben und Bearbeitungen, und so ist ihre Zahl noch fortwährend im Wachsen begriffen.

Wenn die Ausbreitung des Christenthums geradezu wunderbar zu nennen ist, da die Lehre Jesu vom Menschen dasjenige verlangt, was seiner Natur am meisten widerstrebt, Verläugnung seines Eigenwillens und Bekämpfung seiner sinnlichen Natur, so muß wohl die große Verbreitung des Buches von der Nachfolge, welches eben jene Lehre auf's Entschiedenste vorträgt, billig unser Staunen erwecken. Ueberdieß begegnen wir hier keinem jener Reizmittel einer kunstvollen Darstellung, welche andern schriftstellerischen Producten Anziehungskraft zu verleihen pflegen. Die Sprache zeigt vielmehr, wie es bei

der biblischen der Fall ist, die äußerste Schlichtheit und Einfalt. Noch weniger konnte die persönliche Stellung des Autors, eines armen, in der tiefsten Zurückgezogenheit lebenden Mönches, der sich aus Bescheidenheit nicht einmal als Verfasser, sondern nur als Abschreiber des Werkes nannte, diesem einen so großen Leserkreis und einen so großen Ruhm verschaffen. Fragt man daher nach dem eigentlichen Grunde des außerordentlichen Beifalles, welchen das Buch von der Nachfolge Christi gefunden, so möchte er ohne Zweifel in nichts Anderem zu suchen sein, als in der Kraft der Wahrheit, in der Aechtheit und Innigkeit der Empfindung, welche aus jeder Zeile des Werkes sprechen. Durch diese Eigenschaften ist es für Tausende eine Quelle des Trostes geworden und wird diese Wirkung üben, so lange es noch Gemüther gibt, die sich gedrungen fühlen, in der stillen Zelle christlicher Betrachtung jenen Frieden zu suchen, welchen die Welt nicht zu bieten vermag.

Ueber China.

Mitgetheilt von Isabella Braun. *)

Wenn uns nicht schon die christliche Lehre über allgemeine Menschenliebe ein lebhaftes Interesse für alle Nationen einflößte, so müßte dasselbe doch aus dem täglichen Gebrauche der verschiedensten Gegenstände, Kleidungsstücke und Nahrungsmittel entstehen. Ein gutes Theil davon führt uns in ferne Gegenden, wo eine Menge von Menschen im Schweiße ihres Angesichts arbeiten, während wir den Nutzen ihrer Arbeit genießen. Wer vermöchte z. B. allabendlich den wohlduftenden Thee zu schlürfen, ein Getränke, das die Lebensgeister so angenehm erregt und die Gesellschaft zu heiterm Geplauder vereint, ohne der arbeitsamen Chinesen zu gedenken, welche sich mit der Zubereitung des Theeblattes abgeben.

Nachdem wir uns mit derselben bereits bekannt gemacht haben, wollen wir uns mit den Bewohnern China's noch weiters befassen.

Die Chinesen nennen ihr Land „Tschung kuo," das Reich der Mitte. Man hat vielfach darüber gespottet und den Sinn unterlegt, die Chinesen nehmen an, ihr Land liege in Mitte der Welt. Die Benennung stammt

*) Mit Benützung des Buches: Wanderungen durch das Chinesische Reich. Von Huc und Gabet.



GARTEN PAVILLON EINES MANDARINEN

vielmehr aus dem zwölften Jahrhundert. Damals war China in mehrere Fürstenthümer getheilt und jedes bezeichnete sich als Reich. Tscheu kung, des Kaisers Oheim, nannte die Stadt Lo yang, wo der chinesische Monarch seine Residenz hatte, Reich der Mitte, und diese Benennung war auch richtig, weil es sich in Mitte der übrigen Staaten befand. Seit dieser Zeit hat der Theil, wo der Kaiser Herrscher war, so geheißen und der Name ging dann auf die Gesammtmonarchie über. Weitere Benennungen sind: „Blume der Mitte“ — „himmlisches Reich.“

Die Chinesen sind ein arbeitsames, geschicktes, sinnreiches Volk. Ihre Industrie ist geradezu bewunderungswürdig. Sie verstanden schon im Alterthume die Benützung des Gespinnstes der Seidenraupe; in Bereitung des Porzellans sind sie unereichbar und ihre Malerei prangt in den lebhaftesten, dauerndsten Farben. Aus dem Bambus fertigen sie tausenderlei Sachen, das chinesische Baumwollenzeug, Nanking, ist in der ganzen Welt bekannt; die chinesischen Crêpes sind bis heute unerreicht geblieben und wer hat nicht schon ihren geblümten Atlas bewundert! Strickerei, Färberei und die Kunst des Lakirens steht in China auf hoher Stufe.

Wenn ein Chinese etwas ausgezeichnet schön gemacht hat, dann bringt er die Arbeit zum Gouverneur; dieser läßt den Gegenstand vor der Thüre seines Palastes ausstellen und wenn während Jahresfrist kein Tadel darüber laut geworden ist, erhält der Verfertiger eine Belohnung. Einst brachte Jemand einen Seidenstoff; in denselben war eine Aehre gewirkt, auf welcher ein Sperling saß. Alles bewunderte diese Arbeit; man war versucht, den Vogel zu haschen. Endlich erhob sich aus dem Munde eines Herumstreichers der Tadel: jede Aehre biege sich, wenn ein Vogel darauf sitze, diese eingewirkte Aehre jedoch stehe gerade. Der Gouverneur erkannte den Tadel für begründet und vorbei war's mit der Belohnung.

Im chinesischen Charakter liegt ungemein viel Verschmitztheit, Verstellungskunst und Heuchelei, was Alles in ihren Höflichkeitsvorschriften reichliche Nahrung findet, denn wer aus Höflichkeit beständig heuchelt und sich verstellt, dem wird es bald zur zweiten Natur werden. Dagegen besitzen die Chinesen die höchst nachahmungswerthe Tugend des Gehorsams gegen die Obrigkeit und gegen die Eltern; ihre Kindesliebe ist voll der rührendsten Züge; die Unterwürfigkeit gegen die Eltern endet nur mit dem Tode. Die kindliche Ehrerbietung wird in allen Schriften, so wie in des Kaisers Proklamationen empfohlen. Ein

Vergehen gegen das Gesetz, gilt zugleich als Vergehen an der Familie und alle guten Handlungen, ebenso als Handlungen eines guten Sohnes, einer guten Tochter. Der Kaiser hat den Namen „Tien dse, d. h. Sohn des Himmels. Der Himmel selbst hat ihn zu seinem Bevollmächtigten ausgewählt und die Chinesen betrachten ihn als Vater und Mutter in Einer Person. Er besitzt schrankenlose Allgewalt, die er unter seine Beamten vertheilt. Nach dem Kaiser hat der Gelehrtenstand den höchsten Einfluß; eine Folge davon ist, daß der Elementarunterricht die größte Verbreitung genießt. Im kleinsten Dorfe und Weiler, sogar in den sogenannten schwimmenden Dörfern auf Seen, Strömen, in Canälen — findet man einen Lehrer, in jeder Barke ist Pinsel, Tinte, Rechentafel, Kalender u. s. w. zur Hand. Bauern und Handwerker führen Notizbücher, schreiben ihre Briefe und lesen unterhaltende Bücher.

Der chinesische Lehrer versieht zugleich das Amt des Erziehers. Er unterrichtet seine Zöglinge in den Vorschriften der Höflichkeit, in den Gebräuchen des Ceremoniells, in den verschiedenen Arten zu grüßen, er belehrt sie über ihr Verhalten gegen die Eltern und Vorgesetzten.

Und nun Einiges über chinesische Ceremonien.

Bevor man in China einen Besuch abstattet, entsendet man den Diener mit einem Billette. Das ist ein Bogen rothes Papier, dessen Länge sich nach dem zu bezeigenden Respecte richtet; auf der zweiten Seite stehen einige Zeilen, z. B. „Dein jüngerer Bruder will sein Haupt vor Dir auf die Erde neigen, und Dir seine Achtung bezeigen." Je größer der Respekt ist, desto größer werden die Schriftzeichen gemalt. Solch ein Billet wird oftmals gefaltet und dem Thürsteher überreicht. Bei Annahme des Besuches läßt der Herr erwiedern: „Es macht mir Vergnügen, ich bitte Dich zu kommen." Bei der Ablehnung heißt es: „Ich bin Dir sehr verbunden, ich danke Dir für Deine Mühe." —

Wer einen Besuch empfängt, muß einen sehr gewählten Anzug tragen und den Gast an der Hausthüre empfangen. Beide Flügelthüren werden geöffnet; der Hausherr tritt zuerst auf die rechte Seite des Gastes, nach dem Empfang aber an die linke und sagt: „Ich bitte Dich, vorauszugehen." Er bleibt stets ein wenig hinter dem Besucher zurück. Im Empfangssaale stehen die Sitze in zwei geraden Reihen sich gegenüber. Hier angelangt macht man an der Seite des Besuchenden, einen Schritt hinter ihm, die Reverenz, indem man

mit den zusammengelegten Händen den Boden berührt. Ehe man auf den mit kleinen Teppichen belegten Stühlen Platz nimmt, weigert man sich eine Weile beharrlich, den ersten Sessel einzunehmen. Endlich nimmt man nach einer tiefen Verbeugung Platz. Nun bringen die Diener die Tassen auf gefirnißtem Holzbrette. Der erforderliche Thee liegt darin, es wird siedendes Wasser aufgegossen, aber nicht gezuckert. Der Hausherr berührt das Brett und spricht: „Tsching tscha" d. h. ich lade Dich ein, Thee zu trinken, und reicht sie dem Gaste mit beiden Händen, und dieser nimmt sie mit beiden. Dann verneigt er sich so tief, daß die Tasse den Boden berührt, es darf aber kein Tropfen verschüttet werden, deßhalb werden die Tassen nur zu zwei Drittheilen vollgegossen. Ebenso darf man keine Miene verziehen, wenn die Theetasse noch so heiß wäre. Alle Gäste trinken in Pausen langsam, zu gleicher Zeit. —

Bei warmem Wetter ergreift der Hausherr seinen Fächer, verneigt sich und sagt: „Tsing schen" — d. h. ich lade Euch ein, den Fächer hervorzulangen. Jeder muß einen solchen bei sich tragen, den sonst würde es der ganzen Gesellschaft nicht gestattet sein, sich desselben zu bedienen.

Die Unterhaltung beginnt und bewegt sich lange Zeit mit geringfügigen Dingen; erst beim Schlusse des Besuchs rückt man mit der Hauptsach heraus. Endlich heißt es: „Ich habe Dich nun genügend gelangweilt;" (ein wahres Wort) die Referenzen beginnen auf's Neue und dauern, bis der Gast zu Pferde, oder in den Palankin (Tragsessel) steigt. Der Gast bittet, doch ja bei solch respectwidriger Handlung die Augen abzuwenden, was der Hausherr scheinbar befolgt. Nun heißt es von beiden Seiten: Tsing leao, d. h. Lebewohl — und die Ceremonien sind vorüber.

Ueber chinesische Gastmähler ist schon viel geschrieben, aber auch viel erdichtet worden. Natürlich erscheint dem Europäer die Sache wunderlich. Es beginnt mit dem Nachtisch und endet mit der Suppe, der Wein wird in kugelrunden Porzellan- oder Metallbechern warm kredenzt, statt der Gabel bedient man sich zweier Stäbchen, das Fleisch wird zerschnitten vorgelegt, statt der Servietten hat man viereckige Stückchen bunten Seidenpapiers, welche nach dem Gebrauch sogleich weggenommen werden. In den Pausen des Gastmahls steht man auf und raucht eine Pfeife. Zur chinesischen Höflichkeit gehört auch, alles Angebotene eine Weile beharrlich abzulehnen, sich nöthigen zu lassen. Den Schluß des Mahles deutet man dadurch an, daß man die Speise-

stäbchen zuerst in gleiche Höhe mit der Stirne hält, dann sie wagrecht über die Tasse legt.

Eine Lieblingsspeise der Chinesen sind die Melonenkerne. Die Wassermelone wird auf der Straße überall in Stücken feilgeboten und Jeder gibt seine letzte Sapeke dafür her. Der Chinese knappert zu jeder Tageszeit, auf der Reise, auf der Straße, beim Thee daran herum und besitzt eine große Fertigkeit, mit seinen langen, spitzigen Nägeln die harte, lederartige Umhüllung zu entfernen. Die Frucht selbst ist für ihn ohne Bedeutung.

Besonders ausgedehnt sind die Ceremonien bei einem Begräbnisse, denn schon Confuzius sagt, daß man wohl daran thue, einen Theil des Vermögens auf das Begräbniß des Angehörigen zu verwenden. Ein schöner, kostbarer Sarg gehört zu den wünschenswerthesten Gegenständen und wird noch bei Lebzeiten angeschafft, sogar als willkommenes Geschenk verwendet. Ehe die Seele scheidet, versucht man, sie zurückzuhalten, indem die Angehörigen lautes Geschrei erheben und sie flehendlich bitten, im Körper zu bleiben. Man stellt ihr vor, daß die ganze Familie in Unglück gerathe, man schmeichelt ihr und frägt, was man ihr zu Leide gethan habe. Liegt der Kranke in Bewußtlosigkeit, so wird eine momentane Entfernung der Seele angenommen. Die Angehörigen des Kranken oder Sterbenden laufen ihr nach und zerstreuen sich nach verschiedenen Seiten; man brennt an allen Enden und Ecken Schwärmer ab, versperrt ihr mit ausgebreiteten Armen den Weg, trägt der Seele leuchtende Laternen entgegen, damit sie den Weg zurück fände, bis man sich überzeugt hat, daß Alles vergebens sei.

Man behält die Leiche oft wochenlang im Hause und da sie mit Kalk bedeckt ist, tritt die Verwesung nur sehr langsam ein. — Beim Begräbnisse spielen Prunksucht und Eitelkeit eine weit größere Rolle, als der Schmerz um den Todten. Man versammelt sich zur festgesetzten Stunde, trinkt Thee, raucht Taback und plaudert sehr lustig. Sobald der nächste Verwandte die Trauerfeierlichkeit anzeigt, verwandelt sich die Scene im raschesten Uebergange. Man stellt sich um den Sarg, heult, schluchzt, wimmert, lamentirt und es fließen wirkliche Thränenströme. Die erkünstelte Betrübniß hat den täuschenden Schein der Wahrhaftigkeit. Kaum ist aber die Ceremonie vollendet, wird zum Thee und zum Rauchen zurückgekehrt und die unterbrochene Unterhaltung in früherer Weise fortgeführt.

Die Bauart der Chinesen ist mit keiner andern Architectur vergleichbar.

Die Städte sind viereckig und mit hohen Mauern umgeben; dazwischen erheben sich Thürme, viele sind mit Gräbern umzogen. Die Häuser sind niedrig und bestehen nur aus einem Erdgeschoße. Sie sind entweder aus Backsteinen aufgeführt, oder aus Holz, das bemalt und lakirt wird, graue Ziegel bilden die Dächer, deren Rand aufwärts gebogen ist und Rinnen bildet, die Ecken laufen bogenförmig aus und stellen fabelhafte Thiere vor. Das Ganze ist bunt und macht einen angenehmen Eindruck. Die Häuser der Reichen haben gewöhnlich mehrere Höfe, im letzten Hofraume befinden sich die Wohnungen der Frauen, daran schließen sich die oftmals sehr schönen Gärten. Die bemerkenswerthesten Bauwerke sind die Pagoden, Brücken und Thürme. Man trifft eine Menge von Monumenten verschiedener Art. Dazu gehören die Triumphbögen zu Ehren des Wittwenstandes und der Jungfräulichkeit. Manchmal kommt es vor, daß Mädchen nicht heirathen, um sich ganz dem Dienste der Eltern widmen zu können, oder daß die Wittwe, aus Hochachtung gegen ihren Gatten, ein zweites Ehebündniß verschmäht. Solchen weiblichen Wesen errichten bisweilen Bekannte und Freunde im Dorf oder im Stadtviertel ein Denkmal aus Stein, auch aus Holz mit Innschriften zu Ehren der Jungfräulichkeit oder des Wittwenstandes. Auf beiden Seiten des Bogens sind die Tugenden der Gefeierten bezeichnet.

Eine merkwürdige Menschenklasse unter den Chinesen sind die Gaukler und Komödianten. Denn Komödie muß bei verschiedenen Gelegenheiten gespielt werden, z. B. wenn die Ernte gut ausfällt, wenn Jemand ein gewinnreiches Geschäft gemacht hat, wenn eine drohende Gefahr abgewendet wurde, gleichviel bei glücklichen und traurigen Gelegenheiten. Auch Zerwürfnisse zwischen einzelnen Personen bieten dazu Veranlassung. Der Schiedsrichter erklärt, daß der, welcher Unrecht hat, einige Mal Theater spielen lassen muß. Während des Spiels schwätzt Alles durcheinander; man raucht, ißt und trinkt. Weibliche Rollen werden von Jünglingen gespielt, die sich dermaßen aufzuputzen und ihre Stimme zu verstellen wissen, daß es täuschend wird. Die Gaukler und Taschenspieler zeigen eine überraschende Geschicklichkeit und auch die Seiltänzerinnen haben es zum Staunen weit gebracht, man begreift nicht, wie sie mit ihren kleinen Füßen auf dem gespannten Seile gehen können.

Die Chinesen besitzen sehr hübsche Sinnreden und Sprichwörter, von denen wir zum Schlusse dieser kleinen, gedrängten Mittheilung einige als Muster anfügen wollen:

„Reue ist der Tugend Frühling.

Der Weise thut Gutes, wie er athmet, es ist sein Leben.

Der Menschen kann man entbehren, doch man bedarf eines Freundes.

Große Seelen haben Willen, die Uebrigen haben nur Willensanwandlungen.

Dem, welcher sich nichts verzeiht, verzeiht man Alles.

Meine Bücher sprechen zu meinem Geiste, meine Freunde zum Herzen, der Himmel spricht zu meiner Seele, alles Andre zu meinen Ohren."

Der blinde Musikant.

Von Franz Bonn.

Was will der blinde Musikant
Im lichten Frühlingsschein?
Es führt den Alten an der Hand
Ein junges Mägdelein.

Die Sonne scheint ihm in's Gesicht
So freundlich und so mild —
Er aber sieht den Frühling nicht
In Garten und Gefild.

Er spielt, als ob's noch Winter sei,
So traurig und so kalt.
Ach Herr und Geige — alle zwei —
Sie sind verstimmt und alt.

Doch wenn das kleine Mädchen reicht
Ihm seine liebe Hand —
Ob dann den Frühling fühlt vielleicht
Der blinde Musikant?! —

Auflösung des Räthsels von Seite 256.

Missouri, Mississippi.



Pater Ildephons.

Pater Ildephonso.

Erzählung in Versen von Franz Bonn.

Wieder ist ein Tag dahingegangen
Blau und helle, wolkenlos und heiter,
Wie das Leben eines guten Menschen,
Da im Thale liegt, von grünen Bäumen
Rings umgeben, fern dem Weltgetriebe
Still ein Dörflein. Vor den schmucken Häusern
Sitzen plaudernd frische Menschenkinder
Froh genießend noch die Abendstunde,
Und von allen Häusern dort das größte —
Blanker noch gescheuert sind die Scheiben
Und gefällig rings mit wilden Reben
Alle Wände freundlich überzogen —
Ist das Pfarrhaus; und zunächst im Garten,
Dessen Pflege Fleiß und Kenntniß zeiget,
Sitzt der Pfarrherr. Ihm zur Seite strickend,
Eine weiße Schürze vorgebunden,
Seine Schwester und als Gast ein Dritter —
's ist des kleinen Ortes wackrer Krämer. —
„Ja, Herr Pfarrer!“ hub der an zu sprechen —
„Dieser Fortschritt ist nicht zu verkennen;
Auf Erfindung dränget sich Erfindung,
Riesig ist des Zeitgeist's mächtig Wirken!
Denket nur in vierundzwanzig Stunden
Dank des Dampfes wunderbaren Kräften,
Kam ich in die große Metropole!
Welche Schätze, welche Herrlichkeiten,
Welche Bildung, welche Geisteshöhe!
Aufgeklärt ist selbst der schlichte Bürger
Und mir scheint es, daß wir weit zurück sind
Gegen jene, die dem Geist der Zeiten
Näher steh'n, als wir in unsern Bergen.
Doch das mache, hört ich Einen sagen,
Der mit mir gefahren ist von Leipzig,
Weil bei uns so viele Klöster wären.
Klöster seien gar nicht gut zu heißen

Und besonders jene Bettelorden
Hätten vieles Unheil angerichtet.“
„Und was habt dem Manne ihr erwiedert?“
Frug der Pfarrer lächelnd drauf den Krämer,
Der zurückkam kurz erst von der Reise
Viel gehört und viel gesehen hatte,
Was ihm fremd und neu die Sinne reizte.
„Was dem Manne ich erwiedert habe?
Ei ich dacht', er habe Recht, im Stillen
Und versuchte nur ihm klar zu machen,
Daß auch hier zu Lande viel geschehe,
Für der Jugend Bildung und Erziehung.“
„Nun,“ so sprach der Pfarrer, „lieber Nachbar,
Hört mich an — ich will Euch Eins erzählen
Aus der Nähe etwas selbst Erlebtes,
Denn die aus des Lebens Quelle kommen,
Sind am Ende doch die besten Gründe.“
Und die Schwester hielt die flinke Nadel,
Senkte in den Schooß die beiden Hände,
Denn gar gerne pflegte sie's zu hören,
Wenn ihr würd'ger Bruder was erzählte;
Dieser aber sprach nach kurzer Pause:
„Seht, dort oben an des Hügels Rande,
Wo die Trümmer eines Schlosses ragen,
Lebte einst ein Graf mit zweien Söhnen.
Reich und mächtig war der Graf geboren,
Und so weit das Auge reicht, die Lande
Alle waren unterthan dem Grafen.
Seine Freude war der Jagd zu pflegen;
Und weit mehr als seine Unterthanen —
Hunde hielt er Dutzende und Pferde —
Schätzt' er diese. Seine Diener suchten
So viel möglich Steuern beizutreiben,
Und so lebte er auf seinem Schlosse
Unbekümmert um das Wohl des Volkes.
Seine Söhne waren kaum erwachsen,
Als die Mutter starb nach schweren Leiden.
Sterbend segnete sie ihre Söhne,
Deren Aelt'rer ihrem Herzen näher,

Als der Jüng're stand, der mehr des Vaters
Wilde Art und Leidenschaft ererbte.
Jener Aeltre war ein schmucker Knabe,
Feurig blitzt sein Aug aus schwarzer Wimper
Frisches Roth bedeckte seine Wangen,
Und sein Geist, der frühgeweckte, strahlte
Von der hohen breitgewölbten Stirne.
Da die Mutter also lag im Sterben,
Gab sie ihm ein Kreuzlein in die Hände,
Das sie heimlich auf der Brust getragen
Also sprechend: „Gottes Liebe bleibe
Treu bei Dir, bleib treu auch Du dem Kreuze!
Nie vergesse Deiner armen Mutter!
Dir als Erbe laß ich meine Armen
Und dieß Kreuz zurück“ — und damit starb sie.
Bald darauf starb auch der Graf. Beim Jagen
Hatte ihn ein schlimmer Sturz getödtet.
Nun dem ältern Sohne nach den Rechten,
Fiel die Grafschaft zu mit allen Gütern.
Jahre schwanden hin. Der neue Gutsherr
Herrschte mild in seiner Mutter Geiste,
Und da er dem Wohl der Unterthanen
Mehr als seinem eignen Wohle lebte,
Ward durch Nachlaß vieler Steuerpflichten
Bald geringer auch der Herrschaft Rente.
Ueber solche Minderung erbittert
Zürnend, daß nicht er der Grafschaft Herrscher
Aufgehetzt vom schlimmen Rath der Freunde,
Faßte den Entschluß der jüng're Bruder
Sich die Herrschaft selber zu verschaffen,
Und da einmal sie im Wald beisammen
Ganz allein und fern von Zeugen waren,
Und in einem Streit der ältre Bruder
Durch ein flüchtig Wort ihm Zorn erregte
Griff der junge Graf zu seiner Flinte
Und er schoß nach seines Bruders Herzen,
Doch der Schuß ging fehl, wie durch ein Wunder
Streift er nur das Kleid des ältern Bruders
Und das Kreuz — der Mutter heilig Erbe!

Welch Entsetzen diesen Bruder faßte
Also schwarzen Anschlag zu erfahren,
Könnt Ihr leicht Euch denken. Doch die Liebe
Hieß ihn rasch dem Irrenden vergeben
Und nach kurzem schmerzlichem Erschrecken
Reicht er seinem jüngern Bruder schweigend
Seine Hand, der wie vom Blitz getroffen
Niedersank und bittre Thränen weinte.
Damals blieb die schlimme That verborgen;
Aber bald zum Staunen aller Leute
Legt der ältre Graf die Herrschaft nieder,
Seinem Bruder Alles überlassend." —
Hier ein Weilchen hielt der würd'ge Pfarrer.
Einen Zug aus seinem Kruge that er
Und der wack're Krämer that desgleichen.
Stille zu den Hügeln schaut die Schwester,
Drauf der alten Burg zerfallne Trümmer
Noch im letzten Abendrothe glänzten.
„Noch nicht lange bin ich hier im Orte,"
Sprach der Krämer und aus seiner Pfeife
Blies er eine Wolke in die Lüfte —
„Neu noch ist mir gänzlich die Geschichte —
Doch so viel ich hörte, ward im Kriege
Von Franzosen dieses Schloß zerstöret."
„Ja, so ist's" erwiederte der Pfarrer,
„Die Franzosen brannten Alles nieder.
Die Franzosen dieses Volk des Fortschritts.
Ja das sind nach Eurem Sinn die Besten."
„Kommt nicht lieber Bruder! ab vom Wege"
Mahnte nun den Pfarrer seine Schwester,
„Denn es handelt sich ja um die Klöster,
Die so vieles Unheil angerichtet,
Wie der Reisende dem Nachbar sagte."
Lächelnd sprach's die Schwester, denn sie kannte
Ihres würd'gen Bruders Geist und Meinung.
„Richtig — also weiter," sprach der Pfarrer;
„Also auf der Väter reiches Erbe
Hatte unser ältrer Graf verzichtet
Und der Junge kam nun an die Herrschaft.

Doch der starb nach wenig kurzen Jahren
Und die Güter alle fielen wieder
Nun dem ältern Bruder zu als Erbe.
Und was meint Ihr, daß aus ihm geworden?"
Unser Krämer, wenig sich besinnend,
Meint er sei wohl in den Kampf gezogen,
Hab in fremdem Land sich aufgehalten
Oder sei ein Priester gar geworden. —
„Schier errathen!" lächelte der Pfarrer —
„Kapuziner ist der Graf geworden!
Dort im Städtchen, dessen Thurmesspitzen
Just im Abendroth herüber grüßen,
Keine Meile ist's von hier gelegen —
Kennt Ihr doch das Kapuzinerkloster
Eine Spinnerei ist's heut zu Tage!"
„Freilich kenn ich's" sprach der wackre Krämer,
„Alle meine Wollenwaaren hab ich
Dorther. Trefflich eingerichtet ist sie
Die Fabrick und gut die Dividende."
„Ja das macht der Fortschritt" sprach der Pfarrer,
„Kommt Ihr Morgens hin jetzt oder Abends
Seht ihr viele bleiche arme Kinder,
Die sich durch die Klosterpforte drängen.
Einst nicht anders war's, als heutzutage.
Arme bleiche Kinder, Frauen, Greise,
Drängten sich in's Haus der Kapuziner.
Nur ein kleiner Unterschied, erlaubt mir,
Scheinet zwischen damals mir und heute.
Damals gab man ihnen Speis und Kleider,
Sättigte und pflegte sie mit Liebe
Und ermahnt mit frommem Wort die Armen,
Sich in Gottes Willen zu getrösten.
Heute aber drängen sie zur Arbeit
Die Maschine müssen sie bedienen,
Selbst Maschinen. Ewig nur dasselbe,
Daß das Herz verkümmert, wie der Körper! —
Doch wir kommen ab von der Erzählung
Dort im Kapuziner-Kloster also
Lebte unser Graf als Kapuziner.

Betteln ging er in dem rauhen Kleide,
Er, dem einst die ganze Gegend eigen
Abgewiesen roh mit derben Worten
Mußt er oft von einem Hause gehen,
Drinnen einst'ge Unterthanen wohnten.
Manchmal schwoll ihm da des Zornes Ader,
Aber duldend, Segen auf den Lippen,
Statt des Unmuths der empor sich drängte
Zog er weiter. Traf er wo des Weges
Armuth oder Jammer andrer Arten
Immer kam er als ein Hilfebringer.
Keine Krankheit war so eckelregend,
Keine Noth so schlimm und widerwärtig,
Daß er nicht mit gleicher Liebe suchte,
Dort zu helfen, dort den Schmerz zu lindern,
Und wie mild und sanft war er den Kleinen
Die sich täglich zu der Schule drängten
Drinn er sie in allem unterichtet,
Und das Beste lehrt was Kinder brauchen:
Einen Gott ergebnen reinen Glauben.
Viele Herzen hat er da dem Himmel
Und dem Guten für und für erobert.
Und des Sonntags, wenn er von der Kanzel
Strömen ließ des heil'gen Wortes Fluten,
Welche Werke hat er da geschaffen
In den Herzen Aller, die ihn hörten!
Dann im Beichtstuhl, welche Gnadenquellen
Schloß er auf den schwer beladnen Sündern —
Alle zu dem rechten Wege führend,
Tugendhafte höher noch geleitend!
Als die Grafschaft war ihm zugefallen
Nach dem Tode seines armen Bruders,
Der im Testamente selbst bekannte
Jenen Mordversuch an seinem Bruder —
Niemand hätt' sonst je davon erfahren —
Ließ erbauen er die schöne Kirche
Und erweitern rings die Klostermauern
Des Vermögens Rest den Armen schenkend.
Fragt noch heut zu Tage alle Leute

Die auf Meilen weit im Umkreis wohnen,
Dankbar werden sie mit Thränen segnen
Noch den edlen Pater Ildephonso!«
Schweigend senkt der Pfarrer nun sein Antlitz
Und die Schwester wischt sich mit der Schürze
Eine Thräne aus dem feuchten Auge.
Schweigend ist der Krämer auch geworden
Mit dem Finger langt er in die Pfeife,
Deren Feuer gänzlich ausgebrannt war.
Eine Weile währte dieses Schweigen,
Da vom Thurme klang der Abendsegen
Und der volle weiche Ton der Glocke
Rief dem schönen Tage Scheidegrüße,
Dessen Auge überm Wald gebrochen.
Zu der armen Seelen Angedenken
Bebte noch ein Glöcklein durch die Lüfte
Bis auch dessen letzter Ton verklungen.
Tiefer Friede deckte rings die Thale.
Da ertönt des muntern Hündleins Bellen,
Das zu Füßen lag des würd'gen Pfarrers,
Denn am Gartenthore hört es Tritte.
Hastig sprang's dem Kommenden entgegen,
Wedelnd bald den alten Freund begrüßend.
„Ei Herr Lehrer, Ihr seid's. Gott zum Gruße!"
Sprach der Pfarrer. Und die Schwester brachte,
Für den neuen Gast ein Krüglein Bieres,
Auch des Pfarrers und des Krämers Krüglein
Einmal noch bis zu dem Rande füllend.
„Recht erquicklich ist die Abendstunde,"
Sprach der Lehrer sich zu jenen setzend
Und darauf zum Krämer hingewendet:
„Seid Ihr heimgekehrt von Eurer Reise?"
„Freilich," fiel der Pfarrer in die Rede
„Und wir sprechen eben von dem Fortschritt,
Den die Zeit in allen Dingen machet,
Von den Klöstern, die so viel des Uebeln
Sagt Ihr nicht so, Nachbar? — angerichtet.
Ich erzählt vom Pater Ildephonso
Um ein Beispiel unserm Freund zu zeigen

Dran er sich sein Urtheil bessern könne."
Unser Krämer sucht vergeblich immer
Noch nach Worten für die kluge Meinung,
Die der Reisende in ihm erzeugte.
Nicht entging des Schweigens Sinn dem Pfarrer.
Unterdessen hat die brave Schwester
Zu den Gästen wieder sich gesellet
Und des Mondes blanke Silberscheibe
Stieg empor und goß die lieben Strahlen
In die Laube, drinn sie traulich saßen.
Da begann der Pfarrer tiefergriffen:
„Eine solche Mondnacht ist's gewesen,
Als mein Mütterlein am Tod gelegen.
Ich ein armes Kind von wenig Jahren
Stand am Lager bei der kranken Mutter.
Wittwe war sie, arm und ohne Hilfe.
Meine Schwester war mit hast'ger Eile
Nach dem Kloster fort, herbeizuholen
Noch den Priester mit der Himmelsspeise,
Die zum letzten Weg die Mutter stärke,
Da sie scheiden sollt von ihren Kindern.
Gottergeben harrte meine Mutter,
Doch der Schmerz, was aus den Kindern werde,
Die sie nun so ganz verlassen sollte,
Füllt mit bittern Thränen ihre Augen.
Lauschend trat ich armes Kind zum Fenster —
Da vernahm ich durch die stillen Gassen
Ferne Schritte! Ja sie sind's gewesen —
Ihr Herr Lehrer, damals Ministrant noch
Trugt die Leuchte und das kleine Glöcklein,
Meine Schwester auch zum Haus geleitend
Und im Kelch den Leib des Heilands tragend
Hoch und hehr der Pater Ildephonso!
Engel, glaubt ich, treten in die Hütte
Da Ihr kamt — wie betete ich brünstig
Für die Mutter, deren Antlitz glühte,
Da sie Gott zum letztenmal empfangen.
Mir zum Himmel ward die kleine Hütte
Als der Pater — so von Engelslippen

Tönen Worte — also sprach zur Mutter:
„Seid getröstet, scheidet ohne Bangen,
Gott geleitet Euch in seiner Liebe.
Eure Kinder sollen Euch nicht grämen
Sorgen will ich treulich für die Kleinen.“
Hättet Ihr der Mutter Blick gesehen,
Da sie sterbend diese Worte hörte
Wie er selig leuchtend ist gebrochen —
Ihr verstündet meines Herzens Rührung!
Pater Ildephonso hat gehalten,
Was der Mutter damals er versprochen.
Auferziehen ließ er mich im Kloster,
Sorgte auch für meine liebe Schwester
Und so bin ich Pfarrer hier geworden.“
„Ja Gott segne stets sein Angedenken,“
Sprach nach einer Pause auch der Lehrer
„Mir auch war er wie so vielen Andern
Armen Menschen stets ein treuer Vater.
Friede sei der Asche Ildephonso's.“ —
Selbst dem Krämer wurde feucht das Auge
Und er sprach zum Pfarrer: „O vergebet!
Wenn ich Euch mit meinen Worten kränkte.
Wenn ich wiederum von Leipzig fahre
Auf der Eisenbahn mit einem Schwätzer,
Will ich die Geschichte ihm erzählen
Von dem frommen Pater Ildephonso!“

Eudoria.

Ein Bild aus dem Jugendleben.

Von Isabella Braun.

III.

Neue Pflichten.

Wir müssen uns nunmehr mit Eudoriens häuslichen Verhältnissen beschäftigen.

Ihre Eltern gehörten zur vermöglichen Adelsklasse und besaßen nur dieses einzige Kind. Es waren höchst verständige Eltern, welche aus diesem Umstande

für ihre Tochter keine Verwöhnung und Verzärtelung entstehen ließen, sondern deren ewiges und zeitliches Glück im Auge hatten. In der nicht unbegründeten Furcht, gegen das einzige Kind schließlich doch zu nachsichtig zu sein, am meisten aber in weiser Erwägung, daß Kinder unter Kindern aufwachsen sollen, daß jedes zu frühe Einweihen in Verhältnisse anderer Art ihnen die echte Jugendfrische rauben und in klarer Beurtheilung ihrer Tochter, welche eine übergroße Lebhaftigkeit und völlige Hingebung an jeden neuen Eindruck besaß und ferners im Hinblick auf die geselligen, häuslichen Verhältnisse, die ein gänzliches Fernehalten des heranwachsenden Mädchens unmöglich machten — entschlossen sie sich zu einem der größten Opfer, welches Elternliebe bringen kann: sie übergaben die zwölfjährige Eudoxia einem Institute, das ihr vollstes Vertrauen besaß. Dieses wurde auch in hohem Grade gerechtfertigt und bei jedem Vakanzaufenthalte im Elternhause entwickelte das Mädchen neue Vorzüge. Ihr äußeres Benehmen war anständig, natürlich, vom zarten Hauche der Sittsamkeit umgeben; eine fromme Innigkeit strömte gegen Gott und die Eltern aus ihrem Herzen; Lebensfreudigkeit und Jugendfrische, Begeisterung für alles Schöne und Erhabene leuchtete in ihren Augen; sie glich wahrhaft einem vom Morgenthau erquickten Röslein. Wie freuten sich die Eltern auf jene Zeit, wo das Röslein im Hause blühen und duften würde und diese Zeit war endlich, nach sechsjähriger Trennung gekommen! Nun erfreuten sie sich an Eudoxiens fröhlichem Lachen und Geplauder; auch die Vergnügungen der Welt, welche ihnen bereits zur geselligen Last geworden, gewannen wieder neuen Reiz für Vater und Mutter, denn nun sollten sie mit Eudoxien's verwunderten Augen sehen, mit Eudoxien's Ohren hören und mit dem jungen Herzen über die neuen Eindrücke jubeln.

Aber nicht nur eine neue Welt des Vergnügens erschloß sich dem Mädchen, es wurde auch in eine neue Welt der Pflichten eingeführt. Nun galt es, das Gelernte anzuwenden, und zwar nicht jenes Bücherwissen, das sie im Institute gewonnen, sondern weit mehr die Errungenschaften ihrer Seele.

Da war zuerst der alte Großvater, der einsam und fast gelähmt, jedoch frischen Geistes in seinem Zimmer lebte. Ihm eine liebe heitere Pflegerin zu sein, und sich mit den Eltern in die süße Pflicht zu theilen, ihm den Lebensabend mit Freudensternlein zu erhellen, das war ein Theil von Eudoxiens neuen Pflichten. Seit der wenigen Wochen ihres Aufenthaltes im Elternhause hatte sie diese Pflicht bereits auf's Lieblichste geübt. Wenn sie

des Morgens leichten Trittes in die Stube des alten Mannes schlüpfte und ihn anlächelte, war's wie ein Sonnenstrahl für sein Herz. Sie schlang liebkosend die Arme um seinen Hals und jubelte: „Großpapa, ein neuer Tag! was wird er Alles bringen!“ — Dann sagte der Greis: „Gott gebe, nur Gutes, mein Kind;“ und sie entgegnete verwundert: „Was sonst denn, Großpapa? natürlich nur Gutes!“ und das zuversichtliche, strahlende Angesicht theilte seine Zuversicht dem Greise mit. Dann setzte sie sich an das Klavier und sang ihre Institutslieder; manche davon waren noch aus „seiner Zeit,“ wie er sich ausdrückte und dieß verband die Beiden noch inniger. Er suchte aus seinen eigenen Noten manches Lied froher Erinnerung hervor; Eudoxia lernte es und wenn es dann so recht süß zwischen ihren Lippen hervorklang und sie dann vor dem lauschenden Alten kniete und schmeichelnd frug: „War es so, Großpapa?“ Dann schloß er das liebe, junge Haupt zwischen die zitternden Hände und küßte in Rührung die Stirne der Enkelin.

Zu anderer Tageszeit horchte sie mit ernster, fast andächtiger Miene, auf einem Schemel zu des Großvaters Füßen sitzend, die Hände über dessen Knieen gefaltet, auf die Erzählungen eines langen erfahrungsreichen Lebens. Dies Alles war viel schöner, als die Büchergeschichten, welche nur von fremden Personen handelten und erdichtete Begebenheiten enthielten; der Großpapa hingegen erzählte von Tanten, Onkeln, von der Mutter und der Großmama; dann öffnete er bisweilen eine Schublade des geheimnißvollen Schreibtisches und nahm alte, halb verblichene Miniaturbilder hervor, Illustrationen zu seinen Erzählungen. Darunter war Eines mit Perlen umgeben, eine schöne, junge Frau, so seltsam gekleidet und doch so ähnlich mit Eudoxiens eigenem Gesichte. Der Großpapa küßte es — ja, die alten Lippen zitterten von Wehmuth, als er sagte: „Sie hieß Eudoxia wie Du, mein Liebling! werde ihr gleich im Herzen, wie in den Augen.“ — Sie verstand ihn und schlang wieder die Arme um ihn, schweigend, um die Erinnerung nicht zu stören.

Am Sonntagmorgen, wenn sie von der Kirche heimkehrte, setzte sich Eudoxia vor den Großvater, der nicht mehr ausgehen konnte und las feierlich, wie ein Pfarrer, zuerst im Predigt-, dann im Meßbuche, und beim Schlusse legte er zum Segen die Hand auf ihr Haupt.

Ein andersmal plauderten die rosigen Lippen von all den frischen Eindrücken, welche ihre Fantasie erregten; dann bekam der Großpapa auch ihre Institutsgeschichten zu hören und der Greis schenkte ihr ein williges Ohr,

ja, er wußte ihr viel Gutes darüber zu sagen. Wenn der Abend kam und der Briefbote die Zeitungen brachte, war sie nicht selten die Vorleserin. Was sie nicht verstand, wurde ihr freundlich erklärt, denn er hatte keineswegs die Ansicht, es sei nichts für Frauen. Einmal, als der Vater scherzend sagte: „Aber Papa, mache mir die Kleine nicht zu politisch!“ rief er beinahe mit Begeisterung: „Laß sie immerhin Theil nehmen an den Hoffnungen und Befürchtungen unserer Tage. Auch die Frauen stehen mitten im Leben, und wenn sie auch nicht mithandeln können, so müssen sie doch Theil nehmen an Schmerz und Freude und müssen dafür beten.“ Dann erzählte er von jener harten Zeit seiner eigenen Jugend, wo die Großmama mit starkem Gottvertrauen seinen Muth aufrecht erhalten, sich in die schwersten Opfer für's Vaterland willig gefügt, für die Armen und Verwundeten gesorgt und inbrünstig gebetet habe.

Dies war jedoch nur ein Theil von Eudoxiens neuen Pflichten; andere riefen sie an die Seite der Mutter. Dieselbe nährte die Ansicht, daß kein weibliches Wesen, wessen Standes sie auch sein möge, sich von den Geschäften des Haushaltes lossagen dürfe, wenn sie den Namen einer deutschen Hausfrau verdienen wolle. Ob auch reich und nicht an Entsagung gewiesen, betrachtete sie jede Verschwendung als Raub an einem edlen Zwecke. Sie unterschätzte nicht den Werth des Geldes, mit welchem so viel Gutes gestiftet, so viele Noth gelindert werden kann und bedachte, wie Vieles weise Sparsamkeit zu erübrigen vermag. Sie sagte sich selbst: — nur ein einsichtsvolles Befehlen hat ein williges Gehorchen zur Folge; um hiefür im Stande zu sein, muß man ausüben können, was man anordnet, oder wenigstens wissen, wie es geschehen soll. Zugleich hatte sie das strenge Pflichtgefühl, ihrem Gatten eine geordnete, gemüthliche Häuslichkeit zu bereiten, und das sollte auch Eudoxia frühzeitig gewinnen, indem sie bei der Mutter in die Lehre ging. Zu den geselligen Thee- und Souper-Abenden mußte sie auf diese Weise ihre kleine Pflicht beisteuern und nicht nur hübsch gekleidet erscheinen.

Zu diesen häuslichen und geselligen Pflichten hatte Eudoxia, wie wir am Schlusse des letzten Kapitels gesehen, ermuntert von ihrer guten, lieben Fanny, auch noch eine weitere Pflicht, die Armenpflicht übernommen, und wir wollen nun sehen, wie sie Alles dies in Einklang zu bringen wußte.

IV.

Gute Vorsätze.

Als Eudoxia von ihren Besuchen nach Hause kam, dachte sie an diesem Tage zum ersten Male an den lieben Großpapa, den sie heute so ganz vernachlässigt hatte. Vor Tische war nicht mehr genug Zeit, das Versäumte nachzuholen, aber dann gleich sollte es geschehen. Es kamen ein paar Besuche und so neigte sich bereits der Tag zur Dämmerung, als sie etwas langsam und schüchtern sich dem einsamen Zimmer näherte. Sie öffnete leise die Thüre steckte das blonde Köpfchen zwischen die Lücke und frug im schmeichelnsten Tone: „Großpapa, darf ich kommen?"

Dieser erwachte aus seinen ungestörten Träumereien und entgegnete: „Warum frägt mein Kind? ist es denn nicht immer ersehnt in dieser einsamen Stube, gleich dem Sonnenstrahl im kalten Winter?"

Diese freundliche Anrede, durch welche aber ein wehmuthsvoller Ton klang, legte sich vorwurfsvoll auf Eudoxiens Herz; sie näherte sich dem Großvater, kniete zu seinen Füßen nieder, legte ihr Haupt auf dessen Knie und flüsterte: „Großpapa, weißt Du warum ich gefragt habe?"

„Nein, mein Liebling," entgegnete der Greis und sie fuhr fort: „Nun, so will ich Dir's beichten. — Großpapa, ich war gestern in einem Conzerte."

Der Alte lächelte, fuhr mit der Hand zärtlich über des Mädchens Haar und sagte: „Ei, das ist freilich eine große Sünde!"

Eudoxia erhob nun das etwas erglühte Köpfchen, sah ihn treuherzig an und entgegnete: „Nein, nein Großpapa, Du mußt nicht scherzen! ich bin sehr schlimm gewesen, ich, ich, nicht das Conzert." Jetzt sprang sie auf und rief: „Das Conzert war herrlich! Wie das wogte und ineinander rauschte, die Seele ergriff und das Herz bald traurig bald jubelnd machte. Und der schöne, große Saal mit den Hunderten von Lichtern, und die vielen schönen Menschen; Großpapa es war berauschend!"

Der Alte sah auf das begeisterte Mädchen und sagte lächelnd: „Eudoxia, es scheint, Du hast Dein musikalisches Räuschlein noch nicht ausgeschlafen?"

Dies brachte sie augenblicklich zur Besinnung. Sie schlug sich an die Stirne, seufzte, neigte sich wieder zum Greise und flüsterte: „Nun hab ich wieder Alles vergessen gehabt, meine Beichte."

„Also, mein Kind?"

„Großpapa, ich war im Conzerte und darüber habe ich Alles vergessen, sogar den lieben Gott: ich habe nicht zu Abend gebetet und dann nicht am Morgen."

Nach diesem Bekenntnisse verbarg sie das Gesicht an des Großvaters Brust; dieser schlang den Arm um sie und sagte: „Das ist freilich schlimm!"

„Es kam noch schlimmer!" rief sie im vollen Eifer der Selbstanklage. „Laß Dir's erzählen, Großpapa. — Am Morgen las ich Fanny's Brief. — O, Du weißt noch gar nicht, daß ich einen Brief von Fanny bekam? Es ist so ein langer prächtiger Brief, Du mußt ihn von Anfang bis Ende lesen, Großpapa."

Alle Traurigkeit war aus Eudoxiens Gesicht verschwunden; es strahlte förmlich von Freude, als sie den Brief aus der Tasche zog. Der Greis frug nun mit einem forschenden Blicke, in welchem viel Bedeutung lag: „Gehört der Brief auch zu Deiner Beichte?"

Das Mädchen erröthete im vollen Verständniß dessen, was die Frage meinte und flüsterte wieder: „Großpapa verzeih! Ich wollte Dir meine Fehler bekennen und nun wird mich auch nichts mehr davon abbringen. Ich las den guten Brief, der keine Sünde ist, sondern etwas viel, viel Besseres, als Deine schwache Eudoxia, und dann kam Emma, wir plauderten vom Conzerte und von Allerlei, — und ich versäumte darüber auch die Messe dann zog sie mich mit fort zu den neuen Freundinnen, sie konnten so schön reden und entwarfen so schöne Pläne, und — darüber vergaß ich Dich, unsere Morgenstunde, siehest Du, Großpapa, nicht nur den lieben unsichtbaren Gott, auch meinen lieben sichtbaren, einsamen Großpapa, so blieb Dein Stübchen ohne Sonnenschein, und ich ward Deine Wolke. Darum getraute ich mich nicht zu Dir herein und frug erst, ob ich kommen dürfe? Und nun, Großpapa, mach es, wie der Priester, gib mir eine gute Lehre, dann aber absolvire mich."

Sie faltete die Hände und sah ihm treuherzig in die Augen; er aber sagte: „Das ist freilich Alles schlimm, sogar sehr schlimm, wenn es der Anfang ist zu...."

Eudoxia unterbrach ihn und rief mit Feuereifer: „Großpapa, ich weiß, was Du sagen willst; es ist aber kein Anfang, sondern zugleich das Ende. Ich will gar nicht mehr in ein Conzert gehen, ich will nicht mehr...."

„O, oh!" rief der Greis; „nicht so vorschnell, Eudoxia! Weißt Du

noch, wie Du als zehnjähriges Kind toll und übermüthig auf der ebenen, blumenreichen Wiese sprangst, niedersankest und den Fuß verrenktest? Weißt Du noch, wie Du vierzehn Tage auf dem Sopha lagest unter Schmerzen? Dennoch bist Du später unzählige Male auf der grünen, blumenreichen Wiese gegangen, nachdem Du uns versprochen hattest, nicht mehr so toll zu springen, sondern nur die schönen Blumen zu Kränzen und Sträußen zu pflücken. Seit jener Zeit hat die Wiese achtmal herrlich geblüht zu Gottes-Ehre und der Menschen Freude; ist mein Liebling entzwischen nicht weiser geworden?"

„Großpapa, ich danke Dir! und nun mach mir das Kreuz!" flehte das Mädchen. Der Greis bezeichnete segnend ihre Stirne, den Mund und die Brust; sie drückte die rosigen Lippen innig auf seine Hand und bald darauf beleuchtete der Lampenschein die Beiden; Eudoxia las die Zeitung vor, blickte aber dazwischen verstohlen auf den Großvater, dessen Augen heute in noch reinerem Liebesglanze auf ihr ruhten. —

Weder an diesem Abende, noch am nächsten Morgen versäumte Eudoxia ihre frommen Pflichten und auch nicht den Vorsatz, ihr empfängliches Gemüth und ihre rege Fantasie gegen schnell wechselnde Eindrücke zu schützen. Es war ein starker Vorsatz, nur Eines vergaß sie dabei, vielleicht eben, weil er sehr stark war und sie sich auf ihn verließ — nämlich: Gott demüthig anzuflehen, ihr dabei mit Seiner Gnade zu helfen.

Nachdem sie also am neuen Tage in der Kirche gebetet und dem Großvater ihre sorgende Liebespflege gewidmet hatte, auch bei der Mutter in die Lehre gegangen war, um dereinst „eine deutsche Hausfrau" zu werden, verabredete sie mit derselben für Nachmittag eine Ausfahrt.

Eudoxia hatte ihr Taschengeld überzählt und berechnet, welche nöthigen Ausgaben sie davon in diesem Monate bestreiten mußte, denn es oblag ihr die Sorge für den Anzug, — und wie viel ihr noch zur Verfügung bleibe. Bei der ersteren Berechnung ging sie sehr genau zu Werke. Zu ihren guten Vorsätzen gehörte, sich zwar immer standesgemäß zu kleiden, aber sich keinen überflüssigen Luxus zu erlauben; ferners nichts auf Vergnügungen zu verwenden, denn — sagte sie sich — die Eltern verschaffen mir genug Vergnügungen und es soll meine schönste Freude sein, Andere zu erfreuen und Thränen zu trocknen. Da sie erst neu ausgestattet worden war, blieb ihr also eine hübsche Summe zur Verfügung und diese wollte sie ganz und gar für ihr Armenwerk verwenden.

Mit von Begeisterung glühendem Angesichte und auch etwas stolz auf ihre eigne Weisheit, verfügte sie sich zur Mama. Ehe sie ausfuhren, forschte dieselbe freundlich: „Was hast Du nun im Sinne, liebe Eudoxia? Laß einmal hören."

Das Mädchen antwortete mit starkem Selbstbewußtsein: „Mama, wenn Du so gütig sein willst, mich zu begleiten, wollen wir Strickwolle für meine Blinde kaufen."

„Aber wie viel beabsichtigst Du, Eudoxia, darauf zu verwenden?" und mit Lächeln fügte sie bei: „Du weißt — der amerikanische Krieg — eben ist die Strickwolle etwas theuer."

Eudoxia nannte eine überaus ansehnliche Quantität und die Mama meinte etwas bedenklich, es möchte doch ihre Kräfte übersteigen und fügte bei: „Ich möchte Dir rathen, mein Kind ...."

Aber Edoxia hielt der Mama die beiden Hände vor den Mund und sagte schmeichelnd: „Mama, bitte, sag' nichts, gar nichts! laß mich's ganz allein ausdenken. Du weißt ja, bei Armensachen ist das Geheimniß nicht nur erlaubt, sondern sogar geboten."

Die Mutter wollte sich dem Vertrauen ihrer Tochter nicht aufdrängen und somit fuhren sie ohne weitere Verabredung in den Kaufladen, beluden den halben Rücksitz mit Strickwolle und dann rollte der Wagen zur blinden Alten.

Mutter Lene bewohnte ein sehr dürftig eingerichtetes, aber dennoch reinliches Stübchen; sie selbst zeigte an sich jene Wohlanständigkeit, welche stets die Begleiterin eines frommen Gemüthes ist und in der „Schule Gottes" errungen wird. Als die Beiden sich näherten, erkannte ihr feines geübtes Gehör sogleich ihre Wohlthäterin, denn Frau von Mayenwald hatte längst dieses dunkle Armenstübchen durch ihre Wohlthaten etwas erhellt. Die Blinde erhob sich und wollte ihr entgegen gehen; dann unterschied das feine Gehör auch die nachfolgenden Schritte und ihr Antlitz verrieth die unausgesprochene Frage. Frau von Mayenwald aber sagte: „Gott zum Gruß, Mutter Lene! ich bring Euch da meine Eudoxia, sie will meine Stelle bei Euch vertreten, oder vielmehr, Eure Enkelin schickt sie her zu Hilfe und Trost."

Die Alte faltete ihre Hände und diese zitterten ein wenig im Andenken an die Verstorbene. Dann streckte sie die Rechte aus in die dunkle Leere und sogleich ruhte Eudoxiens zarte Hand mit herzlichem Drucke in derselben. O,

es gibt solch ein verschiedenes Darreichen der Hand! Wer hat nicht schon diese stumme Sprache kennen gelernt? — Wie manchmal zieht sich das entgegenwallende Herz zurück, wenn sich eine Hand in die ausgestreckte legt, so flüchtig, so gleichgiltig, als ob ein leiser, kalter Windhauch sie berührt hätte. Oder das Herz erwärmt sich bei einem Händedrucke — fest und doch weich — der den Weg vom tiefsten Innern — ein wahrer Seelentelegraph — bis in die Finger augenblicklich zurücklegt und unbeschreiblich Vieles sagt. Nur ganz warme, tiefe Naturen verstehen sich auf solches Händedrücken.

Anfangs war Eudoxia schüchtern bei der übernommenen Armenpflege; man hätte beinahe meinen können, daß sie die Empfängerin, statt der Geberin sei; mit ungewöhnlichem Zittern der Stimme machte sie der Alten ihre Vorschläge, aber als sich deren Antlitz freudig verklärte, da wurde Eudoxia frisch und muthig, sie legte den leichten Mantel ab und sagte bittend zur Mutter: „Mama, erlaube, daß wir den ersten Strang abwinden, und dann können wir sogleich an's Werk gehen. Da sind auch die Nadeln, ich brauche ihr nur die Maschenzahl anzugeben."

Frau von Mayenwald blickte mit wahrer Freude auf ihre Tochter; sie gab dem Kutscher Befehl, nach Hause zu fahren und die Beiden verweilten eine volle Stunde in der kleinen Stube. Vor ihrem Weggehen legte Eudoxia noch etwas Geld für die kommende Woche als Vorausbezahlung in die Hände der Blinden und dann verließen sie unter empfangenen Segenswünschen das Stüblein mit dem Versprechen, jeden Samstag wieder zu kommen.

Daheim eilte Eudoxia zum Großvater, warf sich an dessen Brust und sagte: „O Großpapa! heute bin ich glücklich! Weißt Du — heute habe ich meine ganze Pflicht erfüllt."

V.

Eine glückliche Zeit.

Die Tage verstrichen nun Eudoxien mit einfacher, doch angenehmer Abwechslung, in leichter und süßer Pflichterfüllung. Der Großvater schien sich durch ihre Nähe zu verjüngen und wie der morsche Baum unter der Allgewalt des Frühlings, beim weichen Hauche des Zephyrs, dem lustigen Geplauder des Bächleins, noch einmal neue Triebe hervorbringt, so war es oft, als ob die jugendliche Freude auch des Greises Jugendtage erneue. Er gewann sein Enkelkind immer lieber, und sobald sie nur in's Zimmer schwebte,

glänzte sein Angesicht, jede ernste Wolke entschwand. Dies wußte sie auch sehr wohl; es vermehrte ihre kindliche Hingebung und den Eifer in dieser Pflichterfüllung.

Auch die Mutter hatte ihre Freude an dem Mädchen; die häuslichen Verrichtungen, oder die Aufsicht darüber gehörte nun zu den Annehmlichkeiten des Tages. Eudoxia ergriff all dieses Neue mit brennendem Eifer. Das Geklingel ihres großen Schlüsselbundes hatte etwas Fröhliches, und gewann sogar eine Macht über's Gesinde. Sie verstand es so allerliebst, ihre Befehle zu ertheilen, etwas zu rügen, oder ihre Unkenntniß zu verstecken, daß Alle für ihr gnädiges Fräulein die größte Bereitwilligkeit bewiesen.

Eudoxiens Einfluß zeigte sich auch an den ehemals so monotonen Theeabenden, wo das Gespräch zwischen Neuigkeiten und Theaterkritiken geschwankt hatte. Nun brachten die Mütter ihre Töchter mit und bald wußte Eudoxia durch ihr eigenes, naives Wesen die ganze Gesellschaft zu vereinen. Jetzt wurde gesungen, sich in verschiedenen Tänzen geübt, eine weiße Binde um den Arm bezeichnete den Cavalier, sogar ein gemaltes Schnurrbärtchen zierte die rosigen Lippen und die hübschesten Artigkeiten erhöhten den Scherz. Dies war Alles Eudoxiens Werk und die Aeltern fügten sich freundlich, als sie ihre gemeinschaftlichen Institutsspiele einführte; sogar der Papa ließ sich einmal verleiten, ein aufgegebenes Wort zu errathen, aber auch nur das Eine mal, denn er bewies sich dabei sehr ungeschickt, worüber Eudoxia in einen Jubel ausbrach und ihn mit dem herzlichsten Kusse entschädigte.

Eudoxia hatte nun eine ganze Schaar lieber Freundinnen; sie waren Alle so zuvorkommend, viel mehr als im Institute; man vernahm nie ein derbes Wort, wie es dort öfters der Fall gewesen; es waren keine Versöhnungsscenen nöthig, da kein Wortwechsel entstand und Eudoxia konnte dieselben in ihren langen, wöchentlichen Briefen an Fanny nicht genug rühmen; in jedem tauchte eine neue Freundschaft auf; bald schien Emma, bald Marie den Vorrang zu behaupten; dann wieder schwebte eine Andere auf den Wogen ihres jungen Herzens. Als Fanny schüchtern mit unverkennbarem Tone der Entsagung nach der Erkohrenen frug, konnte Eudoxia nicht in's Klare kommen und im Aufwallen ihres liebevollen Herzens zertheilte sie den unauflösbaren Knoten mit dem Satze: „Fanny, alte, liebe Fanny! das bist Du!“

Auch Mutter Lene spielte allmählig in Eudoxiens Leben eine mächtige Rolle. Nach den ersten Wochen, in welchen sie nur den Zweck im Auge

hatte, die Blinde zu beschäftigen und zu unterstützen, indem sie ihr Arbeit und Lohn ertheilte und alle ihre Freundinen zur „Kundschaft" machte, hatte sie sich mit Mutter Lene auf vertrautern Fuß gestellt. An jedem Samstage verweilte sie dort einige Minuten länger, bis sie endlich dafür eine Stunde festsetzte und dieselbe auf ihrer Uhr genau bemaß. Eudoxia merkte bald, daß „ihr Kind," wie sie Mutter Lene im schützenden Gefühle nannte, weit mehr innere Bildung besaß, als man gewöhnlich in dieser Menschenklasse findet und daß die Armuth nicht ihr einziges Leiden war, sondern daß auf ihrem Gemüthe das Dunkel des Schmerzes lag. An einem Samstage erschloß die Blinde ihr diesen dunkeln Raum. Sie erzählte von der lieben, hingeschiedenen Enkelin, welche das Licht ihres Geistes gewesen, und wie sie seit diesem Verluste erst ganz im Finstern lebe; nun werde sie nicht mehr durch all die glorreichen Beispiele der Heiligen gestärkt — dabei zeigte sie mit dem Finger auf das Brettchen unter dem Kruzifixe, wo das Legendenbuch seit lange unberührt lag.

Eudoxia hatte mit Thränen in den Augen zugehört und gefühlt, daß die Erhaltung des Lebens solch einer Blinden nur die halbe Wohlthat, ohne die Spendung des innern Trostes sei. Eilig langte sie nach dem Buche, schlug es auf und die Blätter theilten sich bei der Lebens- und Leidensgeschichte der stillen, kranken Dulderin Ludwina. Sogleich begann sie vorzulesen und von diesem Tage an setzte sie es bei jedem Besuche fort. Die Blinde lebte nun in sechstägiger, freudiger Erwartung dieser Stunde und ihr Geist zehrte inzwischen an dieser Nahrung. Es trat nun wieder etwas Neues in ihre Gedankenwelt, die sich bisher nur mit dem Verluste ihrer Enkelin beschäftigt hatte. Eudoxia brachte Bücher aus ihrer eigenen Bibliotheck und reihte an die fromme Lesung andere erbauliche, auch erheiternde Geschichten. Nach und nach kam wieder jenes stille Lächeln, welches das Alter so verschönt, wie der Mondschein den Abend, in das Antlitz der Blinden.

So verstrich der Herbst. Eudoxia hatte während desselben mehrere Conzerte besucht und immer mit gleichem Entzücken der herrlichen Musik gelauscht; das Andere aber hatte den ersten Reiz der Neuheit verloren, auch wirkte die erste Erfahrung noch warnend nach und sie hatte nie mehr ihr Nachtgebet darüber versäumt, auch den Großvater nicht mehr vernachlässigt. Höchstens schlief sie am nächsten Morgen etwas länger und bat die Mama um Erlaubniß, etwas später in die Kirche gehen zu dürfen, indem sie sagte: „Weißt

Du, Mama, wenn ich in der Messe gewesen bin und Gott alle meine Schritte und Tritte, meine Gedanken, Gefühle und Handlungen des neuen Tages empfohlen habe, dann ist mir's, als ob beständig ein Engel an meiner Seite ginge und mich gleich bei der Hand ergriffe, wenn eine Gefahr droht."

Nun aber kamen die letzten Wochen vor Weihnachten, diese selige Zeit, welche alle Gefühle pflegt und dem Liebeswalten solch reiche Gelegenheit bietet Eudoxia erschrack ein wenig bei Ueberzählung ihrer Kasse und jetzt fiel ihr Blick auf den überreichen Vorrath von Strickwolle. Sie tupfte sich an die Stirne und gestand sich ein, es wäre doch besser gewesen, wenn sie damals die erfahrene Mutter um Rath gefragt hätte. Für ihre Toilette brauchte sie freilich kein Geld; nur daran hatte sie damals gedacht! — aber wie sollte sie nun die lieben, herrlichen Weihnachtsausgaben bestreiten? Es half nichts, sie mußte zum Papa gehen, und mit vollem, demüthigen Eingeständnisse um ein Anlehen bitten.

Der Papa nannte sie eine schlechte Haushälterin, und dies keineswegs im Scherze, sondern im vollen Ernste. Er gab ihr das Verlangte, doch mit dem Vorbehalt eines dreimonatlichen Abzuges. Etwas beschämt schlich Eudoxia sich in ihr Stübchen und schmollte sogar ein wenig. Aber die Gedanken an alle zu treffenden Vorbereitungen verscheuchten bald jene unangenehme Empfindung.

O du wunderbare Weihnachtszeit, mit deinen unzähligen Geheimnissen, du Zeit der Freuden, wo die Armen und Reichen in Einem Gefühle sich begegnen, du Zeit, durch welche immer noch das Gloria tönt, wo Himmel und Erde in einander fließen: wie jubelnd wurdest du von Eudoxia begangen. Sie war unerschöpflich in Plänen und verstand es, die geheimsten Wünsche zu errathen. Ihr Geldvorrath reichte weit, denn ein sinniges Geben verfällt nicht auf Kostbarkeiten; die kleinsten Gaben sind gleich den vergoldeten Nüssen mit dem echten Gold der Liebe umkleidet. In Eudoxiens Stübchen waltete emsige Geschäftigkeit. Alle sollten beschenkt werden: der Großpapa, die Eltern, die Freundinnen, Mutter Lene, die Lieben im Institute, vor Allen ihre Fanny und dann auch das Gesinde im Hause. Oft meinte sie, den Weihnachtsabend nicht erwarten zu können, und wie die schwellenden Knospen im Frühlinge von Minute zu Minute dem Aufbrechen nahe sind, so ging es auch mit den kleinen Geheimnissen dieser menschlichen Frühlingsknospe.

In ihrem Stübchen sah es auch dem Lenze gleich. Sie übte die im

Institute erlernte Kunst des Blumenmachens. Große Guirlanden sollten den Salon schmücken; jeder Name aus Blumen und Moos das Plätzchen, wo die Geschenke zu liegen kommen, bezeichnen, die ganze Dienerschaft sollte, den Hirten gleich, zur Krippe kommen. In ihrer Kindheit hatte sie eine Krippe besessen. Nun wurde sie wieder hervorgesucht und mit des Bedienten Hilfe erneut; ein blinkender Stern aus Transparent sollte darüber schweben. Täglich machte Eudoxia neue Entdeckungen von heimlichen Wünschen in ihrer Umgebung. „O, wer sie alle, alle erfüllen könnte!" seufzte das liebende Herz. Als der Papa nach dem Essen im Lehnstuhle seine Siesta hielt, schlich sie herbei und sah ihn so lange an, bis er durch die geschlossenen Augen ihre Blicke fühlte und sie aufschlug, indem er lächelnd frug: „Was hat meine kleine Hexe vor?" Da setzte sie sich schmeichelnd auf sein Knie und sagte: „Papa, weißt Du, was ich dachte?" Kopfschüttelnd entgegnete er: „Wer wird in solch einem Ameisenhaufen stöbern! nein, Schmeichelkätzchen, Du mußt es schon selbst sagen."

„Papa, ich dachte mir, Du sehest heute gerade wie das Christkindchen aus. O Papa, ich hab eine so große Menge Wunschzettelchen."

Und jetzt kam allerlei zum Vorscheine. Das gab ein Liebkosen und Ueberreden, bis der Papa sich wirklich für einen Weihnachtsengel hielt und Alles gewährte.

Endlich erschien der selige Weihnachtsabend. Noch nie zuvor war er in diesem Hause so wonnig gefeiert worden; und daran schlossen sich die letzten Tage des Jahres. Alle Drei, Großpapa, Vater und Mutter, segneten ihr Kind und Alle stimmten überein, daß es ein glückliches Jahr gewesen: „Glücklich durch sie" — flüsterte der Großpapa — „durch sie, welche immer nur an Andre und so wenig an sich selber denkt!" —

(Fortsetzung folgt.)

Der Roßstein.

Von Anton Forsteneichner.

III.

Alpenglühen und Mondnacht.

„Was mir der Mond in's Ohr gesagt,
Ich schwätz' nur wenig aus,
Wenn Dich um mehr die Neugier plagt,
Dann geh' nur Nachts hinaus,
Und passe, bis er voll heran
Am Berge steiget klar,
Und schau' ihn lange, lange an,
Er sagt es Dir führwahr!“

(Werfer.)

Der schwellende Alpendivans, und dabei die frische Luft und die Ruhe und die herrliche Fernsicht fesseln, und so ließ ich denn das Abendroth und ein Stückchen Mondnacht an mir vorüberziehen.

An der Zugspitz liegt bereits eine kleine von der Abendsonne vergoldete Wolke. Da nahen unsichtbare Kräfte und lösen diesen Schleier auf. Langsam, langsam sondern sich die Enden der Wolken ab, einige Flocken werden weggezogen und in die Höhe gehoben, diese verschwinden und nach und nach verschwindet die ganze Wolke — wie ein Rocken wird sie von einer geheimnißvollen Hand ganz eigentlich abgesponnen.

Die Landschaft unter mir ruht schon im abendlichen Duft und lange Schatten hüllen sie ein. Das Jachenauerthal grüßt märchenhaft aus seinen dunkeln Waldbergen herauf: Rauchsäulen steigen aus den ländlichen Kaminen in die stillen Lüfte und von den letzten Strahlen durchschimmert ziehen sie wie Gedanken brütende Geister die Höhen hinan und umfangen wie sanfte Schlummerlieder die dämmerigen Halden.

In der Ferne schaut sich der Starnbergersee, übergossen von der scheidenden Sonne, wie eine riesenhafte, blühende Rose, aber schnell glüht sie aus vor der immer näher und näher rückenden ernsten Nacht.

Die letzten Spuren des Tagsgestirns tragen die Berge und die fernen, majestätischen Gletscher — gleich einer ausgeklungenen Sage verglimmt hier oben das wunderbarste Feuer. Das Karwendel und das Wettersteingebirge

ruhen im blauen Schatten, die Schneeberge sind rosig angehaucht, aber die wilden Felsenberge vor mir verlieren wieder ihren blauen Schatten, und färben sich von Sekunde zu Sekunde immer dunkelrother.

Ein dunkelfeuriger Gluthball, strahlenlos, ruht am Horizonte — die Sonne, mit tiefpurpurnen Tinten malt sie ihre nächste Umgebung; sie sinkt immer mehr — jetzt noch ein Gedankenstrich, wohl der schönste, der sich denken läßt — jetzt ein blitzendes Sternchen — — Auf Wiedersehen!

Mit Riesenschritten klimmen jetzt die düstern Bergschatten an den steilsten Wänden hinan, als wollten auch sie, die Vorposten der Nacht, noch etwas von dem herrlichen Schauspiel sehen. An den Eiszinnen des Venedigers, der Krimlertauern . . . flattert als Sieg des Tages noch ein Banner, wie in rothflüssiges Metall getaucht, aber nur kurz. Der Kampf zwischen Tag und Nacht kämpft sich auf den höchsten Spitzen aus: das Banner entfällt dem eisigen Helden, kalte, fahle Leichenblässe überzieht ihn. Da ruft die stark emporflammende, feurigste Abendröthe „Muth! Muth!" — ein leichter rosenfarbener Anflug tritt hervor am Venediger und seinen hehren Kämpen, aber er ist schwach, matt wie das letzte Lächeln eines theuren Sterbenden.

In tiefen Frieden versenkt beginnt das weite Alpenreich den Träumen von des Tages Wonne sich hinzugeben. Die Vögelein, die die Felsen umschwärmt und in den Latschen sorglos gescherzt und gezwitschert, haben ihren Abendgruß vollendet und ihre schläfrigen Köpfchen unter die Flügel gesteckt. Auch das summende, surrende kleine Leben in den Lüften ist erstorben; die trotzigen Käfer, die leichtbeschwingten Falter, die Legionen von Fliegen ... Alle haben ihre heimliche Schlafstätte gesucht unter den Glöckchen der Alpenrosen, unter dem hübschen Blätterdächlein des immergrünen Steinbrechs, in den Millionen Steinklausen an den Wänden, in dem einfachen Bettchen der zersprungenen Latschenborke, unter dem schützenden Frauenmantel *) ... und wie diese Hotel's der Berginsectenwelt alle heißen mögen.

Hart neben mir erwacht ein kleiner Nachtfalter aus seinem lichtscheuen Traume, zählt taktirend mit den Fühlfäden die Sekunden ab, bis er seinen Flug beginnen darf — hui! da spielt er um die nächsten Felsen, jetzt weiter hinaus in die Abendstille ...

Ein unbeschreiblicher Reiz liegt in solchen Stunden auf einsamer Höhe

*) Alchemilla vulgaris.

und man fliegt mit dem Falter umher und nascht von dem Honig der Nachtblüthen und spielt so leicht in Bildern aller Art.

Gönne es dem Städter! Du zürnst doch nicht den Kleinen, wenn sie auf dem Feldraine scherzen, wenn sie Kornblumen, rothen Mohn, Lichtnelken zum Kranze flechten, sie wieder zerpflücken, in die Winde streuen und auf den niederrauschenden Blüthenflocken hüpfen und springen und tanzen.

„Auf eines Berges Höhen
Da steh' ich hingebannt,
So weit die Blicke gehen,
Liegt abendstill das Land,
Des Himmels Wölbung blinket
Im tiefen Dunkelblau;
Wie eine Kirche dünket
Mich jetzt der Weltenbau.
Hochroth in Purpur blühet
Der Westen wunderbar,
Im Weltentempel glühet
Er wie ein Hochaltar,
Es strahlt uns draus entgegen
Die Sonn' im Untergang,
Sie winkt den Abendsegen
Das weite Land entlang."

(Müller)

Inzwischen geistert der Mond über die Berge herauf; bald steht er silberblinkend am Himmel im Geleite zahllos funkelnder Sterne.

Die Stille und Einsamkeit um mich, das unendlich scheinende Himmelsgewölbe über mir, die ruhende Erde unter mir — das reißt unwillkührlich die feierlich gestimmte Seele hin zum Preise des Schöpfers, des Vaters der Lichter.

Immer neue und neue Lichter blitzen auf, Stern schließt sich an Stern — der Himmel entschleiert seine Geheimnisse. Da schwingt sich die gläubige Seele über das blaue Sternenzelt hinaus hin zum unermeßlichen Lichttempel, wo noch schönere Sterne ewig funkeln — die Seligen.

Ziemlich frische Abendluft zieht vom Achensee her, der im Zwielichte glastet, wie wenn gewaltige Silberbrücken über die Fläche gespannt, auf denen phantastisch schwärmerische Schatten langsam auf- und abziehen.

Ein ganz anderes Nachtgemälde bot der Blick auf den melancholischen Wallchensee. Es war keine sanfte Beleuchtung, der dunkle See im waldigen Felsenkessel schien selbst das milde Gestirn mit einem eigenthümlichen Ernste zu umschleiern — die Seele wird in grauenvolles Ahnen versenkt.

Plötzlich trat mir ein Mondgemälde *) vor's Auge, das ich am Hallstädtersee von der Kirchhofmauer geschaut, als ich hinüber starrte an das Vorgebirge von Grub, das so eben vom Mondlicht beschienen.

„„Es war ein herrlicher Maienmorgen des Jahres 1822. Die Traundorfer brachten eine Leiche über den See nach Hallstadt; sie wurde bestattet. Nach der Beerdigung sah es schon bedenklich aus mit dem Wetter, doch — sie wollten zurück. Man warnte sie, man bat sie, die Fahrt nicht mehr zu wagen. Umsonst — sie stoßen ab.

Die See murrt schon. „Eilet! Eilet!“ rufen die Hallstädter ihnen nach.

Ueber den Sarstein fliegen schon die langgestreiften Wolken, und von der Strub her vernimmt man Unglück drohendes, dumpfes Brausen.

„Rudert! rudert! Um Gottes Willen!“

Sie strengen alle ihre Kräfte an. —

„Eilet! Eilet!“

Schon zieht der Sturmwind lange, kreiselnde Furchen durch die Wellen hin. — Er umringt sie. Sie rufen um Hilfe! — —

„Gott erbarme sich euer! Es gibt keine menschliche Hilfe mehr.“ —

Jetzt wälzt sich der Sturm auch vom Sarstein herab, es erhebt sich ein grauenvolles Getöse, die Winde heulen, die Wogen brüllen, die Schiffe krachen, und mitten in diesen Aufruhr wimmert die Sturmglocke vom Thurme. —

„Jesus! Maria!“

Der Wirbel faßt sie schon! Zweimal reißt sie der schreckliche Trichter im Kreise herum — sie sind verschwunden. Es ist nur ein Augenblick! — Doch nein; nicht alle sind verschwunden, das größte Schiff schwebt noch über Todesgrauen.

Jetzt braust wie ein Löwe auf den Hinterfüssen, zornig die weiße Mähne schüttelnd, eine gewaltige Woge auf das Schiff zu, sie überholt es, ihre Wände biegen sich nach Innen, und ein weißer Schaumbogen wölbt sich über dem Haupte der Zagenden.

Doch ehe sich die Woge noch überstürzt, ist das gelenke Schiff unter ihr

*) Zarbel.

weggeschlüpft. Man hört noch, wie die Zähne des betrogenen Seeungethüms zornig aufeinander klappen, aber schon tritt ihm das Schiff verächtlich auf die Fersen. In ohnmächtiger Wuth auf beiden Seiten aufschäumend zieht die Woge unaufhaltsam voran, schon ist sie dem Schiffe vorausgeeilt, und in der Ferne sieht man, wie sich ihr Rücken wieder rundet, um neue Kraft zu neuem Anlauf zu sammeln. —

Eine zweite Woge, gewaltiger und kühner als die erste wirft sich auf das Schiff — ein Schrei des Entsetzens, der Rachen des Wasserlöwen ist gestillt — neun auf einmal wurden seine Beute.

Die Hallstädter stehen am Ufer, ringen die Hände, schreien, müssen diesen Jammer ansehen, und können nicht helfen.

Bald darauf ward es stille wie in den Grüften, und nur das ferne Murren der Wasserfälle, und das leise Plätschern der Wellen am Gestade unterbricht dieses Schweigen. Vom Thorsteinferner ziehen die Wolken dichter und eilender über den Hierllatz, Zwölfkogel, Krippenstein, und die Mondsscheibe bricht seltener durch sie hervor.

Aus den Schluchten am Kessel schweben kleinere, graue Nebelwolken, die sich langsam am Gebirge hinbewegen und im finstern Schacht von Traundorf wieder verschwinden, oder in die dunkle Wasserfläche niedertauchen — die Geister der Ertrunkenen, die ihre Leichname suchen."" —

Vom Wallchen- bis zum Hallstädtersee? Was ist das für ein Herumgeistern?

Die Gebirgswelt im Mondlichte übt ihre Zaubergewalt auf die Phantasie — wer mag sich der entziehen?

Fern vom menschlichen Anflug, allein, still träumend auf einer Felsplatte — da schwimmt die Seele hin über das steinerne Meer, taucht unter im fernen See, und nach einigen Augenblicken ruht sie schon wieder auf den nahen Vorbergen, die in ihren finstern, abgeflachten Formen eingesunken sind wie schläfrige Schildwachen eines Belagerungsheeres.

„Gute Nacht!"

Auf den emporstarrenden Gletschern, übergossen vom Zauberlicht des Mondes, wird's lebendig.

Was sitzt dort auf der Fernerspitze für eine Gestalt? aufgetaucht aus Eisklüften, umtanzt von zarten Nebelbildern? Schneeweiße Haare und silberfarbener Bart umwallen das verwitterte, tiefernste Gesicht mit den blauen

Augen, die über der Adlernase sicher und fest in die Welt blicken. In graugrün Gewand ist sie gehüllt wie von alten Baumflechten, und über dem Gesichte schattet ein Wetterhut mit verbogener Krempe.

Ha! das ist eines von den Eismandeln? Launige Gesellen! Nur in den Eisklüften und auf den sturmumtosten Eispyramiden fühlen sie sich heimisch. Heute formen sie Wolken zu festen Ballen, zerblasen sie zu Flocken, weben sie zu Schleiern und Nebeldecken. Ein ander Mal brauen sie Wetter und schleudern Hagel, und stark gereizt senden sie Lavinen in die Gründe nieder. Sie sind's, die die gleißende Schneebrücke über Abgründe spannen, die Guten sicher hinüberführen, den Bösen aber selbe unter ihren Füssen zertrümmern!

Was taucht dort aus umbuschter Felsenkluft? Menschliche Gestalten, aber so leicht wie Nebel. Langsam steigen sie, immer höher und höher, jetzt ziehen sie an einer langen Felswand hin. Das sind die Berg- oder Schneefräulein *), in Silberzindel gekleidet, goldene Spangen um den schlanken, ätherischen Leib, auf ihren Häuptern Kränze von Almrausch und Edelweiß — engelschön, blauäugig wie Bergehrenpreis. An der Spitze der seligen Fräulein schwebt ihre Königin, Hulda, gekleidet wie in rosiges Abendroth und mit einem Karfunkeldiadem auf dem Haupte. Ehe sie um die Felswand biegen und verschwinden, schicken sie einen Sang in's Thal — Klänge wie aus der paradiesischen Unschuldswelt, womit sie den Wanderer in ihr Zauberreich locken!

„Komm mit uns in unsere Gruft! Hier ist Saal an Saal voll blitzender Bergkrystallgewölbe mit glühenden Granaten geschmückt, die Decke durchsichtiges, glitzerndes Gletschereis, in dem sich das die Grotte hellende Sonnenlicht in tausend Regenbogenstrahlen magisch bricht. Rings um den Palast der Königin zieht sich ein Paradies, Gärten voll Wunderblumen, ewig grüne Hügel und Haine, belebt von Gemsen und schillernden Schneehühnern, Wildbäche mit goldschuppigen Forellen schäumen, und über all dem säuselt der Wonnehauch eines ewigen Frühlings."

Was Wunder, wenn der süsse Zaubersang manchen für immer in das zaubervolle Bergesinnere verlockt!

Aber Wehe den Wilderern, die in ihr Gebiet eindringen! Auf schroffen

*) Tirolersagen

Klippen und Felsgehängen treten sie ihnen zürnend entgegen und schrecken sie plötzlich durch ihre blendende Helle — sie stürzen in den Abgrund.

Der stille Alpenfriede sei gewahrt!

Inzwischen schleicht sich der Mond an das Gestade des Tegernsees, dessen Ausgang bei Gmunden man noch sieht. Leise klopft er an die Pforte des Palastes der Seefräulein. Sie verstehen den Klang. Wie Nebel zieht's empor, und bald beginnt der ätherische Ringelreihen im Silberlichte des Nachtgestirnes. Jetzt husch über die Wellen, jetzt langsam gleitend auf den Blättern der Nymphäen. Gehüllt sind sie in Weiß mit zartem, farbenschillernden Perlmutterglanz. Die Stirne Alabaster und die Wangen von der Farbe der weißen Seerosenblüthe, ihr Haar goldfarbig wie der Blüthenstaubkolbe der Seerose!

Nicht an jedem See schweben diese Wesen.

Zwischen Felsen eingebettet und eingebuchtet in todtenstiller Einsamkeit liegt der geheimnißvolle tiefblaue Wildsee. Von seinem Rande erheben sich die steilsten Wände, die spitz und zackig schroff emporstarren — Ruinengemäuer. Der Rand verbirgt mit seinem wuchernden Gesträuche und seinen moosübergrünten Felsplatten das ernste Gewässer, das sich tief in die düstern klammartigen Höhlen und in nachtdunkles Geklüfte verliert. Selten wird ein Fisch sichtbar in diesen eiskalten Becken, kein Vogel singt sein munteres Lied. Der Wildsee liegt wie im Banne, in einem unheimlichen Frieden, in trostloser, öder Wildniß — ein Todesspiegel für Lebenssatte und Menschenfeinde. Wenn Unwetter im Anzuge sind, braust's in der Tiefe, Luftblasen steigen herauf und weit umher vernimmt man unheimliches Getön.

Solche Stätten passen für die bellenden Wasserhunde und Klammänner, die Seefräulein wünschen Fluthen, die gleich liebefeuchten Mutteraugen in blumigen Thälern hingebreitet ruhen oder im grünen Waldesschatten und von da rein und still zum Himmel blicken. In solchen Tiefen sind die schimmernden Krystallpaläste, aus denen es bisweilen wundersam melodisch heraufklingt. — — Hier freuen sich die Fräulein an der Pflege ihrer unterseeischen Gärten mit deren zahllosen Blüthensternen, an ihren Fischlein . . . und senken, gut wie sie sind, Heilkraft in manche Blüthe und Wurzel am Ufer. —

Gipfelab zur Sennhütte wanderte ich eine Stunde lang durch den Latschenwald. Eine träumerische Melancholie zog über diese finstern Gehänge, da

das Mondlicht seine Geistercartons entwarf. Da sieht man verwegene Wilderer auftauchen aus dem Gestrüppe — die Schatten der Gefallenen, die im Zwielichte an den todten Felsenwänden hinschleichen.
Noch manche Gestalten zogen an mir vorüber, doch ich darf mir nicht untreu werden:

„Was mir der Mond in's Ohr gesagt,
Ich schwätz' nur wenig aus,
Wenn Dich um mehr die Neugier plagt,
Dann geh' nur Nachts hinaus!“

Fräulein von Lajolais.

Von K. A. Schönke.

I.

An einem Junisonntag des Jahres 1804 sah man früh Morgens einen verschlossenen Wagen mit vier vorgespannten Pferden in rasender Schnelligkeit auf dem Wege von Straßburg nach Paris dahinrollen. Berittene Gensdarmen begleiteten den Wagen, und ihre Menge und Achtsamkeit zeigte, von welcher Wichtigkeit der Fang sein mußte, den sie gemacht hatten. — Jedes Mal, wenn der Wagen, durch die Ungleichheit des Weges gezwungen, etwas langsamer fuhr, oder wenn er anhielt, um Pferde zu wechseln, hörte man Schluchzen und inbrünstige Gebete aus seinem Innern kommen; — aber vergebens wollte ein neugieriges Auge durch die Thürspalte hineinschauen, die Gensdarmen stießen alle, die sich dem Wagen zu sehr näherten, zurück. Auf die an sie gestellte Frage: „Wen haben Sie denn in dem Wagen?“ antworteten sie trocken: „Das geht Sie nichts an,“ und setzten ihren Weg fort.

Vor den Mauern des ein und eine halbe Meile von Paris entfernten Gefängnisses Bicêtre angekommen, fuhr der Wagen in den Gefängnißhof hinein. Die schweren Thüren, welche sich geöffnet hatten, um ihn hineinzulassen, fielen geräuschvoll wieder zu. — Ein Gensdarm öffnete den Wagenschlag und forderte die Reisenden zum Aussteigen auf. — Es waren zwei Damen. Ihr Anzug war kostbar, wenn auch von Staub beschmutzt; man

sah, daß sie eilig ergriffen worden waren und man ihnen kaum Zeit zum Ankleiden gelassen hatte. Kopf, Hals und Arme waren unbedeckt. Ein indischer Caschemirshawl, etwas damals sehr Seltenes und äußerst Kostbares, war um ihre Schultern geworfen und hüllte Beide ein. Die Eine hatte schönes schwarzes Haar und verhüllte sich das Gesicht mit einem fein gestickten Taschentuche. Die Andere war eine junge Blondine; sie schien kaum vierzehn Jahre zu zählen. Außerordentlich bleich und wenigstens ebenso unruhig als betrübt, prüfte das junge Mädchen, sich ängstlich an ihre Mutter anschmiegend, mit Schrecken die hohen Mauern, welche sich um sie erhoben, das schwarze Gefängnißgebäude mit seinen vergitterten Fenstern, die unheimlichen Gesichter der Menschen, die sie umgaben und leise mit einander sprachen, indem sie auf die armen, erschrockenen Frauen Unheil verkündende Blicke warfen.

Bald trat ein Mann, der einen ungeheuren Schlüsselbund am Gurte hatte, an sie heran: „Sie müssen uns folgen Madam," sagte er zu der älteren.

Beide schickten sich dazu an.

„O, Sie nicht," sagte er zu der jüngeren, „Sie sind frei."

„Ich verlasse meine Mutter nicht," antwortete diese mit sanfter Stimme, indem sie den Shawl, der beide umgab fester an sich zog.

„Wahrhaftig, Sie werden sie bald genug verlassen müssen, junges Fräulein, denn ich darf Sie nicht hier einschließen."

„O, trennen Sie mich nicht von meiner Tochter," rief die Frau, indem sie diese krampfhaft an sich drückte und dabei dem Kerkermeister ein Antlitz zuwandte, auf welchem das tiefste Seelenleiden zu lesen war. „Wohin soll sie sich denn wenden, wenn sie von mir gerissen wird?"

„Was geht das mich an?" sagte der Kerkermeister barsch, „habe ich damit etwas zu thun? Haben Sie mich um Rath gefragt, als sie den Kaiser zu ermorden beabsichtigten?"

„Herr, meine Mutter ist unschuldig!" rief das junge Mädchen mit vor Unwillen gerötheten Wangen.

„Ihre Mutter unschuldig? Kann sein, geht mich nichts an. Der Gerichtshof muß es am besten wissen. Was ihren Vater anbetrifft, so ist seine Schuld anerkannt und er zusammt den andern Mitschuldigen seit acht Tagen zum Tode verurtheilt." —

Die beiden Frauen wurden todtenblaß. Keine von ihnen hatte die Kraft, nach Mehrerem zu fragen. Ach, die Stimme des Kerkermeisters sagte ihnen

alles nur zu deutlich. Sie glaubten einige Augenblicke, der schrecklichen Nachricht erliegen zu müssen. —

Die Stimme des Kerkermeisters riß sie aus der Verzweiflung: „Wohlan, meine Damen," sagte er, indem er die Rauheit seines Organes so viel als möglich zu besänftigen suchte, „fassen Sie Muth, gehorchen Sie willig; denn ich muß meine Pflicht thun. Ich habe den Befehl erhalten, die Frau des Generals Lajolais in geheime Haft zu bringen."

Alle Gensd'armen waren gerührt. Einer von ihnen wischte jedoch die Thräne, welche der tiefe Schmerz der jungen Maria ihm ausgepreßt hatte, ab und rief: „Das ist ja Thorheit, laßt uns der Sache endlich ein Ende machen." Dabei ergriff er mit seinen kräftigen Armen das junge Mädchen, welches sich vergebens dagegen sträubte, und riß sie gewaltsam von ihrer Mutter.

„Mama, Mama," schrie sie in der höchsten Verzweiflung, „Mama..."

Bald jedoch wurde ihre Stimme schwächer und ohnmächtig blieb sie in den Armen der Gensdarmen, welche ihren bewußtlosen Zustand benutzten, um sie aus dem Gefängniß zu schaffen.

II.

Als Fräulein von Lajolais wieder zu sich kam und die Augen öffnete, suchten dieselben zuerst die Mutter; dann erhob sie sich von der Steinbank, auf die man sie gelegt hatte, und stürzte zu der Gefängnißthür, klammerte sich an die Eisenstangen, welche diese umgaben, und erfüllte die Luft mit ihrem Geschrei. „Mama, Mama," weinte sie, „gebt mir meine Mutter wieder! O! es ist schändlich, ein Kind von der Mutter zu trennen! Meine arme Mutter, wo bist Du jetzt?"

„Mein Fräulein," sagte plötzlich eine sanfte Stimme hinter ihr, „mein Fräulein, schreien Sie nicht so sehr... man wird Sie zwingen, von hier wegzugehen."—

„Schadet nichts," sagte Marie, „ich will meine Mutter, ich will sie haben. Ich werde so viel Lärm machen, daß man mich auch in's Gefängniß bringen wird."

„Ja," antwortete die sanfte Stimme, „aber nicht in das, in dem Ihre Mutter ist." — Wie durch Zauberei schienen diese wenigen Worte die Verzweiflung des Fräuleins zu beschwichtigen. Sie wandte sich zu der Sprechen-

den um und sah ein junges Mädchen von ihrem Alter; ein braunes derbes Gewand deutete auf kräftige Glieder; der schwarze Hut, umschloß ein rundes, blühendes Gesicht, auf welchem Thränenspuren zu sehen waren.

„Haben Sie auch Kummer?" fragte Fräulein von Lajolais.

„Nein," antwortetete das junge Mädchen; „ich weine, weil ich Sie weinen sehe." —

„Ach, ich bin auch zu beklagen!" rief Marie, indem sie die Thür verließ und sich dem jungen Mädchen näherte. — „Du hast vielleicht gesehen, daß man mich aus den Armen meiner Mutter riß… Aber was Du nicht weißt, und was noch viel schrecklicher ist, daß mein Vater; mein armer Vater zum Tode verurtheilt wurde."

Als ob diese Worte ihren ganzen Schmerz wieder belebt hätten, fing Marie von Neuem an zu weinen und herzzereißend zu schreien.

Ihre Gefährtin antwortete nicht; sie schien von dieser Nachricht wie vernichtet. Wenn auch noch jung, so fühlte sie doch, daß ein solcher Schmerz nicht durch Worte zu lindern war, und sie schwieg darum; aber sie blickte Marie mit so tiefer Theilnahme an, ihr frisches volles Gesicht drückte so klar ihre Rührung aus, daß Marie plötzlich zu weinen aufhörte und sie fragte: „Wie heißest Du?

„Julie, antwortete das junge Mädchen.

„Was macht Dein Vater?"

„Er ist der Gefängnißwärter," sprach Julie.

„Gefängnißwärter?" rief Marie lebhaft. „Er sieht Mama, er spricht mit ihr, er könnte mir von ihr erzählen und ihr sagen wie viel Thränen ich um sie vergossen habe. — Nein, das müßte er ihr nicht sagen, das würde sie sehr betrüben." — Julie schüttelte traurig ihr Köpfchen. — „Niemand kann Ihre Mutter sehen oder sprechen, mein Fräulein, sie ist in geheimer Haft." —

In diesem Augenblick ließ sich der Schall einer Glocke vernehmen, Fräulein von Lajolais zitterte. —

„Das ist die Frühstücksstunde für die Gefangenen," versetzte Julie, um die Glockentöne zu erklären.

„Auch für meine Mutter?" fragte Marie mit beklommenem Herzen.

„O, sein Sie ruhig, Fräulein, man wird auch ihre Mutter nicht vergessen,"

„Arme Mutter!“ rief Marie weinend. „Sie ist so zart! Wo sind nun ihre Diener, wo ist ihr wohlbesetzter Tisch und wo ihre Tochter, die sie sonst immer zum Essen nöthigte? — O, mein Gott! mein Gott! wie ist es möglich, so viel zu dulden!“

„Aber wollen Sie nicht etwas genießen?“ unterbrach Julie das junge Mädchen. —

„Ich, o nein, ich habe keinen Hunger!“ rief Marie lebhaft. —

„Ich glaube es, Fräulein; es wäre aber doch gut, wenn Sie wenigstens einen Löffel Suppe essen wollten.“

„Essen?“ wiederholte Marie unter verstärktem Weinen, „ich sollte essen, wenn meine Mutter im Kerker schmachtet, wenn ich vielleicht nie mehr meinen Vater wiedersehen werde! O, nein... nein...“

„Wenn Sie nicht essen, werden Sie sterben, Fräulein.“

„Und Du glaubst, daß ich noch leben könnte bei meinem Unglück?“

Die aufziehende Wache störte die Unterhaltung der jungen Mädchen. —

Einige Offiziere traten aus dem Wachthaus, um die neu Angekommenen zu begrüßen; man wechselte die Parole; eine neue Schildwache trat an die Stelle der alten. Einige junge Offiziere traten zusammen, um ein wenig zu plaudern. —

„Was gibt es Neues?“ fragten Einige. — „Etwas sehr Wichtiges hat sich zugetragen. Der Kaiser hat Polignac begnadigt,“ antwortete der Angeredete.

„Nicht möglich! Wie geschah es denn?“ fragte der erstere.

„Das ist eine lange Geschichte,“ berichtete nun der zweite Offizier. „Als ich gestern zu Saint Cloud auf Wache war, vertrieb ich mir die Zeit, indem ich durch die Fenstervorhänge die junge und schöne Prinzessin Hortensia betrachtete, welche die Blumen ihrer Mutter begoß. Plötzlich trat unangemeldet der Kaiser ein.

„Was machst Du da, Hortensia? fragte er. Die Prinzessin erröthete und antwortete auf ihre Gieskanne zeigend: „Sie sehen es ja, Sire.“

„Und was macht die Kaiserin Josephine?“ fragte dieser wiederum.

„Sie weint,“ antwortete die Prinzessin, eine Thräne trocknend.

„Sie weint?“ rief der Kaiser lebhaft, und ohne sich Zeit zu lassen, nach dem Grunde zu fragen, stürzte er in die Gemächer seiner Gemahlin.

Von der Neugier zum Aeußersten getrieben, schlüpfte ich in's Schloß und

mich unter andere Personen mischend, gelangte ich eine Sekunde nach Bonaparte an die Thüre des Schlafzimmers der Kaiserin. Eine Frau lag dem Kaiser zu Füßen. Es war Frau von Polignac. Der Kaiser betrachtete sie aufmerksam. Alle andern Damen, selbst Josephine, falteten die Hände und flehten um Gnade.

Mit einer Kälte, die aber mit seiner Stimme im Widerspruch stand, sagte Napoleon zu Frau von Polignac: „Ich bin erstaunt, Madame, Ihren Mann in eine so schlimme Geschichte verwickelt zu sehen. Hat er denn ganz vergessen, daß wir in der Kriegsschule Kameraden waren?“ Ich konnte die Antwort der Dame nicht verstehen, denn sie weinte heftig, und ihre Stimme wurde häufig von Schluchzen unterbrochen; aber ich glaube, sie wollte den Kaiser überzeugen, daß ihr Mann niemals die Absicht hatte, sich an dem Verbrechen zu betheiligen, und obgleich ihre Rede ohne Zusammenhang war, verlieh der Ausdruck des Schmerzes allem, was sie sagte, eine besondere Kraft. —

Sichtlich gerührt, erhob sie der Kaiser und rief: „Genug, genug. Da Ihr Gemahl es nur auf mein Leben abgesehen hatte, kann ich ihm ja verzeihen... Gehen Sie, Madam und sagen Sie ihm, daß ich, sein alter Kamerad den er ermorden wollte, ihm das Leben schenke.“ —

„O, das ist herrlich!“ riefen alle Offiziere, „das ist sehr schön vom Kaiser.“

„Laßt uns gehen, um auf seine Gesundheit anzustoßen,“ riefen Einige.

„Angenommen!“ schrieen Alle einstimmig und entfernten sich.

Marie hatte kein Wort von dieser Unterhaltung verloren. Noch lange Zeit nach Entfernung der Offiziere schien sie ihnen zuzuhören. — „Julie,“ rief sie plötzlich, sich zu der Tochter des Gefängnißwärters wendend, welche sie schweigend betrachtete, „Du botest mir vor einer Weile Suppe an....“

„Und Sie nehmen es an?“ rief das junge Mädchen freudig.

„Ja, auch ein Stückchen Brod wäre mir angenehm.“

„Auch Fleisch. Mein ganzes Mittagessen sollen Sie haben, mein liebes Fräulein,“ rief Julie, fröhlich davoneilend.

Einen Augenblick später kam sie wieder. — In der einen Hand hielt sie einen Teller mit Suppe und in der andern ein Glas Wein.

Zu sehr mit einem großen Plan beschäftigt, der ihr im Kopfe umherging, dankte Marie kaum ihrer jungen Freundin. Sie aß die Suppe und trank den Wein. Als Julie ihr noch Fleisch und Brod anbot, nahm Marie

nur ein Stückchen Brod und wickelte es in ihr Taschentuch. — „Ich weiß nicht, wie ich mich für diesen Dienst erkenntlich zeigen soll," sagte Marie plötzlich und griff nach ihren kostbaren Ohrgehängen, die sie gewöhnlich trug; aber sie hatte, als sie Straßburg verließ, weder Zeit noch Lust gehabt, sie zu nehmen.

„Diesen Dienst, mein Fräulein?" sagte Julie erröthend, „ist es nicht unsere Pflicht, die Hungrigen zu speisen!" —

„Du hast Recht, oder wenigstens solltest Du Recht haben," antwortete Fräulein von Lajolais, die indessen einen einfachen goldenen Ring an ihrem Finger entdeckt hatte und ihn Julien an den Finger zu stecken versuchte. — „Ich will Dir nicht Deine Suppe und Dein Brod damit bezahlen, liebe Julie, sondern Deine Thränen, Deine tröstenden Worte. — O, wie wohl thut es uns, wenn wir dulden, eine Seele zu finden, die uns beklagt.... Nimm diesen Ring, nimm ihn mir zu liebe; ich bitte dich darum." —

Plötzlich rief eine rauhe Stimme, die Marie erblassen und erzittern machte, denn es war die Stimme des Kerkermeisters: „Julie!"

„Gleich, mein Vater," antwortete diese und wollte davoneilen, ohne den Ring anzunehmen. —

„Du nimmst den Ring nicht an?" sagte Marie so traurig, daß Julie noch einmal zurückkehrte.

„Ich wollte Sie nicht betrüben, Fräulein, aber wirklich ich wage es nicht."

„Ich habe aber Dein Brod, Deine Suppe, Deinen Wein genommen."

„O! das ist etwas ganz anderes, das ißt man auf." —

„Nun gut und den Ring behält man als Andenken eines armen unglücklichen Mädchens, welches Dich nie vergessen wird, liebe Julie." —

„Ja, so ist es etwas anderes! Wohl, so geben Sie mir den Ring, Fräulein." — Die Stimme des Kerkermeisters ließ sich noch einmal vernehmen, und Julie eilte davon, indem sie noch von weitem dem Fräulein von Lajolais eine Kußhand zuwarf.

Die Gefängnißthür schloß sich hinter Julie. Bei diesem Geräusch preßte sich Mariens Herz zusammen. Bis jetzt hatte sie die Gegenwart Juliens, ihre Stimme, ihre Thränen, ihr schmeichelndes Wesen aufrecht erhalten; aber als sie sich in der öden Straße allein sah, hätte sie beinahe wieder die Besinnung verloren.

Ein Gedanke, der durch die Unterhaltung der Offiziere in ihr aufgestiegen

war, ein Plan, den sie ausführen wollte, belebte ihren Muth. Sie machte einige Schritte um sich zu entfernen, hielt aber bald an. Ihr Herz schlug so heftig, ihre Füße zitterten dermaßen, daß es ihr unmöglich wurde, weiter zu gehen. Auch hatte sie Furcht, große Furcht.

Das arme Kind fand sich zum ersten Mal ohne Stütze, ohne den sanften Arm ihrer Mutter, ohne irgend jemand zu ihrem Schutze, allein!

III.

Eine zahlreiche und gewählte Wache stand vor dem Schlosse Saint-Cloud Es mochte sechs Uhr Abends sein. Glänzende Wagen, die rasch aufeinander folgten, unzählige Reiter und eine unendliche Menge von Kommenden und Gehenden bewiesen, daß der Kaiser das Lustschloß bewohnte.

An dem Gitter des Parkes plauderten rauchend einige kürzlich aus Aegypten zurückgekehrte Soldaten. —

„Wieder Verschwörungen!“ rief der Eine, seine erloschene Pfeife anzündend.

„Ja, sie bringen aber dem Kaiser Glück,“ antwortete sein Nachbar, und blies ihm eine dicke Rauchwolke in's Gesicht.

Der Erste entgegnete: „Ein schönes Glück, meiner Treu! immer für sein Leben besorgt zu sein. Im Schlachtfeld ist es etwas anderes, aber bei sich zu Hause.... das begreife ich nicht.“ —

„Trotzdem hatte Bruzand nicht Unrecht, als er sagte, daß die Verschwörungen Bonaparte Glück brächten,“ antwortete ein dritter Soldat, sich in ihre Unterhaltung mischend. „Die Verschwörung der Höllenmaschine*) hat ihn zum Consul auf Lebenszeit gemacht. Die jetzt entdeckte Verschwörung machte ihn zum Kaiser der Franzosen, was meiner Treu! etwas sehr Hübsches ist.“

„Es ist ein großes Glück, daß man die Verschwörung entdeckte,“ sagte Sans-Souci.

---

*) Die Höllenmaschine war ein Mordwerkzeug, welches am 24 Oktober 1800 auf den ersten Consul Bonaparte gerichtet wurde. Diese Maschine bestand aus einer Pulvertonne, die auf einem Karren befestigt und mit Kugeln rundum geladen war. Sie wurde in einer Straße aufgestellt, durch welche Bonaparte nach der Oper zu fahren pflegte. — Bonaparte kam an, aber sein halbetrunkener Kutscher jagte mit ungewöhnlicher Schnelligkeit, und als die Explosion der Maschine erfolgte, war Bonaparte bereits außer Gefahr. Acht Theilnehmer dieser Verschwörung wurden hingerichtet und eine große Anzahl Verdächtiger aus Paris gewiesen.

„Ich wundere mich aber, daß der Kaiser schon zwei ihrer Anführer begnadigt hat, den Polignac und den Rivière," entgegnete Bruzand.

„O, das müssen wir der Josephine zuschreiben."

Ein bei diesen Worten ausgestoßener Seufzer verursachte, daß Bruzand sich umwandte. Zu seinem größten Erstaunen sah er ein weinendes junges Mädchen neben sich.

„Was wünschen Sie, mein schönes Kind?"

„Ich möchte gern den Weg wissen, der nach dem Schlosse Saint-Cloud führt," antwortete das junge Mädchen so bescheiden und so sanft, daß keiner von den Soldaten zu scherzen wagte. —

„Sie sind am Schlosse," antwortete derselbe.

„Gott sei Dank!" rief die Fremde. „Ich bitte, meine Herrn, sagen Sie mir, ob ich den Kaiser sprechen kann?"

„Gewiß. Es ist nicht verboten, Fräulein," sagte der älteste der Truppe, dessen Stirn eine große Narbe zierte; „aber will man wissen, wann es sich am besten schickt, so muß man sich an den Portier wenden. — Gehen Sie in den Hof, liebe Kleine, rechts werden Sie eine Glasthür sehen, klopfen Sie an dieselbe und man wird Ihnen antworten. — Gehen Sie und trocknen Sie Ihre Thränen; denn es ist ein schmerzlicher Anblick, ein junges und hübsches Mädchen weinen zu sehen," fügte er hinzu, indem er die Fremde betrachtete, die ihm bloß durch einen Blick dankte und sich zitternd und unschlüssig gegen den bestimmten Ort wandte.

„Herr," sagte sie leise und furchtsam zu einem großen Manne in einem blauen Rocke mit rothen Aufschlägen, der vor der Thüre des Schlosses stand, „ich möchte gern den Kaiser sprechen."

„Haben Sie einen Audienzbrief, Fräulein?"

„Nein, mein Herr."

„Es thut mir leid, Fräulein, aber ohne dieses können Sie den Kaiser nicht sprechen."

„Und was muß ich thun, um den Audienzbrief zu bekommen?" fragte sie mit beklommenem Herzen und mit Thränen in den Augen. —

Der Thürsteher hatte ihr schon den Rücken gewandt, ohne auf sie zu hören. Als er nach einer Weile bemerkte, daß sie noch da war, sagte er unfreundlich: „Gehen Sie, mein Fräulein, es ist verboten, in dem Hofe zu ver-

weilen. Wir haben unsere Befehle und müssen sie ausführen. Gehen Sie also gutwillig; denn sonst sehe ich mich genöthigt, sie wegjagen zu lassen."

„Wegjagen?" wiederholte Marie leise und schon wollte sie gehorchen; denn ihr ganzer Muth sank, da sie an die Schande dachte, weggejagt zu werden. Sie sah einen Schloßbeamten vorbeigehn. Schnell eilte sie ihm entgegen: „Mein Herr, mein Herr, gewähren Sie mir eine Bitte. O! haben Sie Erbarmen mit mir und hören Sie mich an."

Die zitternde Stimme des jungen Mädchens, welche die tiefsten Seelenqualen auszudrücken schien, rührte diesen Menschen.

„Was kann ich für Sie thun, mein Fräulein?" fragte er Marie.

„Stehen Sie mir bei, daß ich den Kaiser sprechen kann, mein Herr. O, schlagen Sie es mir nicht ab," fügte sie ängstlich hinzu. —

„Der Kaiser ist seit heute Morgen auf der Jagd, mein Fräulein. Er wird erst sehr spät zurückkommen. Was wollen Sie denn von ihm?"

„Was ich von ihm will?" Das arme Kind erstaunte. Mußte man nicht in ihren verstörten Gesichtszügen lesen können, was sie wünschte, mußte nicht jede ihrer Thränen von ihrer Angst und ihren Schmerzen zeugen? „Was ich von ihm will?" fragte sie noch einmal und setzte mit der liebenswürdigsten Offenheit hinzu: „die Begnadigung meines Vaters, des Generals Lajolais, der zum Tode verurtheilt ist, will ich vom Kaiser erflehen." —

„Armes Kind!" rief der Beamte schmerzlich.

„Sie sehen nun wohl, daß ich den Kaiser sprechen muß," fuhr Marie vertraulich fort. —

„Er ist nicht zu Hause."

„So führen Sie mich zur Kaiserin oder zur Prinzessin Hortensia, rief Marie lebhaft; denn sie erinnerte sich, daß die Offiziere in ihrem Gespräch die Güte und Freundlichkeit Beider gelobt hatten.

„Folgen Sie mir," sagte endlich der tief gerührte Beamte.

IV.

Fräulein von Lajolais folgte ihrem Führer hart auf dem Fuße; es schien, als ob sie fürchtete, nicht zeitig genug anzukommen, oder glaubte, der Beamte könnte seinen Schutz widerrufen. — Ihre kleinen Füße berührten kaum den Boden. — Die vorhin an ihr kenntliche Müdigkeit war wie mit einem Zauberschlage geschwunden. Es war die Hoffnung, die sie jetzt ganz belebte. —

Der Beamte blieb vor einem grün tapezirten Gemache stehen und zeigte Marie eine junge Dame, welche der Eintrittsthür den Rücken zugewandt hatte und eifrig beschäftigt war, die seltenen Blumen zu betrachten, die sich in dem Zimmer befanden.

„Das ist die Prinzessin Hortensia," sagte der Beamte leise, „wenden Sie sich an dieselbe; ihre Güte ist unendlich." — Er ging schnell hinweg und ließ Marie allein. Einige Augenblicke blieb das arme Mädchen an derselben Stelle stehen. Ihr Herz schlug so stark, daß sie kaum athmen konnte. — Wie sehr fürchtete sie eine stolze, kalte Aufnahme, eine ausweichende Antwort, ein hartes Wort. Sie zitterte an allen Gliedern. Ach, sie fühlte, daß ihre Kräfte zu Ende gingen und daß sie verloren war, wenn eine sanfte Stimme ihr nicht Muth zusprechen würde. — Als sie sprechen wollte, um die Prinzessin von ihrer Gegenwart zu benachrichtigen, wurde sie bald von einer verzehrenden Hitze, bald von einer eisigen Kälte geschüttelt. — Hortensia hatte noch immer der Thür den Rücken zugekehrt. — Man konnte nur ihre schönen, blonden, auf griechische Weise in die Höhe geflochtenen Haare und ihre schlanke und anmuthige Gestalt sehen.

Als Marie sah, daß die Prinzessin sie nicht bemerkte, wagte sie „Prinzessin" zu sagen.

Auf den Klang dieser leisen und zitternden Stimme wandte sich Hortensia um. Der Anblick des jungen in Thränen zerfließenden Mädchens überraschte sie sehr.

„Was wünschen Sie," fragte sie gütig. — Als das junge Mädchen nicht antwortete, fuhr sie fort: „Wer sind Sie?"

„Marie von Lajolais," antwortete das unglückliche Mädchen schluchzend.

Auf Hortensiens reizendem Gesicht prägte sich das tiefste Mitleid aus.

„Armes junges Mädchen! Was kann ich für Sie thun?"

„Mir eine Unterredung mit dem Kaiser verschaffen; Prinzessin."

„Unmöglich, mein armes Kind," antwortete die Prinzessin, indem sie durch den sanften Ton ihrer Stimme die Bitterkeit der abschlägigen Antwort zu mildern suchte. „Er ist so böse auf die Urheber dieser Verschwörung."

„O, mein Gott! und doch, nein, ich kann es nicht glauben, daß mein Vater schuldig ist, denn sonst würde mich mein ganzer Muth verlassen." Marie ließ sich von der Prinzessin zu einem Sopha führen und fiel erschöpft

darauf nieder. Hortensia ergriff ihre Hand, drückte sie freundschaftlich und setzte sich neben sie. — Ermuthigt fuhr das junge Mädchen fort: „Stellen Sie sich unsern Schmerz vor, Mama's und meinen, als wir die Verschwörung erfuhren und daß mein Vater mit dabei betheiligt sei. Nein, Sie können es sich nicht denken. O, welch schrecklicher Tag, als wir aufgestanden waren, und Mama mir beim Ankleiden half, vernahmen wir Lärm im Hause. Plötzlich wird unsere Thür aufgerissen, unser Zimmer füllt sich mit bewaffneten Leuten, und der Eine sagt zu Mama: „Sie müssen uns folgen, Madam." Ohne auf uns zu hören, ohne uns die Zeit zu lassen, Hut und Handschuh zu nehmen, läßt man uns heruntergehen und in den Wagen steigen. Erst vor dem Gefängniß wird angehalten. Meine arme, liebe Mutter! Wir waren wenigstens zusammen, aber man will uns trennen. O, lieber will ich sterben. Trotz meines Schreiens, meiner Thränen, meiner Bitten reißt man mich aus den Armen meiner Mutter. Man schließt sie ein und mich wirft man ohnmächtig vor die Thür. Diesmal glaubte ich, ich müsse sterben. Als ich wieder zu mir kam, als ich mich allein sah, verlassen von der ganzen Welt, ohne Hülfe, ohne Schutz, ein armes, schwaches, furchtsames Kind, Sie können mir glauben, Prinzessin, mein Herz wurde zu Eis und vor meinen Augen wurde es finster. — Ich glaubte einen Augenblick zu träumen. Aber nein, es war schreckliche, grausige Wahrheit. Ich dachte an Gott, ich betete zu ihm. Ich bat ihn um Gnade, die mir Kraft und Muth verleihe, damit ich bis zu Ihnen gelangen könnte, oder zur Kaiserin. Es schien mir, als ob, wenn ich Sie gesehen haben würde, mein Vater gerettet wäre.... und jetzt sagen Sie mir: unmöglich! So ist denn alles vorbei. O, mein Gott!" —

„Nun, wir wollen sehen," rief die Prinzessin, die bei der rührenden und einfachen Erzählung der Schmerzen des jungen Mädchens ihre Thränen nicht zurückhalten konnte. „Aber beruhigen Sie sich... Seit wann haben Sie Ihre Mutter verlassen?"

„Seit heute Morgen."

„Und gewiß haben Sie noch nichts genossen?"

„O ja! Die Tochter des Kerkermeisters gab mir etwas Suppe und ein Stück Brod, ich weiß aber nicht mehr, was ich mit diesem gemacht habe."—

„Aber Sie müssen hungrig sein, mein Fräulein, und wenn Sie bis hieher gegangen sind, auch sehr müde."

„Ach, ich bin nicht hungrig, nicht durstig, nicht müde; ich fühle und weiß nur, daß meine Mutter im Gefängniß und mein Vater zum Tode verurtheilt ist.“ — Mariens Stimme klang so schmerzlich, als sie diese Worte sprach, daß die Prinzessin aufstand und sagte: „Erwarten Sie mich hier. Ich gehe zu meiner Mutter, wir werden zusammen darüber nachdenken, ob und wie Sie mit dem Kaiser sprechen können.“

„Warum mit dem Kaiser sprechen?“ fragte plötzlich eine sanfte Stimme welche bewirkte, daß sich Beide umwendeten. —

„Mama, das ist Fräulein von Lajolais,“ rief Hortensia zur Kaiserin eilend und sie zu der gleichfalls aufgestandenen Marie führend. —

„Die Tochter des Mannes, der Bonaparte ermorden wollte?“ fragte Josephine fast wider ihren Willen. —

Marie verbarg ihr Gesicht in ihre Hände.

„Kann sie dafür? Mama,“ rief Hortensia, indem sie ihren Arm um der Kaiserin Hals schlang und sie zärtlich küßte: „Wenn Du wüßtest, wie beklagenswerth sie ist und wie viel sie gelitten hat!“

„Wer hat Sie hieher gebracht, mein Fräulein?“ fragte Josephine.

„Niemand, Mama,“ antwortete Hortensie schnell; „sie ist allein gekommen.“

„So jung und allein!“ rief Josephine, indem sie sich theilnehmend Marien näherte. —

„Nicht wahr, Mama,“ fragte Hortensia, „Du wirst ihr eine Unterredung mit dem Kaiser vermitteln?“

„Ich bin untröstlich, mein liebes Kind. Bonaparte hat mir streng geboten, ihm solche Scenen zu ersparen, daß ich mich wirklich fürchte. Du weißt übrigens, daß er auf der Jagd ist und daß das junge Mädchen wiederkommen müßte.“ —

„Wann?“

„Morgen, übermorgen. Ich müßte wenigstens Zeit haben, Bonaparte von diesem neuen Gnadengesuch zu benachrichtigen.“ —

„Aber bis dahin kann ihr Vater schon todt sein, Mama.“

Die Kaiserin sann einen Augenblick nach. Als sie die lebhafte Angst auf Mariens bleichem und ausdrucksvollem Gesichte sah, sagte sie zu ihrer Tochter: „Du mußt sie bei Dir behalten und vor Allen verbergen; denn wenn Bonaparte davon benachrichtigt würde, könnte alles fehlschlagen. Morgen werden wir sehen, was noch zu thun übrig bleibt.“ Den Wünschen der Kaiserin

und den ihrigen zufolge führte Hortensia Fräulein von Lajolais in ihr geheimes Gemach. Dort blieb sie den ganzen Tag und die ganze Nacht verborgen. Die Prinzessin brachte ihr selbst etwas Essen und nöthigte sie, dieses zu verzehren; aber dem armen Mädchen war die Kehle wie zugeschnürt. In der Nacht hörte die Prinzessin sie oft seufzen. Als sie Morgens aufstand, sah sie, daß Marie gar nicht zu Bett gewesen war. — Sie machte ihr Vorwürfe. Fräulein von Lajolais zeigte ihr ein kleines Plätzchen, an dem sie die ganze Nacht gekniet hatte. „Ich wollte nur einen Augenblick zu Gott beten; aber der Gedanke, daß der morgige Tag vielleicht der letzte Lebenstag meines Vaters sein wird, hielt mich wie festgebannt. O, möchte Gott mir doch Worte verleihen, die den Kaiser rühren!"

Die Prinzessin wandte sich um und wischte eine Thräne aus ihren schönen, blauen Augen.

„Warten Sie hier auf mich," sagte sie nach einer kleinen Weile. „Ich werde meine Mutter fragen, ob Bonaparte schon benachrichtigt ist."

„Und ich will noch ein Weilchen zu Gott beten," antwortete Marie und kniete wieder hin.

V.

Die Gallerie, die der Kaiser berühren mußte, um sich zur Rathversammlung zu begeben, war ein großer, langer Saal und wurde von großen Glasfenstern erhellt, von denen die einen auf den Hof, die andern auf den Garten gingen. — Es schlug neun Uhr. Nach und nach füllte sich die Gallerie zu beiden Seiten mit Menschen, Neugierigen, Bittenden, Dienstbeamten und Einwohnern. Unter dieser Menge machten sich zwei Damen bemerklich. Die erste zeichnete sich durch ihre Schönheit, durch ihre reichen Kleider und die Anmuth, mit der sie die achtungsvollen Grüße aller Vorbeigehenden aufnahm aus; die zweite durch ihre große Jugend, die Bläſſe, die ihrer Schönheit einen hohen Reiz verlieh, und durch ihre vollen, blonden Haare, die in zahlreichen Locken auf ihre Schultern herunterfielen. —

„Nur Muth," sagte die erste zur zweiten, „nur Muth. Ich werde Sie nicht verlassen." Um ihren Worten mehr Nachdruck zu geben, faßte sie die Hand des jungen Mädchens und drückte sie freundlich. —

Ein ausdrucksvoller, trauriger Blick war die beredte Antwort auf den Freundschaftsbeweis und wieder wandten sich Mariens schöne Augen zu der Thür, durch die der Kaiser erscheinen sollte. Ihre ganze, junge, liebende, aufgeregte Seele schien in die Augen übergegangen, ihr übriger Körper leblos zu sein. —

Zwei Stunden vergingen in dieser Erwartung. Zwei Stunden der größten Qual, des brennendsten Schmerzes, der peinigendsten Ungewißheit. Zwei

Stunden und noch war keine von ihnen gewichen.' Die jüngere wartete darauf, daß die geschlossene Thür sich öffnen möchte, um athmen, um leben zu können. — Die andere verwandte kein Auge von ihrer Gefährtin. Das tiefste Schweigen herrschte in der Gallerie. Man hörte nur das Athmen der mehr oder weniger bewegten Menge, die ebenfalls wartete.

Endlich schlägt es eilf Uhr; die Flügelthüren öffnen sich, und ein Diener kündigt an: „Der Kaiser!"

Mehrere Personen erscheinen.

„Welches ist der Kaiser?" frägt Marie rasch.

„Der seinen Hut aufhat," antwortet Hortensia lebhaft.

Das junge Mädchen hörte nichts mehr. Sie sieht in dem großen Saale nur ein einziges Wesen; sie drängt sich durch die Menge und stürzt dem Kaiser zu Füßen. — „Gnade, Gnade," fleht sie feurig und faltet ihre zum Himmel erhobenen Hände. — Bei diesem unverhofften Vorfall bleibt der Kaiser stehen und runzelt die Stirn.

„Wieder!" ruft er ungeduldig. „Ich hatte ja gesagt, daß ich solche Auftritte nicht mehr haben wolle." Er kreuzt die Arme über die Brust und will vorbei eilen. —

„Sire," ruft das junge Mädchen, dem die Lage ihres Vaters eine Kraft gab, die ihr Alter bei weitem überstieg. „Ich beschwöre Sie, hören Sie mich an! Beim Namen Ihrer Mutter, Sire, hören Sie mich an Gewähren Sie mir im Andenken an Ihren Vater, Gnade für den meinigen. Es ist mein Vater, Sire. Man wird ihn verführt haben. Verzeihen Sie ihm. O, Sire, Sie halten das Leben meines Vaters und das meinige in Ihrer Hand. Haben Sie Mitleid mit einem unglücklichen Kinde, welches um das Leben seines Vaters fleht. Sire, Sire, Gnade, Gnade, Verzeihung!"

„Lassen Sie mich, Fräulein," rief der Kaiser, indem er sie unsanft zurückstieß.

Aber, ohne sich einschüchtern zu lassen (es handelte sich ja um ein zu theures Leben) schrie Fräulein von Lajolais in der höchsten Seelenangst: — „O, haben Sie Mitleid Sire! Gnade für meinen Vater. Sire, wenden Sie sich nicht von mir ab."

Es war etwas so Erschütterndes in dieser Kindesstimme, die um das Leben ihres Vaters flehte, daß der Kaiser wider Willen stehen blieb und die so inbrünstig Flehende ansah.

Fräulein von Lajolais war sehr schön; aber in diesem Augenblicke glich sie einem Engel. Sie war weiß wie ein Schwan. Der Schmerz gab ihren Zügen etwas Energisches und Leidenschaftliches. Ihre schönen blonden Haare fielen sanft auf ihre Schultern herab. Ihre kleinen, fieberhaft glühenden Hände hatten eine Hand des Kaisers gefaßt und theilten derselben die Hitze mit.

Knieend, mit von Thränen überströmtem Antlitz, ihre schönen, großen, blauen Augen auf den gerichtet, von dem sie Leben oder Tod erwartete, konnte sie nicht mehr sprechen, nicht mehr weinen, nicht mehr athmen.

„Sind Sie nicht Fräulein Lajolais?" fragte der Kaiser.

Ohne zu antworten, drückte Marie noch stärker seine Hand.

Er versetzte streng: „Wissen Sie auch, daß Ihr Vater sich zum zweiten Mal schon eines Staatsverbrechens schuldig gemacht hat, mein Fräulein?"

„Ich weiß es," erwiederte Maria unbefangen, „aber das erstemal war er unschuldig.

„Diesmal ist er es aber nicht," antwortete Bonaparte.

„Darum verlange ich auch Gnade für ihn und nicht Recht. Gnade, Sire!" rief Marie außer sich, „oder ich sterbe hier zu Ihren Füßen."

Der Kaiser konnte nicht länger seine Rührung beherrschen. Er neigte sich zu ihr und sagte sanft: „Ich begnadige Ihren Vater, Fräulein. Stehen Sie auf." — Er warf ihr noch einen freundlichen Blick der Ermuthigung zu, entzog ihr leise seine Hand und entfernte sich schnell. —

Die Freude wurde für Fräulein Lajolais gefährlicher als der Schmerz. Das arme Kind fiel hart und ohne Besinnung zu Boden. Erst nach vielen Bemühungen kam sie — Dank der zärtlichen Sorgfalt der Kaiserin, der Prinzessin Hortensia und ihrer Hofdamen, — wieder zu sich. „Mein Vater, mein Vater," murmelte sie, sobald sie sprechen konnte. „Mein Vater! O, ich muß die Erste sein, die ihm die Begnadigung verkündet."

Sie erhob sich und wollte sich den Armen, die sie besorgt zurückhielten, entwinden, war aber zu schwach dazu und fiel kraftlos wieder zurück.

„Es hat ja nicht so große Eile," Fräulein, bemerkte eine der Damen. Ruhen Sie aus, stärken Sie sich durch einen kleinen Imbiß und gehen Sie eine Stunde später."

„Eine Stunde später!" rief Marie! „Sie wollen, daß ich einem zum Tode verurtheilten Menschen eine Stunde seine Begnadigung vorenthalte? O, Majestät," fügte sie hinzu, indem sie sich zur Kaiserin wandte, „lassen Sie mich gehen, denken Sie daran, daß es mein Vater ist, daß er leben darf und noch nichts davon weiß."

„Es sei, mein Kind," antwortete Josephine gütig. „Aber Sie können nicht allein in sein Gefängniß gehen.

„Ich bin ja auch allein in's Schloß gekommen," antwortete Marie lebhaft.

„Gestatten Sie vielleicht, daß wir Fräulein von Lajolais nach dem Gefängniß begleiten, Majestät?" fragten mehrere Offiziere und Adjudanten des Kaisers, welche die an und für sich natürliche Handlung Mariens mit Bewunderung erfüllt hatte. —

„Herr von Lavalette wird mir diese Gefälligkeit erweisen," sagte die

Kaiserin, den Einen von ihnen huldvoll anblickend, „und Herr von Saint-André (sie zeigte auf einen Adjudanten) kann Sie begleiten. Sie können sich eines meiner Wagen bedienen. Gehen Sie meine Herrn, ich vertraue Ihnen Fräulein von Lajolais an.“ —

Obgleich von Müdigkeit, Hunger, Durst und heftigen Gemüthsbewegungen erschöpft, weigerte sich Maria doch, Nahrung und Ruhe zu genießen. Sie wollte beim Anspannen der Pferde zugegen sein, um es zu beeilen und hatte nicht eher Ruhe, bis sie im Wagen saß.

Der Wagen sauste mit rasender Schnelligkeit dahin und legte in unglaublich kurzer Zeit die Entfernung zwischen Saint-Cloud und dem Gefängniß zurück. Während der ganzen Fahrt hielt Marie ihre Augen unverwandt auf den Weg geheftet, den sie noch vor sich hatte. Ihr Blick schien die Entfernung verschlingen zu wollen. Sie war außer Athem, als ob sie anstatt der sechs Pferde den Wagen zöge. Sie war so blaß, daß ihre Begleiter sie mehrmals über ihr Wohlsein befragten, aber es war vergebens, Maria hörte sie nicht. Als der Wagen anhielt, stürzte sie hinaus, ehe Herr von Lavalette ihr seine Hülfe beim Heraussteigen anbieten konnte. Sie vermochte nichts anderes zu sprechen, als: „Schnell, schnell!“ Sie durchflog die langen Gefängnißgänge, eilte dem Kerkermeister und ihren Begleitern voraus und wiederholte immer die Worte: „Schnell! schnell!“ An der Gefängnißthür angekommen, mußte sie warten, bis die Thür geöffnet ward; aber kaum war dies geschehen, so stürzte sie sich in das Innere, fiel ihrem Vater in die Arme und rief: „Papa, der Kaiser... das Leben... Begnadigung!“ Sie konnte nichts mehr sprechen, jedes angefangene Wort endigte mit Schluchzen.

Der General Lajolais glaubte einen Augenblick, daß man ihn hole, um ihn zum Tode zu führen, und daß seine Tochter die Wachsamkeit der Wächter getäuscht hätte, um ihm Lebewohl zu sagen. Herr von Lavalette ermuthigte ihn. Als er sah, daß Maria außer sich vor Rührung, nichts hervorbringen konnte, nahm er das Wort: „Der Kaiser begnadigt Sie, General, sprach er, und Sie verdanken dies dem Muth und der Liebe Ihrer Tochter.“ Darauf erzählte er mit einer Rührung, der er sich nicht erwehren konnte, dem General Lajolais alles, was seine Tochter für ihn gethan hatte. —

O! wie glücklich war jetzt das junge Mädchen. Dieser Augenblick belohnte sie für alles, was sie bis jetzt geduldet hatte. Geduldet, gelitten! hatte sie denn wirklich gelitten? Sie erinnerte sich dessen nicht mehr. — Alle ihre Leiden waren verschwunden, als ihr Vater sie entzückt in seine Arme drückte, ihr Gesicht mit Thränen und Küssen bedeckte und sie seine Tochter, seinen Retter, seinen Engel nannte. —

Als der erste Freudenrausch vorbei war, dachte man an Frau von Lajolais. — Die gute, liebenswürdige Prinzessin Hortensia hatte sie nicht

vergessen. Durch Verwendung ihrer ebenso guten Mutter hatte sie auch die Freiheit der Frau von Lajolais erhalten, die aus Frankreich verbannt werden sollte. — Wie glücklich mußte Marie sein, als sie durch ihren Muth und ihre Ausdauer sich endlich mit ihrem Vater und ihrer Mutter vereinigt sah! Man muß selbst gelitten haben, man muß von seinen Eltern getrennt gewesen sein, um zu begreifen, was dieser Augenblick der Vereinigung Heiliges, Köstliches hatte. — Gott allein kann seinen Auserwählten ähnliche Freude verschaffen. —

Kloster Hohenburg.

Eine Sage.

Von Katharina Diez.

VIII.

Still ward es in des Unglücks Haus,
Wie nach Gewitters Sturm und Graus
Zerstörte Blüthen nur sich zeigen.
Durchweht von bangem Todesschweigen.

Still in des Sommers Blumenschooß
Legt man des schönen Jünglings Leiche,
Und fast beneidend ihm sein Loos
Blickt ihm die Schwester nach, die bleiche,
Für die er war dahin gefallen
Ein reines Opfer, in den Hallen
Des Vaterhauses dessen Schuld,
Erzürnet hat des Himmels Huld.

„O, könnt ich neben Dich mich betten
Und mich aus Schmerz und Wirrsal retten! —
Wie anders lag vor meinem Hoffen
Die Welt, die schöne, reiche da
Als ich aus stillem Kloster sah
Noch ihre Thore weit und offen,
Geschmückt zum freudigen Willkommen!
Was hab ich armes Kind gethan,
Daß sie so rauh mich aufgenommen;
Daß sie mich sah so zürnend an?“
So flüsterte in mancher Stunde
Odiliens Herz, das todeswunde;
Wohl neiget Mutterliebe sich

In allen Stürmen, allen Schmerzen
So zärtlich zu der Tochter Herzen,
Daß oft die heiße Sehnsucht wich
Die sie zurück in's Kloster rief.
Nur in des Kindes Armen schlief
Der Kummer ein, der Unglücksvollen,
Schwieg ihres Schicksals Wetterwolken,
Und wunderbar verwandelt hat
Nach jener neuen Frevelthat
Sich auch des Herzogs Sinn, der rohe,
Gelöscht war seines Zornes Lohe;
Als er des Sohnes blut'ge Leiche
Zu seinen Füßen liegen sieht,
Und neben ihm die Schmerzensreiche,
Die unglückselige Mutter knieet,
Das holde, das verstoß'ne Kind,
So schön wie Gottes Engel sind,
Im stummen Jammer hingegoßen
Bei dem deß Blut für sie geflossen:
Da traf der neue Feuerstrahl
Sein Herz so heiß mit einemmal
Daß er das eigne Blut gegeben
Zu retten des Erschlag'nen Leben.
Zum erstenmale im Gebet
Die Mörderhand erhebend fleht
Um Gnade, knieend vor dem Throne
Des höchsten Richters, zu dem Sohne
Der himmlischen Barmherzigkeit.
Und zu des Sünders Seelenstreit
Neigt mit der Liebe Himmesschilde
Odilie sich voll Engelsmilde.
Wie auch ihr Herz sich schaudernd kehrt
Vom Mörder, dessen kaltes Schwert
Getödtet ihr das liebste Leben,
Sie muß ihm doch erbarmend geben
Der Kindesliebe frommes Theil
Und beten für sein Seelenheil.
Ja, seine Seele zu erretten
Aus harten schweren Sündenketten,
Giebt ihrem Leben einzig Werth,
Scheint ihr die Sühne, die alleine
Des Bruders Blut, das warme, reine,
Sein treuer Liebestod begehrt.
Sie sah die schönen Lippen lächeln
Im Tode noch so hold und mild,
Und wie ein sanftes Frühlingsfächeln

Zieht durch ein ödes Schlachtgefild,
Zieht seiner edlen Seele Hauch,
Durch ihres Herzens Stürme auch.
Mit unsichtbarem Engelsschritte
An ihrer Seite schützend wallt
Die brüderliche Lichtgestalt
Und schaut sie an mit frommer Bitte:
„O, sühne unsers Hauses Fluch
Der mich in Jugendblüthe schlug
Darnieder von des Vaters Händen,
Nur Du vermagst ihn abzuwenden. —
O, mach es gut was ich verbrochen
Im jugendlichen Ungestümm
Das Wort so unbedacht gesprochen,
Des blinden Zornes Ungethüm
Herauf beschwor aus seiner Höhle;
O, rette unsers Vaters Seele!
Und gieb des Friedens Himmelsglück
Der treuen Mutterbrust zurück.“

Und dieser Stimme horchend, ruht
Die bang erschreckte Mädchenseele
Inmitten dieses Sturmes Fluth,
In welche ohne Schuld und Fehle
Sie warf des Schicksals rauhe Hand.
Sie fand den einz'gen Rettungsstrand
In ihres Glaubens Zuversicht,
Und wie des Mondes mildes Licht
Auf öden Trümmern lieblich schimmert,
Wie Gold auf dunklen Wogen flimmert,
Scheint ihrer Schönheit holde Pracht
Sanft leuchtend durch des Unglücks Nacht.
Wohl hat vom Antlitz ihr gestreift
Der Sturm die heitre Jugendblüthe,
Doch in der Seele ist gereift
Die Himmelsfrucht der Lieb und Güte,
Die Alle, welche Mangel haben
Mit mildem Engelsbrod will laben.
Es brach ihr Herz — sie ist nicht mehr
Des Waldes frische blüh'nde Rose,
Es fielen ihres Schicksals Loose;
Gezählet ist sie zu dem Heer
Der Gottesschaaren die da schreiten
Durch Nacht zum Licht; der Kampfgeweihten,
Bestimmt die blinde Welt vom Bösen
Mit ihrem Glauben zu erlösen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Sohn des Thürmers.

Erzählung von Hermann Geiger.



Marco war das einzige Kind eines alten Thürmers und dessen theueres Andenken an eine allzufrüh dahingegangene Gattin. Aufgewachsen am Meeresufer hatte er sich früh an den Kampf mit den Wellen gewöhnt, die oft gegen den Leuchtthurm stürmten, worin sein Vater wie ein König hauste, und frühe Seefahrten hatten ihn beherzt gemacht, wie wenige seines zarten Alters. Wenn er manchmal seinen braven Vater bei einem gar zu einfachen Mahle, etwa bei Brod und Salz, am kleinen Familientische sitzen sah, kam es wohl vor, daß der Knabe hurtig die Wendeltreppe hinab eilte, in den Nachen sprang, und bald darauf den Vater mit einem Fisch erfreute, den er aus dem salzigen Meere geholt.

Der Alte lächelte, als er Marco einmal bei Sonnenuntergang von der Höhe des Thurmes aus, fahrend auf der blauen Fläche beobachtete, denn er wußte, welche Freude der heitere Junge ihm wieder zugedacht habe. Schon hatte der Knabe den Wald der Schiffe durchfahren, schon tauchte die Sonnenscheibe in's Meer, da senkte Marco sanft das Netz in die bekannten Plätze. Das Dunkel war ihm günstig, er zog sein Netz empor und haschte nach einem Fische, der zappelnd zu entkommen suchte. Sein Lächeln war ein Freudengruß an seinen Vater. Lustig faßte er jetzt das Ruder, um heim zu eilen — horch, da tönt vom nahen Buschwerk des raschansteigenden Ufers die erste Strophe eines bekannten Fischerliedes an sein Ohr. Der Junge hielt inne und ließ den unbekannten Sänger kaum enden, so fügte er selbst mit seiner klaren, lauten Stimme die nächste Strophe hinzu. Da gab es bald ein näheres Verständniß, wie es geschieht, wenn Zwei sich treffen, welche Freunde derselben Kunst sind, sie halten sich gar leicht für persönliche Freunde. Das Gebüsch im Vorbeirudern streifend, rief er dem Sänger eine glückliche Nacht zu, ja faßte sogar die Hand, die ihm derselbe entgegenbot. Aber, großer Gott, wie rauh und fest war diese Hand! Marco wollte sich losmachen, doch zu spät; er schrie, aber Hohngelächter war das Echo seines Schreies. Ihn faßte ein nur zu begründeter panischer Schrecken, als die rohe Hand ihn an's Ufer zog, ihm mit Gewalt den leichten Filzhut über die Augen drückte, und eine barsche Stimme ihm gebot: „Folge mir ohne Widerrede!"

„Mein Vater, mein Vater!" — winselte Marco, „o laßt mich zurück zum Thürmer des Hafens; mein greiser Vater wird sterben vor Kummer, wenn sein Marcus nicht mehr wiederkehrt."

Ohne es zu wollen, hatte der Knabe mit diesen Worten seine ganze Adresse dem gottlosen Banditen gegeben, der ihn so tückisch an sich gelockt hatte.

„Dein Vater," sagte der bartige Dränger, „wird erfahren, daß Du in sichern Händen bist."

„Wenn derselbe Dich so sehr lieb hat," setzte er hinzu, „so bist Du ihm mindestens tausend Thaler werth. Besitzt Dein Vater diese Summe?"

Marco schwieg. Trotz seines Entsetzens hatte er so viel Fassung, zu erkennen, auf welcher Waage er gewogen werden sollte, und hütete sich gar wohl, von häuslichen Verhältnissen zu sprechen.

„Tausend Thaler," wiederholte jener, „ist ein so hübscher Junge werth.

Ich werde den Ort bezeichnen, wo Dein Vater sie vergraben soll, und finde ich sie dann, so magst Du Deines Weges gehen."

Sie wanderten einige Stunden lang dahin. Es ging auf- und abwärts und ebenen Weges fort, bis man endlich ausruhte. Noch waren des Knaben Augen nicht frei, als er sich überzeugte, daß eine zweite Persönlichkeit in seiner Nähe sei.

„Kommst Du endlich?" fragte die fremde Stimme. „Du hast lange gejagt, bis Du das schlanke Reh erlegt hast." Laß mich sehen, was Du erbeutet hast."

Bei diesen Worten hob er den Filz von Marco's Augen, und der Knabe sah einen alten, grauen Sünder vor sich stehen, der ihn mit einem Talglichte besichtigte. Das Gemach, worin er sich befand, war düster und enge, Boden und Decke waren dunkel, wie Erdgestein, und weiter rückwärts zeigte sich Stroh, das wie eine Lagermatte ausgebreitet war. Sein Führer sprach von Ermüdung und ließ sich auf einer Kiste nieder, die ein Behälter kostbarer Münzen sein konnte. Ein zotteliger schöner Fanghund ging auf Marco zu, schnüffelte ihn an, und knurrte zu seinen Füßen. Offenbar war das Thier an solche Ankömmlinge gewöhnt. Neben Marco stand ein brauner Kasten, an den sich in der Ecke Waffen aller Art und Größe anlehnten, und auf welchem eine Sammlung mehr oder minder beschädigter Töpfe stand, die Lebensmittel enthalten mochten. Ein dunkler Raum unmittelbar neben dem Kasten sichtbar, mochte das Loch sein, wodurch sie hereingekommen waren.

Gähnend fuhr jetzt der Alte über den Mund, streckte die Arme, warf seinen Kittel weg, und dehnte sich gemächlich auf der Strohmatte, indeß Marco's Führer noch immer auf der Kiste saß, und sich mit dem Entwirren eines verschlungenen Strickchens befaßte.

„Endlich!" sagte er unwillig, stand auf, und band mit einer Art von Schonung den Strick um Hände und Füße des kleinen Gefangenen. Dann wünschte er ihm „gute Nacht," und legte sich auch auf's Stroh zu seinem Genossen.

Einige Stunden vergingen, ohne daß Marco ein Auge schloß. Nachdem er die schauerliche Höhle so viel er's vermochte, mit seinen Blicken gemustert hatte, versetzte er sich im Geiste von der Seite seiner Dränger hinweg an das Lager seines guten Vaters, und bat zu Gott, daß Er der Tröster des betrübten Greises sein möge. Ein schuldloses Herz und angeborener Muth

versöhnen sich oft schnell mit der Pein des Unglücks, zumal wenn sie eine mäßige Beimischung von jugendlichem Leichtsinn haben. Auch Marco schloß nach einigem Sinnen die weißen Läden seiner schwarzen Augen, und im Nu war es ihm, als hüpfte er mit den zappelnden Fischlein aus dem Nachen und polterte die ermüdenden Staffeln der Wendeltreppe seines Leuchtthurms hinan; lächelnd sah er seinem alten Vater zu, wie er sorglich Greten zupfte und am Tellerrand sie ordnete; auch freute es ihn, von dem rothen Wein zu nippen, der dem Greise so gut mundete; endlich schnitt er, da ihn hungerte eine breite Brodscheibe vom großen weißen Laibe, und stellte ihn wieder an's Fenstergesimse. Wenn sein Engel neben ihm Nachtwache hielt, dessen Schutz jetzt dringend nöthig war, so mochte er an des Knaben Lächeln sich erquicken. So sandte die Nacht Marco's Herzen Kraft, wie sie der Pflanze Thau und dem Baum Schatten bot. Es ist gesorgt, daß der Wüstenwanderer seine Oase findet, wo er sich für die Weiterreise stärkt, und es ist gesorgt, daß auch unserm Herzen auf der Reise durchs öde Leben seine Trostquellen sicher fließen, aus denen es immer neuen Muth schöpft.

Beim Erwachen sah Marco seine bösen Dränger am Tische sitzen und mit der Abfassung eines Briefes beschäftiget, dessen Inhalt der jüngere von ihnen halblaut vorlas. Ein tiefer Seufzer war Marco's Antwort, denn er ahnte, daß sein guter Vater, an den der Brief offenbar gerichtet war, nur mit äußerster Mühe die geforderte Summe aufbringen könne. Er wünschte ihnen, als sie zur Höhle hinausschlüpften ein Lebewohl, und freute sich des fahlen Tageslichtes, das von dort in sein Dunkel floß. Der schwarze Hund folgte auf einen Pfiff und verließ Marco, so daß der Knabe nun ganz allein war. Wohin wäre er wohl geeilt, wenn er nicht wie ein kleiner Prometheus an seine Felsen geschmiedet gewesen wäre? Vielleicht war er sicherer in dieser Höhle, als draußen, wo ihn wilde Menschen und Thiere tödten konnten. Den Werth der Freiheit hatte Marco nie so gefühlt wie jetzt da er gebunden lag, aber auch den Abscheu vor dem Bösen hatte er nie so lebhaft empfunden, als heute, wo er sah, wohin Gottlosigkeit führt. So übel seine gegenwärtige Lage war, so schien sie ihm doch unendlich tröstender zu sein, als der Zustand jener, die ihn hieher gebracht hatten. Er verstand jetzt das oft vernommene Wort: das ärgste Uebel sei nicht der Tod, sondern die Sünde. Er dachte während der Stunden seiner Gefangenschaft gar oft an die heiligen Erzählungen, die er von seinen Lehrern vernommen. So erbaute er sich im Geiste an

jenem guten Jünglinge, der in die Cisterne hinabgelassen worden und doch wieder mit seinem alten Vater zusammenkam, und dachte der Jünglinge im Feuerofen, die auch ihre Erlösung einst fanden. „Auch Daniel,“ sagte er zu sich .... „Daniel in der Löwengrube...“

Plötzlich sah er etwas... Er bebte. „Himmlischer Vater, hilf, hilf — was ist's? was schleicht dort her? Eine Schlange — Gott, Hülfe, Hülfe!“ Eine Schlange kroch wirklich durch die Oeffnung der Höhle herein. Sie wand sich an Marco's Füßen vorüber, hielt einen Augenblick inne, und bäumte sich gewaltig. Entsetzlicher Anblick! Das bunt gefleckte Unthier züngelte, drehte Kopf und Leib und blieb einige Sekunden regungslos neben einem der Töpfe, die auf dem Kasten standen. Jetzt legte sie die Kinnlade an den Rand des Topfes und blieb gänzlich bewegungslos. Wie laut pochte Marco's Herz, wie laut schrie sein Gebet zum Himmel! Er konnte nur schwer erkennen, daß es ein Milchtopf war, der die Schlange fesselte. Je länger sie indeß in jener Stellung blieb, desto größer wurde Marco's Bangen. Lange wurde das Thier nicht satt, endlich hielt es ein, erhob den Kopf und zischte laut in den Topf. Die Schlange neigte sich zur Erde, ruhte ein wenig aus, und schlich durch dieselbe Oeffnung dahin, durch die sie hereingekrochen war. —

Wahrlich, Marco war zu einem Wunder der Vorsehung erwählt gewesen, welche der Schlange gebot, sich mit Milch statt Blut zu sättigen. Tief athmete er wieder auf. Nun versprach er Gott, der ihn aus dieser schauerlichen Gefahr errettet hatte, er wolle, wenn er wieder in Freiheit kommen sollte, jeden Tag seines Lebens als ein theueres Gnadengeschenk betrachten und als ein vollendet guter Mensch leben. Wie treu er sein Versprechen hielt, zeigte schon die nächste Stunde.

Die bösen Männer kamen wieder.

„Die verwünschte Hitze,“ sagte der Eine und ließ sich nieder.

Der Andere folgte einige Minuten später, und legte einen schweren Zwilchsack zur Erde. „Die Sache hat Mühe gekostet,“ sprach er; „der Alte hat nicht gerne zahlen wollen. Sei indeß froh, Junge, daß er die geforderte Summe erlegte, sonst hätten wir in unserm nächsten Briefe an ihn dein Ohrläppchen beigelegt. Hoffentlich ist die Summe vollständig.“

„Laß jetzt das Zählen,“ erwiederte jener, und fuhr mit dem Arm über

seine gebräunte, heiße Stirn; „gib mir lieber den Topf herunter, daß ich meinen Durst ein wenig stille. Den Milchtopf gib mir!“

— „Haltet ein, ihr Männer!“ schrie jetzt Marco mit seiner hellen, klaren Stimme, „haltet ein, wenn Ihr Euer Leben lieb habt.“

„Warum, Junge?“

„Weil eine Schlange kurz vorhin in die Höhle kroch und aus jenem Topfe ihren Durst gestillt hat. Sie trank und ließ zischend ihr Gift zurück.“

„Dummes Geschwätze,“ entgegnete der Durstige, „hast Du solche Ammenmärchen als Schreckvögel für uns ersonnen?“

„Ein durchtriebenes Früchtlein,“ meinte der andere, der eben die Kasse verschloß.

Eine erneuerte Drohung des Knaben folgte, als es bereits zu spät war. Denn kaum hatte jener Unglückselige das Gefäß von seinen Lippen entfernt, so taumelte er, sprach ein Paar unklare Worte und sank zu Boden. Das Gift hatte seine entsetzliche Wirkung nicht verfehlt. Sein Gefährte hob ihn schleunigst auf, und rüttelte ihn ungestüm hin und her; jener aber blieb regungslos, denn die kalte Hand des Todes hatte ihn schnell ereilt.

Athemlos und in Schweiß gebadet sah Marco den beklagenswerthen Hingang eines reuelosen Verbrechers. Endlich stöhnte der tiefergriffene Gefährte des Verlebten laut auf, beklagte den Elenden und redete Marco also an: „Knabe, Du bist der Retter meines Lebens; denn auch ich würde von dem todtbringenden Tranke genommen haben, wenn Du mich nicht wiederholt gewarnt hättest. Wisse indeß, daß ich für edlere Gefühle nicht unempfindlich bin, denn ich habe solche einst auf dem Schooße meiner Mutter kennen gelernt. Wohlan, hier ist das Lösegeld, das uns Dein alter Vater geschickt hat. Nimm es zu Dir, und trage es zurück. Dein Edelsinn hat Dir Freiheit und Geld verdient, und meinen Dank erhälst Du darum. Und wann Du immer der heutigen Scene gedenkest, und ein Gebet noch übrig hast, so schicke es für mich zum Himmel, der ich desselben mehr bedarf, als Du.“

Als es dunkelte, löste er die verhängnißvollen Bande des Knaben, führte ihn aus der Höhle, wies ihm den Weg, und brachte ihn genau an jene Stelle, wo der Knabe einige Tage zuvor ihre Beute geworden war. Noch fand sich der Nachen Marco's in der ruhigen Bucht, angebunden an einer Baumwurzel.

Marco legte das Lösegeld in den Nachen und schied von seinem Dränger mit einem herzlichen Wunsche. Dann fuhr er dahin. Als er umbog an der

Bucht, sieh, da schimmerte in blendender Klarheit die helle Flamme vom Haupte des Leuchtthurmes ihm entgegen. Er weinte. Angekommen am Thurme eilte er empor, fiel seinem Vater an den Hals, und machte diesen zum Glücklichsten aller Sterblichen.

Später erfuhr man, daß jener Räuber sein blutbeflecktes Gewand abgelegt und es mit einem Büßerhemd vertauscht habe — das war der Segen einer guten That.

Eudoria.

Ein Bild aus dem Jugendleben.

Von Isabella Braun.

VI.

Glänzende Hoffnungen.

Das junge Jahr hatte bereits einen halben Monat zurückgelegt; hie und da schien die Sonne so glitzernd auf den Schnee, daß er warmen Blüthen glich; dann jubelte Eudoria: „Großpapa, der Frühling kommt! ich hab ihn schon erblickt.“

„Wo denn?“ frug lächelnd der Alte.

„O, so von Weitem!“ antwortete Eudoria geheimnißvoll und fuhr in ihrer Rede fort: „Wie freue ich mich auf den Frühling! dann wirst Du an meinem Arme wieder durch die Wiesen wandern und in blinkendem Sonnenscheine, nicht am schwarzen Ofen Dich erwärmen; dann werde ich Deine weißen Locken mit Blumen bekränzen und die Vögelein werden Dir vorsingen, und die leisen, zarten Winde den Blüthenduft über die Wälder zu Dir tragen. O, wie köstlich wird das sein, Großpapa.“ Und das heitere Mädchen warf sich jubelnd an die Brust des Greises, dann sah sie ihn voll seliger Hoffnung an, aber sogleich vewandelte sich ihr Ausdruck und sie rief fast erschrocken: „Was ist Dir Großpapa? Du lächelst so wehmüthig und so ungläubig, als ob der Frühling ausbleiben könnte. Und jetzt seh ich auch, Deine Wangen sind bleicher und eingefallener, als gestern. O, ich merke so etwas gleich,

weißt Du, ich besitze einen zweifachen Blick, ich sehe mit dem Auge der Liebe sogleich die kleinste Veränderung. Alter, schlimmer Großpapa, was fehlt Dir?"

Der Greis antwortete, gerührt von des Mädchens Sorge: „O, nichts, mein Liebling, oder doch nur ein wenig Schnupfen, gerade so wie es dem Winter geht, wenn die Frühlingssonnne ihn anlächelt. Und bist Du nicht mein Frühling? Deine Heiterkeit vergoldet und erwärmt diese Stube, es sprossen rings Blumen der Erinnerung um mich, wo Du weilst und statt der Vögel singst Du mir ein Liedchen."

Nun war Eudoxia wieder beruhigt und sagte: „Ja, ich bin Dein Frühling; ich blühe eigens für meinen Großpapa, und ich singe ihm lustig in die Ohren:

„Hinaus, hinaus in die freie Natur
Hinaus, hinaus in die Frühlingsflur,
In den fröhlich lächelnden Sonnenschein,
Zum Rasen voll sprossender Blümelein, hinaus!"

Kaum hatte sie das Lied jubelnd vollendet, als sich die Thüre öffnete und der kleine Bediente meldete: „Das gnädige Fräulein möchte in den Salon kommen."

„So früh?" sagte Eudoxia erstaunt, und fügte bei: „Am Ende ist's schon ein Frühlingsbote; sieh nur, mit welch langem, goldenem Finger er an Deine doppelten Fenster pocht." Dann warf sie dem Alten noch eine Kußhand zu und eilte zur Thüre; dort schaute sie nochmals zurück und gewahrte die zärtliche Liebe, welche ihr aus den alten Augen folgte; ein mächtiger Drang zog sie wieder zum theuren Greise, durch ihr Herz fuhr ein seltsames Abschiedsgefühl, dessen sie sich später noch oftmals erinnerte; sie küßte die beiden Hände, dann aber sprang sie fort und rief: „O, ich komme gewiß gleich wieder, Großpapa."

Im Salon befanden sich die Baronin von Grafenstein, der Papa und die Mama. Erstere sprach mit einem glückverheißenden Kopfnicken: „Was sagst Du dazu, Eudoxia, daß ich bereits Deinen Anwalt bei den Eltern machte und den strengen Richter mit all seinen Bedenken und Einwendungen bezwungen und überzeugt habe?"

Herr von Mayenwald verneigte sich artig und entgegnete in verbindlichem Tone: „Bestochen, Frau Baronin! wer vermöchte auch standhaft zu sein gegen so viel Güte und Liebenswürdigkeit; bestochen, keineswegs überzeugt."

Eudoxia sah höchst verwundert aus und frug kleinlaut: „Was hab ich denn Schlimmes gethan, Papa?"

Nun winkte Frau von Grafenstein sie herbei, ergriff des Mädchens Hand und sagte lächelnd: „Ei Kind, Du sollst erst etwas Schlimmes thun, Du sollst in meiner großen Gesellschaft erscheinen, ein wenig tanzen und vor Allem Dich an den aufzuführenden Tableaux betheiligen."

Jetzt stand Eudoxia wie umstrahlt vom Sonnenglanz der Freude. Sie blickte auf die Eltern und rief: „Und Du hast es erlaubt, Papa? Du auch, liebste Mama. O, das ist hübsch, das ist nichts Schlimmes."

Und Eudoxia ging in der Freude ihres Herzens von Einem zum Andern, die Hand zu küssen. Frau von Grafenstein erhob sich zum Fortgehen und sagte: „Also abgemacht! Nachmittags wird Marie kommen und sich mit Dir berathen, Eudoxia. Besinne Dich auf ein lebendes Bild, denn Jedes soll Einige zur Auswahl vorschlagen; die Vorstellung ist am ersten Februar Sonntage."

Man schied unter den gebräuchlichen Redensarten. Als sie allein waren, schmiegte sich Eudoxia an den Papa und frug schmeichelnd: „Aber Papa, warum machst Du ein so ernstes Gesicht, als ob es wirklich etwas Schlimmes wäre? Ist Dir's denn nicht lieb, daß Deine Eudoxia eine Freude hat? Und auch die Mama sieht nicht recht zufrieden aus."

Der Vater entgegnete mit ungewöhnlichem Ernst: „Du weißt, wir gönnen Dir jede Freude, aber Alles zu seiner Zeit; im nächsten Jahre wäre es mir lieber gewesen. Du bist noch zu jung, um in solch großer, gemischter Gesellschaft zu erscheinen und vollends mitzuwirken. Weißt Du nicht, daß die Veilchen, welche frühzeitig aus den Knösplein schlüpfen, sich im vollen Blätterdache verbergen? sie wären zu zart für die drohenden Gefahren."

Eudoxia unterbrach den Vater und erwiderte: „Aber bester Papa, wir haben im Kloster ja oftmals solche Tableaux aufgeführt in großer, großer Gesellschaft und es war auch eine „gemischte Gesellschaft," wie Du sagst.

Dieser frug verwundert: „Ei, das ist mir etwas Neues. Es kamen also auch Herren dazu?"

Eudoxia rief eifrig: „Natürlich — der Herr Pfarrer, der Lehrer, der Bezirksamtmann und die Väter der Zöglinge wurden eingeladen; sogar Felix — weiß Du, der Baumeister und alle Knechte durften zusehen. Du siehst,

es ist also nicht das Erstemal. Ich stellte die Liebe, Fanny die Hoffnung und Emma den Glauben vor. O, das war schön."

Vater und Mutter lächelten über Eudoxiens naives Geplauder, dann sagte der Vater: „Nun, ich habe es einmal erlaubt, also sei es. Nur bitt ich mir aus, Eudoxia, daß Du Dich damit begnügst und nicht weitere Anforderungen machst. Es liegt nur in Deinem Vortheile. Man sollte jeden Lebensabschnitt bis zu seiner natürlichen Grenze genießen. Du aber verrückst dieselbe um ein volles Jahr; doch genug, es sei!"

Eudoxia küßte ihm dankend die Hand; sie war noch ein Kind des Augenblicks und dieser lachte so verheißend; dann überschüttete sie ihre in Nachdenken vertiefte Mama mit freundlichen Worten und eilte zum Großpapa, um die köstliche Neuigkeit zu verkünden. Sie sah sich im Geiste schon als Jungfrau von Orleans, ihrem Ideale, und indem sie den Griff der Thüre zum Großvater umdrehte, nahm sie eine heroische Haltung an, beim Eintreten deklamirte sie mit großartigem Pathos:

Ihr Plätze aller meiner stillen Freuden,
Euch laß ich hinter mir auf immerdar!
Zerstreuet euch, ihr Lämmer auf den Haiden,
Ihr seid jetzt eine hirtenlose Schaar,
Denn eine andere Heerde muß ich weiden
Dort auf dem blut'gen Felde der Gefahr.
So ist des Geistes Ruf an mich ergangen,
Mich treibt nicht eitles, irdisches Verlangen.

War es eine Ahnung, welche in diese Verse einen schmerzlichen Sinn legte, daß des Großvaters Miene immer wehmüthiger wurde? Aber Eudoxia bemerkte es diesesmal im Freudentaumel nicht; sie plauderten von dem eben Erzählten und achtete nicht einmal, wie der Greis die Lippen öffnete, um auch etwas zu sagen; sie ergoß sich in Jubel, in Plänen, in Hoffnungen und hatte dabei wahrscheinlich ihren stummen Zuhörer vergessen. Da öffnete sich wieder die Thüre, der kleine Bediente erschien mit einer neuen Abberufung, dieses Mal jedoch zur Mama in die Küche. —

Zum ersten Male seit ihrer Nachhausekunft vom Institute zog ein Gefühl des Aergers und zwar gegen die gütige Mutter durch Eudoxiens aufgeregte Brust. Die glatte Stirne verfinsterte sich ein wenig, sie stampfte mit dem kleinen Fuße und rief: „Die alte, langweilige Küche! kann sie Einen

denn nicht in Ruhe lassen!" und ohne dem Großvater Adieu zu sagen, ging sie verdrossen hinaus und zwar mit einem so hoch gerötheten Kopfe, als ob sie zwei Stunden am Feuer gestanden wäre. Ohne die Mama zu begrüßen, langte sie nur schnell nach dem Speisezettel, um der Köchin das Erforderliche herauszugeben. Sie hatte bereits so gute Fortschritte in den häuslichen Kenntnissen gemacht, daß sie bei gewöhnlichen Speisen sogleich die nöthige Quantität ermessen konnte. Eilig begab sie sich also in die Speisekammer, um der lästigen Pflicht bald enthoben zu sein, dabei zog es aber durch ihren Sinn:

„Ihr Wiesen, die ich wässerte! Ihr Bäume,
Die ich gepflanzet, grünet fröhlich fort!
Lebt wohl, ihr Grotten und ihr kühlen Brunnen,
Du Echo, holde Stimme dieses Thals,
Die oft mir Antwort gab auf meine Lieder,
Johanna geht und nimmer kehrt sie wieder."

Es ist gewiß nicht zu verwundern, daß Eudoxia die Pfefferkörner statt der Mandeln ergriff, Schmalz und Butter verwechselte, die Eier nicht abzählte, Mehl und Zucker gänzlich vergaß und in der Eile nach der Essig- statt der Weinflasche langte. Als sie ihr Durcheinander für Mandelpuding und Sauce auf die Anricht gestellt hatte, frug sie mit zerstreuter Miene: „Ist noch etwas nöthig, Mama, oder kann ich gehen?" Dieselbe überblickte Alles — schüttelte das Haupt und sagte eben so verwundert als vorwurfsvoll das einzige Wort: „Eudoxia!"

Unserm kleinen Hitzkopfe stieg das Blut in's Gesicht und sie rief: „Mama, Du bist recht unbarmherzig! Du weißt doch, daß ich heute Wichtigeres zu thun habe."

„Und das wäre?" frug nun Frau von Mayenwald verwundert.

Eudoxia bemerkte in ihrem Eifer die mütterliche Satyre nicht, welche in der Frage steckte und entgegnete: „Ich bin für Nachmittag, wenn Marie zur Berathung der lebenden Bilder kommt, nicht im mindesten vorbereitet. Wahrscheinlich wählen sie Scenen aus Schiller, Göthe und Sheakespeare, ich aber kenne nur ein Paar Monologe aus der Jungfrau von Orleans und Wilhelm Tell; die guten Klosterfrauen sind wirklich gar zu auswählerisch! Da muß ich mich vor den Andern schämen! wenigstens sollte ich in aller Eile einige Schiller'sche Theaterstücke durchgehen. Ich verzichte gerne auf den Puding!"

„Du – aber die Andern, das ist zweierlei! Seit wann denkt mein Mädchen nur an sich?" entgegnete Frau von Mayenwald, während ein langer Blick auf Eudoxien ruhte, und dieselbe beschämt die Augen niederschlug. Dann sagte die Mutter: „So geh denn, ich erlasse Dir heute das Weitere."

Eudoxia verließ schweigend die Küche und begab sich in ihr Zimmer. Dort angelangt, warf sie sich in einen Lehnstuhl, kreuzte die Arme, furchte die Augenbraunen und warf die rosigen Lippen schmollend auf. Innen aber wogte es von heftigem Sturme und die Gedanken trieben auf und nieder in der bewegten Fluth. Eudoxia war im höchsten Grade ungerecht gegen ihre Mama: „Was nützen mir diese niedrigen Küchengeschäfte! was gehen sie mich eigentlich an! in meinem Stande werde ich ihrer nie bedürfen, aber Bildung bedarf ich, und wie weit stehe ich darin meinen Altersgenossen nach! Es überfliegt mich bisweilen die Schamröthe, wenn ich meine Literaturkenntnisse damit vergleiche. Die Mama ist noch aus einer alten Zeit der „deutschen Hausfrauen," sagte Eudoxia und ein breitleidender Zug legte sich um den Mund. Dann sprang sie plötzlich auf, eilte zum Bücherschranke, wo Schillers Werke im hübschen Weihnachtseinbande stunden, und ohne zu denken, daß es eben ein Geschenk ihrer gütigen Mama war — wählte sie die bekanntesten Tragödien, in welche sie sich bald so gänzlich vertiefte, daß Alles Vorhergegangene vergessen war und die Mittagszeit unerwartet sie zu Tische rief. Es dünkte sie, als ob ihre Kenntnisse sich in diesen wenigen Stunden sehr bereichert hätten und kaum war das „Amen" des Tischgebetes auf ihren Lippen verklungen, ergoß sie sich in begeisterten Ausbrüchen über das Gelesene. Die Mutter verhielt sich ungewöhnlich schweigend, Eudoxia dachte jedoch keinen Augenblick über die Ursache nach, sie bemerkte es nicht einmal und wendete sich hauptsächlich zum Papa, der ihr, mit den Vorfällen noch unbekannt, lächelnd die größte Aufmerksamkeit schenkte. Nach Tische schlug sie nicht, wie gewöhnlich, den Weg zu des Großpapas Zimmer ein, sondern begab sich in das ihrige, wo Marie von Grafenstein und Emma von Glauchberg sie nach zwei Stunden unter ihren Büchern antrafen.

Die Mädchen begrüßten sich jubelnd; Marie und Emma überschütteten die Freundin mit Neuigkeiten; wie ein buntes Maskengewühl drängten sich Figuren an Figuren, Eine prächtiger, als die Andere, daß Eudoxia ganz verwirrt wurde. Endlich konnte sie auch zu Wort kommen und erklärte, für sich die Jungfrau von Orleans gewählt zu haben. Kaum hatte sie es aus-

gesprochen, als die bleiche Marie von hoher Glut übergoßen wurde und dabei ein zürnender Schatten über das Gesicht zog; Emma dagegen rief in wahrer Entrüstung: „Ja, was fällt Dir ein, Kleine vom Lande? — Du die Jungfrau von Orleans, eine der Hauptrollen? Da sollten wir wohl Deine Lämmer machen?"

Marie hatte inzwischen auch die Sprache wieder gefunden, und sagte in spöttischem Tone: „Mich wundert es sehr, daß Du etwas von der Schiller'schen Tragödie weißt; ich habe geglaubt, Du würdest uns Rosa von Tannenburg, oder eine Scene aus den Ostereiern vorschlagen."

Emma fiel der erregten Freundin in's Wort: „Nein, ich rechnete schon auf eine Scene aus Schiller, aber auf eine andere;" und indem sie die Augen niederschlug und eine komisch-demüthige Stellung annahm, deklamirte sie:

„Und auch der hat sich wohlgebettet
Der aus der stürmischen Lebenswelle,
Zeitig gewarnt sich herausgerettet
In des Klosters friedliche Zelle;
Der die stachelnde Sucht der Ehren
Von sich warf und die eitle Lust,
Und die Wünsche, die ewig begehren,
Eingeschläfert in ruhiger Brust."

Nachdem Emma ihrer Satyre auf diese Weise freien Lauf gelassen hatte, lachte sie laut auf, umschlang die beschämte Eudoxia, drehte sie im Kreise herum und sagte beschwichtigend: „Nun, hab ich's getroffen? So ein Klosterfräulein müßte Dich herrlich kleiden, eben so passend, wie Marien Deine Jungfrau von Orleans."

Eudoxia war jedoch keineswegs besänftigt; sie empfand gar wohl den Stich, welcher auf die wunde Stelle traf. Schon oft war ihre einfache Klostererziehung Gegenstand von Emmas Neckereien gewesen; auch hatte sie gar wohl die Betonung der „stachelnden Sucht der Ehren" bemerkt; aber sie unterdrückte die auf der Lippe schwebende Entgegnung und sagte in ruhigem Tone: „Nun, so mögt Ihr selbst mir die Rolle zutheilen; so wenig ich mich um die Theilnahme an Euren Tableaux beworben haben, geize ich jetzt nach irgend etwas."

Die beiden Mädchen wechselten verstohlene Blicke, als wollten sie sagen: „Sie hat ihre Zurechtweisung, jetzt ists genug" — und bald war wieder ein

lebhaftes Gespräch im Gange, das sich besonders um Geschichtliche Scenen oder Vorstellungen aus den verschiedensten Dichtungen drehte. Dabei hatte Eudoxia Gelegenheit, deren Belesenheit anzustaunen und sie kam sich selbst sehr armselig unterrichtet vor. Ihre Begierde, alle diese besprochenen Bücher zu lesen, steigerte sich von Minute zu Minute; sie standen ja alle in des Großvaters Bücherschranke und eingedenk seiner Güte, hoffte sie ihm alle herauszuschmeicheln.

Anscheinend freundlicher als je, drangen nun Marie und Emma in Eudoxia, sich für irgend ein lebendes Bild zu bestimmen, endlich gab sie dem Drängen nach, und zum Beweise, daß sie keineswegs von einer Ehrsucht gestachelt werde, machte sie den Vorschlag, ein Bild aus Wilhelm Tell zu wählen, wobei sie die einfache Hedwig übernehmen wolle; dann könnte auch Mariens kleiner Bruder den Walther mit der Armbrust darstellen.

Der Abend war bereits weit vorgeschritten, als die Mädchen für den nächsten Nachmittag eine größere Zusammenkunft bei Marien verabredeten und sich trennten. Sie schieden auf's Herzlichste, aber in Eudoxiens Gemüth blieb dennoch eine Mißstimmung zurück. Der glückverheißende Tag hatte in ihrem Herzen einen ungewöhnlichen Aufruhr erregt und die beiden Freundinnen kamen ihr im Rückblick etwas neidisch vor, o, wie ganz anders, als ihre gute, einfache Fanny!

Sie eilte nun zu ihrer Mama, um derselben Bericht zu erstatten, fand die „deutsche Hausfrau" aber vor dem Waschschranke mit Austheilen der Wäsche beschäftigt. Da fuhr ihr ein Stich durchs Herz und sie rief: „Samstag! und ich habe die arme Mutter Lene ganz vergessen!" Dann lief sie zu ihrer Kommode, richtete eilig etwas Geld zusammen, und beorderte den kleinen Bedienten, es augenblicklich der Alten zu bringen, übermorgen werde sie ganz gewiß den versäumten Besuch nachholen. —

Als Eudoxia an jenem Abende zu Bette ging, war sie gar nicht recht zufrieden; es herrschte eine Uneinigkeit im Gemüthe, welche selbst das Abendgebet nicht zu verscheuchen vermochte. Wie gewöhnlich trat die Mutter noch vor ihr Lager um sie mit dem Kreuzzeichen zu segnen. Da schlang Eudoxia die beiden Arme um deren Hals und flüsterte unter einem tiefen Seufzer: „O Mama, verzeih, ich war heute etwas unartig."

„Ja, mein Kind, thue es nicht mehr, ich verzeihe Dir" — lächelte segnend die gute, nur zu nachsichtige Mutter.

VII.

Wölkchen am blauen Himmel.

Als Eudoxia am nächsten Morgen erwachte, war ihr's ganz wunderlich. Eine neue, herrliche Welt schien sich vor ihr zu eröffnen; freudige Hoffnungen durchwogten sie, die Pulse pochten dem neuen Tage erwartungsvoll entgegen. Endlich rang der Geist sich aus dem Zaubernetze des Schlafes und Traumes, bunte, lebende Bilder schwebten vorüber, sie kannte die Ursache des freudigen Gefühls und rasch erhob sie sich von ihrem Lager. Wie von unsichtbaren Elfen bedient, vollendete sie dann die Morgentoilette und dabei faßte sie die schönsten Vorsätze. Gestern war sie in ihrer Pflichterfüllung saumselig und gegen die Mutter mürrisch gewesen; das sollte nicht mehr geschehen; sie wollte ihre Freude auch verdienen und der guten Mama eine pflichtgetreue Helferin sein; und weil sie eben diese Pflicht versäumt hatte, concentrirten sich ihre guten Vorsätze in der Einen; sie stellte den festen Willen als Wächter davon, gleich einem Gärtner, dem die seltene Blume erblühte, bei deren Ueberwachung er den Garten mit seinen übrigen Blumen vergißt.

Da es Sonntag war, wo sie erst später zur Kirche zu gehen pflegte, eilte sie zum Frühstücke; dann brachte sie mit heiterm Morgengruße dem Großpapa das seinige, verplauderte aber nicht die Zeit wie gewöhnlich, und wartete nicht erst auf den kleinen Bedienten, um sie abzurufen, sondern sie eilte aus freien Stücken zur Mama und ihr Eifer war so übergroß, daß sie beinahe ungeduldig wurde, als die Mutter zögerte und zuvor verschiedene andere Dinge verrichtete. Sie dachte: „Inzwischen hätte ich einen ganzen Akt in der Maria Stuart lesen können.“ Aber sie beherrschte sich tapfer und endlich schalteten Mutter und Tochter in jener Region prasselnden Feuers. Eudoxia studirte mit wahrer Achtsamkeit den Küchenzettel, beredete sich lebhaft darüber mit der Mama und nahm sich volle Zeit, nicht nur das Gelernte anzuwenden, sondern auch ihre Erfahrungen zu erweitern. Nach diesen häuslichen Geschäften vervollständigte sie die sonntägliche Toilette und begab sich mit ihrer Mutter zur Kirche. Obgleich es ihr etwas schwer wurde, bei der Predigt die Aufmerksamkeit gesammelt zu erhalten, hätte sie doch, wie ehemals im Institute, eine Prüfung darüber bestehen können. In der Messe war ihre Andacht eigentlich eine beständige Gefühlslobpreisung Gottes für alle Freuden

der schönen Jugend; Alles bezog sich auf ihre fröhliche Erwartung, als ob der liebe Gott selber die Lustbarkeit für sie veranstalte. —

Auf dem Heimwege faßte sie den Plan, künftig beim Großpapa praktische Literaturstunden zu nehmen und ihm seine ganze Bibliothek der Klassiker vorzulesen. Das mußte viel unterhaltender, als die Zeitung sein. Zuerst aber mußte sie die begonnene „Maria Stuart“ vollenden und bald saß sie ganz versunken in ihre Lektüre auf ihrem kleinen Sopha. Mit geübtem Gedächtnisse prägte sie sich die schönsten Stellen ein und wäre im Stande gewesen die Rolle der unglücklichen Maria ihrer Todfeindin gegenüber zu spielen, ja sie verwechselte dieselbe bereits mit Emma, welche sie gestern beleidigt hatte.

Des Nachmittags vereinte sich der vertraute Freundinenkreis bei Baronin von Grafenstein, um die Auswahl der Tableaux, so wie auch die Herbeiziehung der Mitwirkenden zu berathen. Marie führte den Vorsitz an einem kleinen Tischlein, auf welchem auch das Präsidentenglöckchen nicht fehlte und Emma versah das Amt einer Secretärin. Die andern Mädchen, darunter Eudoxia, saßen im Halbkreise.

Nun begannen die mannigfachen Vorschläge und bald erwies das Glöckchen sich als unentbehrlich, denn Rede-Gegen- und Zwischen-Rede wogte in allen Tonarten durcheinander. Nur Eudoxia verhielt sich schweigend; sie hatte Emmas höhnische Bemerkung noch nicht vergessen, es war im Gegentheile, als ob dieselbe eine scharfe Spitze gewonnen hätte und ihre Brust fortwährend verwunde. Endlich sagte Emma: „Nun, Eudoxia, bleibst Du bei Deinem Vorschlage, Wilhelm Tell's Hedwig darzustellen?“

Ehe noch Eudoxia antworten konnte, rief Marie: „Warum sollte sie auch nicht? Sie denkt wohl: die Frau eines Helden ist eben so gut, als die Jungfrau von Orleans selbst; nicht wahr, Eudoxia ich hab's getroffen?“

Eudoxia erröthete und Alle blickten auf sie. Emma bemerkte es und sagte: „O, Du brauchst nicht zu erröthen über diese kleine Schwäche; die Schweizertracht ist allerdings kleidsam; wer weiß, ob Du Marie am Ende doch nicht verdunkelst und eine „bescheidene Hausfrau,“ wozu Deine Mama Dich mit aller Macht erziehen möchte, gefällt den Leuten ohnedem besser, als eine Kriegsheldin.“

Nun warf Eudoxiens Entrüstung in ihrer Brust die höchsten Wogen; aber wie deren Schaum erglänzt, so lächelte sie und entgegnete: „Wenigstens ist diese Vertheilung für uns Beide geeigneter: Keines braucht sich zu schminken

einer Heldin steht die Blässe, und einer Bäurin die Röthe der Wangen vortrefflich an."

Kaum waren diese in höchster Entrüstung gesprochenen Worte Eudoxien entschlüpft, als sie selbst darüber erschrack. Sie fühlte, wie garstig es war, auf Mariens blasse, beinahe kränkliche Gesichtsfarbe, wegen deren sie die „weiße Rose" genannt wurde, hinzudeuten und sich dagegen mit einer Gabe Gottes zu rühmen. Sie wurde hierauf noch röther und Marie noch bleicher. Emma jedoch lenkte das Gespräch mit Gewandtheit auf ein anderes Bild und bald tönten die Stimmen wieder im Chore. Eudoxia fühlte die Nothwendigkeit, sich zu beherrschen und nicht durch fortgesetztes Schweigen, das mit ihrer sonstigen Redseligkeit im Contrast stand, ihren innerlichen Verdruß zu verrathen. Als Emma nun erklärte, man sollte eine größere Abwechslung in die lebenden Bilder bringen und sich nicht nur auf Scenen der Theaterstücke beschränken, da man sie oft genug im Schauspielhause sähe, machte Eudoxia den Vorschlag, etwa ein biblisches Bild zu wählen, z. B. Königin Esther mit ihrem Gefolge vor Ahasverus erscheinend, um für die Juden zu bitten.

Dieser Vorschlag gefiel allgemein; wer aber sollte die schöne Esther vorstellen? sie Alle hatten bereits ihre Rollen übernommen. Wieder war es Eudoxia, welche guten Rath wußte; sie sagte: „Was haltet Ihr von Aurelie Goldstern? sie ist groß, von dunkler Haarfarbe und hat wirklich einen orientalischen Typus, sie müßte sich prächtig ausnehmen, geschmückt mit den Perlen und Diamanten ihrer Mutter."

Ein Lächeln flog über die ganze Gesellschaft und Emma sagte: „Hör, Eudoxia, ich hätte dem Klosterfräulein keinen so stachlichten Witz zugetraut."

„Witz! — stachlicht? was meinst Du damit, Emma? ich verstehe Dich nicht." — sagte Eudoxia mit unverkennbarem Erstaunen. Aber Emma entgegnete: „Laß es gut sein; wir haben Dich schon verstanden. Du hast einen vortrefflichen Vorschlag gemacht; ich will als Sekretärin das biblische Bild und die Hauptperson sogleich notiren."

Die Berathung mit Vorschlägen aus der Geschichte währte noch lange; dann setzte man für alle nöthigen Besprechungen, Anfragen u. s. w. täglich den Nachmittag fest. Jedes versprach, sogleich sein Kostüm zu besorgen und auch für gemeinnützige Dienste bereit zu sein. Man schied fröhlich und als die besten Freundinen. Aber trotz all diesem trug Eudoxia doch ein verletztes und sehr unzufriedenes Gefühl nach Hause.

Daheim angekommen, wollte sie sogleich zum Graßpapa, den sie heute nur wenige Minuten gesehen hatte; aber der Greis lag schon zu Bette um seinen Katarrh zu pflegen; die Mama las ihm eben das Nachtgebet vor, was Eudoxia schmerzte, denn es gehörte zu ihren Vorrechten. Als beim Abendessen der Papa nach der stattgehabten „Mädchensitzung“ frug, antwortete Eudoxia nur höchst einsilbig und schützte Kopfweh vor, um sich bälder in ihr Zimmer zurückziehen zu können. So endete der mit frohen Erwartungen begonnene Tag. —

Abendwolken am Himmel — wohin sind sie oftmals geflohen am Morgen? Heiter und blau wölbt sich die erhabene Decke und die Sonne durchglänzt dieselbe mit wahrem Festtagsgesichte. So geht es auch geistiger Weise im Jugendleben und so erging es bei Eudoxiens Erwachen. Fröhlich erstand sie zu dem geschäftigen Tage, denn für die Jugend ist diese Geschäftigkeit schon ein Vergnügen. Wieder warf ihre Heiterkeit durch des Großvaters Krankenstube einen Lichtstreifen. Er weilte ein wenig am Lager, umschwebte holdselig das bleiche, alte Gesicht und — hierauf tanzte er weiter. Warum hätte sich Eudoxia auch stören lassen sollen durch ein wenig Schnupfen? und bleich sah der Großvater immer aus, er war ja so alt! Wenn sie mit all ihren bunten Sachen käme und sie vor ihm ausbreitete, und wenn sie vollends als „Hedwig“ vor ihn träte, o, wie würde ihn das ergötzen und die einsamen Tage beleben! Jetzt freilich durfte sie keine Zeit verplaudern; sie wollte aber in der Messe beten, daß Gott den garstigen Schnupfen bald wegnehme, und dann mußte sie eine pflichtgetreue Tochter sein, wie sie es sich's fest vorgenommen hatte. So dachte Eudoxia und so geschah es. Mittags legte der gütige Papa eine wohlgefüllte kleine Börse in ihre Hand und so war sie ausgerüstet, um mit Emma allerlei Einkäufe zu besorgen, da die Mama den Großvater nicht verlassen konnte.

Die vorangegangenen, spitzen Neckereien hatten in Eudoxien keinen Stachel zurückgelassen; dennoch behielten sie Eine Wirkung: sie wollte ihrem einfachen bescheidenen Anzuge die größte Solidität verleihen und sich auf diese Weise, wenn auch nicht durch Glanz, auszeichnen. Das konnte sie nun durch des Vaters Freigebigkeit erreichen und sie empfand etwas vom geheimen Stolze des Reichthums. Eudoxia kaufte echten Batist zu dem sogenannten Schweizerhemde, den feinsten Linon und französische Spitzen zur Schürze, schwarzen Seidensammt zum Miederchen, Goldknöpfchen, breite, schwere Seidenbänder,

den schönsten, feinsten Wollenstoff zum Rocke, rothseidne Strümpfe, nebst dem sonstigen Zubehör. Beim Einkaufe zeigte sie Entschlossenheit und frug nicht eher nach dem Preise, als bis sie bezahlte. Was schadete es, wenn sie sogar aus ihrer Kasse etwas darauf legen mußte? So etwas kam ja nur Einmal vor im Jahre. Sie bemerkte Emma's Seitenblicke und Erstaunen; dies sollte ihre einzige Rache sein und dieselbe tilgte auch den letzten Rest ihrer Empfindlichkeit, während jedoch in Emma die gegentheilige Wirkung erstand.

Der Nachmittag verging Eudorien im Fluge und in fröhlichster Stimmung. Ward dieselbe durch keine Ahnung getrübt? Nein, sie ahnte nicht, daß in zwei verschiedenen Stübchen sehnsüchtige Gedanken, tiefe Seufzer nach ihr auszogen. Weder das Verlangen des vereinsamten Greises, noch das pochende, erwartungsvolle Herz der Mutter Lene, die von Sekunde zu Sekunde auf jeden Schritt in der engen Gasse und Hausflur horchte, erweckte die Ahnung davon in Eudoriens Gemüth. Es glich einer Burg, in deren Vorhof die irdische Lust tummelt, und auf deren Zinnen der Wächter fehlt. Vor solch einer Burg schaaren sich die geheimen Feinde mit Erfolg, und vor solch einem Herzen flüstert vergebens die Ahnung, sie wird nicht beachtet. Doch wehe, wenn sie, zur Wirklichkeit geworden, plötzlich als Trauerherold vor dem Thore steht und nicht mehr abgewiesen werden kann! —

VIII.

Noch mehr Wolken.

Jetzt begann für Eudoria eine sehr beschäftigte Zeit; sie wußte oft nicht mehr, wo ihr der junge Kopf stand; es sah darinnen aus, wie in einem Kramladen, wo Alles durcheinander geworfen liegt und man keinen Gegenstand im rechten Augenblicke findet. Vollbrachte sie das Eine, dann drängte sich das Andere mahnend hervor und das freudigwogende Herz ließ den Gedanken keine Ruhe; die unruhige Hand verdarb Vieles; manches Bändchen und Spitzchen ward in der Hast zu lang, manches zu kurz geschnitten; dann reichte das Eingekaufte nicht; der Bediente mußte beständig hin und herlaufen; die kleine Münze der gewechselten Goldstücke verschwand unter ihren Fingern, ehe sie sichs versah und bereits mußte sie in die eigne, durch die Strickbaumwolle erschöpfte Kasse greifen. Ein anders Mal standen die in Eile gewählten Farben nicht zusammen; Marie lachte über ihre Geschmacklosigkeit, es mußten durchaus andere gewählt werden, und wenn sie die Mutter zur Berathung aufsuchte,

pochte das ungeduldige Herz, da dieselbe zuerst die häuslichen Geschäfte abmachte, ehe sie ihr einige Aufmerksamkeit schenkte. Ein andersmal mußte sie Viertelstunde um Viertelstunde wartend vergeuden, während die Mutter dem Großvater vorlas, wo sie die Beiden nicht stören durfte. Ja, sie hielt sich absichtlich von dem sonst so geliebten Zimmer ferne, um nicht selbst zur Vorleserin verwendet zu werden, jetzt hatte sie dazu unmöglich Zeit, „später“ — — dachte sie, — „später will ich's einbringen, jetzt ist der Großpapa auch unwohl, da bekommt ihm die Ruhe viel besser.“

O, es ist erstaunlich, welche Mannigfaltigkeit von Beschwichtigungsgründen der Mensch für sein Gewissen besitzt, wie er Alles zu wenden und zu drehen weiß, je nach den Anforderungen des Augenblicks: — Der Großpapa ist unwohl, er bedarf der Ruhe und kann mich nicht brauchen. — Der Großpapa ist unwohl; ich muß ihn pflegen, an seinem Lager weilen, er bedarf meiner, — zwei ganz entgegengesetzte Schlüsse aus Einer Ursache stammend! Herz, für welchen von Beiden entscheidest Du Dich? —

Eudoxia entschied sich für den erstern, um so lebhafter war ihr Morgen- und Abendgruß, ja, oft zu zärtlich und heftig in dem Bestreben, das Versäumte hier zu vereinen und der schwache Greis wehrte ihre stürmischen Liebesergüsse oft mit wehmüthigem Lächeln ab, die Mutter sagte: „Kind, er bedarf der Ruhe!“ „Ja, er bedarf der Ruhe!“ wiederholte Eudoxia und schlich eilig von dannen.

Ihr Plan, den lieben Kranken mit den bunten Einkäufen zu ergötzen, war auch mißglückt, denn das grelle Tageslicht wurde durch vorgezogene, grüne Vorhänge gedämpft; aber der Großpapa sollte sie dafür in ihrem vollendeten Anzuge sehen, und wie wohlgefällig würden dann die alten, lieben Augen auf seinem Lieblinge ruhen! Eudoxia verblieb also mit dem ganzen, bunten Kram in ihrem eigenen Stübchen und da die Mutter ihr nicht mit Rath und That beistehen konnte, wurde eine geschickte Kleidermacherin bestellt, um die kostbaren Bänder, Spitzen, den Sammt und die Seide vor Eudoxiens rasch zerschneidender Schere zu retten. Vor ihren Augen glänzte es jetzt noch schöner, als aller heißersehnte Frühlingsschein. Unzählige Male, weit öfter, als nothwendig, lief sie vor den Spiegel, um Proben zu halten. Sie sah ihr eignes Bild so wohlgefällig an, wie sie kaum je zuvor ihre Fanny bewundert hatte, wenn dieselbe im grünen Uniformskleide und den glühenden Wangen einem Heckenröslein glich. Es kam ihr sogar die Versuchung, mit

dem Spiegelbilde ein neckendes Spiel zu treiben, ihm Kußhändchen zuzuwerfen, ihm zuzunicken und allerlei kleinen Unsinn aufzuführen.

Und dann, wie heiter waren die hübschen Nachmittage, wo die Freundinnen sich bei Marien versammelten, um Berathung zu halten. Wenn sie dann mit übervollem Herzen nach Hause kam und vergebens die Mama zu einem ruhigen Plauderstündchen aufsuchte, oder wenn dieselbe in solch errungenen Augenblicken so theilnahmslos zuhörte, als ob ihre Gedanken weit — weit abschweiften, ja, wenn ein Seufzer dazwischenklang, dann verstummte Eudoxia und ging schmollend auf ihr Zimmer; sie verglich, wie theilnehmend sich Frau von Grafenstein zeigte und wie ihre Mama so gar kein Interesse für all diese Dinge habe. Auch beim guten, lieben, heitern Papa fand sie nicht die gewünschte Aufmerksamkeit; bald schweiften seine Augen ab und suchten die Mama, oder er versank in Nachdenken.

Eines Abends hatte sie wieder auf des Papas Knien Posto gefaßt und zwar mit der Absicht, ihm eine Geldzulage abzuschmeicheln und den klaren Beweis der Nothwendigkeit zu führen. Die Einleitung war auf's Beste gelungen, der Papa lächelte bei ihren wichtigen Auseinandersetzungen, als plötzlich die Klingel etwas rascher als sonst gezogen aus des Großvaters Zimmer ertönte. Beinahe heftig schob er die Tochter weg und eilte hinüber. Da wogte der Unmuth in dem jungen Herzen; mit einer heftigen, trotzigen Kopfbewegung begleitete sie den plötzlich entstandenen Entschluß: „Wohlan, so mag der Papa die Rechnungen bezahlen.“ Gleich darauf erschrack sie vor ihrem eigenen Gedanken. Sie erinnerte sich an eine ernste, väterliche Ermahnung, als sie zum ersten Male ihr Taschengeld ausbezahlt erhielt, niemals etwas schuldig zu bleiben, stets ihr kleines Vermögen beim Einkaufe zu Rathe zu ziehen und im Nothfalle es lieber offen zu sagen. Dann aber dachte sie: „Ich wollte es ja sagen; Niemand hört mich an, Niemand hat die geringste Theilnahme für mich, die Zeit drängt, morgen muß ich das Fehlende kaufen, Emma kommt, mich abzuholen!“ und die Einrede ihres Gewissens verstummte.

Als Eudoxie am nächsten Morgen erwachte, überlegte sie sogleich, was Alles an diesem Vormittage zu besorgen sei. Die Mutter hatte sie seit Beginn dieser Geschäftigkeit von den Haushaltungspflichten dispensirt, Eudoxia selbst aber hatte sich vom Besuch der Messe Dispens ertheilt, es gehörte dies ja ohnedem zu den freiwilligen Pflichten. Sie erinnerte sich an Emma's Worte und diese kamen ihr keineswegs mehr empörend vor, ganz im Gegentheile, im Sinne

der wahren Religion, welche lehrt: „Gott ist ein Geist, und wer ihn anbetet, muß ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten;" sie hielt sich vor, es könne ihm nicht wohlgefällig sein, auf ein Lippengebet zu hören, während das Herz bei Faschingsfröhlichkeiten weile. Ja, Emma hat Recht, sagte sie sich, es ist nur sündhaft, aus dem Gebet und Kirchenbesuch einen Gewohnheitsakt zu machen. Meine freudige Empfindung gleicht dem Duft der Blumen, die damit auch den Schöpfer preisen." O, ihr Sophismen! wie verderbend schleicht ihr euch in das junge, unbewachte Herz, das nach einer Entschuldigung schmachtet, dem eignen Willen zu folgen, und den süßen Trank der Freude zu schlürfen, sei er Gift, oder doch schädlich. O, wie rasch geht euer Saame auf und überwuchert die sorgsam gepflegten Grundsätze!

Eudoxia erwartete Emma mit Ungeduld und hatte sich zum Ausgange bereit gemacht. Als die Klingel der Hausthüre rasch gezogen wurde, wie es Menschen, die sich verspäteten, im Brauch haben, eilte sie selbst hinaus. Aber es war nicht Emma, es war der Briefbote, welcher mit ausgestreckter Hand den Brief darreichte und dabei las „Fräulein Eudoxia von Mayenwald." Eine Enttäuschung malte sich in dem zuvor so freudig erwartungsvollen Gesichte. Nicht mehr ruhte ihr Blick mit Zärtlichkeit auf dem Institutssiegel; flüchtig beschaute sie die Adresse und sagte in gleichgiltigem Tone: „Von Fanny!"— ohne ihm eine weitere Beachtung zu schenken — sonst hätte sie wohl drei Ausrufzeichen in der Ecke neben dem kleinen Worte „eilt" entdeckt, schob sie den Brief für gelegenere Zeit in die Tasche. Sie erwartete ja auch Emma und nicht Fanny! —

Endlich kam die Erwartete und die beiden Mädchen begaben sich in die Kaufläden. Zuerst kamen alle die schönen Stoffe zum Vorscheine, es wurde ausgewählt; — dann erröthete Eudoxia, indem sie die Rechnung darüber bestellte, aber es verlor sich rasch, als der Ladendiener mit einer bereitwilligen Verbeugung antwortete und Emma das Gleiche that. Dann verließen sie den Laden, während zum ersten Mal Eudoxiens Name in das große Schuldbuch eingetragen wurde. Ob nicht zu gleicher Zeit ihr Engel im Himmel in ihr Schuldbuch den kindlichen Ungehorsam verzeichnete und dabei trauernd das Angesicht verhüllte?

Vier Tage waren seit diesen Einkäufen verflossen und das Schweizercostüm fertig, zugleich war aber auch der Nachmittag für die Hauptprobe erschienen, wo dasselbe sich zum erstenmale produziren sollte. Eudoxia glühte

vor Aufregung, während das Kammermädchen ihr Beistand leistete und die Kleidermacherin manche Kleinigkeit ergänzte. Nun warf der Ankleidespiegel aber wirklich ein reizendes, anmuthiges Bild zurück; das glückliche Mädchen erwartete mit Ungeduld die Mama, damit dieselbe sie bewundere; aber Frau von Maynwald konnte eben vom Großpapa nicht weg, der Wagen war bereits angespannt, und so mußte sie auf dies Vergnügen verzichten und ohne die Mutter und des Großpapas Bewunderung sich in die Versammlung begeben. Fröhlich sprang sie in der Umhüllung des Mantels die Treppe hinab, fröhlich hüpfte sie in den Wagen und fröhlich trat sie in den Salon der Baronin von Grafenstein. Dort wogte es schon bunt durcheinander, wie bei einem Maskenballe, das Theater war aufgeschlagen, das spärliche Dämmerlicht ausgeschlossen, die Lampen und Kronleuchter brannten und die Stundenzeiger wiesen bereits auf die zum Beginn der Probe festgesetzte Zeit. Alles drängte zum Anfange, die Gruppen bildeten sich zu den einzelnen Vorstellungen, aber immer noch fehlte eine Hauptperson, Aurelie von Goldstern, Königin Esther, wie sie genannt wurde, auf deren gewiß prachtvolle Erscheinung Jedes begierig war. Endlich sandte Frau von Grafenstein den Bedienten ab, mit der Bitte, doch nicht länger zu zögern und die ersten Tableaux wurden inzwischen gestellt. Als jedoch die Saalthüre sich öffnete, der wiederkehrende Bediente zu der Dame des Hauses trat, herrschte allgemeine Stille und jedes Ohr vernahm die Botschaft: „Frau von Goldstern lasse bedauern, daß ihre Tochter gezwungen sei, sich von der Vorstellung zurückzuziehen.“ —

Nun wogte es in der Versammlung und sumste, wie in einem aufgeregtem Bienenschwarme; da hörte man die verschiedensten Fragen und Ausrufungen: „Wie ärgerlich! in der letzten Stunde! Ist Aurelie krank geworden?“

„Nein, nein! ich sah sie noch heute früh; das hat eine andere Ursache.“

„Sicher ist sie über etwas beleidigt, sie grüßte mich mit sonderbarer Zurückhaltung.“

Dann hieß es in einer andern Gruppe: „Ist Aurelie heute verhindert?“

„Heute? — Sie hat sich ja gänzlich zurückgezogen!“

„Nein, das darf nicht sein! unser schönstes Bild!“

„Was, meine Königin kommt nicht? Was soll dann aus mir werden? Ich habe ja nun nicht einmal die Vasthi!“ rief der bestürzte König Ahasverus.

„Und was sollen wir anfangen ohne die Königin?" riefen die sämmtlichen Hofdamen.

„Nun werde ich wenigstens nicht gehängt!" scherzte Aman.

Marie Grafenstein ging von einer Gruppe zur andern und frug: „Wer kennt denn die Ursache dieser plötzlichen Sinnesänderung? Ich bitte Euch, gebt mir Licht in der Sache."

Emma lächelte höhnisch und erwiderte: „Da mußt Du Dich an Eudoxia wenden; ich denke, sie besitzt das Schlüsselchen zum Schlosse."

Die Blicke Aller richteten sich nun auf die Genannte und bald war sie umringt. Verwundert sagte sie: „Ich? wie sollte ich Aureliens Abhaltung kennen?" ich verkehre ja beinahe niemals mit ihr."

„O, das ist auch nicht nothwendig, um die Ursache zu wissen; frag Dich nur selbst; „die Zunge ist ein klein Glied, sie richtet aber großes Unheil an," heißt es in Deinem Gewissensspiegel."

Eudoxia wurde immer verwirrter und entgegnete mit gesteigerter Entrüstung: „Wer erklärt mir all dieses? Ich soll Schuld sein an Aureliens Ausbleiben? War nicht im Gegentheile ich es, welche sie für die Königin Esther vorschlug?"

Nun unterbrach Emma sie mit einem satyrischen Lächeln und den Worten: „Allerdings, und zwar mit der Bemerkung, daß sie sich ihres orientalischen Aussehens halber am besten dafür eigne. Wahrscheinlich hast Du Deinen scharfen, stachlichten Witz weiter verbreitet und so ist es kein Wunder, daß die Familie Goldstern, im Andenken ihres Großvaters, sich zurückzieht."

Nun war Eudoxiens ehrliche Entrüstung zum höchsten Grade gestiegen. Ihre Augen glänzten, die Stimme bebte indem sie rief: „Schäme Dich, Emma, mir solch eine Roheit aufzubürden, mir, deren Herz an nichts dergleichen dachte! Wenn meine arglosen Worte in schändlicher Mißdeutung und Verdrehung zu Aureliens Ohren getragen wurden, so ist das ein Verrath an mir und ich will keinen Augenblick länger unter falschen Freundinen weilen."

Eudoxia wendete sich mit laut pochendem Herzen von dem Kreise, als die Thüre sich öffnete, und Jedes, eine neue Botschaft erwartend, dem Eintretenden entgegen blickte. Es war wieder der Diener, welcher der Frau Baronin von Grafenstein mit gedämpfter Stimme meldete, „daß Fräulein von Mayenwald's Wagen unten warte um sie eiligst abzuholen, es habe sich mit deren Großvater verschlimmert und derselbe wünsche sie zu sehen."

Die leise gesprochene Nachricht hatte dennoch Eudoriens Ohr erreicht. Sie preßte die beiden Hände vor's Gesicht, und mit den Worten: „Mein Großpapa stirbt!" eilte sie von dannen, nicht einmal ihres Mantels harrend, fort rollte der Wagen — in Seelenangst verließ sie ihn vor dem Hause und eilte die Treppe hinauf. Mit Schrecken sah sie den Ausdruck der ernsten Gesichter, welche sie so mitleidsvoll anblickten, als sie zum lieben, vernachlässigten Zimmer des Großvaters eilte, — zitternd öffnete sie die Thüre und stürzte mit einem lauten Schrei nieder vor dem Lehnstuhle, an dessen Seite die Mutter kniete, denn ihre Hand umfaßte nur mehr die eines geliebten Todten.

IX.

Ein Regenbogen.

Schluß.

Eudoria kniete vor dem Greise, in dessen Angesichte noch die Spuren des kaum entflohenen Lebens, — ein schmerzlicher Ausdruck — zu erkennen waren. Während die Zähren aus den Augen der Mutter leise an den Wangen herabflossen und die zum Gebete gefalteten Hände benetzten, während die Liebe des verwaisten Herzens sich darin ergoß, blieben Eudoriens Augen thränenleer, denn der Jammer ihres Innern, das Chaos der Selbstvorwürfe verschloß den wohlthätigen Quell; nur ein Stöhnen hob bisweilen krampfhaft die junge Brust, immer glühender wurde die Stirn auf der eiskalten Hand, bis endlich ein lauter Ton des Jammers das stille Todtengemach erfüllte. Da umfaßten sie des Vaters beide Arme, hoben sie empor und zogen die Widerstandslose aus dem Heiligthum, wo die Engel ihr Amt verwaltet hatten und nur die letzte Liebessorge für den entseelten Leib den Menschen überließen.

In ihrem Zimmer angekommen, lag Eudoria lange an des Vaters Brust, indem sie die beiden Arme um seinen Hals schlang und laut schluchzte, bis endlich der erste, gewaltsame Sturm sich legte und sie ermattet auf das Sopha sank. Dann begab er sich zu seiner Gattin, die mit aller der zarten Liebe einer Tochter den Todten auf sein Lager bettete und das Haupt so sanft auf das Kissen legte, als ob es noch immer die Wohlthat der Ruhe empfände. Hierauf setzte sie sich neben den Entschlafenen und schaute mit Liebe und Dankbarkeit in das erbleichte Antlitz, während sie eine stumme

Sprache redete und sich in heißem Danke für Alles, was sie seit den Tagen der Kindheit von ihm empfangen, ergoß, und wenn dabei auch ihre Thränen unaufhörlich strömten, gliechen sie viel eher dem geweihten Wasser, über welchem der Geist Gottes schwebt, als dem salzigen Born der Augen, in dessen Tropfen so vielmals eine bittere Anklage des Schicksals liegt. Gott hatte ihr den Greis so lange geschenkt, sie hatte sein Alter pflegen und erheitern dürfen, sie hatte die große Dankesschuld in der kleinen Münze täglicher Liebeszeichen wenigstens theilweise abtragen können, und in den schmerzlichen Abschied, in das Gefühl des unersetzlichen Verlustes, mischte sich der Dank gegen Gott für die Erfüllung jener Verheißung, daß die Gerechten den Tod nicht schmecken, daß sie nicht von seinem Stachel geritzt werden sollen. Das Gesicht des Erblaßten verklärte sich von Minute zu Minute, die süßeste Ruhe lagerte sich darauf, ein Lächeln umzog den Mund und — „Sieg" stand auf dem Antlitze geschrieben. Jetzt gingen die Gedanken und Empfindungen der Tochter in Gebete über; sie geleiteten den Geist in seine neue Heimath, zur Vereinigung mit der längst vorangegangenen Mutter, in den Kreis der heilig Vollendeten vor Gottes Throne und dort sah sie ihn als Schutzgeist ihres ferneren Lebens, ihrer ganzen Familie.

Als die Mutter endlich den theuern Verstorbenen verließ, betrat sie leise das Zimmer ihrer Tochter und fand dieselbe hingesunken auf ihre Kniee vor dem Bette. Da umfiengen die Mutterarme die Tochter und die Lippen flüsterten: „Eudoxia, ich habe nun keinen Vater mehr, aber ich habe ein Kind, ich habe Dich, meinen Liebling!"

Bei diesem letzten, süßen Worte, das so oft von den Lippen des Greises erklungen war, gewann Eudoxia die Sprache und sie rief unter Schluchzen: „O, ich habe ihn vernachlässigt, Mama, ich habe ihm Täuschung und Schmerz bereitet, in seinen letzten Lebenstagen! er ist geschieden, ohne mich zu segnen, ich kann ihm nicht mehr sagen, wie ich ihn liebe, ich kann es nie, nie mehr gut machen! o Mama, ich werde nie mehr seinen verzeihenden Blick sehen, ich werde nie mehr seine Hand auf meinem Haupte fühlen, o Mama, diese Qual der Reue wird mir das Herz brechen!"

Und wieder brach Eudoxia in jenes krampfhafte Schluchzen aus, das dem Weinen gleicht, wie ein Fieberschlaf dem erquickenden Schlummer. Da beugte sich die Mutter über ihre Tochter und sagte in mildem Tone: „Für jede Qual der Reue gibt es eine Heilung: das Gebet; durch dasselbe

findest Du auch die Vereinigung mit dem Hingeschiedenen. Suche ihn Jenseits, flehe zu Gott um Vergebung Deiner Schuld, und der theure Verstorbene, der noch in den letzten Augenblicken nach Dir liebend verlangte, der Dir im Leben verziehen hat, wird Dich jenseits segnen. Und nun mein Kind, leg Dich nieder, Du bedarfst der Ruhe."

Mit diesen Worten richtete sie Eudoxia empor; doch als dieselbe ihren Blick auf das bunte Gewand senkte, schauderte sie zusammen; die Mutter verstand diese Empfindung und wie ehedem, in den Tagen der Kindheit, entkleidete sie das Mädchen und brachte sie zu Bette.

Als der fiebernde Kopf nun auf den Kissen lag und die Nachtlampe ihr bleiches Licht über das Zimmer ergoß, wurden die Selbstvorwürfe zur eindringlichen Sprache in ihrem Herzen. Wie vermessen hatte sie bei ihren guten Vorsätzen auf die eigne Kraft und ihre Tugend gebaut, wie bald war jedoch ihr Pflichtgefühl erlahmt, wie rasch war an dessen Stelle die eitle Lust getreten, wie war sie unvermerkt ein Kind der Welt geworden und dies Alles — für was? Bei diesem Gedanken zogen die letzten Scenen im Saale der Frau von Grafenstein an ihr vorüber und dann sah sie sich in diesem bunten Gewande, über dem sie Alles vergessen hatte — hingesunken vor dem geliebten Todten.

Nachdem Eudoxia am nächsten Morgen das Bett verlassen hatte, trat sie wankenden Schrittes von der Mutter gestützt in das einst so freudenreiche Zimmer zu den theuren Ueberresten ihres geliebten Großvaters. Als sie an dem Lager stand, vergoldete wieder ein Sonnenstrahl das erbleichte Angesicht mit dem verklärten, milden Lächeln der ewigen Ruhe. Da sank Eudoxia nieder an dem geheiligten Lager, ihre Lippen bewegten sich zu dem Worte: „O, verzeih mir, lieber Großpapa!" dann küßte sie die erstarrten, das Kreuz umfassenden Hände und weinte lang und leise. Endlich zog die Mutter sie fort, es war der letzte Abschied. —

Schwere, bange Tage folgten auf diesen einen. Eudoxiens Selbstvorwürfe kamen nicht zur Ruhe, aber sie hatte im Gebete und in der Selbsterkenntniß das Richtige gefunden: — daß eine thatlose Reue ungeheiligt sei. Wenn auch unter Herzensqualen, stand sie doch der Mutter in Allem bei, denn deren Wort klang beständig in ihrem Innern nach: „Eudoxia, ich habe keinen Vater mehr, aber ich habe ein Kind, Dich, meinen

Liebling." Sie verstand das Vermächtniß des Verstorbenen, und sie flehte inbrünstig zu Gott um seinen Beistand in dem, was sie sich jetzt vorsetzte.

Der Greis ruhte in seiner Familiengruft, die Trauerglocken hatten ausgeklungen, Mutter und Tochter saßen im Zimmer des Verstorbenen, das sich Eudoxia als Erbtheil erbeten hatte. Aber wie ganz anders, als früher, war die Vereinigung zwischen den Beiden. Sie tauschten mit einander die innersten, tiefsten Gedanken und Empfindungen, sie sprachen häufig von dem lieben Todten und Eudoxia sagte einmal: „O, nicht allein gegen ihn habe ich gefehlt, gegen Dich, Mama, ebenso. Wenn ich bedenke, daß Dein Antlitz von Tag zu Tag bleicher und sorgenvoller wurde, und ich nichts davon bemerkte, so schnürt es mir die Brust zusammen und ich frage mich, wie war das möglich?" —

Die Mutter entgegnete: „Weil Du den zweifachen Blick, wie Du Dich früher selbst ausdrücktest und Dich dessen rühmtest, verloren hattest. Der eine, der Blick Deiner leiblichen Augen, ruhte auf weltlicher Lust, und Dein geistiger Blick war gänzlich verschleiert. Nur mit der Seele schauen wir die Seele und ihre Abzeichen." —

Eine ganze Woche war seit des Großvaters Tod verflossen, als eines Abends der Bediente für Eudoxia einen Brief brachte. Kaum erkannte sie die Handschrift, so überflog dunkle Röthe ihr Angesicht, denn in diesem Augenblicke gedachte sie jenes Briefes von Fanny, welcher bis zur Stunde gänzlich vergessen noch in der Tasche des abgelegten Kleides ruhte. Sie erbrach den eben erhaltenen und die Röthe verschwand nicht, denn was sie las, beschwor stets eine neue auf ihre Wangen. Da hieß es:

„Meine arme, einziggeliebte Eudoxia! O nun verstehe ich Dein Stillschweigen! die Zeitungsanzeige macht mir Alles klar; nun weiß ich, warum unsere dringende Bitte unerfüllt geblieben. Verzeih mir, Eudoxia, verzeih mir, daß ich an Dir zu zweifeln begann. Du bist also am Krankenbett Deines heißgeliebten Großvaters gestanden, Deine Hände haben ihn gepflegt, Du hast ihn verloren und vielleicht liegst Du jetzt, vom Schmerz überwältigt, darnieder. O warum kann ich nicht bei Dir sein um Dich zu trösten! Aber ich bin bei Dir im Gebete! ich erflehe für Dich den höchsten und einzigen Trost. O schreibe nur ein paar Zeilen

Deiner

mittrauernden

Fanny."

Wie vielfach waren die Empfindungen, welche sich bei Lesung dieser Zeilen in Eudoxiens Brust regten! Dennoch kämpfte und siegte das gedemüthigte Mädchen. Sie erhob sich, reichte der Mutter den eben erhaltenen Brief und verließ ruhig das Zimmer. Bald kehrte sie mit dem früheren Briefe zurück und las nun eine glückliche, fröhliche Bestellung der ganzen Institutsschaar für den Geburtstag der Oberin, vermischt mit all dem kindlichen Jubel, den Festplänen, zu welchem nun Eudoxia den Hauptgegenstand, einen silbernen Kelch für die neue Kapelle, besorgen sollte. Dieser Zeitpunkt war seit mehreren Tagen verstrichen; während sie mitten in ihren eitlen, selbstgefälligen, egoistischen Vorbereitungen vertieft gewesen war, hatten die fernen Freundinen vergebens von Stunde zu Stunde ihrer Sendung zu so schönem, edlem Zwecke geharrt! —

Und jetzt, bei dieser neuen Mahnung an jene schlimme Zeit, fiel es ihr vollends wie Schuppen von den Augen. Der Kreis ihrer Selbsterkenntniß erweiterte sich. Mit wehmuthsvoll pochendem Herzen gedachte sie der Mutter Lene, welche inzwischen ohne den lieben, tröstenden, erheiternden Besuch geblieben war, ja, ohne ihren verheißenen Beistand vielleicht gedarbt und gehungert hatte; — sie gedachte ihrer leeren Kasse und der unbezahlten Rechnung; vor ihrem geistigen Auge stand nicht nur die bleiche Alte, sondern auch der zürnende Vater. Da sank sie nieder vor der Mutter und bekannte derselben Alles.

Die Demuth führt in sich auch den Muth. Als der Vater Abends nach Hause kam, näherte sie sich ihm, nicht schmeichelnd wie ehedem, wenn sie etwas erbitten wollte, sondern gesenkten Auges, aber mit klaren, deutlichen Worten, ohne jede Bemäntelung ihres Fehlers, bekannte sie ihm ihre jugendliche Verirrung, reichte ihm die unbezahlte Rechnung und bat, für die alte, arme Blinde statt ihrer zu sorgen und ihr Unrecht gut zu machen. Mit demüthigem Herzen nahm sie nun auch des Vaters ernst strafende Rede hin und fügte sich ohne inneres Murren und Auflehnen in dessen Verfügung, künftig unter der Mutter Vormundschaft zu stehen, bis sie gelernt haben würde, mit weiser Berechnung und Beherrschung ihrer thörichten Wünsche, das Gold zu verwenden.

Wie nach einem schweren Uebergange, nach Kämpfen in der Natur vom Wechsel des Sonnenscheins mit Eis und Schnee, endlich der Frühling den Winter besiegt, der Himmel sich klärt, laue, süße Lüfte wehen: — so kam

auch über Eudoxia der Frühling des Herzens. Als sie eines Tages vom Grabe des Großvaters heimkehrte, wo sie den Hügel zu einem Frühlingsgarten verwandelt hatte, schmiegte sie sich enger an die Mutter und flüsterte: „Mama, ich fühle es, — Gott, der Großpapa, Du und der Vater, Ihr habt mir vergeben, und nun weiß ich auch, daß es Frühling in mir ist und sein darf."

Die Mutter lächelte ihr ermunternd entgegen und sagte: „Ja, mein Kind, so ist es. Deine Jugend ist ein liebliches Geschenk Gottes, genieße es, wie den Frühling da außen. Wie man bei demselben Vorsichtsmaßregeln anwendet, um nicht in der kälter strömenden Luft des Abends zu leiden, so muß auch die Jugend ihre Freuden mit Vorsicht gebrauchen. Nicht jene Tableaux waren ein Unrecht, mein Kind, sonst hätten wir Unrecht gehabt, Dir die Betheiligung dabei zu gestatten, sondern Dein maßloses Dich Hingeben an die eitle Lust."

„Und Fanny bleibt meine beste Freundin! wie anders ist sie, als Jene!" rief Eudoxia mit Begeisterung, indem sie einen neuen, eben erhaltenen Brief an die Lippen drückte.

Die Mutter erwiederte: „Fanny ist ein frommes, seelenvolles Mädchen, das mit der Jugendfrische ein ernstes Streben verbindet. Ein Freundschaftsband, dessen Fäden aus Frömmigkeit, guten Grundsätzen und wahrer Sympathie unter den Augen Gottes gewoben sind, verheißet Dauer für das Leben, ja für die Ewigkeit." Dann fügte sie nach einer Pause bei: „Der Vater und ich haben beschlossen, Dir eine freudige Erholung während der Oster-vakanz bei Fanny im lieben Institute zu gestatten: es wird Dir gewiß gut thun."

Einen Augenblick lang flog das Zeichen aufwallender Freude über Eudoxiens Gesicht, aber es wechselte mit seelenvollem Ernste. Sie umschlang die Mutter mit beiden Armen und flüsterte: „Mama, laß mich bei Dir bleiben; Du hast keinen Vater mehr, aber ein Kind!"

Die Mutter küßte Eudoxia mit unendlicher Zärtlichkeit und Rührung auf die Stirn und sagte: „Dank, Dank, mein Liebling!" —

Der Auswanderer.

Von Emanuel Geibel.

Weh dem, der über'm Meere
Mir eitel Glück verhieß!
Weh mir, daß sonder Schwere
Ich drum die Heimath ließ!
Ich dachte zu finden Gold wie Spreu
Und Freiheit weit und breit,
Nun hab ich gefunden nichts als Reu,
O Deutschland,
Deutschland, wie liegst Du so weit!

Sie sind wohl klug hierüben
Und rüstig zum Gewinn;
Doch Freuen und Betrüben
Hat Alles andern Sinn.
Im Lärm und Qualm der großen Stadt
Allein mit meinem Leid!
Ich bin wie ein verwehtes Blatt,
O Deutschland
Deutschland, wie liegst Du so weit!

Ich sah ein Schiff im Hafen,
Gen Aufgang nahm es Fracht,
Da konnt' ich nimmer schlafen
Die lange bange Nacht.
Gedenken mußt ich fort und fort
An meine junge Zeit
Und an mein trotzig Abschiedswort;
O Deutschland,
Deutschland, wie liegst Du so weit!

Nun laubt wohl jetzt die Linde
Dort an der Mühl' im Thal,
Wo ich mit meinem Kinde
Gesessen tausendmal;
Und tiefer, tiefer den Bach hinab
Am Kirchlein blühn zur Seit'
Die Veilchen auf der Mutter Grab;

O Deutschland,
Deutschland, wie liegst Du so weit!

Ach, dürft' am Berg ich wieder
Dort hinter'm Pfluge gehn,
Vom stillen Waldhang nieder
Den Rauch der Hütten sehn!
Wie wollt' ich schaffen unverzagt
Und abthun Sorg' und Leid!
Nun sterb' ich hin! Gott sei's geklagt!
O Deutschland,
Deutschland, wie liegst Du so weit!

Der Roßstein.

Von Anton Forsteneichner.

IV.

„Licht! Noch mehr Licht!"

„Der Morgen blüht, mit zarten Rosendüften
Umröthet sich des Himmels östlich Thor,
D'raus schauen Engelhäupter mild hervor
Und lächeln selig auf der Berge Triften.

Nun blitzt es flammend in des Himmels Lüften,
Auf Thal und Wiesen schwebt ein goldner Flor,
Die Blumenaugen leuchten sanft empor
Und purpurn schimmert's in den Felsenklüften.

Da rollt empor der Sonne Flammenball,
Da brauset hin durch's ganze Weltenall
Des Sonnenfeuers heil'ger Gluthenstrom.
Ein Weihrauch dampft die schöne, weite Flur,
In Einer Hymne hallt nun die Natur —
Die rauscht empor zum blauen Himmelsdom!"

(Günther.)

Um drei Uhr lag ich schon spähend auf meiner Warte, die Schöpfung ruht noch schlummertrunken. Mondlicht hatte ich die gestrige Nacht genug geschaut, ein anderes Licht wollte ich nun begrüßen.

Am nordöstlichen Horizonte fängt es allmälig an sich leise zu lichten. Nicht lange, und ich konnte die nähern grauen Felsenstirnen unterscheiden, aber sie floßen noch in einander — die auf- und niedersteigenden Wogen eines dämmernden Meeres.

Die Sterne ziehen über mir, und von ihnen herab glaubte ich ein wundersames Klingen zu vernehmen — ein Ave aus der ewigen Heimath. Ich fühle nichts Beengendes von dieser Einsamkeit; und wenn ich hier an die Ewigkeit denke, die vom Alltagslärm erlöst, so schreckt's mich nicht zurück — es zieht mich an.

Während mich diese geisterhafte Stille in die geheimnißvolle dunkle Tiefe der Ewigkeit versenkt, röthet sich im Osten plötzlich eine länglichte Fläche, wie wenn eine Feuersbrunst aufwallt — es war der Morgenstern, der gluthroth schimmernd in ungewöhnlicher Größe heraufschwebte. Ich konnte nicht genug in diese milde Pracht des Gestirns blicken, zum ersten Male in meinem Leben hatte ich es so gesehen. Aber kurz dauerte dieser Genuß; je höher der Morgenstern in's Aetherblau hineinsteuert, desto mehr schwindet seine Größe, er wirft den Purpurmantel weg (macht ihm vielleicht die nacheilende Sonne zu warm?) — Der Lichtverkünder schaut mich wieder so bekannt wie immer an — lieb, sanft und hoffnungsvoll. Es liegt eine wunderbare Melancholie darin, in solcher Frühe allein auf Bergesspitzen zu weilen. Zu der Berge Füßen die schlafenden Menschen, vor sich das gewaltige steinerne Meer in flüchtig skizzirten Umrissen, über sich den Sternenhimmel mit dem schönsten Sterne, dazu der uralte Choral, den die Gießbäche heraufrauschen — da ziehen Gedanken durch die Seele aus dem alten Testament, wie sie in den Psalmen niedergelegt sind, und die Seele wird eine Harfe, die sich selbst zuhört, wie Psalmentöne in ihr anklingen.

Der Morgenstern hat ein neues Licht aufgeweckt aus dem Dunkel der Nacht — die Morgenröthe. Zuerst ist es nur ein leises Athmen nach Kinderart, wenn sie noch schlafen, aber bald entringt sie sich den Träumen, und umwallt von einem weiten rosenrothen Mantel, der mit jedem Schritt immer lichter und feuriger sich färbt, zaubert sie zuletzt den ganzen Osten in ein weithin blühendes Rosengefilde.

Wundervoll ist die Nacht:

„Seht die edle Ordensdame!
Sagt, wie heißt ihr hoher Name!
Es flattert an ihrem weiten Gewand
Ein langes und weißes Ordensband,
Es funkelt auf ihrem Kleide
Viel köstliches Ordens-Geschmeide.
Ihr Wappenmantel streift ans Meer,
Mit Gold bordirt vom andern Hemisphär."

(Hebel.)

Wundervoll ist die Nacht, aber die Schöpfung, und vor Allem der Mensch will Licht.

O Morgenroth! In deinem holden, zarten Schimmer glaube ich das Hoffen der Schöpfung zu vernehmen, wie im sterbenden Lichte des Abends ihr Seufzen. Wie der Abendnebel über den einsamen Waldsee, so zieht Wehmuth durch die Seele beim Schauen in die Abendröthe — sie erinnert an unsern Fall. Das Morgenroth bringt Hoffnung dem müden Erdenpilger: „Auch für Dich bricht freudig ein Ostermorgen an!"

Das Schauspiel wird von Minute zu Minute großartiger. Vor mir ein Lichtmeer, das in Gold- und Silber- und Purpurwogen schäumt und brandet, und immer mächtiger und gewaltiger über das Himmelsgewölbe hinwogt, nnd um mir das steinerne Meer, dessen kalte, graue Wellen den Schimmer des Lichtmeeres sanft wiederspiegeln und in diesem Schimmer sich allmählig gegenseitig abscheiben. Da steuert so sicher wie vor vielen tausend Jahren der Wendelstein und dort spannt die Zugspitz ihr ewig weißes Segel auf, mit seinem Riesenschiffe zieht der Karwendel silberkronige Furchen, aus weiter Ferne grüßt der Venediger mit seinem Dreimaster.

In den Tiefen rings liegen Nacht und Dämmerung noch im Streite. Einer der nächsten Thalkessel ist Kreuth, die grünende Oase für viele Kranke, aber ich sehe nicht auf deren Grund, und weiter hinaus ins flache Land gleicht Alles einem düstern Meeresspiegel, der von unheimlichen Gewitterwolken seine Farbe entlehnt. Nur hie und da tauchen für ein gutes Auge kleine Inseln auf — die Gipfel der bewaldeten Vorberge. Was sich regt auf diesem Meere und um diesen Inseln, sind blaulichte Morgendüfte, die wie ferne Segelschiffchen hin- und wiederschwimmen, auf denen

verirrte Berggeister ihre Heimath suchen. Sie eilen, die Sonne darf sie nicht überraschen, sonst wird das Schifflein an einen Felsenriff geschleudert.

Noch stehen Gestirne am Himmel, aber sie erblassen immer mehr, die tiefe Bläue des Himmels lichtet sich, die Nacht ergreift schleuniger die Flucht, immer tiefer und tiefer nach Westen, die Morgenröthe schaut, mit ihrem höchsten Glanz geschmückt, etwas schüchtern auf ihren Triumph über das Dunkel zurück, denn der Augenblick naht, wo sie ihren Siegerkranz abtreten muß. — —

Das Herz schlägt stärker, das Auge spannt seine Sehkraft straff, und schaut unverwandt den Thoren des rosigen Morgens zu: „Komme, du Born des Lebens!"

Himmel und Erde sind bereit, sie zu empfangen. Die ernsten, sonst eisig kalten bleichen Häupter der Gletscher erglühen vor Begier, denn schon hat die noch Unsichtbare in wunderbaren Flammenzügen in die weite Felsenwelt ihre Ankunft telegraphirt.

Ein neues Wogen beginnt am Horizonte, die blendenden Lichtwellen schlagen an einem Punkte zusammen, die Felsenkanten des wilden Wettersteins werden glühend durchsichtig, eine Sekunde noch! Das funkelnde Diadem aus den feurigsten Rubinen blitzt ins Auge — sie ists, sie geistert herauf, die Hälfte der ungeheuren Kugel, das Auge thränt, das Licht ist zu stark — nun schwebt sie rund und schön und golden über dem Horizont — — o großer Schöpfer! Wie allgewaltig, ein solches Licht ins Dasein gerufen zu haben!

„... Plötzlich, eh' wir's ahnen,
Bricht sie durch des Himmels Thor,
Tritt in voller Kraft hervor,
Schwingt die Gold- und Purpurfahnen
Und in einem Augenblicke
Wandelt sie mit ihren Strahlen
Nacht in helles Saphirblau
Und der Erde Morgenthau
In Demanten und Opalen
Und mit lebensvollem Regen
Jauchzt ihr die Natur entgegen."

(v. Schenk.)

Die Schöpfung feiert. Alle Wesen sind still — die erhebendste Andacht der Natur beginnt, die man nur sehen, fühlen, aber nicht beschreiben kann: das ist das gewaltige Ave in dem vom Allgewaltigen selbst erbauten Felsentempel.

Sollte der Mensch allein nicht beten? Ich hielt meine Morgenandacht. Der Anblick dieser einfachen und doch wieder so reichen Scene, wie über den Horizont die Sonne auftauchte, machte die Wirkung gleich einer feierlichen, erhabenen Musik zu den Worten, die ich gerade betete: „Geheiligt werde Dein Name!"

Wohin das Auge jetzt wenden? Der majestätische Felsentempel ist vom Licht umstrahlt und vom Licht durchströmt und in tausend Formen und in tausendfältigem Zauber der Beleuchtung bietet er seine von der Nacht verhüllten Schätze und Kunstbildungen des höchsten Meisters der Welt wieder. Da liegt sie ausgebreitet vor uns die herrliche, gewaltige, große Alpenwelt, First an First, Grat an Grat, Kulm über Kulm. Immer neue Berge tauchen aus einzelnen Nebelwolken, die wie Weihrauch aus dem riesigen Münster hinausziehen, Tiefen thun sich auf, die man nicht geahnt, Morgendüfte zerfließen im Rosenlichte, Alpentrifften schimmern und prangen in Milliarden Diamanten, die der Nachtthau über sie gestreut und in denen sich die Sonne spiegelt.

Nur die Hochgebirge schleppen noch gigantische Schatten nach und haschen nach Effect, indem sie mit ihren düstern Wäldern dunkle Parthieen in das Lichtgemälde zaubern.

Endlich sehe ich bis auf den Grund der Tiefen hinab, der Tag wird allgemein, die Aussicht großartig. Hinter mir liegen dunkle, gewaltige Waldberge mit dem düstern Walchensee im Schooße und dem dunkelgrünen Achensee. Der gleicht jetzt einer großen Opferschale, die die Erde dem Himmel reichend im stillen Gebete entgegenhält, und der Himmel nimmt es an — Morgenhauch berührt leise wallend die kühle Fluth. An den Waldbergen brandet das feierlich hingebreitete Steinmeer.

Wie so groß und majestätisch, daß man niederfallen möchte und es anbeten, wenn man nicht wüßte, daß ein Größerer ist, der es erschaffen, ausgegossen und erstarren gemacht.

„Wie wallen im ersten Sonnenstrahl mit Licht überschüttet die hohen Wellen in großer Herrlichkeit ohne Ruhe, fort und fort gegen das Himmels-

ufer, als wollten sie es stürmen und stürzen wieder zurück in den unermeßlichen Schoos des stolzen Meeres. Das ist ein Kochen und Tosen, Donnern und Sichbäumen und Schäumen der Gewässer!"

Einst vor vielen Jahrtausenden bei der Weltbildung, — — aber jetzt schaut sichs als ob das wogende Meer mit seinen Wellenhügeln plötzlich versteinert wäre und ein unentwirrbares Netz aufgegipfelter Wogen zurückgelassen hätte, und nicht der See-, sondern der Steinadler zieht über diesem Felsenmeere seine Kreise:

»Ich steige zur Sonne
Mit keckem Muth,
Ich sauge voll Wonne
Die himmlische Gluth
Und wiege mich droben
Im goldenen Schein.
Es winken nach Oben
Die Flächen so klein.
Da schau ich hernieder
Zum Erdenschoß
Und schaue wieder
Und fühle mich groß.
Ach! währte doch immer
Das stolze Glück!
Ach, müßt' ich doch nimmer
Zur Erde zurück!«

Am Fuße des Felsenkegels liegen Felsstücke, so groß wie Häuser und so frech umher, als hätten weltsgroße Riesen damit gewürfelt. — Dort streckt sich breit und gewaltig in die blauen Höhen so ein Koloß, ein versteinerter Riese, grau, voll schauriger Narben und Risse vom Kampfe mit Sturm und Unwetter, das gefurchte Gesicht nach Oben, als gelte es den Himmel zu stürmen. Andere wähnen, das wilde Roß im Jagen durch die Wetterstürme von Jahrtausenden hat diese Felsensplitter hinter seinen Funken sprühenden Hufen zurückgelassen.

Vor mir neigt sich das Gebirge lieblich und lieblicher hinab in's schöne Thal. Oben streifen noch Tannenwälder wie dunkelgrüne Bänder der Berge um das Haupt; auf dem feinen Gras und im üppigen Bergkraut weidet die Kuh und die Ziege — und weiter unten kommen die mächtigen Ahorn und

Buchen und das übrige Laubholz, Gehöfte und Felder laufen über die Hügel hin, und noch weiter in der Ferne kommen die großen Wiesenflächen, und es glitzert Bach und Bächlein hindurch wie geschmolzenes Silber. Dann kommen Dörfer und Märkte, Flüsse und der blaue Starnbergersee.

Die Residenzstadt München war noch gut erkennbar, aber mehr in Modellform, und darüber hinaus rückten die Gegenden im unendlich kleinern Maßstabe und im zartesten Tone vor das Auge. Die Häuser glichen glänzenden Steinen, die Dörfer niedlichen Krippen, die Thürme leichten Meilenzeigern, die Wälder dunkeln Saatfeldern, die Flüsse glitzernden Adern, die sich durch die ernsten Gründe des Gemäldes ziehen.

Wenn von den Riesen der Bergwelt die Aussicht als erhaben vor Allem bezeichnet zu werden verdient, so die Aussicht von den kleinen Bergen als schön! Studer in seinen Gletscherfahrten sagt: „Die Aussicht von der Jungfrau ist mehr erhaben als schön. Ja, auf das Gemüth desjenigen, der zum Erstenmal ihre Zinne betritt und dem sie die kolossalen in ihrer ernsten Pracht fast unheimlich aussehenden Bilder des Umkreises enthüllt, wirkt sie wahrhaft erschütternd. Das Bunte, Reizende fehlt; kein blauer See erfreut dort das Auge, denn auf den Spiegel des Thunersees blickt es so tief hinunter, daß er an Farbe und Charakter einem düstern Alpensee ähnlich zwischen öden, baumlosen Berghöhen zu liegen scheint. Die lieblichen Landflächen sind zu entfernt, um ihren Reiz zu entfalten. Das trübe Grau, das sie wie eine Dämmerung bedeckt, verschwimmt in dem finsteren Dunst, der den weiten Horizont gestaltlos umzieht und keine Formen, keine Farbe mehr erkennen läßt. Im weiten Kreise begränzt von den farblosen Niederungen oder dem düstern Horizonte bildet sich eine Welt von zerrissenen Gletschern, schneeigen Hochthälern, mannigfach verschlungenen Firn- und Felsenkämmen aus, über der man in schauerlicher Einsamkeit thront, und die unter dem schwarzblauen Firmamente von dem gebrochenen Lichtschimmer einer mattstrahlenden Sonne beleuchtet ist."

Der Roßstein bietet in seinem Rundgemälde genug des Erhabensten, verwischt dabei aber nicht das Liebliche, Heimliche der Seen, Thäler und der ebenen Flächen mit ihren Eigenthümlichkeiten.

Kloster Hohenburg.

Eine Sage.

Von Katharina Diez.

IX.

Es heilt die Zeit so manche Wunde,
Und es verweht die flücht'ge Stunde
So manches reuige Gefühl,
Das wir für ewig einst gehalten,
Das Herz wird wieder schwach und kühl,
Berühret von der Welt, der kalten,
Die spottend steht beim stillen Gange
Der Seele, die im heißen Drange
Den Himmel sucht mit Furcht und Scheue,
Mit warmer, frommer Liebestreue.
Auch über Herzog Attichs Schloß
Sind schnell des blut'gen Unglücks Wogen
Wie flücht'ge Wolken hingezogen.
Auf Hugo's stillem Grabe sproß
Das Gras und neben ihm vom Schmerz
Gebrochen, ruht der Mutter Herz.
Doch Herzog Attich hat vergessen
Die Todten, die sein Zorn erschlug,
Im rohen, stolzen Selbstbetrug
Spielt mit dem Leben er vermessen,
In alter Weise, Krieg und Jagd
Ist's nur, was seinem Sinn behagt.
Nur Eine ist's, der wundergleich
Sich neiget stets sein stolzer Wille,
Odilie, die Ernste, Stille,
Wenn sie so ruhig, zart und bleich,
Gleich einem Geiste ihn umschwebet,
Dann fühlt er wie sein Herz erbebet
Und was der Armen er geraubt.
Vor ihr allein beugt er das Haupt
Und möchte allen Schmerz vergüten
Den auf das ihre er gedrückt,
Gern mit der Erde reichsten Blüthen

Hätt' er ihr Leben ausgeschmückt.
Doch weiß er denn was sie begehrt?
Was sie beglücken kann, die Reine,
Die in der Unschuld Himmelsscheine
So fremd steht an dem Vaterherd?
Wie eine Blume, die versetzet
Aus warmer Zone, in ein Land
Wo rauhe Luft den Keim verletzet,
Wo keine weise Gärtnerhand
Ihr reicht den Thau der sie erquickte
Und wo kein Auge ist, das blickte
Verstehend in ihr Herz hinein.
Sie stand so einsam und allein
In ihrer Brüder Kreis, wo keiner
Dem edlen schönen Hugo glich,
Im Kreis der Freunde, wo nicht einer
Wie Er so ernst und ritterlich.
Er war das Bild, das Tag und Nacht
Die Seele ihr mit Sehnsucht füllte,
Um ihren Blick den Schleier hüllte
Vor aller andern Erdenpracht.
Sie mußt es täglich fester pressen
An's Herz, das blutend er erwarb,
Sie konnte seiner nie vergessen
Der für sie litt, der für sie starb.
Der Welt kann sie nicht mehr gehören,
Die ihretwillen er verließ,
Die ihn in's Reich der Todten stieß
Und ließ das treuste Herz zerstören.
Drum oft mit sanfter Bitte stand
Sie vor dem Vater; „Laß mich gehn
„Zurück, wohin ich ward verbannt,
Laß mich im stillen Kloster flehn
Für Euch und mich um Gottes Gnade;
Mich scheuet auf dem Erdenpfade.
Was soll ich hier? Ihr braucht mich nicht
Bei Euren Festen, Euren Mahlen;
Dort harret meiner heil'ge Pflicht
Dort leuchten mir der Gnade Strahlen.

Mich drückt das eitle Prunkgewand,
Mich drückt des Lagers weiches Kissen,
Des Heilands durchgegrabene Hand
Pocht stets an's Herz mir und Gewissen,
Laß mich in seinen Wunden ruhn,
Und was er mir gebietet thun!«

So fleht die Fromme manchesmal,
Doch bleibt des Vaters Herz wie Stahl
An welchem machtlos niederglitten
Der Tochter sehnsuchtsvolle Bitten.
Er spottet ihrer frommen Demuth
Und schilt die ernste, zarte Wehmuth,
Die im Geräusche seiner Welt
Die reine Seele überfällt.
Mit immer neuen Festlichkeiten
Beginnt er gegen sie zu streiten,
Daß er betäube ihre Sinne
Und sie für Erdenglück gewinne.

Doch als er sieht in all dem Treiben
So ernst sie und so ruhig bleiben,
Gleich einem Stern der hoch am Himmel
Blickt in das irdische Gewimmel;
Da tritt er wie in alter Zeit
Tyrannisch fordernd zu der Armen,
Wie er der Mutter ohn' Erbarmen,
Gezeigt des Herzens Härtigkeit:
»Ich hab Dir den Gemahl erwählt,
Aus adlichem Geschlecht geboren,
Zur Braut hat er Dich auserkoren
Und bald bist Du mit ihm vermählt;
Bereite Dich zum Hochzeitsfeste
Und schmücke Dich auf's allerbeste.«

So heißt das Wort, das ohne Zaudern
Die Tochter ihm gehorchen heißt,
Ob er damit ihr Herz zerreißt
Und füllt mit Abscheu und mit Schaudern,
Das gilt ihm nichts, der böse Geist

Ist ganz in ihn zurückgekehrt,
Der mit Tyrannenmacht begehrt
Und ab ihr Flehn und Bitten weißt.

Doch auch Odilie hat den Muth
Von ihm geerbt als Lebensgut;
Er ahnet nicht den festen Willen
Die muth'ge Kraft der Ernsten, Stillen,
Die gleich der zarten Mutter nicht
Des Mannes Tyrannei sich beuget,
Die, wo nur rohe Willkühr spricht
Des Weibes edle Würde zeiget.
Sie ist des Waldes starkes Kind,
Um dessen Stirn die Tanne rauschte,
Des Vogels Flug, der Berge Wind;
Die auf den Sturz des Baches lauschte,
Der frei sich wählet seine Wege
Nicht scheuend Fels und Dorngehege.
Es ist ihr Herz zu wahr und rein
Des Frevels Fesseln sich zu fügen,
Und Sünde scheint es ihr zu sein,
Mit falscher Demuth zu belügen
Den fremden Mann, den sie nicht liebt;
Sie weiß, noch eine Rettung giebt
Es für die Armen, schwer Bedrängten,
Die frevelhafte Ketten sprengten:

„Zurück, zurück in deine Schatten,
Die mich so traut geborgen hatten
In meiner Kindheit Friedenszeit,
O, selige Waldeinsamkeit!
Wo still der Lärm der Welt verhallt,
Wo nur das fromme Glöcklein schallt,
Das mich mit holden Engelsgrüßen
Ruft hin zu meines Heilands Füßen!“

So spricht es laut in ihrem Herzen
Und drängt sie sonder Rast und Ruh
Dem altem Vaterhause zu.
Es sind des Heimweh's süße Schmerzen

Die ihr den Weg der Rettung zeigen
Aus dieser Welt der Finsterniß,
Und winken ihr mit Palmenzweigen
Aus ihrer Kindheit Paradies,
Das sie erkannt erst, als geschieden
Sie war aus seinem stillen Frieden.

(Fortsetzung folgt.)

„Peter Gottwills."

Erzählung in sechs Kapiteln von Franz Bonn.

Erstes Kapitel.

Handelt von Peters Anfang und seiner Mutter Ende.

Um die schöne Weihnachtszeit war's, als in einer giebelreichen stillen vormaligen Reichsstadt der Held unserer Erzählung das Licht der Welt erblickte und dadurch seinen armen Eltern die einzige große Freude ihres ganzen mühseligen Lebens machte. — „Peter Gottwills" — so hieß auch sein Vater, ein ehrsamer Schneider, der mit seiner theuern Ehehälfte die Leiden eines fleißigen aber nicht sehr geschickten Handwerkers theilte und dem genau berechnet von seinem kleinen winklichten Häuschen kaum so viel als schuldenfreies Eigenthum verblieb, daß er mit verkreuzten Beinen darauf sitzen konnte, während der Platz, auf dem sein Weib hantirte, schon seinen Gläubigern verpfändet war. Aber die Leutchen lebten zufrieden und da der kleine Peter dazu kam und für seinen kleinen Theil nicht wenig lärmte und schrie, ward ihnen so froh und freudig um's Herz, als hätten sie Geld und Gut genug; es fehlte auch beim Taufschmauße an Nichts, was dabei üblich war, so daß der Herr Pfarrer und die Gevattersleute sehr erstaunt waren, solchen Wohlstand bei dem armen Schneiderlein zu finden. Der würdige Pfarrherr ließ es bei dem kleinen 'Mahle nicht an kräftigen herzlichen Worten fehlen, indem er besonders hervorhob, daß Gottvertrauen der größte Schatz sei, den ein Menschenherz in sich tragen könne. Diese Ueberzeugung werde wohl auch für den kleinen Weltbürger die beste Erbschaft sein und ihm die sichersten Zinsen bringen.

Der Gevatter, ein wohlbeleibter, gemüthlich lächelnder Mann mit dunklen klugen Augen, ließ es dabei nicht an prophetischen Aeußerungen fehlen, zu welchen ihn der edle Traubensaft besonders aufgelegt zu machen pflegte. Er galt im Städtchen für einen der intelligentesten Bürger, was wohl sein gemessener und mit Fremdwörtern wohlgeschmückter Vortrag veranlaßt haben mag. Seine Gelehrsamkeit stammte indeß weniger von gründlicher Schulbildung, als von seinem Geschäfte her — er war ein Buchbinder. Daher kam seine Weisheit, denn er ging ja immer mit Büchern um und wenn er auch mehr auf den Einband als den Inhalt der Bücher achtete, so las er doch hin und wieder in den Werken, die er zu binden hatte und blieben ihm davon viele gelehrte Dinge im Kopfe hängen.

Der alte Peter hatte den Buchbinder auch deßhalb zu Gevatter gebeten, denn er hoffte, daß sich derselbe dann einmal seines Söhnleins annehmen werde und dieser wenn auch nicht ein Professor, doch wenigstens ein Buchbinder werden könnte.

„Bin's überzeugt," sagte der Gevatter und ergriff das Glas, „der junge Peter wird einmal ein braver tüchtiger Mann. Es regiert ein guter Stern und das hat immer seine Richtigkeit. Wenn ich nicht irre, steht die Sonne im Zeichen des Steinbocks!"

„Laßt das abergläubische Zeug!" erwiderte der Pfarrherr, „im Himmel und auf Erden regiert Gott und kein Sternbild!"

„Consentio," fiel der Buchbinder ein, „indessen ich habe alte astrologische Werke gelesen, die nicht ohne sind."

„Wir wollen darüber nicht streiten, vielmehr auf's Wohlergehen des kleinen Täuflings und seiner Eltern anstoßen," begütigte der würdige Pfarrherr und die Gläser klangen, während Peter mit einem Geschrei im Nebenzimmer sich vernehmen ließ, und einstimmte.

Der Pfarrer empfahl sich bald, ein ansehnliches Geldgeschenk unter der Serviette zurücklassend und der Buchbinder setzte sich nun noch mit dem alten Peter zu einer Flasche näher zusammen.

„Ich wünsch' Euch herzlich Glück," begann der Gevatter zu dem alten Schneider — „ich gratulire — Gott schenkte Euch den kleinen Peter, haltet ihn nur in guter Zucht und beobachtet den Grundsatz: nitiemo in retitum!"

„Was heißt das zu deutsch?" frug der alte Peter; „ich verstehe mich nicht auf's Griechische."

„Ist auch nicht griechisch — sondern lateinisch und heißt so viel, als — als" und dabei riß dem guten Gevatter der Faden des Gedächtnisses, denn er wußte in der That nicht, was diese lateinischen Worte bedeuteten. Er hatte sie auch bloß des Wohllauts wegen sich gemerkt, ohne je bis in die Tiefe ihres Sinnes eingedrungen zu sein. Um aber nicht dem Schneiderlein merken zu lassen, daß er aufsitze und nicht mehr weiter wisse — ergriff er rasch das Glas und sagte: „lassen wir das! Ihr versteht es doch nicht vollkommen — trinken wir lieber auf das Wohl des kleinen Peters" und dabei stieß er so kräftig an, daß beinahe beide Gläser gesprungen wären und trank sein Gläschen leer. — Die Flasche war's bald auch und da der Schneider überhaupt keinen Keller, geschweige denn Wein im Keller hatte, so gab sich das Ende des Taufschmaußes von selber.

Der Buchbinder hatte sich den kleinen Peter nochmal angesehen und war unter vielen Complimenten und Begrüßungen mit seiner Ehehälfte, die sich indeß mehr mit der Mutter Peters unterhalten hatte, aus dem Hause des armen Schneiders gegangen, in dessen Räumen es heute so fröhlich gewesen, wie nie vorher und wohl lange nicht mehr nachher. Der alte Peter aber war von ganzem Herzen glückselig und blieb ihm der schöne Tag des Taufschmaußes eine wohlschmeckende Erinnerung für's ganze Leben. — So war denn der Anfang dieses jungen Lebens ein über die Maßen froher und freudiger, wenn auch in dem armen Schneiderhäuslein bald wieder die alte Armuth und Stille eintrat, die vorher darinnen hauste.

In der kleinen Stadt hatte es mit den bürgerlichen Gewerben seine besondere Schwierigkeiten, da viel mehr Leute da waren die arbeiteten, als die, so die Arbeit zahlen konnten. Es waren nämlich vordem schönere und glänzendere Tage gewesen und die Stadt im allmähligen Verfall. Die reichen Leute waren zu zählen und so plagten sich denn die Andern mit kleinem Vortheile und Gewinn so gut es ging. Da mußte denn unser Schneiderlein viel wegen seiner Kundschaft thun, als z. B. beim Wirth zur Glocke um vier Uhr, beim Wirth zum Elephanten um sechs Uhr, beim Wirth zum Hirschen am Montag, beim Rosenwirth am Dienstag und so jeden Wochentag bei einem andern in der Trinkstube erscheinen, das Mehl bei dem und die Kerzen bei jenem kaufen, denn sonst hätten sie alle bei ihm nichts machen lassen. — So kam es, daß der alte Peter Gottwills, gar manche Stunde vom Hause abwesend sein mußte, die er in Arbeit wohl besser hätte verwenden können und

wie es ihm an leichtem Sinn und frohem Wesen nicht mangelte, so kam ihm zuweilen ein Tröpflein zu viel in den Schlund, was denn allzeit reiche Thränen seiner wackern Hausfrau hervorrief. Freilich waren solche Thränen nicht immer ohne Grund, denn wie es mit der löblichen Stadt im Großen, so ging es mit dem Hauswesen des ehrsamen Schneiders im Kleinen den Krebsgang. Dabei wuchs unser kleiner Peter fröhlich heran, und je kleiner ihm die Höslein wurden, die ihm der Vater in süßen Mußestunden aus allerlei Abfällen höchst sinnreich konstruirte, je größer ward sein Appetit, und die gute Mutter mußte sich manchen Bissen versagen, damit der kleine Peter genug bekam. Aber nicht nur, daß der leidige Mammon in der kleinen Herberge niemals lange Einkehr hielt und daß die Nadel unseres ehrenwerthen Schneider-Meisters allmälig merklich langsamer auf- und abging — wie es gewöhnlich geht bei solchen Leuten, denen das Glück nur eine kurze Stunde leuchtet, um ihr ganzes Leben desto dunkler erscheinen zu lassen, ward auch bald nachdem der kleine Peter das Vaterunser ohne Zusprache und Unterstützung beten konnte, seine Mutter kränklicht, und da es an der nöthigen Sorgfalt und Pflege den Umständen gemäß fehlen mußte, so ging es täglich schlimmer, statt besser. Das arme Schneiderlein ließ es zwar seinerseits weder an Fleiß noch gutem Willen fehlen, aber es wollte nicht ausgeben. Jene Tage, in denen die Mutter in Schmerzen lag, und wo der kleine Peter stille sitzen mußte um nicht durch seine polternden Spiele ihre Ruhe zu stören, waren ernst und traurig genug und wäre nicht dann und wann der Doktor mit seiner langen Nase und den buschigen Haaren zu Besuch gekommen, so wäre wohl der kleine Peter bald so traurig geworden, als sein betrübter Vater es war. — Dieser Doktor war aber auch eine so komische Person, daß die meisten seiner Patienten, die genasen, dieß nur dem Lachen zu verdanken hatten, das seine Erscheinung hervorrief. Freilich kam das Genesen nicht zu häufig vor, denn die ungeheuren Massen von rothen, braunen, gelben und grünen Medizinen, die er zu verschreiben pflegte, ließen auch die kräftigsten Naturen nicht über die Krankheit Herr werden. — Oft, wenn er den Stock an den breiten Lippen, oder den Finger an der Nase, über die Symptome der Krankheit nachsann, schlich sich Peter unbemerkt hinter ihn und zog ihm das Sacktuch länger hervor, schnell sich verbergend, was dann den ernsten Mann nicht wenig in Erstaunen setzte. Aber für den Tod ist kein Kräutlein gewachsen und so waren denn die Künste des gelehrten Herrn leerer Dunst und Nebel und an einem

schönen Frühlingsmorgen lag die gute Frau bleich und todt auf ihrem Lager. Der Vater führte den kleinen Peter an das Bett der Mutter und weinte bitter. Peter hätte gerne auch geweint, aber er brachte es nicht zusammen, hielt sich demnach still, streckte sich und küßte die weiße kalte Hand seiner lieben, todten Mutter. Die Sonne schien so hell und heiter in die enge Kammer und die Vöglein sangen lustig vor dem Simse — es war ein froher Frühlingsmorgen — und „dein Mütterlein ist todt“ — das wollte dem kleinen Peter nicht eingehen; er ward beinahe böse auf Sonne und Vöglein, daß sie sich gar nichts um die todte Mutter bekümmerten, und so lustig waren wie sonst. Dann aber kam es ihm wieder, als sollte er auch lustig sein, die Mutter werde schon wieder lachen und herumgehen; es sei nur ein fester Schlaf, in den sie versunken. — Aber sie lachte nimmer! — —

Als der alte Schneider mit seinem kleinen Söhnlein vom Kirchhof heimging, auf dem nun die liebe Mutter ruhte, sagte er zu dem Buchbindermeister, der natürlich unter den Leidtragenden war, und wie sich gebührte, ein trübes langes Gesicht machte: „Ich wollt, sie hätten mich eingesenkt und die Mutter bei meinem Buben gelassen. Ich kann den Buben nicht erziehen und weiß nicht, was ich nun mehr anfange, denn wo die Hand der Mutter fehlt, da werden die jungen Bäumlein krumm und tragen wenig Früchte. Zudem soll mein Peter was Besseres werden, als ein Schneider, wie Ihr ja selber ihm eine schönere Zukunft prophezeitet!“ —

„Allerdings,“ erwiederte der kluge Gevatter mit einem leisen Lächeln, „bei Euch kann der Bube kein Kirchenlicht werden; aber was ist da zu machen?“

„Herr Gevatter! ich wüßte schon Mittel und Wege, was da zu machen wäre, aber es kommt auf Euch an, ob Ihr damit einverstanden seid,“ meinte der Schneider und fuhr nach einer kleinen Weile fort: „Herr Gevatter, Ihr seid ein gescheidter Mann und wohlhabend dazu — wenn Ihr mein Kind zu Euch nehmen wolltet, Eure kluge Hausfrau hätte dann doch auch eine schöne Beschäftigung, denn Ihr habt keine Kinder und so sauer mir's fällt, den lieben Peter von mir zu thun, so wird's doch das Beste sein, wenn Ihr Euch des kleinen Pathen annehmen wolltet. Gelt Peterl, Du willst einmal ein Buchbinder werden? —“

Der Gevatter lächelte selbstgefällig des Kleinen Antwort erwartend. —

„Nein," sagte Peter, „ich will einmal ein Doktor werden und die kranken Leute gesund machen."

„Willst hoch hinaus, Bursch," meinte der Buchbinder etwas verwundert, — sagte aber dem alten Peter in Freuden zu, nur setzte er die Bedingung, daß es seiner Hausfrau ebenso recht sei, wie ihm und so trennten sie sich mit einem größeren Wohlbehagen, als es nach einem so traurigen Begräbnisse zu erwarten gewesen wäre. — —

Dem kleinen Peter, der jetzt schon das sechste Lebensjahr zurückgelegt hatte, war der Plan seines Vaters nicht recht und da ihm derselbe eines Morgens ankündigte, er solle sich nun anziehen, die Frau Gevatterin habe eingewilligt, er werde er heute zum erstenmal bei dem Herrn Buchbinder essen und schlafen, da kam den kleinen Schneidersssohn große Trauer an, denn das liebe kleine Haus der Eltern war ihm über Alles theuer geworden, und zu dem gelehrten Buchbinder hatte er sich kein Herz fassen können. Hinter dem Ofen der Stube war ein kleiner, freier Winkel, den er sich zu seinem Lieblingsplätzchen auserseher und mit allerlei Geräthen sorgfältig geschmückt hatte. Er war seine Welt; wenn er gestraft wurde, weinte er dort seine bittern Thränen, wenn er spielte, saß er meistens still da hinten, dort war sein Schemel, seine kleinen Kostbarkeiten — kurz, der Mittelpunkt seines Lebens und nun sollte er fort — fort von seinem Vater, fort von seinem Ofen, von dem trauten Winkel und was ihn noch besonders schmerzte, von der alten grauen Katze, die mit ihm stundenlang in seiner kleinen Zelle saß und mit der er so vertraut war, wie mit einer älteren Schwester! Er setzte sich demnach stumm und tiefbetrübt in seine kleine Welt und weinte heimlich für sich hin, bis der Vater ihm wiederholt erklärte, wie er bei dem Buchbinder es viel besser haben werde, gut zu essen und zu trinken bekäme und wie er da viel lernen und was Rechtes einmal werden könne und so weiter. Der kleine Peter folgte nicht ohne Widerwillen und als er mit seinem Vater in des Gevatters Haus trat, schrie er gerade hinaus, so daß bald der Buchbindermeister und seine strenge Gattin ärgerlich geworden wären und die Sache wieder rückgängig gemacht haben würden, hätte sich Peter nicht bald durch den kleinen Mops beruhigt gezeigt, den man ihm zum friedlichen Gespielen vorstellte und der alsbald wedelnd die neue Bekanntschaft inniger zu knüpfen wußte.

So war er denn in einer neuen Welt, die freilich eng genug und schmutzig dazu aussah, denn das düstere rauchige Gemach war, wie das in so

kleinen Städtchen häufig der Fall ist, Wohnstube, Laden und Werkstätte zugleich. Peter hatte sich kaum in dem unerquicklichen Raume gehörig umgesehen, als eine alte Frauensperson eine dampfende Schüssel auf den Tisch stellte, von welchem der ehrsame Buchbindermeister Leimtiegel und Presse noch zur rechten Zeit entfernte. Peter hatte sich sonst eines guten Appetits zu erfreuen, aber nun der Meister und die Frau Meisterin nebst der alten Base an dem Tische Platz genommen, da war ihm so unbehaglich und weinerlich zu Muth, daß er an Alles, nur nicht an's Essen dachte. — Die Meisterin hatte ihm einen ansehnlichen Knödel hinausgegeben, war es jedoch die feste und schier undurchdringliche Beschaffenheit desselben, war es Mangel an Eßlust überhaupt, Peter bückte sich lieber nach dem artigen Mops, der mit unverwandtem Blick zu ihm aufschaute.

„Nun Peterchen," sprach die Meisterin mit einem Lächeln, welches ein feiner Beobachter mit der Sparsamkeit dieser würdigen Frau in Verbindung gebracht hätte, „Du bist ja ein gar genügsamer Kostgänger, spielst mit dem Hund und läßt den Knödel stehen." —

„Laß den Knaben!" erwiederte der Buchbindermeister, „er hat noch Heimweh; wenn er ein Mal ein paar Tage bei uns ist, wird er der Schüssel schon besser zusetzen, ich hab auch das erste Mal nichts essen können, wie ich in die Lehre kam."

„Nun, das laß ich gelten," näselte die alte Base — „wenn er aber meine Knödel nicht schmackhaft gefunden hätte, dann wäre er seiner Lebtag keines Knödels werth." —

Auf diese Worte folgte feierliche Stille, die nur durch das Klappern der Teller und Löffel unterbrochen ward und auf die Stille folgte eine weitere Speise, welcher aber nur mehr ein kurzes Tischgebet folgte, nach dem sich Peter froh vom Stuhle schwang und sich an den Ofen stellte, auf welchem die Leimpfanne stand. „O wenn ich wieder daheim wär'," dachte er bei sich und rührte mit dem Borstpinsel in der edlen Flüssigkeit herum. —

Es ist etwas Eigenthümliches um das Heimweh; es ist dieselbe Welt, in der wir leben, dieselbe Sonne die uns leuchtet, dieselbe Luft, die wir athmen, dieselben Mauern die uns umgeben, dieselben Bretter auf denen wir stehen und dennoch dünkt uns Alles fremd, schwer, lästig, kalt und unerträglich gegen die Heimath — und wäre es nur die einer behaglichen Kindsstube. Peter hatte noch nie einen so großen Knödel gesehen und doch fehlte ihm

die Eßlust; denn es war ein fremder Tisch an dem er saß und ein fremder Löffel mit dem er essen sollte.

Was dem armen Peter in seiner fremden Umgebung noch schwerer fiel, als der Verlust seiner heimlichen Plätzchen im Vaterhause, war das fremde Wesen derjenigen, die ihn fortan umgaben. Besonders die alte Base, die eine ziemlich spitze und lange Nase hatte, kam ihm beinahe schauerlich vor, obwohl dieselbe ihm nichts zu leid that. Im Gegentheile, sie war mit ihm beinahe so freundlich, wie mit dem kleinen Mops; aber der Ton mit dem sie gleich bei der Knödelscene aufgetreten, ließ ihn ahnen, in welche unabsehbare Tiefe des Jammers ihn der Verlust ihrer Gnade nothwendig stürzen würde.

So gefährlich sollte es indeß nicht werden.

„Peter," sprach nach dem Essen der Meister und der Angeredete stellte sich in ergebenener Unterwürfigkeit vor seinen Herrn. „Ein jedes Handwerk hat seine Schwierigkeiten und Vortheile, die man überwinden und kennen lernen muß um es in der Profession zu etwas Tüchtigem zu bringen. Du sollst einst würdig werden, ein wirklicher Buchbindermeister zu sein, wie ich. Also laß uns bei Zeiten anfangen. Eh' ich Dich aber in die eigentlichen Geheimnisse meiner Kunst einführe, will ich Dir sagen, was bei jedem Handwerk die Hauptsache ist" — hier hielt der Meister inne und schaute mit klugem Lächeln auf den kleinen Peter, der unterdessen die Nägel an dem ledernen Lehnstuhl gezählt hatte, in dem sein Meister saß.

„Weißt Du's wohl, was die Hauptsache ist?"

„Der Leim," antwortete Peter, der gedankenlos die Rede seines Meisters nur dem Tone nach angehört hatte.

„Nicht übel!" lächelte der Meister — „der Leim! das läßt sich hören in gewissem Sinne — so zu sagen — wenn man damit das zähe Festhalten andeuten wollte. —"

Peter staunte über den Sinn, zu dem seine unschuldige Aeußerung im Munde des gelehrten Meisters gelangte, als der Meister fortfuhr: „Der Fleiß ist die Hauptsache, Peterchen! das feste Ausdauern, das nur nach sechs sauern Werkeltagen einen Sonntag kennt! Ich könnte Dir darüber manche lateinische Lehre sagen, aber das capirt so ein kleiner Junge wie Du noch nicht."

„Wie magst Du nur so viele Worte an den Buben verschwenden!" ließ

sich nun die würdige Frau Meisterin hören; „laß ihn gleich zugreifen und die Abfälle zusammenkehren — das wird besser sein.“

Peter, dem diese Anschauung auch mehr zusagte, als die ernste Rede des Meisters, ließ sich das nicht zweimal befehlen und machte sich gleich daran, eine Unzahl von dünnen Papierstreifen, die vom Beschneiden eines Buches her auf dem Boden lagen auf einen Haufen zusammenzukehren, wobei der kleine Mops immer wieder zerstörte, was er gut gemacht, indem er die Arbeit des Knaben mehr für ein Spiel zu halten schien. Die weiteren weisen Ermahnungen des Meisters unterblieben und außer einem kleinen Puff, der von Rechtswegen dem Mops hätte gelten sollen, dem Peter aber in der That versetzt wurde und seiner Arbeit, wie dem Spiele des Hundes ein Ende machte, wüßte ich sohin über die Einleitung mit welcher Peter in die neuen Verhältnisse und seinen künftigen Beruf eintrat, nichts zu berichten.

Lassen wir daher unsern kleinen Peter bei dem klugen Gevatter und sehen wir uns einstweilen, bis er ein wenig etwas gelernt hat und ihm auch das Essen schmeckt, (was zwar schon in ein paar Tagen wirklich der Fall war) wo anders um, wo es freundlicher ist, als in der düstern Stube des Buchbinders. —

Zweites Kapitel.

Führt in ein großes Haus und handelt von einem andern kleinen Menschen.

„Graf Oskar schläft noch, lassen Sie wieder ausspannen,“ sagte eine feine Stimme zu einem groben, breitschulterigen Burschen, der in einer schönen Livree an der Thüre stand und sich so schnell entfernte, daß man, wenn man ihn dort zum erstenmal gesehen hätte, außer Stand gewesen wäre, zu sagen ob die Kleidung braun oder blau war.

„Er schläft heute außerordentlich lang,“ ließ sich eine zweite Stimme vernehmen, welche im Besitze einer hohen schwarzgekleideten Dame war, die nachläßig ein herrlich gebundenes Buch in der Hand auf einem niedern Lehnstuhle saß.

„Befehlen die gnädige Gräfin, daß ich ihn wecke?“ fragte die Besitzerin der ersteren Stimme.

Ehe aber noch eine Entscheidung erfolgte, machte sich Graf Oskar selbst geltend, indem er mit der ganzen Kraft einer Kinderstimme kund gab, daß er ausgeruht und ausgeschlafen habe.

Kaum hatte der erste Ton seiner Stimme sich vernehmen lassen, als Alles in Bewegung gerieth denn die Wünsche des verwöhnten Kindes waren so vielfach, daß auch die größte Bereitwilligkeit sie nicht befriedigen konnte. Endlich beruhigte den kleinen Herrn das oben erwähnte prächtige Büchlein, welches er alsbald gehörig verarbeitet und zerrissen hatte, was seine Mutter mit frohem Lächeln geschehen ließ. Man hatte verschiedene wollene Kleider und Tücher, seidene Bändchen und Federn an dem jungen Herrn befestigt und angebracht, als er auf dem Arme seiner Kinderfrau das Zimmer verließ und nachdem er dem Papa einen vergnügten Tag gewünscht und ihm dabei den Hemdkragen zerrissen hatte, in einem breiten bequemen Wagen Platz fand, worauf die Pferde, die man unterdessen wieder eingespannt hatte, ihn, die Gräfin und die Kindsfrau, in lustigem Trab aus einer kühlen Einfahrt in den herrlichen Park hinauszogen, der das Schloß märchenhaft umgab.

Es war ein herrlicher Frühlingsmorgen. Die Sonne hatte in goldener Pracht sich schon seit mehreren Stunden alle die neuen Wunder besehen, die über Nacht aufgeblüht waren und eben an einem der hohen Bäume des Parkes einige tausende neuer Blüthen und Blätter gezählt, als sie durch die Scheiben des geschlossenen Wagens (denn der Doktor hielt die Luft in der Kutsche für zuträglicher, als die freie blaue Gottesluft) auf das Näschen des kleinen Grafen Oskar fiel, der im Arme seiner Kinderfrau bald wieder zu schlafen anfing. Die Sonne sieht jahraus, jahrein viele Menschenkinder große und kleine, aber sie erinnerte sich kaum ein hübscheres Näschen beschienen zu haben, als das des kleinen Oskar. Es war ihr aber das Vergnügen nicht lange gegönnt, über dasselbe Betrachtungen anstellen zu können, denn die besorgte Mutter zog die grünen Vorhänge vor und so war es der Sonne nicht mehr möglich in den Wagen zu kommen, ihre Strahlen mußten sich an der lakirten Außenseite und den blanken Radreifen begnügen, an denen sie denn auch lustig genug ihren Tanz aufführten. —

Das Schloß, von dem oben die Rede war, lag eine halbe Stunde von der kleinen Reichsstadt entfernt, in der Peter zur Welt gekommen und war die schöne Besitzung eines reichen Grafen, der es mit seiner Gattin und dem einzigen Kinde Oskar bewohnte. Der Graf hatte eine besondere Liebhaberei an der Oekonomie und betrieb dieselbe nach wissenschaftlichen Grundsätzen unter Beihilfe von einigen Ober- und Unterverwaltern so vortheilhaft, daß

er, wenn die Erträgnisse seines Gutes seine einzige Einnahmsquelle gewesen wären, wohl kaum sich nothdürftig hätte sättigen und kleiden können. Denn die Erträgnisse des Forstes verzehrte das Forstpersonal, die der Aecker und Wiesen die Verwalter und das übrige Gesinde; was an Zehnten, Gilten und aus dem Bräuhause gewonnen wurde, verschlangen neue Versuche, Gartenanlagen, künstliche Fischzucht und ausländische Gewächse. Aber der Graf hatte sonst noch schönes Vermögen und so lebte er ohne Sorge das Jahr hindurch. Daß unter diesen Umständen Oskar nicht nur nichts abging, was erfüllt werden konnte, ist daher bei der mütterlichen Liebe und Nachsicht kein Wunder. Schlug er aus Privatvergnügen eine kostbare Tasse in Trümmer, so lächelte man über seine Kraft und Lebendigkeit; warf er, was in späteren Jahren öfter vorkam, einen großen Spiegel in Scherben, so verwehrte man es kaum, waren ein Dutzend Wiegenpferde zu Schanden geritten, so standen schon wieder andere bereit, um sich unter der Last des Knaben schaukeln zu lassen. — Als der kleine Oskar größer wurde, fehlte es nicht an Gouvernanten, die mit ihm deutsch, englisch und französisch plauderten und so brauche ich wohl kaum zu sagen, daß aus Oskar etwas Tüchtiges hätte werden müssen, wenn der Junge nur, ehe er auf die zierlichste Weise der Frau Gräfin guten Morgen wünschen konnte, ein Vaterunser hätte beten oder das Kreuz machen können. So wuchs er denn auf wie ein Treibhauspflänzchen, das noch keinen Athemzug in Gottes freier Luft machen konnte.

Der schöne Frühlingsmorgen, an dem wir die Bekanntschaft mit dem Kinde machten, war derselbe, an dem Peters Mütterlein die Augen schloß! O wie anders waren doch die äußeren Verhältnisse dieser beiden Kinder und welcher Gegensatz lag in der kleinen Schneiderstube, wo das arme Weib am Sterben lag und den stolzen Räumen des Schlosses, in welchen die stattliche Gräfin ihren kleinen Sohn herzte und küßte! —

Der Tod ist ein seltsamer Gast! Er geht umher, wie's ihm beliebt; bald schleicht er als Fieber durch stille Thäler, bald pflückt er ein einsames Röslein am Bergeshang, bald stürzt er mit einem brennenden Gebälke über wehrlose Weiber und Kinder, bald spielt er mit den Wogen und lockt zum letzten Bade den müden Gesellen. So lange die Welt steht, wandelt er aus und ein in den Hütten und Häusern der Menschen und wird nicht müde. Heut pocht er am stolzen Thore des Königsschlosses

und morgen an der schmutzigen Thüre des Todtengräbers. Da berührt er im Fluge ein tanzendes Mädchen im Ballsaal, dort haucht er einen jungen Reiter an, daß er vom Sattel sinkt; den Mann, der im Sturme des Lebens stark nach dem Ziele ringt, er wirft ihn mit einem leisen Drucke nieder, und dort schleicht er vorbei an dem Wehlager bleicher, zitternder armer Würmlein, deren Ende so gut schiene, denn die Schmerzen wetteifern mit dem Elend ihres Daseins sie zu Jammergestalten zu machen. Und wie er in dem Hause des Schneiders die liebe Mutter unsers kleinen Peters mit seiner kalten Hand berührte, so stieg er einige Jahre später unbemerkt die breite Treppe des Schlosses empor und legte seine kalte Hand auf das Herz der Gräfin, so daß es für immer aufhörte zu schlagen. —

Die arme Gräfin mußte früh von all den Schätzen und Freuden, an denen ihr Leben so reich war, Abschied nehmen. Wer von ihrem Tode hörte, war betrübt und sagte: „Welch ein Unglück! die Frau hatte den Himmel auf Erden und mußte so jung sterben!“ und doch, wer damals in die Zukunft gesehen hätte, der hätte sagen müssen: „Glückliche Mutter, die Du sterben kannst, ohne daß der Traum Deines Lebens einmal schmerzlich gestört worden ist; Dein Kind lächelt noch über Deinen Tod und spielt mit den Blumen, die sie auf Dein Grab legen!“ —

Oskar ward nach dem Tode der Gräfin der Obhut einer nahen Verwandten übergeben, der Vater suchte seinen Schmerz auf weiten Reisen zu vergessen; aber er kehrte nicht mehr heim. Aus weiter Ferne kam die Nachricht seines Todes und der junge Oskar war zehn Jahre alt, als man ihm sagte, es sei nun auch sein Vater gestorben!

Oskar kam nun unter die Vormundschaft eines reichen Onkels, welcher die Erziehung des Knaben dem Hofmeister übertrug, der schon zu Lebzeiten des Vaters ins Haus gekommen war. Im älterlichen Schlosse lebte nun Oskar allein mit seinem Erzieher und wuchs heran im steten vollen Sonnenschein äußeren Glückes.

Mit dem Lernen wollte es freilich nicht sonderlich vorwärts gehen; aber wozu auch? man hatte ihm ja früh genug gesagt, daß er der einzige Erbe seiner Eltern sei und daß ihn ein großes Vermögen erwarte. So kam es, daß Oskar zwar sehr viele Stunden des Tages mit Lernen beschäftigt war, aber nichts lernte, denn nichts begreift die Jugend leichter, als einen Grund, der es überflüssig erscheinen läßt, sich mit dem Lernen zu plagen.

An Büchern fehlte es dem kleinen Grafen nicht; da lagen sie von allen Größen, in Prachtbänden mit Bildern und Karten, zur Belehrung, zur Unterhaltung, dick und dünn wie in einer Bibliothek. Der sinnreiche Leser wird hier bereits ahnen, wie das erste Kapitel mit dem zweiten zusammenhängt. Er wird sich fragen, wer mag wohl diese Bücher gebunden haben? und dabei an den Buchbindermeister denken, bei dem unser Peter als Lehrjunge Knödel speisen mußte. Er wird weiter sich denken, daß die Geschichte des Grafensöhnleins im Zusammenhang stehen werde mit dem kleinen Peter und damit der geehrte Leser — oder die geehrte Leserin — nicht lange im Zweifel ist, ob sie recht haben, so will ich es gestehen, die Bücher des Grafen Oskar pflegte der Gevatter unsers kleinen Peters zu binden und Peter mußte sie in das Schloß tragen. Da aber Oskar nun schon über zehn Jahre zählt und wie der sinnige Leser gleichfalls bemerkt haben wird, Peter um etwa fünf Jahre älter ist als Oskar, so ergibt sich aus einer einfachen Summirung der beiden Zahlen, daß Peter seit wir nicht mehr von ihm gehört, bereits beinahe fünfzehn Jahre alt geworden, was schon immer ein Alter ist, vor dem man Respekt haben muß. —

„Dieses Buch," sagte eines schönen Tages der kluge Buchbindermeister zu Peter, „darfst Du nähen, Peter! merke hübsch auf, daß die Bogen recht aufeinandergehen; es gehört für den jungen Herrn Grafen und Du sollst es einmal versuchen, das Buch ganz und gar allein herzustellen."

Peter war über den unvermuthet ehrenvollen Auftrag höchst erstaunt und erfreut. Bisher hatte er, da er ja auch erst seit einigen Jahren vom Schulbesuche frei war, nur äußerst untergeordnete einzelne Verrichtungen zu besorgen; aber ein ganzes Buch allein binden zu dürfen, das war für Peter ein großes Ereigniß, und noch dazu ein Buch für den Grafen. Peter hätte zwar bei tieferem Nachdenken einsehen müssen, daß gerade darin ein geringer Grad von Vertrauen auf seine Kunst zu finden war, denn der alte Buchbinder wußte nur zu gut, das Buch werde mit anderen lediglich von einem Bedienten in Empfang genommen, auf Oskars Zimmer gebracht, und vielleicht Monate lang nicht eines Blickes gewürdigt werden; aber das kam dem Peter nicht in den Sinn.

Als derselbe mit großer Sorgfalt sein Probestücklein fertig gekleistert hatte, verfügte er sich nicht ohne einiges Gefühl kindlichen Stolzes in das Schloß des Grafen um das Buch abzugeben. Ganz gegen den sonstigen Ge-

schäftsgang war unten im Hause Niemand zu sehen, der Lehrjunge stieg also die breite Treppe hinauf und kam so zufällig durch einen breiten hellen Gang der mit Teppichen belegt war an das Studirzimmer des kleinen Oskar. Nachdem Peter ehrfurchtsvollst angepocht hatte, ging die Thüre auf und der Hofmeister hieß ihn mit freundlicher Miene eintreten.

Wie war's da dem jungen Peter so feierlich zu Muthe. — Ein großes hohes Zimmer, ringsum von schöngebundenen Büchern umstellt, voll von Karten, Plänen, Abbildungen und Figuren; die Sonne schien durch hohe Fenster, an denen grüne Vorhänge halbvorgezogen waren, breite behagliche Tische trugen Schriften in großer Unordnung und den Boden deckten breite bunte Teppiche; welch eine neue Welt ging da dem armen Knaben auf! Kaum getraute sich der arme Peter vorwärts zu gehen und reichte schüchtern seinen ersten Versuch dem Hofmeister. Der aber war ein freundlicher wohlwollender Herr, der die Angst des jungen Buchbinderlehrlings wohl verstand, und ermunterte ihn, sich nach Herzenslust umzusehen.

„So etwas hast Du wohl noch nicht gesehen?" — meinte der Hofmeister. „Sieh Dich nur satt." —

„Da muß man Etwas lernen," antwortete schüchtern Peter in den Anblick verschiedener ausgestopfter Thiere verloren.

„Meinst Du?" — sagte lächelnd der Hofmeister. In demselben Augenblicke sprang Graf Oskar herein und blieb bei dem Anblick des kleinen Buchbinders verdutzt stehen.

„Der Junge meint," wendete sich der Hofmeister zu Oskar, „in einem solchen Studirzimmer müsse das Lernen von selbst gehen; zeigen Sie ihm doch, was Sie wissen und erklären Sie ihm, was das für Thiere sind." —

Oskar sah den Hofmeister verwundert an; als er aber aus dessen Augen erkennen konnte, daß es ihm mit diesem inprovisirten Examen vollständig Ernst sei, wendete er sich zu Peter, der sich in nicht geringer Verlegenheit anschickte das Zimmer zu verlassen.

„Bleibe nur hier," sagte der Hofmeister, der das bemerkte, „Graf Oskar wird Dir Alles erklären."

„Ich danke Ihnen," erwiederte Peter, — „ich würde doch nichts davon verstehen, muß auch wieder heim zu meinem Herrn, der möchte zanken,

wenn ich so lang ausbleiben würde“ — und damit war Peter unter einer leichten Verbeugung aus dem Zimmer und fort.

Ein dankbarer Blick des Grafen Oskar begleitete ihn bis zur Thüre, denn er wußte schier noch bestimmter als sein Herr Hofmeister, daß er gründlich aufgesessen wäre, wenn's mit dem Erklären hätte Ernst werden sollen. —

Als aber die Thüre sich hinter Peter geschlossen hatte, da regte sich in der jungen Brust ein Gefühl verletzter Eitelkeit; der Wunsch, je eher je lieber sich in voller Weisheit vor dem armen Buchbinderlehrling zu zeigen, erfüllte lebhaft Oskars erregtes Gemüth. —

So war der erste Keim zu einer Freundschaft gelegt, die trotz der Verschiedenheit des Standes und Alters zwischen Peter und Oskar sich entfalten sollte, zu einem für Beide bedeutsamen Verhältnisse. —

Aus dem Benehmen des jungen Peter leitete sich ein gewisses Wohlwollen von Seite Oskars gegen ihn ab und die verletzte Eitelkeit ersetzte an Interesse bei dem Grafen, was dem Buchbinderlehrling als solchem abging. — So geht es oft im Leben, ein vergessenes Buch, das man irgend wo liegen ließ und wieder abholt, eine leicht hingeworfene Bemerkung, ein zufälliges Zusammentreffen bildet oft die Veranlassung zu einem Verhältnisse für das ganze Leben und hätte der Meister Buchbinder das Buch, das Peter in's Schloß trug, nicht zu binden bekommen oder wäre der Portier an seinem Platz gewesen, so wären Oskar und Peter einander so fremd geblieben, wie ich und der Kaiser von China.

Von dort an wiederholten sich die Besuche Peters bei dem jungen Grafen, der sich jedesmal sofort bemühte, sein Licht leuchten zu lassen und da der Hofmeister in Peter ein junges unverdorbenes Gemüth und einen aufgeweckten Verstand erkannte, so hatte er nichts dagegen, sondern förderte das Zusammenkommen der jungen Leute und so kam es, daß Peter alsbald nicht nur, wenn er im Schlosse ein Geschäft hatte, sondern auch Sonntags dann und wann ein Stündlein im Studirzimmer verweilen durfte. — Daß sich dabei seine Kenntnisse vermehrten, daß ihm ganz neue Gebiete aufgethan wurden, brauche ich wohl nicht anzuführen, denn nicht nur der kleine Graf Oskar, sondern auch der Herr Hofmeister bemühte sich, die Wißbegierde Peters zu stillen. Die Kunde ferner, noch halb unerforschter Ländergebiete, die Nachrichten über wilde Völkerstämme, waren es insbesondere, was Peters ganzes Herz einnahm

und da man ihm auch einige Reisebeschreibungen und Ortsgeschichten zum Lesen lieh, so erfüllte dieser Gegenstand bald das ganze Wesen Peters so sehr, daß er an nichts mehr dachte, von nichts mehr träumte und nichts mehr wünschte, als Reisen in die weite Welt. — Wie heiß aber auch diese Wünsche glühten, so begriff er doch, daß sie nicht erfüllt werden konnten. — Seinem Meister, das wußte er, durfte er nicht mit solchen Plänen kommen; er hatte ihn ein einzigesmal über einem vom Grafen geliehenen Buche getroffen und ihm dasselbe sofort mit solcher Schnelligkeit an den Kopf fliegen lassen, daß Peter mit einemmale aus der Wüste Sahara, von der er eben in dem Buche las, in die Buchbinderstube sich versetzt sah und gar nicht wußte, wie ihm geschehen. Sein Vater, der noch immer in dem kleinen Häuschen sein Schneiderhandwerk trieb und genau auf dem Flecke saß, auf dem er vor Jahren gesessen, hätte sich zwar wohl eher mit dem Gedanken vertraut machen können, sein Peter werde ein reisendes Genie; allein Peter hatte nicht den Muth mit einem so kühnen Plane die Ruhe seines alten Vaters zu stören, der sich an den Fortschritten seines Sohnes in der edlen Buchbinderkunst innig erfreute und dieß auch durch kleine Geldgeschenke, die er seinem Peter gab, wenn dieser Sonn- und Feiertags Nachmittags bei ihm war, deutlich äußerte. Bei dem Herrn Hofmeister und Grafen Oskar ließ Peter wohl hie und da Andeutungen fallen, aber diese verstanden ihn nicht oder wollten ihn nicht verstehen und so blieb dem armen Peter nichts über, als sich in freien Stunden mit einem solchen Buche auf den Dachboden zurückzuziehen und so unbemerkt über die Giebel der alten Reichsstadt hinweg dem fernen Süden zuzuschweben und sich hinauszusehnen über Land und Meer.

O du selige Zeit träumender Knabensehnsucht, wo Deine Augen noch ungetrübt in's große Licht einer schönen Zukunft schauen! heimliche Winkelchen trennen Dich von dem Sturm des Lebens und Du trägst unentweiht und rein die Perle der Ahnung in dem Herzen verschlossen. — Wie schön ist da Alles, wie groß der Aufbau Deiner Entwürfe, wie reich die Fülle der Vollendung, wie hoch der Schwung der Empfindung, die keine Schranke kennt. Wenn aber das Muschelthier aufsteigt aus der Tiefe und die Perle an's Licht soll — o wie anders ist die Wirklichkeit, als jene Träume waren. Glücklicher Peter! das waren Deine schönsten Stunden und nie wieder in Deinem Leben hat es so selig gepocht in Deiner Brust, als damals, da Du über die Giebel schautest weit in die blaue unendliche Zukunft.

So schwanden Tage, Wochen, Monde, Jahre! Es kam die Zeit, wo Peter sein Gesellenstück — ein schönes großes Meßbuch in Sammt gebunden — anfertigte und sein treuer Fleiß, seine beharrliche Ausdauer wurden belohnt durch die Zufriedenheit des Meisters, die Freude des Vaters und ansehnliche Geschenke des jungen Grafen, der an seinem Jugendgenossen treuen Antheil nahm. —

Es war ein schöner blauer Sonnentag, an dem die Commission den Lehrjungen freisprach und der Vater hatte unsern Peter in einen nahegelegenen Wirthsgarten geführt und trefflich regalirt. —

Nun gehts auf die Wanderschaft! Der Frühling war so hold über Berg und Thal gebreitet — Alles war so froh und vergnügt und aus dem Auge des glücklichen Vaters lachte jene Zufriedenheit, die allein eine ganze Lebensarbeit belohnen konnte; und doch war Peters Herz im Innersten weit weg von all der behaglichen Glückseligkeit, die ihn umgab auf den oft geträumten Pfaden in ferne Länder. Schon dämmerte es und der Mond ging auf, als Peters Vater vor des Buchbinders Wohnung von seinem Sohne dem „Gesellen" Abschied nahm, und ihm gute Nacht sagte; Peter aber schlich sich um das Haus auf den Kirchhof hinaus und auf dem Grabe seiner Mutter weinte er Thränen des Dankes, der Sehnsucht und der Liebe. — Seine Hände falteten sich zum Gebete und in heißen Wünschen flog seine Seele himmelwärts. — Vom hohen Himmel floß das silberne Mondlicht wie Segen der Mutter auf sein Haupt — so feierlich stille war's ringsum, kaum daß ein Windhauch die Blumen bewegte, die auf dem Hügel blühten und heimlich klangen Nachtigallenstimmen in die schweigende Nacht.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Genesungsfeier der Mutter.

Von Isabella Braun.

Wenn sich umhüllt das blaue Himmelszelt,
Und Tag für Tag die Wolken sich vermehren,
Kein Sonnenschein auf Flur und Wiese fällt
Und alle Blümlein hangen voller Zähren:
Dann trauert wohl die Schöpfung trüb und bang,
Obwohl sie prangt im holden Frühlingskleide,
Ein Klagelied ertönt im Vogelsang
Und auch die Heerde trauert auf der Weide.

So ging es diesem jugendlichen Kreis;
Es stockte mancher heitre Scherz im Munde,
Die Schritte wurden zagend, wurden leis,
Die Sorge machte flüsternd ihre Runde.
„Erlös uns von dem Uebel!“ flehten wir,
Von allen Lippen zitterte das Amen,
Doch diese Trauer, Mutter, sie galt Dir,
In unserem Beten klang Dein lieber Namen.

Und Gott erhörte gnädig unser Fleh'n,
Von schwerem Uebel hat er uns errettet,
Er ließ vom Krankenlager Dich erstehn,
Er hat den Pfühl Dir selber weich gebettet.
Die Wolkenschaar entwich ob diesem Haus,
Der blaue Freudenhimmel lacht hernieder,
Es strömt sein Licht in alle Seelen aus
Und auch die Gnadensonne leuchtet wieder.

Zum ersten Mal begrüßt Dich Deine Schaar,
O sieh, der Augen klare Sterne leuchten,
Sie bringen Alle das Willkommen dar
Und manche sich vom süßen Glück befeuchten;
Die Seele jubelt und die Lippe schweigt,
Das ist der Wonne tiefstes, schönstes Zeichen,
Ein Jedes sich vor Gottes Huld verneigt —
Und Jedes möcht Dir gern die Hände reichen.

Du weißt es, Mutter, liebend, ehrfurchtsvoll,
Vertrauensreich die Kinder Dich umranken,
Im weiten Kreis man Keines finden soll,
In dessen Brust nicht alle Pulse danken;
Dein mildes Herz ist Jedem aufgethan,
Es findet Jedes dort ein innig Lieben
Und strafest Du, so zeigt der Blick uns an,
Es sei Dein Herz uns dennoch warm geblieben.

Der Kinder frohe Lust dringt auch hinein
Dir selber tief in's freundliche Gemüthe,
Dein Auge strahlt dabei im Liebesschein
Gleich Sonnenglanz auf eine Rosenblüthe.
Du weißt es wohl, des Herzens Fröhlichkeit
Ist gleich dem Farbenglanz im Frühlingsleben,
Und was der liebe Gott in Huld verleiht,
Das willst Du gern auch Deinen Kindern geben.

So sei begrüßt im vollen Herzensdrang!
Die Freude sprudelt wie des Haines Quelle,
Gesegnet, Mutter, sei Dein erster Gang,
Von Gott geleitet über diese Schwelle.
O, sei behütet von der Engelschaar
Auf allen Deinen fernen Lebenspfaden,
Gott aber sei gepriesen immerdar,
Für seine Huld und seine reichen Gnaden.

Frau Ehrgutta.

Von Hans Weininger.

Lange war den aufständischen Appenzellern das Glück hold gewesen. Nachdem diese 1407 endlich über 64 Orte eingenommen und dreißig Burgen ausgebrannt hatten, erhoben sich der Adel und die Städte um den Bodensee gegen selbe. Das Haus Montfort, alle Diener Oesterreichs, die Stadt Constanz und sechs Rittergesellschaften schlossen einen Bund gegen die Appenzeller.

Trunken von ihrem Glück, wagten sich diese in dem furchtbar strengen Winter von 1407 auf 1408 vor das feste **Bregenz**, den Hauptsitz der Grafen von Montfort. Alle Flüsse, selbst der Bodensee bis auf wenige Stellen waren zugefroren. Neun Wochen lagen die Schweizer vor Bregenz. Unter ihren Wurfstücken zeichnete sich die „Appenzellerin“ aus, welche Steine im Gewichte von 9 und 10 Centnern schleuderte. Um jeden Preis wollten die gefürchteten Gäste Bregenz haben. Der vorzüglichen Lage wegen gedachten die Appenzeller diese Stadt zu ihrem Hauptwaffenplatz zu machen. Denn selbe waren gesonnen, bei Eintritt des Frühjahrs den Krieg nach Oberschwaben zu verlegen, da alle Burgen auszubrennen und reich mit Beute beladen heimzukehren! Wer von Geistlichen diesen Unholden in die Hände fiel, mußte sein Leben lassen, da die Appenzeller von diesen aus der Kirchengemeinschaft geschlossen worden waren.

Eine Bürgersfrau in Bregenz, Namens **Ehrgutta** — vielleicht von dem nahenden Entsatz unterrichtet — sprach den durch Hunger ermatteten Vertheidigern Muth ein, bat sie auszuhalten und vor Allem in der Nacht vom 12. auf den 13. Januar wachsam und gerüstet zu sein. Wie ihr zugekommen, wollten die Appenzeller diese Nacht zu einer Ueberrumpelung benützen.

Nach der Erzählung Anderer hätte Frau Ehrgutta in einer stürmischen Winternacht zu Rankweil hinter dem Ofen — scheinbar schlafend — den Angriffsplan der Appenzeller auf Bregenz belauscht. Sie hätte dann das Pferd eines Anführers gesattelt und sei davon geritten, die Bürgerschaft von Bregenz zu allarmiren. Das ist aber, wie jeder sieht, doch zu gesucht, um nur einige Wahrscheinlichkeit für sich zu haben.

Statt die Besatzung im Schlafe zu überraschen, wie die Appenzeller gehofft, war diese bereit, jeden ihrer Versuche zu vereiteln. Nicht genug damit, man schlug gegen Morgen die Appenzeller durch einen nicht erwarteten Ausfall zurück.

Diese verschworen sich hoch und theuer, Bregenz müsse noch ihrer werden. Doch Gott hatte es anders beschlossen.

Unter dem Schutze eines dichten Nebels, der den Bodensee und seine Ufer umhüllte, zog am 15 Januar 1408 die gesammte Ritterschaar des Georgenschildes, von Kopf bis zu den Füßen in Eisen gekleidet und etwa 8000 Mann stark, in Bregenz ein. Diese Ritter alle auf prachtvollen Streit-

rossen waren fest entschlossen, Raub und Brand so vieler Burgen im Rheinthale blutig zu rächen.

Nach verzweifeltem Widerstande wurden die Appenzeller aus einander gesprengt, ihr Hauptbanner nebst allen Wurfmaschinen erbeutet. Doch sammelten sie sich bald wieder und wichen langsam in dicht gedrängten Reihen zurück. Auf diese Schlappe fiel alles eroberte Land von den Appenzellern ab.

Die getödteten Feinde, wohl fünfhundert an der Zahl, fanden bei der jetzigen Seekapelle ihre letzte Ruhestätte. Da waren diese auch großentheils umgekommen. Die Bürger von Bregenz hatten sich verlobt, ein Betkirchlein zu errichten, wenn sie entsetzt oder befreit würden. Auf diese Weise entstand die Seekapelle unfern des Strandes.

Indem die Belagerung vom 15. Oktober 1407 bis 15. Jänner 1408 gedauert, ruft der Nachtwächter in Bregenz von Martini bis Lichtmeß um die neunte Abendstunde mit vernehmlicher Stimme: „Ehrgutta, Ehrgutta!"

Auch ist behauptet worden, der Hirte auf der Gampalpe bei Nenzing schließe sein Abendgebet vor dem in das Illthal hinab schauenden Kreuze durch eine Erinnerung an Ehrgutta. Den Bewohnern von Beschling und Laz kündet das Jauchzen des Hirten am Schlusse des Gebetes an, daß den Tag über keinerlei Unglück geschehen und Alles gesund sei. Eine sehr schöne Sitte ist, daß bei dem erwähnten Kreuze an Sonn- und Feiertagen die Hirten und Sennen der nächsten Umgebung sich zusammenfinden, gemeinschaftlich ihr Gebet zu verrichten. Während des Gottesdienstes in der Pfarrkirche zu Nenzing verkündet ein Zeichen mit der Glocke die jedesmalige Haupthandlung. Dieser schöne Brauch verdiente durch Künstlerhand weiter bekannt und verbreitet zu werden. Das hohe Kreuz, die malerischen Gruppen der Betenden, der erhebende Anblick der schneebedeckten Gebirgshäupter, darüber die klare Luft eines frischen Sommermorgens, das sollte ein ansprechendes Gemälde geben.

Der Kreuzesbaum.

Von M. Becker.

Ich weiß euch einen hohen Baum
Mit großen weiten Aesten,
Die Welt faßt seine Früchte kaum —
Er reicht sie allen Gästen.
Und wie ich glaub' verdorrt er nie,
Kein Sturm wird je ihn knicken,
Sein Athem duftet spät und früh
Nur Leben und Entzücken.

Auf jedem seiner Blättlein steht
Das kleine Wörtlein „Liebe,"
Der Wind, der durch die Zweige weht,
Rauscht immer wieder „Liebe."
Seht, wie er weit die Arme hält,
Als trüg' er das Verlangen,
Die Menschen alle auf der Welt
Voll Liebe zu umfangen.

Einst stach der Mensch in böser Wuth
Den Stamm in seine Seite,
Da floß ein Quell so roth wie Blut,
Und dieser fließt noch heute.
Und wer sich ihm genahet hat,
Die Durstigen, die Kranken,
Sie sogen Leben, wurden satt,
Sobald aus ihm sie tranken.

Gar viel zu diesem Baume ziehn
Die Frommen, Lebensmüden —
Sie legen sich im Schatten hin
Und schlummern ein hienieden.
Und kömmt das neue Morgenroth,
Das nimmer wird erbleichen,
Dann sind dort oben sie bei Gott
Und seh'n des Baumes Zeichen.



DER HEILIGE GANGES FLUSS.

Etwas über Ostindien.

Von Isabella Braun.

I.

Die ostindische Compagnie. — Der Himalaya. — Der heil. Ganges Strom.
Die Jahreszeiten.

Seit der beinahe wunderbaren Kunde von Eröffnung des elektrischen Telegraphen *) zwischen Europa und Asien, richten sich die Blicke von Jung und Alt nach dem fernen Indien und selbst Diejenigen, welche früher nur an der eigenen Scholle hängen geblieben, wenden endlich ihr Interesse diesem Lande zu. Darum lade ich meine jungen Leser ein, mir bei den gegenwärtigen Mittheilungen zu folgen; freilich können es nur gedrängte Auszüge eines überreichen Schatzes von Reiseberichten sein; aber wenn das jugendliche Interesse angeregt ist, ersetzen andere Schriften das Mangelhafte dieser Mittheilung.

Hohes Entzücken und Erstaunen hat noch jeden Europäer erfaßt, welcher zum ersten Male an dem Ufer der Tropen landete. Der erste Anblick der Welt zwischen den Wendekreisen läßt in der Seele eines jeden, für Naturschönheit empfänglichen Menschen tiefe Eindrücke zurück. Humboldt sagt: „Es liegt etwas so Großes und so Mächtiges in dem Eindrucke, den die Natur des indischen Klima's auf uns macht, daß man nach einem Aufenthalte von nur wenigen Monaten glaubt, eine lange Reihe von Jahren dagewesen zu sein." Alles erscheint hier neu und wunderbar. In Mitte dieser Felder und Wälder verschwindet beinahe alle Erinnerung aus Europa, denn die Vegetation wirkt auf die Einbildungskraft durch den Kontrast ihrer Formen, den Glanz ihrer Farben. Die Sonne beleuchtet nicht nur, sie färbt die Gegenstände, sie hüllt dieselben in einen sanften Duft, der, ohne die Durchsichtigkeit der Luft zu trüben, die Farben in Uebereinstimmung bringt, die Lichteffekte mildert und über die ganze Natur eine Ruhe verbreitet, die sich auch der Seele mittheilt. **)

Welch ein Land der Erde ist so reich an den verschiedensten Bäumen,

*) Vorerst ist das Telegraphiren nach Indien noch sehr kostbillig. Man bezahlt für 20 Worte nach Bombay, Madras u. s. w. 60 fl.

**) Das englische Indien von Ed. von Warren.

Gesträuchen und Blumen, wie Indien! Welchen Zauber verleiht der Landschaft das himmelanstrebende Himalaya-Gebirg und der heilige Ganges-Strom! Wie mannigfach sind die Thierarten dieses Landes, wie eigenthümlich die Gebräuche und Sitten der Eingebornen und wie staunenswerth ist endlich die Besitzergreifung dieses Erdstriches durch die Engländer! — Von derselben wollen wir zuerst einen kurzen Abriß geben. —

Indien war schon in alter Zeit ein hochgebildetes Land; davon zeugt die alterthümliche Religion, Staatsverfassung, Kasteneinrichtung, die nun völlig erloschene Sprache (Sanskrit), in welcher die Urkunden abgefaßt waren; davon zeugen die noch herrschenden Sitten und Gebräuche und die noch an vielen Orten Indiens vorhandenen Prachttempel.

Die ersten Europäer, die sich in Indien festsetzten, waren die Portugiesen, welche unter dem berühmten Seefahrer Vasko de Gama nach Entdeckung des Weges um das Vorgebirg der guten Hoffnung an der Küste von Malabar landeten. Nach und nach machten sie sich zu Herren dieser Küste und breiteten ihre Herrschaft aus. Nach etwa 70 Jahren zeigten sich die Holländer als Nebenbuhler der Portugiesen und entrissen ihnen 1663 die meisten Plätze. Sie wurden dabei von den Eingeborenen unterstützt, welche ihre Unterdrücker haßten, jedoch bald von ihrer günstigen Meinung zurückkamen. Als andere Nationen das Gelingen des Holländischen Handels in Ostindien wahrnahmen, versuchten sie ebenfalls, Kolonien anzulegen. Die Dänen gründeten mit Einwilligung der Eingebornen auf der Küste Coromandel die Stadt Trankebar, die Franzosen erbauten 1672 die Stadt Pondichery und unter der Regierung der Königin Elisabeth von England wurde einer Anzahl von Kaufleuten ein Freibrief zur Betreibung des Handels nach Indien ertheilt und somit die Ostindische Compagnie gestiftet. Etwa dreißig Jahre hindurch besaß sie dort kein Land; erst 1639 schenkte ihr ein inländischer Fürst die Stadt Madras mit der Erlaubniß, daselbst ein Fort zu bauen. Später erhielt sie die Insel Bombay und schon etwas früher hatte sie an der Stelle, wo jetzt Calcutta liegt, eine Faktorei erbaut. Im Anfang der Regierung Karl II. gelang es der Ostindischen Compagnie, eine angesehene Stellung zu erringen, indem sie militärisch geschützte Faktoreien an der Mündung des Ganges errichtete. 1704 wurde Calcutta der Hauptsitz der Ostindischen Compagnie, und drei Jahre später erhielt dasselbe den Titel einer Präsidentschaft und bildete die Grundlage zu dem nunmehrigen,

ungeheuren Reiche mit einer Macht vom Ganges bis zum Indus, vom Cap Comorie bis zum Himalaya. Blutige Kriege mit den einheimischen Fürsten und den Franzosen waren meist siegreich und so ist jetzt dieser Verein von Kaufleuten nebst China die herrschende Macht in Asien. Die schöne Insel Ceylon, unweit der Südostspitze Ostindiens, welche sie eroberten, gehört jedoch der englischen Krone.

Ohngefähr 26000 Quadrat Meilen mit 83,000000 Menschen gehören zur Herrschaft der Ostindischen Compagnie, die andere Hälfte besteht aus Besitzungen von inländischen Fürsten, welche ihr tributpflichtig sind, Soldaten stellen müssen und dagegen Schutz erhalten.

Der regierende Fürst kann seine Minister nach Belieben wählen und die Anzahl bestimmen. Jedes Hindu-Reich ist in Statthalterschaften von ungleicher Größe getheilt; die Statthalter ernennen die Unterbeamten. Die Dorfschaften bilden eine Art Republicken mit einem Häuptlinge, dessen Amt erblich ist, aber vom Vertrauen der Regierung und der Gemeinde abhängt. Die Hälfte der jährlichen Landeseinkünfte ist Leibgeding des Fürsten und wenn sich derselbe mit einem Dritttheile begnügt, hält sich das Volk für gering besteuert.

Die Verwaltung der brittischen Besitzungen ist in England zweien Behörden, nämlich der Ostindischen Compagnie und einem Ministerial-Collegium übertragen; die eigentliche Regierungsgewalt befindet sich jedoch in den Händen des Rathes der Directoren, 24 an der Zahl, die Vollziehungsbehörde genannt.

Wir gehen nun nach diesem kurzen Abrisse der geschichtlichen Ereignisse zum Lande selbst über.

Gebirg und Wasser! zwei Worte, an welche die Vorstellung die höchste Naturschönheit knüpft und wahrlich, eine großartigere als in Ostindien möchte in dieser Beziehung kaum zu finden sein.

Der Himalaya ist besonders dadurch berühmt, daß er die, bis jetzt bekannten höchsten Berge der Erde enthält, zugleich aber auch die höchst gelegensten Orte, denn der Reisende Gerard fand daselbst ein Dorf, 14700 Fuß über dem Meeresspiegel gelegen, also höher als die Spitze des Montblanc.

Der Name Himalaya bedeutet Wohnung des Schnees, oder Schneegebirg. Seine Länge beträgt etwa 300 Meilen und nimmt einen Flächenraum von 16,000 Quadratmeilen ein. Es ist nicht eine einzelne Gebirgs-

kette, sondern besteht aus einer Menge von Ketten, welche terassenförmig aufsteigen. Der Dhawala-Giri (weiße Berg) ist der höchste unter allen Gipfeln, 26,340 Fuß hoch, umringt von mächtigen Berggipfeln, die silberweiß emporragen und dem Auge des Beschauers in den heißen Ebenen Indiens das erquickendste, reizendste Schauspiel gewähren. Die Einschnitte bilden die einzigen Verbindungspässe und diese erheben sich schon 15 — 17000 Fuß und sind kaum drei bis vier Monate lang zu benützen. Die Vegetation und der Anbau steigen in folgender Weise auf:

bis 6800 Fuß ist Reisbau;
bis 8770 Fuß wachsen noch Wälder von Eichen und Roßkastanien;
bis 8900 Fuß steigt der letzte Weinbau empor;
bis 11400 gedeihen Wachholderbüsche und Johannisbeeren;
bis 11800 noch Gesträuch, hie und da selbst Birken;
bei 12000 beginnt meistens die Region des ewigen Schnees.

Der Himalaya ist mit dem reichsten, mannigfaltigsten Pflanzenwuchse bedeckt. Nadel- und Laubholz, europäische und asiatische Baumarten, Alpenrosen, unzählige herrliche Gesträuche schmücken die Abhänge seiner Berge. Die wildesten Höhen sind mit einem dichten, wohlriechenden Grase überzogen, aus welchen man ein Oel preßt, das für die Narde der Alten gehalten wird.*)

Wiewohl man die Schneehäupter des Himalaya dreißig bis vierzig Meilen weit erblickt, so haben, außer den kühnen Reisenden, sich meist nur die frommen Hindus Pilger auf seine Höhen gewagt, denn nach ihrem Glauben liegt in äußerster Höhe der große Götterberg Meru, dort wohnt beständig Brama, der Urvater, und im Himalaya entspringt der heilige Ganges-Strom, wohin sie unter unbeschreiblichen Mühsalen, Gefahren, über schauderhafte Klüfte auf schwanken Brücken, oft einen Weg von Wochen und Monaten bis zum kleinen Tempel Bhairo Lal wallfahrten. Hier entkleiden sie sich der Schuhe und gehen barfuß über die furchtbare Trümmerwelt, welche nur mit verkrüppelten Cedern bewachsen ist, bis zum kleinen Tempel Gangotri, d. h. Erscheinung der Ganga. Er steht auf einem Felsstücke, das sich etwa dreißig Fuß über dem Meeresspiegel erhebt, in Form einer gewöhnlichen Pagode erbaut. Rings befinden sich natürliche Felsgrotten und Höhlen, aber auch kleine Hütten, in welchen die Pilger Zuflucht finden; auch für die Priester (Brahmanen) sind gleichfalls solche Hütten erbaut. Der Tempel ist

*) Axel Lind von Hageby.

ganz dunkel nur drei Götzenbilder stehen darin; drei Pappeln erheben sich vor dem Eingange.

Dem Tempel gegenüber im Gangesflusse ist der Brahmacund, (Badestelle) der Sühnort aller Büßenden, wo das Wasser dem Manne bis an die Brust reicht. Hier müssen auch die Pilgerflaschen mit dem Gangeswasser gefüllt werden, das jedoch nur seine Weihe behält, wenn es hier geschöpft und mit dem Siegel der Brahmanen versehen wird, wozu die Aufschrift kommt: „Wasser des Gangotri.“ Die Pilger leisten dafür Zahlung und entrichten oft reiche Geschenke.

Das kalte Bad vollendet die Kasteiung der gefährlichen Reise durch die Wildniß. Nach Vollendung des Gebetes betritt der Pilger barfuß den Tempel, bringt das Opfer dar und tritt dann entsündigt heraus. Manche liegen verzückt und ausgestreckt am Ufer; manche kneten Kugeln aus heiligem Schlamm mit Glasschnüren zusammen und versenken sie als Opfer. Die Hindu haben den größten Glauben an ihren heiligen Strom. Sie tragen oftmals die Sterbenden an denselben, streuen Blumen auf den mit dem Tode Ringenden, benetzen sein Gesicht mit dem heiligen Wasser und versenken ihn hinein, noch ehe der letzte Hauch entflohen ist, um seine Seele zu retten. Wer ein brennendes Wachslicht in den Ganges wirft, ist überzeugt, daß er von Sünden befreit sei.

Der Ganges tritt etwa 13000 Fuß hoch im Himalaya aus einer dicken Schneemasse; unzählige, colossale Eiszapfen hängen herab. Der Quell hat hier eine Breite von 27 Fuß und eine Tiefe von 15 Zoll. Zuerst strömt er durch furchtbare Wildnisse, umgeben von Granitwänden, riesenhaften Nadelholzbäumen, die ihre schwarznadeligen Zweige wie Riesenbärte in die Klüfte herabsenken; dann erweitert sich wieder die Gegend und der Strom gewinnt das Ansehen eines Sees, aber bald treten die Felszinken wieder in der Steilheit Aegyptischer Pyramiden bis an den Strom; auf einer Stelle ist er eine Viertelstunde weit fast zugedeckt durch die Trümmermasse einer herabgestürzten 800 Fuß hohen Granitklippe. Ist er aber sehr angeschwollen, so stürzt er darüber weg und fällt in 25 Fuß senkrechter Höhe, in Schaum aufgelöst, hinab. Schwankende Balkenbrücken, nur drei Fuß breit ohne Geländer führen über den breiten Strom von Fels zu Fels; schauderhafte Abgründe gähnen vor den Blicken des Wanderers. Der Ganges gewinnt allmählig eine ungeheure Breite, bei Einmündung der Jumna bereits 4200 Fuß. Die große

Wassermasse, welche vorzüglich durch die tropischen Regengüsse entsteht, ist die Ursache der Ueberschwemmungen und Zerstörungen der weichen Ufer; der angerichtete Schaden wird jedoch aufgewogen durch die große Fruchtbarkeit des Bodens, welche sie zur Folge haben, so wie durch die eintretende Wasserverbindung. Es ist hier kaum eine Stadt oder ein Dorf vorhanden, in dessen Nachbarschaft sich nicht ein Kanal oder schiffbares Wasser befindet.

Dem Ganges fließen natürlich noch viele große Ströme zu, wovon die Jumna der stärkste ist, der Hughli theilt sich in eine Menge Kanäle; diese bilden ein wahres Labyrinth in den, zwischen ihnen liegenden Inseln; er strömt am Calcutta vorüber und ist von allen Nebenflüssen des Ganges der wichtigste, weil auf ihm allein große Schiffe fahren können; die andern Flüsse enthalten zu viel Sand.

Der Indus ist den Eingeborenen auch ein heiliger Strom, aber nicht so heilig, wie der Ganges. Obgleich seine Breite nicht ganz der großen Länge entspricht, so ist sie doch mitunter sehr beträchtlich. Noch vor seiner Mündung gehen von dem Hauptstamme verschiedene kleine Zweige ab, die aber nie in das Meer gelangen, sondern vom Sande der Wüste verschlungen werden, oder von den Eingebornen auf Felder und Fluren Benützung finden. —

Ostindiens klimatische Verhältnisse sind selbstverständlich von unsern europäischen total verschieden. Das indische Jahr hat eigentlich nur drei Jahreszeiten: die heiße — vom 1. Februar bis 15. Juni; — die Regenzeit bis 1. Oktober und endlich der Winter bis 1. Februar. Diese letzte Jahreszeit ist oft sehr lieblich; die Nächte sind frisch, von leichtem Reife begleitet. Man kann beinahe den ganzen Tag über ausgehen. Deßhalb macht man zu dieser Zeit die meisten Visitten und sie könnte die Jahreszeit des Vergnügens genannt werden, wenn dasselbe in Indien nicht von ganz zufälligen Umständen, z. B. von der Ankunft, Abreise und dem Durchmarsche eines Regiments, abhänge.

Dem entgegengesetzt ist die heiße Jahreszeit.*) Die Sonne ist hier nicht mehr wohlthuend, man sucht ihr so schnell als möglich zu entkommen. Es beginnen nun drei Monate, wo das Leben als eine Last erscheint, wo das Studiren keinen Reiz, der Müssigang keine Träumerei und kein Behagen mehr hat, wo die Unterhaltung eine Anstrengung und die Einsamkeit uner-

*) Ed. Warren, „das engl. Indien."

träglich ist. Man möchte sagen, die Welt brenne und glühe; man hat die Empfindung, als ob alles Blut sich zum Kopfe dränge; die vernünftigsten Leute lassen sich nur zum Vergnügen, nicht weil sie krank sind, Blutegel an den Kopf setzen. Das Athemholen ist kurz und keuchend. Wenn man Morgens erwacht, fühlt man eine allgemeine Müdigkeit und Schlaffheit, vor Allem aber das Bedürfniß, sich dem Lichtmeere zu entziehen. Die Häuser der dort lebenden Europäer öffnen sich nur des Nachts; sobald die Sonne erscheint, wird Alles fest geschlossen. Vor jedes Fenster, das gegen den Wind sieht, vor jede Thüre, wo man einen Luftzug machen kann, spannt man eine Tatin, eine Art grober, offener Strohmatte, aus der Wurzel des Vetyver bereitet, welche über leichte Bambusrahmen gespannt ist, die ganz genau auf die Oeffnung passen. Zu allen Seiten stehen große, irdene Gefäße, welche der Behihti oder Wasserträger unaufhörlich aus seinem, am nächsten Brunnen gefüllten Schlauche, vollgießt. Zwei bis drei schwarze, schweißtriefende Diener begießen von Zeit zu Zeit die Tatins auswendig. Die durch jenes Gewebe in die Zimmer strömende Luft dünstet das von den Wurzeln träufelnde Wasser aus und führt Kühlung und angenehmen Duft herbei.

Jeder läßt den ganzen Tag über seinem Haupte vermittelst des Punkah einen Windzug machen. Das ist eine ausgespannte, ungeheure Windfuchtel, die sich wie ein Pendel schwingt, und beständig, bei Tag und bei Nacht, von einem Diener in Schwung gesetzt und erhalten wird. Das Punkah befindet sich in allen Zimmern. Die so bewegte Luft umspielt die Schläfe, kommt dem Schweiß zuvor oder tilgt ihn. Einige Minuten außer seinem wohlthätigen Einflusse zugebracht, läßt seine Unentbehrlichkeit erkennen. Wenn man mit Lesen und Schreiben beschäftigt ist, setzt man vielleicht eine Zeit die Arbeit fort, bis man total erschöpft, die Stirne voll Schweiß sich umblickt, den Punkah unbewegt und den Bahi mit der an die Hand gebundenen Schnur, am Boden zusammengekauert, eingeschlafen findet. Ein kräftiger Ruf weckt ihn, er erhebt sich und zieht das Punkah mit aller Macht an, — man fühlt sich erleichtert und erfrischt. *)

Des Nachts schläft man bei offenen Fenstern, einen gasenen Schleier über das Bett gespannt, um sich vor den Muskitos zu schützen. Es gibt so ruhige Nächte, daß nicht ein Blatt des Jasmins an seinem Stengel zittert,

*) Jacquemont.

daß der Bettschleier in steifen Falten, wie gemeiselt, erscheint; Nächte voll ängstlicher Beklemmung des Athems; um nur ein wenig schlafen zu können, muß der Punkah den Körper anfächeln; zu diesem Zwecke geht die bewegende Schnur durch den Vorhang in ein benachbartes Zimmer, wo ein armer Diener wachen muß, damit sein Herr schlafen könne. Diese erstickende Ruhe in der Natur ist der Gipfel und das Ende der heißen Zeit, der Vorläufer des Regens. Ferne Donner lassen sich hören, die Sonne geht in einem Wolkensaume unter, Blitze erleuchten jeden Abend den Horizont. Mit Ende Mai erscheinen die ersten Gewitter, kurz, aber von ungemeiner Heftigkeit. Der Regen fällt während einer halben Stunde in Strömen; von Tag zu Tag verlängert sich seine Dauer und gegen Mitte Junius herrscht er ausschließlich; wenn es nicht regnet, so ist doch der Himmel mit einem Wolkenvorhang bedeckt. Manchmal regnet es 30—40 Stunden in Einem fort, gradlinig, oft wie ein Wasserfall.

Die ärmlichen Lehmhütten der Eingebornen erweichen unter dieser Wassermasse, manche Dächer stürzen ein und begraben die Bewohner. Die abscheulichsten Reptilien kommen auf die Oberfläche der Erde und suchen in den Wohnungen der Menschen Schutz und Obdach. Mannigfache Arten von Schlangen dringen in's Zimmer; es ist unmöglich darin des Nachts einen Schritt ohne Licht zu thun; man rührt Alles mit Besorgniß an; vielleicht befindet sich in einem Stiefel, oder im Aermel eines Kleides der mörderische Stachel. Zum Glücke dauert diese Zeit nicht lange und neigt sich mit dem Monat August dem Ende zu und erlischt in den ersten Tagen des Septembers. Die fünf folgenden Monate sind köstlich und machen alles Vergangene vergessen; die Luft ist so frisch, wie die Natur. Nach diesen schönen Tagen kommt des Frühlings-Festzeit, wo der arme Hindu alle seine Leiden in dem Eifer vergißt, mit dem er sich seinem Aberglauben und seinem Vergnügen überläßt, doch hierüber ein Mehreres in einem anderen Abschnitte.

(Fortsetzung folgt.)

Peter Gottwills.

Erzählung in sechs Kapiteln von Franz Bonn.

Drittes Kapitel.

In der Residenzstadt.

„Kellner noch ein Glas Punsch!" rief eine feine, aristokratische Stimme durch die dichten Rauchwolken, in die eine Gesellschaft von jungen Studenten eingehüllt war und aus dem Nebengemach sprang ein feinpomadirter Junge mit einer Dienstfertigkeit, die der vornehme Gast gewohnt schien. Es war ein geräumiger Saal, rings mit schönen Tapeten und Gemälden geziert, die Fenster mit bunten Vorhängen bedeckt, an den Wänden waren weiche Polstersitze angebracht und viele zierliche Tische boten den zahlreichen Gästen Platz, die da bei dampfenden Getränken lachten, plauderten und spielten. Es war eine elegante Restauration, in der die vornehmsten und reichsten Jünglinge ihre Zeit todtzuschlagen pflegten. Die Gesellschaft, in der sich der junge Gast befand, dessen gebieterische Stimme den feinen Kellner in eine so rasche Bewegung versetzte, schien im Hause am meisten geehrt und geachtet zu sein, denn es ging an ihrem Tische lauter zu, als an allen andern zusammen und der Wirth verfehlte nicht sich meistens in deren Nähe aufzuhalten. Es waren lauter junge Menschen, die da beisammen saßen und ein geübter Kenner erkannte auf den ersten Blick, daß sie dem Wirthe viel zu lösen geben und viele Stunden in seinen Räumen zubrachten. Durch das Getöse der Stimmen und Gläser hörte man das Rollen der Würfel und die vielen Gold- und Silbermünzen, die auf dem Tische herumlagen, bewiesen, daß es nicht unbedeutende Beträge waren, über deren Besitz die Würfel entschieden. Die vom Wein erhitzten, jungen Gesichter, die mit gespannter Aufmerksamkeit dem Zufall folgten, der bald hohe, bald niedere Zahlen ergab, boten einen um so unnatürlicheren und widerlicheren Anblick dar, je unverdorbener und frischer sie noch waren und wer sie sah, mußte unwillkürlich bedauern, daß der Wirth ihnen nicht, wie sich's gebührt hätte, die Thüre wies, statt ihren Leichtsinn zu unterstützen. Alle schienen aus guter Familie zu sein; an ihrer Gesichtsbildung, an ihrer Kleidung konnte man erkennen, daß sie sorgfältig erzogen waren, und doch vergeudeten sie in Leichtsinn

all die hohen Gaben, mit denen die Natur sie beschenkt hatte. Der Jüngste von ihnen war es, der den Punsch bestellt hatte; der Kellner brachte das Glas; der junge Herr wendete sich flüchtig um — es war Oskar! — Er war der Aufgeregteste von Allen, das Glück schien ihm hold zu sein, er zog eben eine Rolle mit Goldstücken ein, seine Augen glänzten. Da trat ein armer Knabe zu ihm, der Hunger jammerte aus seinen hohlen Augen, er hob die verkrüppelte Hand zitternd dem jungen Grafen entgegen, in der Aufregung des Spieles würdigte ihn dieser jedoch kaum eines Blickes. „Herr Wirth, jagen sie das Gesindel weg," riefen einige Stimmen, und der Dienstfertige schob den Jungen auf die Seite und hieß ihn sich weiter packen. Lustig fielen wieder die Würfel und die lachenden Stimmen schallten durcheinander, während der arme Knabe wieder hinaus trat in die kalte Dezembernacht.

Draußen ging es nicht weniger bunt durcheinander, als in dem schimmernden Kaffeehaus. Hunderte von Menschen wogten hin und her, aus hohen Ladenfenstern leuchteten glänzende Strahlen, und donnernd rollten die Wagen über das Pflaster.

Es war ein Winter-Abend einer großen, volkreichen Stadt. Armuth und Reichthum bewegten sich in den breiten Straßen. Hunderterlei Geschäfte setzten noch Tausende in Bewegung und als ob erst jetzt die Berufsarbeiten des Tages ihren Anfang hätten, trieb sich die Menge und drängte und hastete durch einander. Der arme Knabe blieb vor manchem Laden stehen und beschaute sich all die tausend Herrlichkeiten, mit denen hier der Luxus seine Lockspeisen ausgestellt hatte. In kleinen Nebengassen verlor sich die wogende Menge und vor den Thoren war es still und dunkel; da hinaus, wo die letzten Häuser standen, schlenderte der Knabe, dem der üppige Markt kaum so viel getragen hatte, daß er für die kranke Mutter ein trockenes Brod nach Hause bringen konnte; aber er hatte doch etwas, ihren Hunger zu stillen und pfiff darum ein fröhlich Lied, als ihm noch ganz weit vor dem Thore ein Wanderer begegnete, der müden Ganges ein Ränzel auf dem Rücken der Stadt zuging. „Der wird wohl selbst nicht viel haben," dachte der Knabe bei sich — „aber ein gutes Herz hat er gewiß; — ich probier's," und er betelte den Wanderer an. Der hielt einen Augenblick inne und ein „Vergelt's Gott tausendmal" folgte ihm durch die stille Nacht und noch einige

Zeit später, als die Mutter des Knaben, das große Geldstück beim spärlichen Lämpchen bestaunt hatte, folgte ihm ein frommes „Vater unser," das eben die Bettler-Lippen sprachen, als der Wanderer in die Buchbinderherberge trat, die er in einer bescheidenen Nebengasse der Hauptstadt erfragt hatte. Daß der Wanderer unser junger Peter Gottwills war, brauche ich nicht erst zu sagen und so wißt ihr auch, daß Graf Oskar und Peter sich in einer und derselben Stadt zusammen befanden. Es war dieß, was man gewöhnlich zufällig nennt, obwohl in der Welt Nichts, was mit des Menschen Wohl und Weh zusammenhängt, zufällig ist. Oskar wußte so wenig von Peters Anwesenheit in der Stadt, als dieser von jenem; es waren seit Peter auf die Wanderschaft sich begeben, über drei Jahre verflossen, ohne daß sie sich gesehen oder von einander gehört hätten. Was sollte auch der junge Graf sich viel um den Buchbinder kümmern, der in weiter Welt umherzog! die Verhältnisse, die Beziehungen hatten sich geändert, aus dem Knaben war ein junger Herr, ein Universitätsstudent geworden, und so blieb denn das Bäumlein der Freundschaft, das so fröhlich gegrünt hatte, in seinem Wachsthum völlig zurück.

Peter hatte da und dort vorübergehend Arbeit gefunden, aber nirgend war ihm recht wohl geworden, denn noch hatte er die Sehnsucht nach den fernen Welttheilen nicht überwunden. Jetzt hoffte er in der Residenz sein Glück zu machen und deßhalb kam er eben an und hatte frohen Muthes seinen letzten Thaler dem Betteljungen geschenkt, nur noch einige Kreuzer behaltend.

Peter aber hatte sich alsbald auf der Herberge genügende Nachricht darüber verschafft, daß seine Hoffnung auf einen guten und ergiebigen Platz in der Residenz für dießmal nicht in Erfüllung gehen sollte. Man hatte ihm sofort gesagt, es seien zu viele Gesellen da und an Buchbinder-Arbeit sei gerade kein besonderer Bedarf; es seien vor ihm schon ein Dutzend unverrichteter Dinge wieder fortgezogen und andere erfreuliche Botschaft mehr. Man hatte ihn nicht belogen, alle Versuche, in seiner Profession ein Unterkommen zu finden, waren vergeblich und je klarer ihm dieß wurde, um so mehr leuchtete ihm auch ein, daß er nicht im Stande sei, ohne zu betteln seine Reise fortzusetzen.

Es war Abend geworden; Peter suchte ermüdet eine Schenke auf, um sich ein wenig auszuruhen und zu erfrischen. Es war so kalt und neblicht,

so unheimlich draußen, und dazu die trostlose Aussicht, nirgends Arbeit zu finden, daß dem Peter das Herz schwer ward und er einen einsamen, dunklen Winkel in der niedern Zechstube suchte, um dort unbemerkt seiner Trübsal nachhängen zu können. Er gedachte seiner Heimat, seines Vaters, seiner seligen Mutter, aber je trübseliger seine Gedanken wurden, um so näher trat ihm der Trost all seines Leides, den er endlich in der Erinnerung an die Worte der Mutter fand, die ihm immer gesagt hatte: „Vertrau auf Gott, der die Lilien kleidet, die Vöglein speist und nicht einmal des Sperlings auf dem Dache vergißt.“ Es überkam ihn eine heilige Glut im Herzen bei dieser Erinnerung, frisch strömte eine muthvolle Wärme in alle Glieder, sein Blick heiterte sich auf und ohne Sorge schickte er sich an, Brod und Bier zu bezahlen und auszutrinken, als ihn eine Hand auf die Schulter klopfte und ein alter, kleiner Mann mit grinsendem Lächeln ihn also ansprach: „Was seid Ihr für ein Landsmann? woher des Weges und wohin?“ — Peter verhoffte ein wenig, er hatte bisher den kleinen alten Mann nicht beobachtet, obwohl er sich jetzt erinnerte, ihn gleich bei seinem Eintreten in die Schenke flüchtig wahrgenommen zu haben; die Gestalt, der Anzug und Gesichtsausdruck des kleinen, alten Mannes war auch keineswegs so beschaffen, daß er einen freundlichen Eindruck machen konnte.

„Viel Fragen auf einmal,“ erwiederte der Angeredete, „und wozu soll Euch die Antwort dienen?““

„Nun — nun! nur nicht so kurz angebunden, mein Lieber,“ versetzte der Alte. „Ich meine es gut mit Euch — so viel ich sehe, seid Ihr ein armer Teufel, und wer weiß, ob ich Euch nicht helfen kann!“

Peter war über diese menschenfreundliche Ansprache etwas verblüfft, denn dem Aussehen des Alten nach hätte er diesem eher Alles, als eine derartige Gesinnung zutrauen mögen. Das kleine stechende Auge, das unter dicken, buschigten Augenbraunen aus vielen Falten hervorblitzte, die dünne, scharfgebogene Nase, der Mund, um dessen schmale Lippen ein grinsendes Lächeln sich über die mageren Wangen hinzog, der dünne Hals, die schmächtige Gestalt, die langen fleischlosen Finger, die ziemlich schmutzige Wäsche und der altmodische keineswegs sehr gut erhaltene Rock ließen kaum errathen, daß unter dieser Hülle ein wohlwollendes, edles Menschenherz schlage — und doch ließ die Aeußerung, die in einem Tone des Mitleids gemacht war, darauf schließen.

„Sie sind sehr gütig," erwiederte Peter, „allein mir ist nur zu helfen, wenn man mir Arbeit verschafft; können Sie das?"

„Arbeit!" fiel der Alte rasch ein, „was nennt Ihr Arbeit? — Ihr seid wohl ein Gewerbsmann? es gibt verschiedene Arbeit und es käme eben darauf an, ob Euch die zusagt, welche ich Euch verschaffen könnte."

„Ich bin ein Buchbindergeselle," sagte Peter rasch — „seid Ihr vielleicht von meiner Zunft?"

„Buchbinder! Also Buchbinder seid Ihr?" wiederholte der Alte und rieb sich dazu die Nase. „Da könnt Ihr wohl kleistern und pappen und pressen, und versteht Euch auf die Behandlung des Papiers?"

„Ich kann so viel als man eben zum Handwerk braucht; ein bischen Zeichnen habe ich nebenbei gelernt und auch etwas Geographie und Völkerkunde habe ich mir angeeignet — das ist Alles."

„Nun, das läßt sich hören," entgegnete der Alte lächelnd. „Zeichnen könnt Ihr auch und Euer Auge ist frisch und jung; was die Hauptsache ist — Ihr scheint mir ehrlich zu sein." Dabei forschte das stechende graue Auge des Alten auf dem jungen unschuldsvollen Gesichte Peters, der dem Manne treuherzig die Hand gab und fröhlich erwiederte: „Recht so, daß Ihr das die Hauptsache nennt! meine Ehrlichkeit ist mein einziges Capital."

„Aber es fehlt Euch also an Arbeit — kann mir's denken," fuhr der alte Herr weiter. „Heut zu Tage ist Alles überfüllt — wer weiß, ich kann Euch aber doch ein Unterkommen verschaffen."

„Und das wäre?" fiel Peter rasch ein, denn seine Lage war in der That bejammernswerth; er wußte nicht, mit welchem Gelde er morgen das Essen und Trinken bezahlen könne, und wo er die Nacht zubringen solle.

„Ich bin zwar kein Buchbindermeister, aber ich kann Eure Kunstfertigkeit vielleicht zu meinen Zwecken benützen und biete Euch gern so viel, als Ihr zum Leben braucht, bis sich eine Stelle aufthut, und Ihr wieder weiter kleistern könnt bei einem wirklichen Buchbinder. Ihr jammert mich, ich kann's nicht sehen, wenn's einem Nebenmenschen schlecht geht und wenn ich auch nicht reich bin, so hoff ich doch, Euch Eurer Sorge für einige Zeit überheben zu können, wenn Ihr anders fleißig sein und das thun wollt, womit ich Euch beschäftigen werde."

„Wenn's ein ehrlich Handwerk ist, bin ich mit Lust dabei."

„Wie könnt Ihr zweifeln! Ehrlich währt am längsten," fiel der Alte schnell dem Peter in die Rede, und grinste dazu so freundlich, daß Peter sich daran freute — „freilich ein ehrlich Brod ist besser, als ungerechtes Fleisch — ich seh wohl, ich habe den rechten Menschen an Euch gefunden; gebt mir Eure Hand nochmal, Ihr seid ein braver, unverdorbener Junge, so einen suche ich schon längst."

Daß unter solchen Reden Peter immer mehr Zutrauen zu dem Alten gewann, ist wohl natürlich und so gelang es auch demselben bald, den jungen arbeitslosen Gesellen zu bestimmen, schon diese Nacht seine Herberge bei ihm zu nehmen und fortan in seine Dienste zu treten.

Es war ziemlich spät in der Nacht, als der Alte mit seinem neuen Gesellen heimkam. Er hatte ihn zechfrei gehalten und dem jungen Peter den Kopf warm gemacht mit Worten und Zutrinken, so daß demselben seltsam ward, als er über die enge Treppe bis in ein Dachstübchen gestiegen war und sich dort, nachdem der Alte eine Lampe angezündet hatte, in dem kleinen Gemache umsah. — Es war Alles sauber und wohl aufgeräumt, aber eine Menge Geräthschaften füllten die Wände, und auf dem Tische, der neben dem Ofen stand, lagen viele Papiere und Bücher.

„Mein Raum ist nicht groß," entschuldigte der Alte „aber da hab ich noch eine Nebenkammer, da könnt Ihr schlafen; hab' freilich kein Federbett, aber ein Strohsack wird's für den Anfang auch thun und mit der Zeit richten wir uns schon besser ein." Peter, der noch immer nicht erfahren konnte, was für ein Geschäft sein neuer Herr treibe, wußte nicht recht, was er von allem halten und denken sollte; gerade zu fragen schien ihm zu unbescheiden und so gab er sich denn zufrieden und bald lag er auf dem Strohsack im Nebenkämmerlein, während der Alte noch einige Papiere zurecht richtete, dann in der Stube zu Bett ging und das Lämpchen auslöschte.

„Gute Nacht! Peter," rief er noch, ehe er in's Bett stieg, „schlaft gesund und laßt Euch was Gutes träumen! Vergeßt auch nicht einen guten, frommen Gedanken zu machen — Alles mit Gott."

Peter hatte sein Nachtgebet schon still für sich gesprochen und war drüber eingeschlummert, die frommen Wünsche des Alten weckten ihn auf kurze Zeit wieder auf. — „Gute Nacht," erwiederte er und bald schliefen Beide. —

Unten auf den Straßen war es auch schon stille, nur hie und da tönten Tritte und Stimmen von solchen, die aus Schenken und Kaffeehäusern

heimkehrten. — Manche machten sich besonders laut, andere gingen schweigend ihrer Wege. Da johlte es durch eine der Nebenstraßen; schon war Mitternacht vorüber, Geister konnten's also wohl nicht sein, obwohl sie einen großen Spektakel machten; es waren Studenten, die noch ihren Muthwillen trieben, an den Glocken der stillen Häusern schellten und dadurch vielleicht Schwerkranke aus dem Schlummer schreckten, der sich kaum zu ihrer Besserung über die matten Glieder gegossen hatte, oder arme Mütter in Angst brachten, die am Bette ihrer weinenden Kinder saßen, oder was sonst aus solchen Bubenstreichen für Folgen entstehen können. So ging's fort, bis die einzelnen an ihre Quartiere kamen und das Häuflein auf ein Paar zusammengeschmolzen war.

Die beiden letzten der heiteren Gesellschaft hielten vor einem hohen Hause und der Jüngere wendete sich, um an der Glocke zu ziehen. „Morgen Früh im Hofgarten! Ja nicht verschlafen!“ sagte der Aeltere und schüttelte seinem Commilitonen die Hand.

„Punkt Neun; ich werde nicht zu spät kommen!“ und damit trennten sich Beide. Das Thor wurde geöffnet und der junge Herr stieg von einem Diener geleitet die Treppen empor. Im Hause war Alles schon zur Ruhe gegangen, nur in einem Zimmer brannte noch Licht.

„Morgen um halb neun Uhr wecken!“ herrichte der junge Mann und der Diener empfahl sich.

Der heimgekommene Musensohn hatte sich's kaum bequem gemacht, als die Thüre eines Nebenzimmers aufging und der Hofmeister, den wir schon vom zweiten Kapitel her kennen, zu dem jungen Herrn eintrat.

„Graf Oscar, es ist schon wieder Mitternacht vorüber! Wo weilten Sie so lange?“

„Ich war auf der Kneipe,“ antwortete der Angeredete kurz.

„Sie wissen, daß es Ihnen untersagt ist, so lange auszubleiben. Sie sind noch zu jung — Ihre Gesundheit leidet Schaden.“

„Ich konnte nicht früher abkommen.“

„Sie hätten nach dem Theater heimkehren sollen. Ich werde Sie strenger überwachen müssen.“

„Herr Hofmeister, ich bin Student — ich bin aus den Kinderschuhen getreten. Sie werden nicht vergessen, wer ich bin!“

„Es ist heute keine Zeit mehr zu streiten; ist auch ganz und gar nicht meine Absicht, Ihren hochfahrenden Ton mir gefallen zu lassen. Sie vergessen, daß ich berufen bin, Ihre Ausbildung zu leiten, Ihre Schritte zu überwachen. Die Gesellschaft, in der Sie sich seit einiger Zeit gefallen, ist zu Ihrem Verderben. Sie vergeuden Ihre Jugend, Ihre Zeit, Ihre Gesundheit, Ihr Geld. Ich weiß, Sie machen Schulden; aber ich sage Ihnen, das muß anders werden. Ich habe im Auftrage Ihres Oheims dafür gesorgt, daß man Ihnen hier weitere Darlehen nicht machen wird. Ihre Verbindung mit den lockeren Freunden muß ein Ende nehmen, Sie müssen studiren, Sie müssen ein andrer Mensch werden."

Oskar erwiederte Nichts, sondern ging unwillig auf und nieder. Der Hofmeister schwieg eine Weile, dann fing er in milderem Tone an: „Morgen, Oskar, ist der Todestag Ihrer seligen Frau Mutter. Ich versprach ihr, als sie schon mit dem Tode rang, Ihre Erziehung mit allem Ernst und aller Liebe zu leiten. Ich will mein Wort halten. Aber Sie müssen einsehen, daß es nur Ihr Bestes ist, was ich anstrebe, daß ich einen tüchtigen edlen Menschen aus Ihnen machen will; denn nicht der Adel allein adelt den Menschen, wer adelig sein will, muß vor Allem edel denken und handeln. Versprechen Sie mir von Morgen oder vielmehr von heute an Ihre Verbindung zu verlassen. Sie sind zu jung für die Lebensweise, welche älteren Studenten am Ende weniger schadet, aber schon vielen das Leben vor der Zeit gekostet hat. Sie sind hinter meinem Rücken in die Verbindung dieser jungen Leute eingetreten; ich wollte nicht zu strenge gegen Sie verfahren, aber endlich muß es anders werden. Versprechen Sie mir sofort Ihren Austritt zu erklären."

„Sie verlangen Etwas, was ich nicht thun kann," entgegnete Oskar, den die Worte seines Hofmeisters sichtlich ergriffen hatten.

„Sie können nicht? wer zwingt Sie, zu bleiben?"

„Meine Ehre."

„Ehre! Ja das ist so ein Wort, das guten Klang hat und die Herzen verwirrt. Ich will nicht untersuchen, wie groß und sorgfältig die Pflege der wahren Ehrenhaftigkeit in Ihrem Kreise ist, aber das weiß ich, daß es keine Schande ist, diesem Kreise nicht anzugehören. Indessen, wenn Sie sich gebunden meinen, so können Sie doch sich mehr zurückziehen und damit Ihnen

das leichter wird, wollen wir sofort morgen früh in's nahe Gebirge einen Ausflug machen auf ein paar Wochen."

„Das kann auch nicht geschehen," entgegnete Oskar rasch. „Ich habe mein Wort gegeben, morgen mit meinen Freunden zusammen zu kommen."

„Also wieder die Ehre im Wege! Nun gut, meine Ansichten ändern Sie nicht; halten Sie Ihr Wort, aber übermorgen reisen wir fort! Denken Sie an Ihre Zukunft, an Ihre seligen Eltern, an Ihr Gewissen!" und damit begab sich der Hofmeister in sein Zimmer.

Oskar, den die letzten Worte in seinem jugendlich weichen Herzen innig ergriffen, warf sich auf ein Sopha und die Thränen traten ihm in die Augen.

„Er meint es gut!" sagte Oskar zu sich selbst. „Meine Mutter wäre freilich mit meinem Leben nicht einverstanden, aber ich kann nicht anders; als junger Mensch von Stand kann ich keinen Kopfhänger und Sonderling spielen. Die Andern thun ebenso, wie ich; ich kann keine Ausnahme machen. Ich bin nun einmal in die Verbindung getreten und will mich meiner Jugend freuen." Damit waren einige der stärksten Rührungen aus dem Felde geschlagen und wenn auch das Gewissen immer wieder die Worte des Hofmeisters wiederholte, so kam es doch nicht damit zu Stande, den kurzen Satz „morgen früh im Hofgarten" zu widerlegen, denn es war die Ehre, die den jungen Grafen zwang, seine Gefühle zu unterdrücken!

Endlich schlief der junge Herr unter einer seidenen Decke ein.

Wer von Euch, ihr beiden jungen Herzen ist glücklicher? Du, Peter, auf dem feuchten Strohsack im Kämmerlein des räthselhaften neuen Herrn, oder Du, Oskar, auf Deinem kostbaren Lager im Grafenhaus? Beide träumt Ihr wohl von Eurer Kindheit, Euren seligen Müttern, aber welche von Beiden wird freudiger auf das Herz ihres Sohnes herabschauen können? Die Deine, Oskar? der Du in treuer Hut die warnende Stimme eines Freundes, welcher um Dein Wohl besorgt ist, mißhörst; oder die Deine, Peter, der Du einsam und allein in fremder Welt stehst, umgeben nur von herber Noth, die stets mit großer Gefahr verbunden ist! — ?

Viertes Kapitel.

Ist etwas länger, als das vorhergehende.

Peter hatte also sein Unterkommen gefunden und wir können hoffen, daß er nicht Hungers sterbe; denn so ärmlich sich auch die Wohnung seines

neuen Herrn zeigte, so dürfen wir doch annehmen, daß Peter seine Dienste nicht umsonst zu leisten habe. Somit können wir beruhigt uns ein wenig in seiner Heimath umsehen und uns nach dem Befinden des Herrn Buchbindermeisters, der Frau Meisterin, der alten Base, des kleinen Mopses und vor allem nach Peters Vater erkundigen. Daß die alte ehemalige Reichsstadt noch auf demselben Flecke stand, und in Nichts verändert war, hatte sie der Vorsehung und der weisen Verwaltung ihres Magistrats zu verdanken, welch letztere dafür zu sorgen wußte, daß die Zeit mit ihrem fortschreitenden Luxus, Schwindel und Neuerungsgeist spurlos an den alten Mauern vorüberschlich und die Physiognomie der ehrwürdigen Provinzialstadt unverändert dieselbe blieb. So hat sich denn seit den Jahren, als Peter sie verlassen hatte, auch an den Verhältnissen des ehrsamen Buchbindermeisters nicht viel verändert, wenn auch die Leutchen älter geworden und der liebe Mops aus Altersschwäche gestorben war. Noch dampften die unvergleichlichen Knödel von der Base kunstreicher Hand geformt in der düsteren Stube wie ehedem und das Geschäft hatte seinen gleichmäßigen Gang, wie der Perpendikel einer guten Schwarzwälderuhr. Ebenso war es bei Peters Vater im Allgemeinen; dem ging aber sein Sohn doch recht ab und er konnte diesen Gram nicht los werden, ob er gleich immer mehr der Nothwendigkeit, bei seinen Geschäftskunden, den Schenkwirthen zuzusprechen, sich fügte. Es war aber auch ein gar zu einsames Leben, das der alte Peter Gottwills führte und die Nachrichten von seinem Söhnlein waren der einzige belebende Sonnenstrahl, der in seine düstere Kammer fiel. Die süße Hoffnung, in seinen alten Tagen, wenn's der Junge zu einem tüchtigen Meister gebracht haben würde, in dessen Haus noch behaglich die letzten Reste seines Lebens verbringen zu können, war das Kapital, von dem das Herz des einsamen Schneiders zehrte, und wenn er so für sich arbeitete und die Nadel wollte nicht recht vorwärts, da schaute er still über die Brille in den Himmel hinauf und schickte einen frommen Wunsch für des Sohnes Wohlergehen hinaus in die weite Welt. Seit mehreren Wochen hatte er keinen Brief mehr erhalten, das machte ihm nicht wenig Sorgen; wo wird Peter sein Unterkommen haben, hat er in der Hauptstadt einen Platz gefunden oder liegt er wo krank in einem Spitale, bei fremden Menschen, in welcher Gesellschaft befindet er sich; ist er brav geblieben, geht er wohl gar auf schlimmen Wegen? Solche Fragen beschäftigten den armen alten Vater. Ja die Kinder wissen's nicht, wie sie den

Eltern in's Herz gewachsen sind, wie sich um sie alle Gedanken, alle Empfindungen drehen und die Sorge um ihr Wohl stets in der Seele guter Eltern wacht wie ein ewiges Licht in einem Gotteshause, um das sich die Menschenkinder draußen wenig kümmern, das aber still und einsam fortbrennt Tag und Nacht hindurch und langsam das Lebensöl verzehrt. Wohl jenen Kindern, die sich dieser Liebe bewußt sind und in gleicher Sorge darauf achten, das heilige Licht des Lebens ihrer Eltern zu bewahren und jeden Sturm fern zu halten, der es in Unruhe versetzen würde. Unser junger Peter war so ein Sohn, dem der Gedanke: „Dein Vater liebt Dich" wie ein fester Schirm das Herz bewahrte gegen alle Pfeile der Verführung, und doch sollte es ihm nicht gegönnt sein, den Lieblingsgedanken seines guten Vaters zu verwirklichen und die Dankbarkeit bethätigen zu können, von der sein Herz erfüllt war! — Lassen wir den alten Schneider mit seinen stillen Hoffnungen, den Buchbindermeister mit seinem Leimtiegel, die alte Base mit ihren Knödeln, die alte Reichsstadt mit ihren Mauern und kehren wir in die Residenz zurück.

Peter hatte mittlerweile den Namen seines neuen Dienstherrn erfahren, er hieß Jakob Kraus; was aber eigentlich sein Lebensberuf war, darüber konnte Peter noch immer nicht in's Klare kommen. Gleich am ersten Morgen hatte der Alte den jungen Gesellen vor Tagesanbruch geweckt und ihm bei dem Schimmer der kleinen spärlichen Lampe ein Frühstück vorgestellt, das er in dem Ofen seines Zimmers selbst bereitet hatte. Es war ein sehr wässeriger Kaffee und ein Stücklein hartes Brod dazu; die Miene des Alten war aber so freundlich und seine Worte so süß, daß Peter ganz darauf vergaß, dem Kaffee fehlte der Zucker. Nach eingenommenem Frühstück mußte Peter sich an den Arbeitstisch setzen um eine Probe seiner Schrift und seiner Rechnungskenntnisse abzulegen und da er in der Schule tüchtig gelernt hatte, fiel Alles zur großen Zufriedenheit des Alten aus, der, nachdem es Tag geworden war, unserm noch immer auf seine eigentliche Bestimmung begierigen Peter einen weißen Bogen Papier und einen feingespitzten Bleistift gab und ihm auftrug, nun auch eine Probe seiner Zeichnungskunst zu liefern, indem er ihm eine Vorlage nachzeichnen sollte.

„Nehmen wir da gleich diesen Thalerschein", sagte der Alte; „zur Probe ist Alles einerlei und die Figuren hier sind sehr fein gezeichnet; copirt diese, bis ich heim komme; aber nehmt Euch zusammen, daß Ihr's genau trefft. Ich habe nothwendige Gänge zu machen und werde erst gegen 12 Uhr Mit-

tags wiederkommen; bis dahin könnt Ihr mit dem einen Engel fertig sein. Ihr braucht nicht Alles abzuzeichnen, eine Figur genau nachgezeichnet wird mir zeigen, ob ich Eure Dienste brauchen kann." Damit hatte er einen Thalerschein vor Peter hingelegt als Musterblatt und sich alsbald zum Ausgehen angekleidet.

„Sollte Jemand mit mir reden wollen, so weist ihn an, wieder zu kommen um 12 Uhr; oder besser, Ihr öffnet gar Niemanden, ich schreibe an die Thüre mit Kreide, wenn ich zu sprechen bin, dann seid Ihr ungestört bei Eurer Arbeit und könnt sie in Ruhe vollenden."

„Wie Sie befehlen," erwiederte Peter und richtete sich seine Arbeit zu recht.

„Guten Morgen, mein Lieber," grüßte der Alte und verließ die Wohnung, in welcher Peter nun allein zurückblieb.

Es war behaglich warm in der Stube und als sich Peter nun in derselben umsah, kam sie ihm doch etwas geräumiger vor, als in der Nacht. An das Fenster schien sogar ein wenig die Sonne und der helle blaue Winterhimmel lachte durch die Scheiben so heiter herein, daß es dem jungen Herzen Peters ganz wohl und vergnügt ward. Wohl stach ihn die Neugierde, sich von dem Inhalt der Bücher und Schriften zu überzeugen, die um ihn her aufgehäuft lagen; aber ein richtiges Gefühl sagte ihm, die Befriedigung seiner Neugierde sei eine Verletzung des Vertrauens, das der Alte auf ihn gesetzt, da er ihn, den er kaum erst seit einigen Stunden kannte, in seiner Stube allein zurückließ. Er überwand daher die Lust herumzustöbern und machte sich frisch an die Arbeit, den Engel zu zeichnen. „Wozu wohl der Alte einen Zeichner braucht?" dachte Peter für sich; „nun ich werde es schon erfahren," und stets gewohnt, Alles, was er anfing, mit Fleiß und Ausdauer zu Ende zu führen, begann er erst die Umrisse zu entwerfen und war mit allem Eifer dabei, die feingezeichnete Figur auf's genaueste zu copiren. Zu seiner großen Freude sah er, daß seine Kräfte der Aufgabe gewachsen waren und daß er leicht bis Mittag fertig werden würde.

So war es auch. Als der Alte Mittags um 12 Uhr heim kam, war der Engel auf dem Papier fix und fertig.

„Gut, mein Sohn," sagte der Alte, als er die Zeichnung gemustert hatte, „so ist's recht. Ich sehe, daß Ihr ein geschickter Mensch seid und so soll es Euch bei mir gut gehen. Da habt Ihr einen Thaler zum Einstand, weil Ihr den Engel so wacker gezeichnet." Dabei zog der Alte einen vollen Beutel

hervor und gab dem Peter einen funkelnagelneuen Thaler. Peter freute sich, daß er seine Arbeit zur Zufriedenheit des Meisters gemacht und wollte soviel Geld für die geringe Arbeit nicht annehmen, ließ sich aber doch bald bereden und steckte den Thaler zu sich. „Nun wollen wir aber zum Essen gehen," sagte der Alte über eine Weile, nachdem er den vollen Beutel sorgfältig in seinem Pulte verschlossen hatte, „wir essen im goldenen Löffel, Ihr seid heute mein Gast."

Peter konnte die Großmuth seines neuen Gönners nicht begreifen; je mehr er nachdachte, woher der Alte wohl so viel Geld habe und welches seine Absichten mit ihm wären, desto weniger kam er mit sich in's Reine.

So ging es auch nach dem Essen und einige Tage weiter. Meistens ließ der Alte den jungen Peter allein zu Hause und derselbe mußte da rechnen und zeichnen. Es fiel ihm dabei auf, daß der Alte ihn meistens in Ornamenten und Buchstaben übte, daß er auch Schriftzüge der verschiedensten Art nachahmen mußte, daß sein Herr nach einiger Zeit Stahlplatten heimbrachte und ihn auf diese mit dem Stichel derartige Dinge graviren ließ. Peter hatte auch das bald inne und der Alte freute sich über die Geschicklichkeit seines Gesellen nicht wenig.

„Wozu ist denn eigentlich das Alles?" frug Peter endlich einmal, als es ihm zu bunt wurde, „was haben Sie eigentlich mit mir vor?"

„Ihr werdet es erfahren, wenn mir's gelungen ist, das was ich beabsichtige, auszuführen. Es handelt sich um eine wichtige Erfindung, es soll Euer Glück und meines sein, wenn es gut hinausgeht."

„Aber ich kann mir nicht denken ..." meinte Peter.

„Ist auch nicht nöthig, daß Ihr's errathet," beruhigte der Alte; „seid nur nicht darum in Sorge, daß Ihr Eure Zeit vergeudet, oder daß es gar etwas Unrechtes sei; Ihr kennt mich ja."

In dieser und ähnlicher Weise wußte der Alte alle Fragen, Anspielungen und Aeußerungen Peters zu beantworten und so ging's denn Tag für Tag fort, bis die Tage zu Wochen geworden waren.

Was dem Peter überdieß noch besonders auffiel, waren die verschiedenen Besuche, die Jakob Kraus empfing und daß der Alte, so oft Jemand kam, ihn stets aus dem Zimmer in die Kammer wies, um ungestört mit den Leuten zu sein, während er doch sonst ihm das größte Vertrauen zeigte. Da es ihm aber nicht gelang, durch Fragen die Wahrheit zu erfahren und er

zu ehrlich war, um hinter dem Rücken seines Herrn zu ermitteln, was es mit diesen Besuchen für eine Bewandtniß hatte, so überließ er es in gutmüthigem Vertrauen der Zukunft, welche Enthüllungen sie ihm bringen werde.

Dieß sollte früher geschehen, als sich Peter erwartete. Es waren gerade 14 Tage, seit Peter zu Kraus gekommen war, als dieser ihn wieder allein zu Hause ließ und ihm wieder einen Thalerschein zu zeichnen gab, dießmal sollte er den Engel auf die Stahlplatte graviren.

Peter saß nachdenklich über seiner Arbeit, es ging nicht recht von Statten. Er trat an's Fenster, trommelte mit den Fingern an die Scheiben und pfiff ein Volkslied dazu, das ihm sein Vater in der Kindheit gelehrt hatte; dann ging er im Zimmer auf und ab und sein Blick fiel auf ein Wandschränkchen, welches er bisher nicht beobachtet hatte, das aber offen stund und ihm nahe legte, nach dem Inhalte zu schauen. Halb in Zerstreutheit öffnete er das Thürchen ganz und siehe da, es lagen drinnen auf einem Päckchen Banknoten aufgeschichtet; eine fiel heraus, Peter hob sie auf, um sie wieder hineinzulegen, er blickte sie flüchtig an, es waren Thalerscheine, aber sie kamen ihm eigenthümlich vor. Bei näherer Betrachtung zeigte sich, daß noch manches fehlte, der Druck war vollständig, aber das Papier hatte noch nicht das Ansehen von ächten Banknoten und fehlten auch einige Arabesken, insbesondere die Engelsgestalten, die auf denselben sich zu befinden pflegen. Peter erschrack nicht wenig; wie ein Blitz fuhr's ihm durch den Kopf, die ganze räthselhafte Erscheinung des Alten, dessen Geldbesitz bei anscheinender Dürftigkeit, seine Probearbeiten; wie Feuer rann es dem jungen unverdorbenen Menschen durch alle Adern. „Banknoten fälschen! also das ist die Erfindung, die uns Beide glücklich machen soll!“ sprach Peter für sich und als hätte er eine glühende Kohle in der Hand, warf er schnell die Banknote in den Schrank und schlug das Thürchen zu. Noch konnte er aber nicht völlig zu sich kommen, als die Thüre aufging und Jakob Kraus eintrat. Mit einem scharfen Blicke forschte der Alte auf den Zügen Peters, welchen Eindruck die Entdeckung auf ihn gemacht habe; aber unbefangen, als wüßte er nichts, grüßte er den Jungen, der sich schnell aus der Nähe des Wandschränkchens entfernt hatte und kaum aufzuschauen wagte. „Ihr habt mich nicht so früh erwartet, Peter! Aber ich bekomme Besuch und bin deßhalb früher heimgegangen; wie steht's mit dem Graviren?“

Peter wußte kaum, was beginnen? Sollte er offen sich aussprechen,

seinen Verdacht laut werden lassen? Wie, wenn der Verdacht doch ein falscher wäre? Sollte er sofort sich entfernen? Sollte er bleiben? Am Ende meinte er nicht richtig gesehen zu haben, aber es war doch so. In solchen Zweifeln wogten seine Gedanken.

Der Alte hatte indessen die Arbeit Peters betrachtet und ihn genau beobachtet, denn es war kein Versehen, daß jenes Wandschränkchen offen geblieben. Kraus wollte den jungen Peter auf die Probe stellen und aus dem Eindrucke, den er an ihm wahrnehmen würde, weiter folgern, ob er ihm seine Pläne, soweit nothwendig, enthüllen könne oder nicht.

Das Benehmen Peters schien dem Alten nicht recht zu behagen. Er errieth seine Gedanken. „Es gefällt Euch wohl nicht mehr hier?“ sagte der Alte nach einer kurzen Pause, „Ihr wollt nicht graviren; ich sehe, Ihr habt keinen Stich gethan, am Ende habt Ihr schlimmen Verdacht, drum gebt Ihr mir keinen guten Morgen. Ihr meint, ich ginge wohl gar darauf aus, Banknoten zu fälschen; ist's nicht so?“

Peter schlug seine klaren Augen groß auf und begegnete ruhig dem stechenden Blicke des Alten. In diesem Auge lag Antwort genug. Der Alte hatte sich verrechnet; er hoffte, die Lockung des Mammons sollte den armen Buchbindergesellen gewinnen, der klare Blick Peters sagte ihm das Gegentheil. Nun hieß es sich klug aus der Schlinge ziehen, um nicht am Ende verrathen zu werden.

„Laßt sehen, wie's mit Eurer Ehrlichkeit steht, junger Freund!“ sagte der Alte rasch gefaßt. „Gesetzt den Fall, ich wollte Banknoten fälschen, würdet Ihr mir um Geld und gute Worte die Platten graviren oder ginget Ihr lieber zu Gericht, um mich zu verrathen?“

Peter schaute den Alten groß an, entsetzt über dessen kühne Offenherzigkeit; aber nach kurzem Besinnen zog er den blanken Thaler aus der Tasche, den ihm Kraus geschenkt hatte und legte ihn auf den Tisch. „Gebt mir meinen Bündel und mein Wanderbuch und laßt mich fort!“ das war Alles, was er hervorbrachte.

Der Alte aber brach in ein höhnisches Gelächter aus; er sah, daß es Peter ernst war. „Meint Ihr wirklich, ich wäre so thöricht, wenn mir's mit dem Fälschen Ernst wäre, so einen jungen ehrlichen Burschen, wie Ihr einer seid, mit in's Complott zu ziehen! Da behaltet Euren Thaler und nehmt

noch zwei dazu. Ich schenke sie Euch, weil Ihr mir gefallt und ein braver Bursche seid. Nehmt Vernunft an und gebt die thörichten Gedanken auf; ich will Euch Alles erklären, daß Ihr keinen Verdacht weiter haben könnt, als wollt' ich Euch unehrliches Brod zu essen geben." Dabei nöthigte der Alte dem Peter die drei Thaler auf und machte ein so gutmüthiges Gesicht, daß dieser schier in Angst gerieth, dem Alten am Ende grundlos so Uebles zugetraut zu haben. Gespannt darauf, wie Kraus ihm Alles erklären werde, schob Peter die Thaler willenlos in die Tasche. In diesem Angenblicke ging die Glocke und der Alte konnte also seine Mittheilungen nicht machen, bat vielmehr den Peter, in seiner Kammer zu warten, bis er den Besuch abgefertigt haben würde. Peter zog sich in die Kammer zurück, der Alte öffnete die Hausthüre, der Besuch trat ein. „Wenn ich mich getäuscht hätte," sagte Peter zu sich, als er nun allein war, „aber es ist nicht möglich, meine Augen können mich nicht betrogen haben und wozu sollte ich den Thalerschein graviren? Alles, alles spricht dafür — ich muß diesen unheimlichen Platz verlassen." Während Peter so mit sich sprach, hörte er aus dem Zimmer ein lautes Gespräch, das unwillkürlich seine Aufmerksamkeit erregte.

„Sie verlangen zu viel," sagte der Besuch; es war eine jugendliche Stimme.

„Ich leihe Ihnen tausend Gulden, das ist keine Kleinigkeit," erwiederte der Alte.

„Aber ich soll zweitausend Gulden verschreiben."

„Wenn Sie nicht wollen, gebe ich Ihnen keinen Heller!"

„Sie wissen sehr gut, daß ich das Geld haben muß, wenn ich nicht Gefahr laufen soll, verhaftet zu werden."

„Ich weiß, Sie wollen in die Schweiz nach Zürich fliehen; wer bürgt mir für mein Geld unter solchen Umständen? Da, unterschreiben Sie, dann bekommen Sie tausend Gulden in Gold!"

„Geben Sie her, die Zeit drängt!"

„Es ist Alles vorbereitet, Sie dürfen nur hier unterschreiben."

Es trat eine Pause ein, Geld wurde aufgezählt.

„Hier sind die tausend Gulden in Gold! Ich hoffe Herr Graf, daß Sie glücklich über die Grenze kommen!" sagte der Alte.

In Peters Kopfe jagte Gedanke auf Gedanke. Die Stimme schien ihm bekannt. Er konnte die Neugierde nicht bezähmen und öffnete die Kammer-

thüre in dem Augenblicke, als der Besuch sich entfernte. Peter konnte ihn noch flüchtig sehen. Es war Graf Oskar.

„Halten Sie," rief Peter, dessen Herz bis in's Innerste bebte, „halten Sie!" — Der Graf aber hatte sich entfernt und in seiner Eile hörte er Peters Ruf nicht mehr.

Peter wollte dem jungen Grafen nacheilen — der Alte hielt ihn jedoch an der Thüre fest.

„Was habt Ihr vor?" flüsterte Kraus, erschreckt von Peters Ruf.

„Ich will Sie entlarfen!" schrie Peter außer sich vor Bewegung. — „Sie sind ein Wucherer und der junge Mann, den Sie betrogen, ist mein Jugendfreund! — Ich werde dem Gerichte anzeigen, daß Sie den unmündigen, jungen Grafen schmählich übervortheilen und man wird dafür sorgen, daß Alles an's Licht kommt! Lassen Sie mich los, oder ich rufe um Hilfe!"

Der Alte hielt Peter krampfhaft an der Brust und am Arme fest. Peter strengte vergeblich alle Kraft an, sich los zu machen.

Des Alten Blick ward wie zündendes Feuer und grimmig schaute er dem Peter in's glühende Angesicht.

„Ihr wagt's mich zu schelten? einen Wucherer mich zu heißen? — Ihr droht mir mit Anzeige bei Gericht! Gut es soll das Gericht Hilfe leisten, aber nicht Euch, junger Thor, sondern mir." So sprach der Alte mit halberstickter Stimme im höchsten Zorne und Schrecken und plötzlich fieng er jämmerlich um Hilfe zu schreien an. Dabei zerrte er Peter vor die Thüre und hielt ihn fest, als wären seine Hände von Eisen.

Es kamen Leute aus den andern Wohnungen des Hauses. Hätte Oskar nicht so eilig sich entfernt, auch er hätte noch den Lärm hören müssen.

„Was gibt's?" riefen die Leute, „was gibt es?"

„Ein Dieb!" schrie der Alte, „ein Dieb, der bei mir am hellen Tage eingebrochen hat, zu Hilfe, ein Dieb! zu Hilfe!"

Peter war sprachlos vor Wuth und Schrecken! Ehe er sich's versah, hatten ihn verschiedene Personen gefaßt, und als er zu sich kam und betheuerte, er sei unschuldig, man möge vielmehr ihm helfen gegen den Alten, hörten die Menschen, die sich um ihn drängten nicht auf ihn, sondern riefen mit, wie der Alte schrie, „ein Dieb, ein Dieb!" Sie hatten den Peter auf die Straße gedrängt; da kamen Polizeisoldaten, denen der Alte sofort erzählte, wie er Peter in seiner Wohnung auf frischer That überm Stehlen erwischte.

„Sucht ihn nur aus, er muß noch drei Thaler in der Tasche haben, blanke Thaler vom neuesten Gepräge."

Die Polizeisoldaten suchten in Peters Tasche, sie fanden die drei Thaler. — Nun half weiter kein Flehen, Versichern, Beschwören von Seite Peters. Er wurde fortgeführt, gefolgt von einem Volkshaufen und in allen Straßen sah man ihm nach — dem frechen Diebe, der beim hellem Tage eingebrochen. Der Alte, den die Polizeisoldaten als einen Einwohner der Stadt kannten, versprach sofort zu Gericht zu kommen, um nähere Anzeige zu machen. Mit einem triumphirenden Blick sah er dem Haufen nach, der Peter umringt hielt, stieg dann die Treppen in seine Wohnung empor, riß rasch eine Schublade in seinem Pulte, wo sich die blanken Thaler befanden, von denen er drei dem Peter geschenkt hatte, gewaltsam auf und wollte eben sich entfernen, als er nochmal umkehrte, in der Nebenkammer Peters Kleider und dessen Wanderbuch in einem Bündel ergriff und Alles rasch in den Ofen schob, worauf er die Stahlplatten und Peters Zeichnungen gleichfalls in den Ofen steckte und mit großer Schnelligkeit aus dem geheimen Wandschränkchen, die falschen Banknoten herausnahm und dafür einige ächte hineinlegte.

„So, jetzt ist alles in Ordnung," sagte er zu sich selbst, verschloß die Hausthüre und eilte auf das Gericht.

Peter war bereits nach einem kurzen Verhöre über seinen Namen, Herkunft, Stand u. s. w. in die Frohnfeste geführt worden, ohne daß man weiter auf seine Angaben hörte. Hatten ja die gefundenen drei Thaler seine Schuld von vorneherein zweifellos gemacht und Jakob Kraus stand im Ansehen eines wohlhabenden, ordentlichen Einwohners der Stadt, dessen Anzeige man unbedingt Glauben zu schenken veranlaßt war.

Jakob Kraus wurde beeidigt und zu Protocoll vernommen. Lassen wir ihn seine Angaben machen und sehen uns nach dem Grafen Oskar um.

Wozu hatte dieser wohl in solcher Eile der 1000 Gulden bedurft? Und was hatte es mit dem „über die Grenze kommen" für ein Bewandtniß?

Graf Oskar war an jenem Morgen, wie er versprochen zur bestimmten Stunde im Hofgarten erschienen und man fuhr in einigen Wagen vor die Stadt. Vor einem alten Forsthause, das im kleinen Wäldchen unweit der Stadt lag, wurde gehalten. Blanke Degen wurden ausgepackt. Graf Oskar und ein anderer junger Student kleibeten sich halb aus, man zog Striche auf dem Boden des ziemlich geräumigen Saales und alsbald kämpften die

zwei jungen Herrn, während zwei andere secundirten, und mehrere als Zuschauer fungirten. Eine Viertelstunde mochte vergangen sein — als Oskars Gegner, von dessen Degen schwer getroffen, blutend zusammen sank. Ein junger Arzt besorgte das Nöthigste und verband die Wunde. Alsbald fuhren die Wagen wieder nach der Stadt und Graf Oskar kehrte in seine Wohnung zurück. Es waren kaum zwei Stunden vergangen und doch wie anders war's jetzt in Oskars Brust! — Die Sache blieb nicht lange verschwiegen. — Die ganze Stadt erfuhr davon. Auch der Hofmeister erhielt Kunde und stellte Oskar vor, was er gethan, welchen Jammer er sich und den Seinen bereitet habe. Man sagte, der Verwundete sei schlimm daran, die Aerzte fürchteten für sein Leben. Oskar's Freunde beredeten ihn zu fliehen, der Hofmeister aber verweigerte jedes Geld zu solchem Zweck und wollte, daß Oskar die Strafe ruhig erwarte, die das Gericht über ihn verhängen werde, selbst wenn sein Gegner sterben sollte. So vergingen ein paar Wochen. Was man befürchtet hatte, trat ein, der Gegner Oskars, ein blühender Jüngling, der einzige Sohn seiner Eltern, starb! In seiner Angst hatte Oskar bei dem Wucherer Kraus, der vielen seiner Kameraden auf ähnliche Weise Gelder geliehen, das Darlehen von tausend Gulden contrahirt, und ehe das Gericht seine Verhaftung verfügte, war er heimlich entflohen.

Seltsamer Gegensatz, wie ihn das Leben täglich zeigt! Oskar, der in einem ohne besondren Grund, mehr aus Muthwillen eingegangenen Zweikampfe den Gegner getödtet, athmet frei Gottes helle Luft und Peter, der ihn vor Betrug bewahren, und ein Verbrechen entdecken wollte, der in der redlichsten Absicht gegen den alten Sünder sich empörte, sitzt als Dieb hinter Schloß und Riegel, hoffnungslos — wenn nicht Gottes Vaterauge über den Sternen wachte! — (Fortsetzung folgt.)

Die Rettung.

Von Dr. Saffenreuter.

Schwer lastet die Schwüle auf Höhe und Thal,
Die Glieder der Schöpfung ermatten;
Die Sonne entsendet den stechendsten Strahl,

Will nirgends Erquickung gestatten;
Da wehet ein Lüftlein von Westen geschwind,
Schon saust es und braust es als wirbelnder Wind,
Hüllt Alles in staubigen Schatten.

Es wandelt der Tag sich in finstere Nacht,
Selbst Männer beginnen zu zagen,
Die Wolken zerreißen, es blitzet und kracht,
Als nahte das Ende den Tagen.
Blitz — Schlag — und es qualmen aus mächtigem Haus
Die Säulen des Rauches mit Flammen heraus,
Um grausig zusammenzuschlagen.

Und drinnen erdröhnt der Verzweiflung Geschrei
Von Vater und Mutter und Kindern,
Bis eilen erbarmende Herzen herbei,
Die Noth der Bedrängten zu lindern.
Bald sahen sich Vater und Mutter und Kind
Gerettet nebst ihrem getreuen Gesind
Sammt sämmtlichen Pferden und Rindern.

Da zuckt es der Mutter durch Mark und Gebein:
»Noch fehlt ja Dein Kind in der Wiege!«
Rasch stürzt sie zurück in die Flammen hinein,
Erreicht die verglimmende Stiege.
Doch schleudert ein Jüngling mit kräftiger Hand
Die jammernde Mutter hinaus aus dem Brand
Und eilet zum schönsten der Siege.

Schon klettert er oben in heiliger Hast,
Schlägts Fenster hinein und verschwindet;
Ein Nu und er schwebt mit der weinenden Last,
Die fest um dem Hals sich ihm windet,
Die Leiter herunter und legt in den Arm
Der Mutter das Kind und verliert sich im Schwarm,
Daß Niemand den Rettenden findet.

Da hebet die Mutter den Säugling empor,
Heiß dankend der göttlichen Gnade,
Und Jeglichem quellen die Thränen hervor,
Der froh den Geretteten nahte.

Nur Einer wird schmerzlich von Allen vermißt,
Der Rettende, der auf Belohnung vergißt
Und wandelt auf höherem Pfade.

Wer war wohl der edle, erbarmende Held?
Ein schützender Engel von Oben?
Leicht möglich, da Gott ja die Engel bestellt,
Wenn Leiden und Sturm uns umtoben.
Doch war es ein Mensch, so belehrt er uns klar,
Für Andre zu wagen die eig'ne Gefahr,
Nicht uns — nur den Herren zu loben.

Der Roßstein.

Von Anton Forsteneichner.

V.

Die alten Zeiten.

»Wir rauschten wie ein Wind durch's Laub,
Voraus den Wölfen, die auf Raub
Auszogen. Wohl hatt' ich vernommen
Bei Nacht ihr Heulen; nah gekommen
War unserm Rücken ihre Schaar;
Ihr langer Galopp wohl kenntlich war.
Sie folgten uns, wohin wir floh'n,
Sie boten selbst dem Morgen Hohn —
Bei Tagesanbruch im Wald ich sah
Sie uns auf eine Ruthe nah;
Die ganze Nacht der Füße Tappen
Hatt' ich gehört unheimlich klappen.«

(Byron.)

Der Wolf.

Wohl zu den schrecklichsten Zeiten, die über Deutschlands Fluren hingestürmt und gewüthet, gehören die Gräuel des dreißigjährigen Krieges. Ueber die Verwüstung Bayerns durch die Schweden sagt ein neuerer Geschichts-

schreiber: „Meine Hand weigert sich, die Gräuel niederzuzeichnen, welche den Namen der Schweden zum Fluch im Munde des deutschen Volkes verwandelt haben ...“ Die Länder waren verödet, 12 Millionen liegen auf dem Schlachtfelde; es kam dahin, daß der Räuber kein Brod mehr fand zum Rauben, ganze Heere verschwanden von der Erde, ohne einen Feind gesehen zu haben. Die Hungersnoth wüthete in den Jahren 1636, 1637, daß man die Kirchhöfe umwühlte, um zur Nahrung zu kommen, und mit der Noth schlich sich unheimlich die Pest durch's Land — die Pestkapellen im Isarwinkel geben zunächst für unsern Schauplatz Zeugniß.

Und als hätten Morden und Sengen und Brennen noch nicht genug Schrecken und Elend über das Land gebracht — der Wolf erscheint als der eckle Nachzügler der Heere. Nicht begnügt, wie der Rabe, auf der Wahlstatt das grause Mahl zu halten, überfällt er schaarenweis den einsamen Posten und den zurückbleibenden Zug der Matten und Siechen. Herisuintha „die Heerschnelle“ heißt deßhalb die Wölfin in der bezeichnenden Sprache der altdeutschen Thiersage.

Betracht' einmal diese Bestie! Ist sie nicht die passendste Begleiterin der Kriegsfurie?

„Diese schmutzig gelbliche Farbe, dieses gedrückte Kreuz, dieser schiefe, tückische Blick — eine zweite Hyäne! Derb, dürr, ganz Knochen und Sehne hat die zähbehende Gestalt keine Unze überflüssiges Fleisch. Alle Sinne des Wolfes sind auf den Fraß geschärft: sein aufgerichtetes Ohr hört aus weiter Ferne das über den Schnee eilende Renn, sein ruheloses Auge leuchtet in der Nacht mit rothen Ringen, sein Geruch wittert das Pferd und den Reiter in der Steppe. Auf den langen, schwarzgestreiften Beinen jagt er gestreckten Laufes wunderschnell, aus dem weiten Rachen blitzen die großen Hackenzähne und die Zunge hängt lang und schnaufend hervor. Mit Einem Sprunge wirft er sich an die Kehle des weidenden Pferdes und reißt es zu Boden, die Todeswunde klafft weit und scharf, wie von der Schneide eines Rasiermessers. Verfehlt er den Sprung, dann packt er das aufbäumende Thier in den Weichen und jagt das zum Tode verwundete, bis es unter seinen Pranken zusammenbricht. Im Angesichte des Schäfers reißt er mitten aus der Heerde das Schaf, heulend setzt er dem Schlitten des Reisenden nach und springt, nach Menschenblut dürstend, am Reiter hinauf.“ (Masius.)

Byron auf galoppirendem Roß und hinter ihm der Wölfe Schaar —

das ist das Bild, das wir Eingangs hingestellt. Wie paßt das für unsere „alten Zeiten?“

In dem wildstürmischen siebzehnten Jahrhunderte hatten sich vor Allem um unser Marmor-Roß, das wir erklommen, diese Bestien herumgetrieben.*) Die hohen Gebirgswaldungen, die einsamen Bergschluchten, die öden Steinthäler boten Schutz und das reiche Wild, das damals den Bergwald und die Felsen belebt, und die mit Rindern, Schafen, Pferden gutbesetzten Triften gaben Unterhalt.

Nur der Hunger liefert uns den Wolf in oben skizzirter Wuth, sonst spielt er den Meuchler.

Ich meine, ich sehe dort den Verschlagenen hinter dem gewaltigen Felsstocke Stunden lang im Grase liegen und das neben der Stutte tappende und springende Füllen belauern; er scheut den Huf des Pferdes. Das Junge ahnt keine Gefahr. Günstige Minute! er duckt den spitzschnautzigen Kopf, drückt die Augen klotzend aus der Höhle, sträubt das Haar, krümmt den Rücken, der Rachen ist weit aufgerissen, der den furchtbaren Schmuck der weißen, spitzen Zahnreihen und den großen rothen Schlund zeigt. Die Stutte ist hinter einer Wand verschwunden — einen Augenblick, und der Sprung ist gelungen, der Vorderfuß hält das Füllen und das scharfe Gebiß schlägt in die Muskel und im Rachen schleppt er es bergab in das Dickicht des Hochwaldes, verwischt mit dem buschigen, immer hängenden Schweife die Spur, bis er, sicher genug, in größeren Sätzen dem Lager zueilt. Die Stutte hört das wilde, gurgelnde Geheul des auf die Beute stürzenden Wolfes, sprengt herbei, sieht Blutspuren — der Kleine ist verschwunden.

Es kommt die Zeit, wo das fröhliche Leben von den Alpen zu Thal steigt, die letzten Alpenblüthen sind verblüht, rauhe Stürme rauschen in den Latschen des Roßsteins, der Schnee jagt über Wände und Abgründe und verscheucht das Leben oder deckt es zu — da denkt der alte, hagere, schleichende Mörder der guten Tage auf den üppigen Alpenweiden, verläßt seine Schlucht an der Wand, geistert von Berg zu Berg, von Wald zu Wald und heult in den kalten, frostklirrenden Winternächten schauerlich durch die in Schnee begrabenen Hochweiden.

Ein einsamer Wanderer geht von Tegernsee nach Tirol, schon dunkelt

*) Die Klosteracten von Tegernsee geben hierüber Aufschluß.

es, bald hat er sein Ziel erreicht. Da sperren ihm zwei Wölfe auf dämmerndem schneeverwehten Waldstege den Weg, der Hunger hat sie wüthend gemacht, sie stürzen auf ihn los — er ist verloren.

Da heißt's wachsam sein.

Die Chronik von Tegernsee erzählt: „Wie bald man einen Wolf gewar wird, schlecht man Sturm über ihn: alsdann empört sich eine ganze Landschaft zum Gejägt, bis er umbracht oder vertriben ist."

Noch im vorigen Jahrhunderte grinsten Wolfsköpfe und Wolfsrachen unter dem Vordache den Wanderer durch Tegernsee an, und erzählten deutlich genug, wie furchtbar diese Bestien in jenen Gebirgen gehaust.

Aus dem Jahre 1815 wird erzählt, daß in der Gegend von Tegernsee sich ein Wolf neun Jahre herumgetrieben habe, bis er endlich erlegt worden ist. Nach amtlichen Erhebungen hat er in dieser Zeit ungefähr tausend Schafe gerissen und viel Wildpret, so daß der Schaden auf 10000 Gulden angeschlagen wurde.

Ober der Roßsteinwand habe der Wolf vier Stück Wild in einer Nacht überfallen und nur die Weichen davon aufgezehrt.

Bei Fischhausen am Schliersee riß ein Wolf Nachts zwischen zehn und eilf Uhr vier Schafe, und des andern Morgens früh sechs Uhr ward er im Fall bei Länggries gesehen. Man sieht daraus, wie weit ein Wolf in einem Zuge wechselt, denn in gerader Linie ohne Berg beträgt die Entfernung acht Stunden. Man wußte gewiß, daß nur ein Wolf damals diese Gegend beherrschte. (v. Kobell.)

Ich habe den Paß dieses Isegrimms nicht visirt, aber ich wollte wetten, daß er längs der Roßsteinwand seine Annexionspläne verfolgt.

Der Bär.

Wo der gierigste unserer Raubthiere gehaust, wird wohl der stärkste nicht gefehlt haben, der König der nordischen Wälder — der Bär. Die dunkle, zottige Gestalt mit ihren massigen Gliedern, dem kurzen Halse, dem breiten Schädel, dem schiefen blitzenden Blick trägt den Charakter des Gewaltigen und als solcher paßt er ganz in unsere Scenerie.

Im Jahre 1712 an einem Septembertage stieg Hans, der muthige Klosterjäger von Tegernsee, auch schlechthin der „Bärenküni" genannt, den Roßstein von Kreuth aus an. Frische Bärenspuren, die er darauf beim

Hinansteigen seit einigen Tagen entdeckt, lassen ihm keine Ruhe. Die Scenen, die er sich aus den Chroniken geholt, treten heute wie photographirt vor seine Augen. Er schaut den ritterlichen Kaiser Max, wie er ganz allein mit einem dieser „wilden Wurmen“ kämpft und ringt, und lacht über Ludwig den Bärtigen von Ingolstadt, der ganze Dörfer zu Bärenhatz versammelt, und denkt an die Jagd Heinrichs des Vierten von Frankreich, wo ein stark verwundeter Bär sieben Treiber zerrissen und mit mehreren anderen, die er auf den Gipfel eines Felsen verfolgte, endlich zerschellend in den Abgrund, in den thurmhohen, stürzte.

Mit solchen Bildern kürzt er sich den Weg, der Wald liegt hinter ihm, das Felsenrevier nimmt ihn auf, schon ist er bei den Ebereschen angelangt, wo er die letzten Spuren getroffen. Von den Beeren nascht der Mutz gern. Vielleicht holt er sich heute seine Zuspeise.

Hans legt sich in den Hinterhalt unter einem alten, breitstämmigen Ahorn, von der Bartflechte dicht verwebt fast bis auf den Boden herab. Kaum eine Stunde verstreicht, und wirklich kommt der Bär und erklettert eine der Ebereschen. Hundert Schritte Entfernung! — Es knallt, die Wände künden sich gegenseitig den kühnen Schuß; doch weh! Der Schwarze springt laut brummend vom Baume, sieht den Jäger und trabt wüthend auf ihn los, der Zweikampf kann beginnen. — Armer! Heute wirst Du das Glöcklein vom Kloster nicht mehr ihr Ave über den See klingen hören!

Doch halt! Ein Bärenkönig ist auf mehr gefaßt. So ein Gemsenjäger ist hart, wie die Eiben seiner Berge und zähe wie die Latschen, mit denen er oft genug zu raufen hat, und fröhlich, wie die Flühlerche, so daß er auch da noch singt und jauchzt und jodelt, wo's gefährlich hergeht.

Noch hat der Held des Roßsteins eine zweite Ladung in seinem vielbewährten Wender. Hundert Schritte sind für eine Bärenbegrüßung zu weit, also fünfzig! Der zweite Schuß jauchzt an den Felsenwänden hin, das Echo gibt ihn wider, der Bär überstürzt mit heulendem Gebrumm und kollert rücklings mit gewaltigem Geräusch durch die Stauden in ein Tobel.

Doch nicht immer mochte der Kampf so leicht und glücklich geliefert werden.

Ob die Bären sich in dieser alten Zeit nicht am Roßstein wohnlich niedergelassen haben?

Als ich mit meinen Freunden Hans und Theodor an seinen Wänden

hinkletterte, sagte letzterer ein Paar Mal: „Da wenn jetzt ein Bär hervorbrechen würde aus dieser dunkeln Höhle!“ — —

„Jetzt nicht mehr, aber früher mag's geschehen sein.“

„So eine wilde Schlucht, und aus dem Dunkel des engen Loches ein funkelndes Augenpaar und vor demselben Einen oder ein Paar beherzte Jäger,“ das ist ein Bild vom Roßstein.

Unser Held hinter dem verwitterten Ahorn hatte einige Wochen nach diesem Zweikampfe schon wieder die breitsohlige Spur eines Bären endeckt und den ganzen Tag verfolgt. Die Sonne war abgesunken, auf dem Scharfreiter liegt eine dichte Nebelwolke, rothangeflogen, wie geronnener Duft aus Rosenkelchen, rings ausgekräuselt wie das Lockenhaupt eines Engels — er mahnt zur Umkehr. Es mag auch nicht so schwer sein, denn die letzten Auftritte des Bären verlieren sich an einer gefährlichen Felsenwand, nur spärlich vom Alpenrausch und Zunder decorirt. Steile Wand, Dämmerung und baldiger Abend und so eine dunkle Figur ziehen nicht Jedermann nahe.

Bei dem Jäger der Berge steigt jetzt erst der Muth und die Lust.

„In diese furchtbare Schlucht mag er sich zurückgezogen haben?“

Der Fels bildet einen scharfen Vorsprung, hinter dem das Thier vermuthet wird.

Der Jäger schleudert etliche Felsenbrocken hinan, sie springen in die Tiefe, zerschellen, und darnach ist's wieder todtenstill; höchstens eine aufgeschreckte Alpendohle umfliegt nochmal einen Felsenzacken.

„Du könntest wohl hinfliegen, schlaue Dohle, zur engen Schlucht und inspiciren, wie das Nachtlager dort bestellt nnd mit deinen klugen Augen ein „Ja“ oder „Nein“ zuwinken?“ —

„Potz tausend! Mein Gewehr wird auch noch einen Strauß aushalten! Also gespannt! Frisch voran!“

Hans als der Kühne in den Bergen weit bekannt schlich sachte und stille wie ein Bergmäuslein den engen, thurmhohen Felsenpfad, das Auge funkelt, vielleicht zum letzten Male, denn das war ihm jetzt so klar, wie des Abendsternes helles Leuchten: „Entweder ich Sieger oder der Bär! Flucht ist keine möglich.“

Noch drei Schritte! und die Oeffnung im Felsen liegt vor ihm, die er für des Bären Lager hält. Tief athmet er nochmal auf, leise biegt er um den Felsenzacken, da ist die Höhle.

„Täuscht's? Kohlenfunken? Wilderer vielleicht? — — Doch die Funken flammen auf — des Bären drohendes Augenpaar.“ —

Hans zittert. Die gewaltige Bestie macht Anstalten, ihn vor seiner Felsenpforte zu weisen.

„Ich oder sie! hab' ich's nicht zuerst gesagt.“ Es donnert der Schuß — furchtbares Gebrüll tönt aus der Höhle — die Felsen beben . . .

Hans zieht sich zurück, ladet seinen Stutzen und erwartet eine neue Begrüßung.

Das Gebrüll ist verhallt; es war vielleicht das Todessignal für die zottigen Brüder in der Nähe.

Den Hans treibt die Neugier zur Höhle zurück, das leuchtende Augenpaar ist verschwunden, Alles gleich finster und dunkel und doppelt unheimlich. Weil das Auge nichts entdecken konnte, so lauscht er um so mehr — ein leises Scharren und Kratzen!!

„Guten Abend! Für heute will ich mit Dir nicht mehr anbinden, aber die Lection scheint gefruchtet zu haben. Auf morgiges Wiedersehen!“

Guter Hans! Du magst Gott danken, daß Du aus dem Felsenkar mit rauhverwachsenen Abgründen noch heil herausgekommen. Hättest hier zum letzten Male des Himmels Blau auch sehen können. Du eilst? — Mahnen die Felsen, die feierlich wie Leichensteine dastehen, an eine Möglichkeit, daß Steinraute und Alpenrosen wilde Grabesblumen für Dich werden könnten?

Der Mond wirft sein mildes Licht in die rauhen, steilen Felsensteige und erleichtert das Hinabspringen unsers Schützen in die nächstgelegene Almhütte. Ruhig zieht die Silbersichel über Klüften und Spitzen und Wälder. Der Abendstern wandelt so stille seine gewohnte Bahn, das nahe Brünnlein wispert in sich hinein, ein aufgescheuchtes Vöglein verbirgt sich dichter in dem Nadelmeer der Wettertanne — tiefer Friede schwebt über des Roßsteins-Berggelände.

Nur in der Höhle und in der Hütte zieht ein heißer, wilder Kampf durch das Traumgefilde. Ein Schlag an die Hütte! „Hans! mach' auf!“ zerreißt den Trug des Traumes. Es war der alte, treue Jagdgefährte unsers Bärenkämpfers, der Veitel von Kreuth, dem das zweitägige Ausbleiben seines Freundes keine Ruhe mehr gelassen.

„Gott zum Gruß! Veitel! Schon lag ich am Rande eines thurmtiefen Abgrundes, umarmt von den Tatzen des Bären, nur mit meinem linken Arme an einer Latsche festgehalten. Dank, daß Du mich aus dieser zu zarten Umarmung gerettet! Wenn sich nur der Traum heute nicht bewahrheitet?“

Damit wußte Veitel schon die Geschichte der zwei Tage am Roßstein.

In den schwarzen Tannen unten dämmerte es noch tief, aber auf den Felsenhöhen lag bereits das Morgenroth, und wie die zwei Jäger an der Bärenpforte anklopfen, steht die Sonne schon majestätisch am Himmel.

„War das Scharren von gestern vielleicht nur das letzte Zucken des Raubthiers?"

Man wählte aus Vorsicht einen andern Weg zur Höhle. In der Nähe der festen Ritterburg war eine verwetterte Tanne, die von Oben in die Nähe des Tod und Leben bergenden Loches führte. Hans schnallt den Stutzen auf den Rücken und klettert hinab.

Wer hat denn dem Bären diesen Occupationsplan verrathen? Kampfbereit steht er auf seinem Posten. Hans hatte noch kaum festen Boden unter sich, als der Schwerbeleidigte in zwei ungeheuren Sätzen wie rasend auf ihn lossprang, ihn mit den Armen umfing und auf den Boden niederwarf. Schon begann er mit der Bestie kämpfend einen Abhang hinunterzurollen.

„Veitel! Mein Traum!"

Mit aller Kraft gelingt es Hans, die Bestie zu überwerfen, aufzuspringen und den Stutzen vom Rücken zu reißen. Eben so schnell war der Bär wieder auf den Sohlen. — O weh! das Schloß am Stutzen war in dem Falle beschädigt . . . Was bleibt? der Jäger weiß sich zu helfen, er hält dem Thiere den Kolben vor, auf den es mit offenem Rachen losstürzt.

Indessen war der Veitel die jähe Wand herabgeklettert, sieht seinen blutenden Gefährten und den Bär, wie er mit breiter, mächtiger Brust ihm gegenübersteht... Da knallt's und donnert's hinab in die nahen Schlünde... Ein Kernschuß! — der Gewaltige liegt zu den Füssen unserer Waidmänner.

Die gestrige Kugel hatte dem Bären das ganze Gebiß zerschmettert; dieses mochte den Kampf etwas leichter gemacht haben.

„So eine wilde, dunkle Schlucht, und aus dem kohlschwarzen Loch ein funkelndes Augenpaar und vor demselben ein muthiger Waidmann" — das ist ein Bild vom alten Roßstein.*)

*) Das Jägerrecht für einen Luchs war in Tegernsee 1606 höher gestellt als das für einen Bären, für den Luxen 1 fl. 30 kr., für den Bären 40 kr., was wohl nicht auf seltenes Vorkommen in diesem Revier schließen läßt. Die Jäger durften mit den erlegten Bären in der Gegend herumziehen und sich Trinkgelder sammeln. — Bei Klosterrechnungen in Tegernsee von den Jahren 1710—1757 ist von erlegten Bären viel die Rede.

Aber auch in unserm Jahrhundert am neuen Roßstein hat sich hie und da so ein „schwarzer Brummer", wie ihn die alten Sennerinen zu nennen pflegen, sehen lassen. Lang konnte sich natürlich keiner mehr halten, weil die Tegernseeer und Kreuther Jäger ihm zu scharf auf die Ferse traten.

Im Jahre 1828 trieb sich ein Bär am Roßstein und an den angrenzenden Bergen herum. Am Planberg (Blauberg bei Kreut?) wurde er endlich gestellt. Eines Abends hatte sich der Forstwart Sollacher mit dem Jagdgehülfen Sebastian Riesch auf einem Wechsel an den „Stangen" unter der Halserspitz angestellt, um dort die ganze Nacht zu passen, denn es war mondhell, und dieser Wechsel schon früher öfters von Bären begangen worden.

Gegen alle Erwartung kam der Bär schon bei einbrechender Dämmerung und Sollacher ließ ihn ganz nahe heran, mit größtem Fleiße nach dem Kopfe zielend. Da wollte das Unglück, daß der Dupfer den Hahn nicht ausschlug; der Bär warf um, und als die Büchse endlich krachte und auch der Gehülfe nachschoß, war der günstigste Augenblick zu einem guten Schusse bereits vorüber. Gleichwohl stürzte der Bär getroffen in einen Graben, kurz darauf sahen ihn aber die Jäger am jenseitigen Hang wieder aufsteigen und zwar so langsam, daß sie noch einmal hätten laden und schießen können, wenn sie schnell dazu entschlossen gewesen wären. Statt dessen löste Sollacher seinen Hund, in der Meinung, der werde den Bären gleich stellen.

Der Hund, ein sogenannter hochstämmiger Daxel, fiel auch den zottigen Gesellen wacker an, dieser aber kümmerte sich wenig um sein Rebellen und entschwand in den Felsenschluchten.

Da in der Nacht nichts zu machen, so wanderten die Schützen, bald von freudiger Hoffnung gehoben, bald von peinigenden Zweifeln niedergedrückt, nach Kreut und erzählten ihr Abenteuer. Alles kam in die größte Aufregung, man träumte vom Bäreneinzug, besprach Triumphbögen ... und die widerwärtigen Zweifel wurden mit vollen Humpen frischweg aus der Zechstube gejagt.

Beim Nachsuchen des andern Tages war der Bär nicht mehr zu finden. Wie man erfuhr, trieb er sich noch längere Zeit herum, bis er von einem Hirten im Achenthale erlegt wurde. (v. Kobell.)

Der Luchs.

Nicht so frech als der Wolf, aber ausdauernder, von gewandterem Sprung, nicht so kräftig wie der Bär, aber scharfsichtiger, aufmerksamer ist der Luchs.

Ein schönes Raubthier, dieser nahe Verwandte des Leopards und Panthers, trägt er ganz den Charakter dieser grimmigen Katzen: ihr Schleichen und Lauern, ihren tückischen Angriff mit plötzlichem Sprung aus irgend einem Versteck und ihre Blutgier. Auf einem Stock oder Stein an einem Wechsel sitzend lauert und birscht er.

Ich kann mir den Roßstein in den früheren Jahrhunderten mit seinen hundertjährigen Tannen längs der Hochwälder und Klüfte, mit seinen einsamen Schluchten und Kämmen, mit seinen Hasel-, Birk- und Urhühnern, Alpenhasen und zahlreichen Gemsen nicht vorstellen ohne diese frische, listige Felsenkatze.

Schau einmal dort diese uralte verwetterte Tanne, geknickt am Gipfel gebrochen an den Aesten, der rindenlose Schaft geisterbleich und vielfach durchlöchert von den Spechten, das dunkle Nadelwerk ganz durchzogen von ellenlangen Flechten!

Hart neben diesem heimgegangenen, in sich zusammengebrochenen Altvater hatten früher die Gemsen ihren Wechsel und ihre Sulzen. In tiefster Verborgenheit lag dort der Luchs der Länge nach auf einem bequemen unteren Ast, im Dickicht hingestreckt, wo ihn die Nadeln halb verhüllt, ohne ihn beim Absprung zu hindern. Auge und Ohr in schärfster Spannung ruht er schon den andern Tag auf dem gleichen Fleck. Die Feinheit der Witterung, die den Gemsen eigen ist, hat den Lauerer verrathen. Jetzt dämmert es zum zweiten Male über den Bergen, sein Auge glüht wie eine Kohle, das könnte ihn verrathen auf seinem alten Anstande. Mit halbgesenkten Lidern scheint er zu schlafen, der Wind ist ihm heute äußerst günstig, ein kleines Rudel Gemsen betritt den Wechsel, die Ohren verlängern sich durch den aufgespitzten, stehenden Haarbüschel, der dichte Bart um die Schnauze sträubt sich — ein langer, sicherer Sprung — die Pulsader der Gemse ist durchbissen — wohl schmeckt ihm das Blut des Getödteten.

Aehnliche Scenen mögen sich am Roßstein manche abgespielt haben.

Luchsköpfe waren sonst eine Zierde der Jägerhäuser im Gebirge. Das schönste, das ich gesehen (erzählt v. Kobell) war das vormals „am Winn" genannte bei Kreut. *)

*) Im Jahre 1752 war das Jägerrecht für einen Luchs zwei Gulden. Unter König Max I. ward als Schußrecht für einen Luchs 75 Gulden bestimmt, und da diese Summe oft ausbezahlt werden mußte, wurde sie 1826 reducirt auf 25 Gulden.

Auf der von der Zeit gebräunten „Laabn“ zeigten unter dem Vorsprunge des Daches einige sechzig Luchsköpfe ihre gräulichen Gesichter und daneben ein gewaltiger Bärenkopf. Ich sah das Haus zum ersten Male in einer mondhellen Nacht. Wie malerisch! Welch' anziehende Jagdstimmung erweckt es! Jetzt ist nichts mehr zu sehen.

Wie viele von diesen Köpfen mag der Roßstein geliefert haben?

Diese alten Zeiten sind vorüber, aber stets schlingen sie sich wie ewig frischer Epheu für den Jäger um den Roßstein. In den Waldungen, die seinen Fuß bedecken, bricht jetzt der Hirsch durch das Tannendickicht und und ätzt das Reh auf lichter Waldstelle, bis über seine Alpen hinauf jagt der Fuchs und in seinen Krummföhren birgt sich der muntere lebhafte Alpenhase. Die Bärenhöhlen sind leer, dafür gräbt der Dachs sich seinen Bau, der Luchs lauert nicht mehr auf den Schneiden, aber die Gemsen, wenn auch selten, setzen lustig wie der Blitz darüber weg, und statt der grausen mageren Wölfe spielt das Birkhuhn in den stillen Steinrevieren.

Und eines der anziehendsten Jagdvergnügen fehlt auch da oben nicht — die Auerhahnfalz:

„Wo zwischen Mond- und Sonnenglanz
Die Hennen er lockt zum Hochzeittanz.
Horch! Hörst du das leise klipp und klapp,
Es trägt's der Wind wohl auf nnd ab,
Horch! jetzt der Hauptschlag, nun voran!
Das Schleifen schließt sich deutlich dran ...

. . . .

Und rings der Schuß die Vöglein weckt,
Die schlafend in Busch und Baum versteckt,
Und keines von ihnen bekümmert der Tod,
Sie alle frisch grüßen das Morgenroth.
Die Drossel beginnt den melodischen Reih'n,
Es zwitschern die Meisen und Finken drein,
Und die Rothkehlchen auch, es wird laut überall
Von Lieben und Locken im fröhlichen Hall.“

(v. Kobell.)

Einst und jetzt!

Kloster Hohenburg.

Eine Sage.

Von Katharia Diez.

X.

Noch hüllet Berg und Thal die Nacht
Mit tiefem, langsam flieh'ndem Dunkel,
Nur hier und da glänzt auf der Wacht,
Ein bleiches Sternlein mit mattem Gefunkel,
Als eine schlanke Frau'ngestalt,
Vom dunklen Schleier dicht umwallt
Herab vom hohen Schloße steiget,
In dem noch Alles ruht und schweiget.
So leise wie ein nächt'ger Traum
Schwebt sie durchs dämmernde Gefilde,
Gleich einem duft'gen Nebelbilde
Berührt ihr Fuß den Boden kaum.
Odilie ist's, sie hat entrungen
Sich muthig ihres Kerkers Haft,
Die stille Flucht ist ihr gelungen,
Heiß betend um des Himmels Kraft,
Eilt sie dahin im finstern Thal,
Vertrauend auf des Lichtes Strahl
Das leuchtet auf des Frommen Wegen.
Wohl klopft ihr Herz in lauten Schlägen,
Es lauscht ihr Ohr auf jeden Laut
Der geisterhaft die Luft durchbebet,
Auf jeden Schatten der da schwebet
Ihr Auge bang und zitternd schaut;
Doch ist der Herr ihr Stab und Stecken,
Der Flügel, der sie wird bedecken.

So geht sie still und unverzagt
Und freundlich führt sie das Geschicke,
Das Schloß verschwindet ihrem Blicke,
Die Nacht entflieht, der Morgen tagt,
Das Herz schlägt leichter ihr und freier,
Vom Antlitz hebt sie weg den Schleier

Und mit verklärtem Angesicht
Grüßt sie das junge Tageslicht:
„Ich bin gerettet! sei willkommen
Du reines Licht! o, freie Luft!
Der Herr hat mein Gebet vernommen
Und zog mich aus des Elends Gruft,
Von meiner Hand die Ketten fallen,
Frei darf ich nach der Heimath wallen;
Der Sünde Kreis bin ich entfloh'n,
Und athme Himmelslüfte schon!“

Und heller immer wird der Tag
Und immer freier, schöner lag
Die Welt vor ihr im Morgenschimmer,
So lieblich wie gesehn sie nimmer,
Selbst da nicht, als in Pracht und Glanz
Zum erstenmal auf diesen Wegen
Sie zog der Jugend Glück entgegen,
Geschmücket mit der Freude Kranz.
Wie bald war dieser Kranz entblättert,
Wie bald das süße Glück zerschmettert!
Wie anders zieht sie jetzt daher —
Im schlichten, leicht geschürzten Kleide,
Nicht glänzen Purpur und Geschmeide
Um ihrer Jugend Reize mehr,
Der goldnen Haare reiche Fülle
Deckt nur des Schleiers dunkle Hülle,
Ein leichter Stab, ein Pilgerhut
Ist jetzt ihr einzig Hab und Gut.
Auf daß zu himmlischem Gewinn,
Der Seele Glanz gerettet würde
Warf sie des Reichthums goldne Bürde
Mit edlem Muthe freudig hin,
Und eilet frei und arm und blos
Der ew'gen Liebe in den Schooß.

O, wie die Stirn ihr lieblich kühlet
Des Morgens Luft und frische Pracht!
Wie sie so frei und leicht sich fühlet
In ihrer Armuth schlichter Tracht!

Leicht wie der Vogel durch die Lüfte
Sein Lied zum Preise Gottes singt,
Frei wie das Wild der Felsenklüfte
Sich bis zur Wolkenhöhe schwingt.
Ihr ward's, als trügen Taubenflügel
Sie vorwärts über Berg und Hügel,
Als senke sich der Sonnenstrahl
Zu ihr herab in's tiefe Thal;
Wie Jacob's gold'ne Himmelsleiter,
Auf der sie höher stets und weiter
Stieg aus der Erde Druck und Noth
In's stille, lichte Morgenroth;
Des Frühlings Stimmen sie umklingen
Wie Engelslieder, die ihr bringen
Ein Willkomm zu aus jenen Sphären
Wo alle Schmerzen sich verklären,
Wo Gottes Antlitz ist die Sonne,
Die uns erweckt zur ew'gen Wonne.

So träumt sie selig; — fast vermessen,
Hat sie in süßem Wahn vergessen,
Daß auf der Erde schwankem Grund
Sie noch mit flücht'gem Fuße stund;
Auf diesem Grunde, ach, wo immer
In Kloster, Hütte und Pallast
Des ew'gen Friedens Engelsschimmer
Nur ist ein selt'ner Himmelsgast.

Horch! plötzlich tönt's wie Rosseshufen,
Geklirr von Waffen, an ihr Ohr;
Aus ihrem sel'gen Traum empor
Schreckt sie ein dräuend wildes Rufen.
Sie blickt zurück und hinter ihr
Jagt durch das grüne Waldrevier
Ihr Vater her auf schnellem Rosse
Umgeben von der Knappen Trosse.
Sie ist's, die Arme, die man sucht,
Entdeckt ist ihre nächt'ge Flucht,
Schon glaubt sie mit den raschen Pferden
Umzingelt, eingeholt zu werden.

„Weh mir!“ so ruft sie schreckensvoll,
„Lügt ihr mir so, ihr sel'gen Träume? —
Verberget mich, ihr schatt'gen Bäume!
Ihr hohen Felsen wollt euch spalten!
In Deines Mantels tiefste Falten
O Wald, hüll' ein Dein banges Reh,
Das lieber will mit seinem Weh,
In deinem stillen Schooß verbluten,
Als fallen von den gift'gen Ruthen
Der gegen mich erzürnten Welt,
Die ihre Netze nach mir stellt!“

Besinnungslos in stetem Lauf
Stürzt vorwärts sie zur Höh hinauf,
Wo steile, schroffe Felsenspitzen
Im Strahl der Morgensonne blitzen
Entgegen ihr wie eine Mauer.
Das faßt ihr Herz ein kaltes Schauer,
Es bricht ihr Knie, der Athem flieht,
Und näher, immer näher zieht
Der Feind, er wird sie bald erfassen: —
„O Gott! kannst Du Dein Kind verlassen?“
So flüstert sie mit bleichen Lippen,
Hinstürzend auf die Felsenklippen,
Kann sie nur flehend aufwärts strecken
Die Arme noch im Todesschrecken.

„Mein Gott, mein Hirte und mein Vater,
Der nicht sein armes Kind verstieß,
Mein erster Schützer und Berather
Der mich in keiner Noth verließ!
O Du, der Hagar in der Wüste
Mit seinem Rettungsruf begrüßte!
Willst Du, so steht auch meinem Hoffen
Wie ihr der starre Felsen offen,
So kann auch mich Dein Engel führen
Dahin durch fest verschloß'ne Thüren,
Und Finsterniß mein Bild verhüllen
Vor meiner Feinde Zornesbrüllen.“

„Du flehst vergebens, mein bist Du!“
Ruft ihr des Herzogs Stimme zu,
Verfallen bist Du dem Gerichte
Das all Dein Beten macht zu nichte!“

Auf ihrem Nacken fühlt sie schon
Den Athem seines Zornes drohn,
Er faßt der Locken goldne Schwingen,
Die sich des Schleiers Haft entringen —
Da bäumt sein Roß! — „Ha! was ist dieß? —
Deckt meine Augen Finsterniß!
Wo kam sie hin? die ich gehalten
Schon fest in meiner sichern Hand? —
Hat sich die starre Felsenwand
Vor ihrer Bitte aufgespalten?“

So ruft der Staunende; die Knappen
Stehen wie erstarrt mit ihren Rappen —
Ein Wunder, scheint es, ist geschehn —
Sie haben alle ja geseh'n
Die schöne, flüchtig Fliehende,
Die kaum noch zitternd Knieende,
Die in der gold'nen Locken Licht,
Mit lilienweißem Angesicht
Auf einmal in der Felsenwand
Gleich einem Sonnenstrahl verschwand!
In bangem, ehrfurchtsvollem Schweigen
Sie alle von den Rossen steigen;
Man sucht, man forschet im Gesträuch,
Doch nur ihr Schleier wird gefunden,
Die Jungfrau aber bleibt verschwunden
Vor allen Blicken, wundergleich;
Die Felsen stehen starr und stumm
Rings um die Staunenden herum,
Wie Wächter an der Unschuld Port,
Es schrecket sie kein Zorneswort
Des bleichen, zitternden Tyrannen:
Er kann nicht ihren Zauber bannen.
Vor dieser festen Mauer prallt
Zurück der Hölle Nachtgestalt,

Der Arge fühlt, es ist zu Ende
Hier seine Macht, ein jäher Schmerz
Durchzuckt wie Todesstoß sein Herz,
Verzweifelnd ringet er die Hände
Und stürzt mit jammernder Geberde
Sich nieder auf die harte Erde.
„Mein Kind, mein Kind! wohin hast Du
Dich vor des Vaters Zorn gerettet?
Hast in des stillen Grabes Ruh,
In einen Abgrund Dich gebettet?
Ach, oder hat vielleicht berührt
Dein Engel Dich und sanft entführt
Hinauf in's lichte Himmelreich?
Zu Wesen, die allein Dir gleich!
O, wolle Dich noch einmal neigen
Zu meiner bangen Seele Streit,
Aus Deiner reinen Seligkeit;
In Deiner Glorie Dich zeigen
Dem Vater, dem bethörten Sünder,
Auf daß er deines Heils Verkünder
Von nun an sei in steter Treu',
In Buße und in tiefer Reu!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Kritik.

Von Hermann Arnold.

Vom Meister Albrecht Dürer, der seiner Zeit ein gar geschickter Maler und Holzschneider gewesen, und der auch jetzt noch immer großen Ruhms genießet, hat wohl Jeder schon vernommen.

Es gab sich nun, daß der eines Tages ein Bild zu malen anfieng, worauf der Heiland in Mitte seiner Jünger gar schön und erbaulich zu sehen war; und wie die Tafel fertig, da diente sie in einer Kirche zum rechten Schmuck des Gotteshauses. So hing sie manch Jahrzehnt und manch Jahr-

hundert am alten Platze, und wenn sie wohl auch sonst ein fromm Gemüth zu größerer Andacht stimmen mochte, so war es doch gar bald vergessen, wer sie gefertigt.

In unserer Zeit aber, die Alles renovirt und restaurirt und ändert, da ward auch jener Dom hart mitgenommen von dem Eifer, und mochte auch ein Mütterchen, das Jahrelang zu unsrem Bild gebetet, den Kopf bedenklich schütteln ob einer solch unerlaubten Neuerung: es half nichts, zum Restaurator mußte das Gemälde, auf daß in neuer Farbenpracht es doppelt seinen Zweck erfülle.

Da stand's nun wieder auf der Staffelei, wie ehedem, als Meister Albrecht seine Hand daran gelegt, und siehe da, als man es von Staub und Schmutz gereinigt, da zeigt sich unten in der Ecke schier unbemerkbar das Zeichen, daß der Altmeister aller deutschen Maler, daß Dürer das Gemälde einst verfertigt.

Der Ruf von diesem neuen Funde lockte bald der Kenner zahllos Heer herbei; man hob des Bildes Werth, das man zuvor gar nicht geachtet, bis an das Ungebührliche und schließlich ward's um schweres Geld an einen hohen Herrn verkauft, der es zu vielen anderen, die er schon gesammelt, in einen großen Saal hat hängen lassen; der Kirche aber ließ er für das alte ein neues, auch nicht zu verachtendes Gemälde schaffen.

Bald ward der Raum, darin die Tafel prangte, gar nicht mehr leer von denen, die sie sehen wollten, und es stand nicht lange an, so ward im Tagesblatt Bericht erstattet über alle Vorzüge, deren man fast gar zu viel daran entdeckte. Und als der beste und am meisten lobenswerthe war da geschrieben, daß Herr Jesus ein so reines schneeweißes Gewand trage, daß diese Farbe so ganz in die Stimmung des Bildes passe, daß der Maler damit wohl nur habe andeuten wollen, so fleckenlos wie das Kleid sei auch sein Träger gewesen, daß durch die glückliche Wahl der Farbe das Licht auf den Mittelpunkt concentrirt sei, und so noch gar manches, das aufzuzählen wohl von Ueberfluß. —

Dieß Alles wäre nun gerade nicht absonderlich bemerkenswerth gewesen — denn es kommt ja heutzutage gar oft Solches und Aehnliches vor — wenn es mit der weißen Farbe nicht seine eigene Bewandtniß gehabt hätte. Die freilich wußte der Verfasser des Artikels im Tagblatt nicht, uns aber ist's erlaubt, den Meister selbst zu belauschen, wie er eines Abends seinem

Freunde im trauten Stübchen folgende Historie erzählt hat: „Nun Lieber, heute hab ich endlich das Bild zu malen angefangen, das ich schon längst entworfen. Eh' ich damit begonnen, hab ich mir all die Farben, die ich brauchte, hergerichtet, und da hatte ich vor, dem lieben Heiland ein blau Gewand zu malen. Hat der Herr sein Leben für Dich gelassen, so kannst Du wohl auch etwas aufopfern, dachte ich und nahm da von der theuersten Farbe, vom Ultramarin. Wie ich mir nun meine Gedanken mache, wie schön sich Herr Jesus auf dem Gemälde ausnehmen werde, da kommt ganz still mein Gespons — nun Du weißt ja, daß sie gerade kein Engel ist und gerne etwas knickt — und wie die sieht, daß ich eben die schöne Farbe verwenden will, da platzt sie schnell, wie's ihre Art, heraus und schilt mich, daß ich, der ich kaum habe, was man zum Leben brauche, so verschwende — und flugs nimmt sie mir mein Kleinod weg und ich — nun, 's wollte mich da schier wehmüthig überkommen, es traten mir die Thränen in die Augen, wie ich es sah, daß mir die Träume all so schnell zerronnen. Doch bald war's überwunden, ich mocht' des lieben Friedens halber nichts entgegnen, und da dacht' ich halt: o Herr, Du weißt ja, es war gut gemeint, und malte schnell ein weiß Gewand, wenn's mich auch schmerzte, daß Jesus so unscheinbar mußt' erscheinen. Und später, nun da lobte mich die Frau, daß ich so sparsam war und mit dem Allerbilligsten, mit Kremserweiß gemalt."

So stand's also mit dem vielgerühmten weißen Kleide, und Dürer, der vom Himmel wohl das Ganze hat mit angesehen, der mag billig staunen ob des Geredes, das alle Welt so hat gepriesen und das man just mit schlichtem Namen nennt: die Kritik. —

Das Kreuzchen an der Brust.

Von M. Becker.

Ich trag an der schüchternen, bebenden Brust
Ein Kreuzchen, das christliche Zeichen. —
Wer nennt mir die Wonne, wer kennet die Lust,
Die jenen Gefühlen wohl gleichen,

Von denen die Brust wird so selig bewegt,
Die fromm und voll Glauben das Kreuz an sich trägt;
Wer weist mir den Schild und das siegende Schwert,
Das sich'rer des Satanes Pfeile abwehrt?

Kaum daß sich vom Schlafe mein Auge erschließt,
Schon sieht es mit liebenden Blicken
Zum Kreuzchen — der Mund es vertrauensvoll küßt,
Die Hände an's Herz es dann drücken.
„Du bist es,“ so sprech ich, das jegliche Nacht
So treu und so schirmend ob mir hat gewacht,
Mit Dir werd' ich hin bis zum Grabe selbst geh'n,
Dann werd ich zum ewigen Leben ersteh'n.

Will schmeichelnd der Sünde vergängliche Lust
Mit lockendem Scheine mich trügen,
Da fühl ich an pochender, zagender Brust
Das Kreuzchen noch inniger liegen.
Es strecket die Arme, als wollte es mich
Umfassen und spräche: nicht lasse ich Dich!
Wie lockend die irdische Lust dann auch sei,
Dem Freund auf dem Kreuze, dem bleibe ich treu.

Und senkt sich der Tag in sein glühendes Grab,
Sinkt müde der Körper auch nieder,
Dann fallen die Thränen des Dankes herab
Auf's Kreuzchen — dann küß ich es wieder,
Und glaub' wo das Kreuzchen, das liebliche ruht,
Da ist auch der Engelein sichere Hut,
Da weichet des Bösen verderbliche Schaar,
Da droht nicht der Seel', nicht dem Leibe Gefahr.

Dereinst, wenn das Auge zum Schlafe sich schließt,
Von dem ich erwache dort drüben,
Der Mund dann das Kreuzchen zum letzten Mal küßt.
Wohl mir, wenn ich treu ihm geblieben;
O gebt mir's alsdann in die sterbende Hand,
Es ist mir das Zeichen zum Siege — das Pfand,
Das Christus mit eig'nem Blute gefärbt,
Damit, wer es wahre, das Himmelreich erbt.



„Unser tägliches Brod gib uns heute."

„Gieb uns heute unser tägliches Brod.“

Von Franz Bonn.

Was strömet dort im Sonnenstrahl
Durchs Kornfeld hin im grünen Thal?
Voran die Fahnen weh'n im Wind,
Dann Männer, Weiber, Greis und Kind,
Der würd'ge Priester im Talar
Geleitet fromm die fromme Schaar.
Jungfrauen tragen durchs Gefild
Der Gottes-Mutter Gnadenbild,
Sie singen Lieder fromm und rein —
O schöner Zug im Frühlingsschein!

Der Wind, der durch die Halme rauscht,
Hält wo sie wandeln an und lauscht.
Andächtig senkt die Köpfchen gar
An ihrem Pfad der Blumen Schaar;
Der Käfer Volk macht Halt im Flug,
Die Grille schweiget, naht der Zug
Und erst wenn sie vorüber sind
Das Summen, Zirpen neu beginnt.
Wo einem Baum der Zug sich naht,
Da regnet's Blüthen auf den Pfad —
Hoch in den Lüften aber schwebt
Die Lerche, die ihr Lied erhebt,
Geleitend weit die Prozession
Mit ihrem hellsten Jubelton. —

O wunderbares Gottvertrau'n!
Du gold'ne Frucht aus Himmelsau'n,
Die zum Gebet macht unser Wort,
Du aller Herzen Heil und Hort!
Du führest hin im Frühlingsstrahl
Die Menschen durch Gebirg und Thal.
Du, wie der Frühling warm und reich
Umfängst die Seele voll und weich,
So wie den Schnee die Sonne schmolz
Zerschmilzt Dein Strahl den kalten Stolz,

Und wie ein Morgen hell und klar
Zerstreuest Du der Zweifel Schaar;
Wie scheucht die Sorgen um das Nichts
Hinweg der Zauber Deines Licht's!
Du heilest Alles, was da wund,
Was krank an uns, Du machst's gesund,
Und unserer Liebe dürre Kraft
Belebest Du mit frischem Saft!

Ein wunderbarer Friedensklang
Ertönt der fromme Menschen-Sang
Voll in des Lenzes Freudenpsalm,
Der strömt aus Wiese, Wald und Halm!
Denn Alles nur das Eine spricht:
„Ein Vater lebt im Himmelslicht,
Der uns getreu und alle Welt
In Liebe an dem Herzen hält!
Ein Gott, zu dem wir mit Vertrau'n
Wie Kinder dürfen aufwärts schau'n,
Frohbetend in der Erde Noth:
„O gieb uns unser täglich Brod!"

Etwas über Ostindien.

Von Isabella Braun.

II.

Naturerzeugnisse. — Die Eingeborenen. — Kastenwesen. — Kleidung. — Der Feuertod indischer Frauen. — Religiöse Schwärmerei. — Die Feueranbeter.

Die Fruchtbarkeit und der Reichthum Indiens sind sprichwörtlich geworden, aber auch zu seinem Schmucke hat der Schöpfer unendlich viel gethan. Seine Blumen sind in manchen Fällen von außerordentlicher Schönheit. Die erste und vorzüglichste Blume Indiens ist, wie überall, die Rose. Aus ihr wird der Attar, das Rosenöl, welches an Lieblichkeit und Wohlgeruch jede andere Substanz der Welt übertrifft, bereitet. Da es ein Gegenstand von großer Wichtigkeit ist, so werden z. B. in der Nachbarschaft von

Lucknow unermeßliche Rosenfelder cultivirt, daher auch an dem genannten Orte während des Frühlings und Sommers die Luft weit und breit mit kostbaren Wohlgerüchen gefüllt ist. Die Koonja, eine weiße Rose, würzt die Luft der Thäler um Dehli; hiezu kann man auch nach den großblättrigen Jasmin und die Champaca nehmen, mit welch letzterer die Hindus ihr Haar schmücken und ihre Kleider parfümiren. Die Ixora ist ein sechs Fuß hoher Strauch, dessen runde, scharlachrothe Blüthentrauben Aehnlichkeit mit glühenden Kohlen haben, weßwegen man sie Waldflamme nennt. Die Mussända entfaltet ihre schöne Blume des Nachmittags um vier Uhr und schließt sie zur selben Morgenstunde und die Malayen nennen diesen Strauch das Blatt der Prinzessin; Manche bedienen sich seiner, besonders bei trüber Witterung, als Stundenmesser oder Uhr. Die prächtige Lotusblume und die weiße Seerose wachsen häufig in der Nähe von Teichen und Flüssen in üppiger Fülle.*)

Aber nicht nur wegen ihrer Schönheit und ihres Wohlgeruches sind Indiens vegetabilische Erzeugnisse berühmt; das Land besitzt zahlreiche Pflanzen. Unter diesen sind die hauptsächlichsten: Flachs, Baumwolle, Opium, Indigo, Tabak, Saffran, Sesam, Pfeffer u. s. w. Der Reis zählt an 27 Arten und bildet einen großen Handelsartikel, nährt aber auch im Lande selbst unzählige Menschen. Waizen, Gerste, Mais, Hirse, Erbsen, Bohnen, werden vielfältig gebaut. Die Ananas und Melonen von köstlich gewürzhaftem Geschmacke sind in den meisten Provinzen etwas ganz Gemeines. Kürbisse und Gurken werden nicht allein an, sondern auch auf den Häusern gepflanzt, so, daß die mit Blätter und Blumen bedeckten Hütten einer Laube gleichen.

Die Ufer der Flüsse, der Seen und Sümpfe, so wie die nieder gelegenen Landschaften Indiens sind zum großen Theile mit Bambuswäldern überzogen, eine Rohrart, die häufig sechszig Fuß hoch wird. Der Bambus ist hohl, leicht und doch stark dabei und liefert das Material zu Lanzen, Zeltstangen, Masten (auf Kähnen und Böten). Es ist ein Immergrün und wird von den Eingebornen zu vielen nützlichen Zwecken verwendet, zu Körben und Matten verflochten. Mit ihnen erbauen sie leichte, rohe Wohnungen, so wie eine Art von Bote, welche sie zusammenflechten.

---

*) Indien. Von Dr. F. A. Wiese.

Die tiefen Waldungen sind reich an den herrlichsten Bäumen, welche den höchsten Nutzen gewähren z. B. der Tekum, welcher dem Eichenholze gleich kömmt und zum Schiffbau verwendet wird. Der Sál liefert vortreffliches Bauholz; Sandel- und Ebenholzbäume finden sich in unerschöpflicher Masse; auch der Babul mit seinen wohlriechenden, gelben Blüthen wächst in Wäldern und Ebenen. Die höchste Zierde der indischen Gegend ist aber doch die Palme. Es sind majestätische Bäume, welche zum Theile die außerordentliche Höhe von 150 Fuß erreichen. Aus dem Boden erhebt sich ein einfacher, Ast- und Blattloser Baum, an dessen oberm Ende sich die Blätter, meist nur in geringer Zahl, befinden; zwischen denselben kommen die Blüthen in großen Kolben und reicher Anzahl hervor. Die Früchte sind entweder Beeren oder Steinfrüchte, die kleinen, wie eine Kirsche oder Pflaume, die größern, wie ein Menschenkopf. Man kennt eine Menge Arten von Palmen, die wichtigsten sind die Dattelpalmen und Kokospalmen. Die Letztere treibt in der Krone lange, gefiederte Blätter, zwischen welchen die Blüthen in hellgelber Farbe, die unter dem Namen Kokosnuß bekannte Frucht hervorbringen, und zwar das ganze Jahr hindurch. Die Schale ist sehr dick, läßt sich drechseln und poliren. Wenn die Nüsse noch unreif sind, enthalten sie einen ungemein erfrischenden, süßen, weißen Saft, so hell, wie das reinste Wasser, die Kokosmilch genannt. Eine Nuß ist bis zum Zerplatzen damit angefüllt und enthält 1—1½ Nösel desselben. Wird die Nuß älter und reifer, so wird der Saft trüber und weniger süß; bei völliger Reife endlich verdickt sich dieser Milchsaft und wird zu einem festen Kern, der frisch wie Mandeln schmeckt und in der Mitte immer noch eine Höhlung behält, welche mit einem angenehm schmeckenden Safte angefüllt ist. Die Nuß stillt also den Hunger und Durst zugleich. Wird die Nuß älter, so vertrocknet die markige Schale und klappert. Aus diesen harten Nüssen gewinnt man das Kokosöl, indem man den Kern entweder kocht und das Oel abschöpft, oder es auspreßt. Man gebraucht dasselbe wie Butter zur Zubereitung von Speisen, auch brennt man es in Lampen. Der ausgepreßte Kern gibt noch ein gutes Viehfutter. Die harte Schale der Kokosnuß dient zu verschiedenen Gefäßen; ihre äußern, sehr zähen, braunen Fasern werden wie Hanf zu Schnüren, Stricken, Tauen verarbeitet. Die Stämme der Bäume geben Balken, Latten und Masten; die hohlen Palmstämme dienen

zu Wasserröhren; aus den Wurzeln flicht man Körbe und Wannen; die Blätter benützt man zu Dächern für Wohnungen, zu Korbgeflechten, zu Hüten, zu Papier und gedreht, zu leuchtenden Fakeln. Das zarte Herz der Blattkronen ganz oben am Baume, welches 20—30 Pfund wiegt, ist so trefflich, wie junger Kohl, eine Delikatesse für jede Tafel und heißt Palmkohl, doch stirbt der Baum durch dieses Abschneiden nach kurzer Zeit ab. Endlich erhält man noch durch Einschnitte in die unentfaltete Blüthe einen Saft, den man Palmwein nennt, und welcher frisch genoßen, kühlend und labend ist; nach kurzer Zeit gährt er und wird berauschend, nach 24 Stunden gibt er den besten Weinessig, distillirt Arak und gekocht Zucker. Welch ein unschätzbarer Baum ist also die Kokospalme!*)

Die indischen Waldungen sind der Aufenthalt unzähliger wilder Thiere, unter denen der Elephant, das Rhinoceros, der Bär und der Büffel am häufigsten vorkommen. Tiger, Panther, Leoparden, Schakals und die ihnen verwandten Thiere sind freilich eben so zahlreich vorhanden, aber vorzugsweise in kleineren Holzungen und im hohen Grase, wo man auch Wölfe, Hyänen und wilde Schweine antrifft. Auf den Feldern findet man zahlreiche Heerden von Antilopen, schlanke, zierliche, schnellfüßige, wachsame, listige, schlaue Thiere, welche meist gesellig, oft in Heerden von Tausenden leben und sich von Pflanzen nähren. Ihr Fleisch hat einen guten Geschmack und ihre Haut gibt vorzügliches Leder. Sie haben hohle, geringelte Hörner; ihr Auge ist schön, sieht scharf, auch Gehör und Geruch sind gut. **)

In den Niederungen des Flachlandes sieht man Schaaren von weißen Kranichen und Reihern, während Affen, Papageien und Pfauen in den Hainen ihr disharmonisches Conzert zum Besten geben.

Das Bisam- oder Moschusthier lebt nur in den höchsten Gegenden das Himalaya; es ist so groß, wie ein Reh, welchem es auch in der zierlichen Gestalt ähnelt. Es ist scheu, schnell, kann gut schwimmen, wohnt einsam, meist auf steilen Felsen, und man stellt ihm vorzüglich wegen der kostbaren Materie nach, die unter dem Namen Moschus bekannt ist, und theils zu Räucherwerk, theils in der Arzneikunst als ein erregendes, belebendes, krampf-

*) J. G. Fr. Cannabich.

**) Bei dieser Gelegenheit möchte ich die jungen Leser ermuntern, recht fleißig Münchens zoologischen Garten zu besuchen, wo sich viele dieser Thiere vorfinden.

stillendes, schweißtreibendes Mittel gebraucht wird. Das Thier trägt es in einem Beutel bei sich, welcher abgeschnitten, zugenäht und getrocknet wird und nur 1—3 Quintchen enthält, weßwegen es sehr kostbar ist.

Die Binnenseen und Teiche Indiens sind sehr fischreich, auf den Sandbänken der letztern hält das Krokodil seine Siesta, doch immer bereit, beim geringsten Zeichen der Gefahr in der Tiefe zu verschwinden. Das Krocodil hat freilich ein widerwärtiges Aussehen, ist aber beiweiten nicht so gefährlich, als man sich's vorstellt. Die unzähligen Schlangen Indiens sind viel mehr zu fürchten und es gibt deren überall in Wäldern, Wiesen und Feldern.

Im Mineralreich hat eigentlich nur das Eisen große Aufmerksamkeit gefunden. Man verfertigte früher in Indien einen Stahl, der eines so ausgezeichneten Rufes genoß, daß man nach dem Ausspruche alter, persischer Dichtungen ein Wunderwerk in ihm erblickte. Auch jetzt noch bedient man sich desselben zu Damascenerklingen.

Unter den in Indien zu treffenden, edlen Steinen sind vorzüglich zu nennen: Der Diamant, Opal, Amathyst, Granat, Chrysolith, Carneol, Achat. Die Insel Ceylon aber rühmt sich der wunderschönsten Perlen.

Wir wenden uns nun zu Indiens Bewohnern; dabei kann hauptsächlich nur von den Eingeborenen des Landes, Hindu genannt, die Rede sein.

Ihre soziale Rangordnung wird durch die Kasten-Eintheilung, welche als Glaubenssatz in all ihren heiligen Büchern aufgenommen ist, bestimmt, und auf folgende Weise begründet: Der Schöpfer erschuf vier Menschen, von denen jeder seine eigene Kaste fortpflanzte.

Die erste Klasse schuf er aus dem Haupte, die der Braminen, welche bestimmt sind, das menschliche Geschlecht zu regieren und zu erleuchten.

Die zweite zog er aus seinem Arme: die der Kschatrias, welche der Vertheidigung gewidmet sind.

Die dritte formte er aus seinem Leibe — die Waischis — und bestimmte sie, für die Nahrung der Uebrigen zu sorgen.

Die vierte zog er aus seinen Füßen, die Sudras, damit sie den Andern dienen und gehorchen.*)

Nach den göttlichen Gesetzen sind die Braminen ausschließlich für den Priesterdienst, die Heilkunde, das Richteramt und den Unterricht bestimmt;

*) Ed. v. Warren.

die Priester nehmen jedoch die höchsten Stufen ein. Die Kschatrias betreiben das Kriegshandwerk; die Waischis den Handel; die Sudras beschäftigen sich mit Handarbeit und Landbau.

Um diese großen Abstufungen für ewige Zeit giltig zu machen, ist streng verboten, außerhalb seiner Kaste zu heirathen. Aber da viele Uebertretungen dieses Gesetzes erfolgten, theilte man die aus solchen Ehen stammenden Menschen in neue Klassen ein; die verachtetste davon ist jene der Parias, welche aus Vermischung der ersten und letzten Klasse stammen sollen. Sie werden mit wahrem Abscheu betrachtet und dürfen nur in Städte und Dörfer kommen, um Leichname fortzuschaffen, Hinrichtungen vorzunehmen, überhaupt Verrichtungen zu besorgen, welche als schimpflich gelten. In einigen Gegenden Indiens wird der Ausdruck „Parias" auch von Thieren und Dingen gebraucht, um das schlechteste seiner Art zu bezeichnen. Kein Tempel darf von einem Paria betreten werden; jedoch wird dem Unglücklichen gestattet, durch die offene Thüre auf das Götzenbild zu blicken. Wollen die Parias Lebensmittel einkaufen, so müssen sie in einiger Entfernung vom Markte stehen bleiben, durch lautes Rufen ihre Bedürfnisse kund geben, das Geld dafür niederlegen und sich dann schnell irgendwo verbergen, bis der Handel abgemacht ist und der Verkäufer sich wieder entfernt hat. Bei einer Anrede, die nur im höchsten Nothfall geschieht, empfängt man die Antwort, indem man die Hand vor den Mund hält, aus Furcht, der Athem des Paria könne die Luft verpesten. Uebrigens steht den Parias der Weg in die Armee offen, um in den Reihen der geachteten Hindu zu kämpfen und zu sterben.

Im Allgemeinen sind die Hindus einer der schönsten Menschenstämme. Der Wuchs des weiblichen Geschlechtes ist außerordentlich zart; in ihrer Gestalt zeigt sich Anmuth; den Männern fehlt der Ausdruck. Der Hindu ist mehr zierlich, als stark und kraftvoll, von schlankem, schmächtigem Wuchs, mittlerer Statur; er hat ein ovales Gesicht, eine etwas gebogene Nase, schön gewölbte Augenbraunen, dunkle Augen, volle, mit einem Barte geschmückte Lippen, zarte, kleine Hände und Füße, feine, glänzend olivenfarbene Haut. — Harte Arbeiten scheut der Hindu, dagegen kann er 21 Wegstunden in einem Tage machen und damit wohl einen Monat lang aushalten; er besitzt eine ganz ungemeine Gelenkigkeit, was wir an den Gauklern und Jongleurs noch besonders anstaunen werden.

Ihre geistigen Anlagen sind nach ihrem Wohnorte verschieden. In den

heißen, feuchten und sumpfigen Ebenen sind sie furchtsam, friedliebend, industriös, phlegmatisch und grenzenlos abergläubisch; — in den höhern, trocknen und kühlern Gegenden sind sie furchtlos, tapfer, kriegerisch, verzweifelte Feinde und warme Freunde.

Nicht allein die Verheirathung von Menschen verschiedener Kasten ist strengstens verboten, sondern auch das gemeinsame Speisen. Dieses Verbot steht im Zusammenhange mit der religiösen Vorschrift, welche jedem Stande seine besondere Kost anweist. Der Bramine darf nichts genießen, was gelebt hat, mithin weder Fleisch noch Fisch. Der Krieger ißt Hammel- und Wildfleisch, auch wer anstrengende Beschäftigungen verrichtet, darf sich davon nähren, im Allgemeinen ist solches den niedern Ständen untersagt; dagegen sind ihnen Fische erlaubt als höchst wohlfeile Kost, besonders bei ausgetretenem Wasser, wo man sie in Handnetzen fängt. Die Hauptnahrung der Hindus besteht in Reis, Milch, der Frucht des Kokosnußbaumes, auch Kartoffeln werden jetzt gebaut. Sie haben auch ein Lieblingsgericht — Karri — welches aus Fleisch oder Fischen mit verschiedenen gewürzten Gemüsen vermengt, besteht. Rind und Kalbfleisch ißt kein Hindu, weil es ihm geheiligte Thiere sind. Beim Essen sitzt er niedergekauert auf Teppichen oder Matten und bedient sich dabei weder unserer Bestecke, noch der Servietten; statt der Schüsseln und Teller dienen große Baumblätter. Sowohl vor, als nach dem Essen wäscht man sich. Die Frau gießt über den Kopf und die Schulter des sich bückenden Mannes das Wasser; sie reibt ihn und ölt seinen ganzen Leib ein, kämmt seine Haare und zieht des Morgens nach diesem Geschäfte verschiedene Linien über seine Stirne, weiß, gelb, oder roth, von lebhaften und glänzenden Farben, die seine Kaste anzeigen. Hernach begießen und bestreichen sie die Mauern mit Kuhmist, denn die Kuh ist ein geheiligtes Thier und zugleich zerstört dieses Verfahren die Insekten.

Die Kleidung des ärmern Hindu ist höchst einfach und nothdürftig, meist aus leichten Mousselinstreifen, die sie geschickt um die Beine und den Leib schlingen; in manchen Gegenden trägt man weite Beinkleider. Die Frauen tragen ebenfalls Beinkleider, eine kurze Weste mit Aermeln; sie wickeln um den Leib einen langen Mousselinstreifen, schlingen ihn um den Kopf und lassen ihn als Zierde daran herunterhängen. Außer dem Hause, bei feierlichen Gelegenheiten nähert sich ihre Tracht jener der Muselmänner. Wenn ein Indier mit schönem Gesichte, in einer Weste und Beinkleidern von

Karmoisin und Goldbrokat bekleidet ist; wenn er einen kostbaren Kaschmirshawl als Gürtel, einen andern über der Schulter trägt; wenn er seinen Säbel, dessen Griff Diamanten zieren, umhängt; wenn er das Haupt mit dem Turban bedeckt, ein Kopfputz, der einer Gruppe von Edelsteinen gleicht: — so kann sein Kostüm an Luxus, Pracht und Eleganz sich mit dem Reichsten der Welt messen. So prächtig gekleidet auf Schlachtrossen, deren Geschirr mit massivem Silber belegt ist, durchfliegen hie und da junge Häuptlinge die Straßen, gefolgt von einem zahlreichen Geleite, das stark bewaffnet aber sonst sehr wenig bekleidet ist.

Die Kleidung reicher Frauen besteht in langen Stücken des schönsten Mousselins, oder seidenen Zeuges, das mehrmals um die Hüften geschlungen, sich zum Haupte empor windet, und seitwärts in allerlei Zierrath herabhängt. Das Haar wird mit wohlriechenden Essenzen eingerieben und auf das sorgfältigste geflochten. Die Füße bleiben unbedeckt, alle Zehen mit Ringen geschmückt. Wo sich ein Schmuck anbringen läßt, ist er gewiß zu sehen; Haare, Hals, Arm, Knöchel strotzen von Ketten und Spangen, nicht selten sind die Nasenflügel durchstochen, um Ringe anzubringen; vor Allem werden die Ohren mit Schmuck förmlich belastet. Eine weiß leinene Tracht bedeutet bei Frauen Trauer und die Wittwen kleiben sich stets weiß. —

Der seltsame Gebrauch der Hindu-Wittwen, sich mit dem Leichnam ihres Mannes zu verbrennen, wird Sattis genannt. Dieselben aber werden keineswegs dazu gezwungen, vielmehr davon theils durch Ueberredung, oder durch Verbergen des Leichnams abgehalten. Im Allgemeinen hat diese barbarische Sitte bedeutend abgenommen; man rechnet deren auf das englische Gebiet durchschnittlich hundert in einem Jahre. Es gehen dem Sattis verschiedene Vorbereitungen voraus, z. B. daß sich die Wittwe, wo möglich, im heiligen Ganges badet. Die Feierlichkeiten sind nicht immer dieselben. In Bengalen wird die Frau mit dem Leichnam des Mannes zusammengebunden, um sie zu hindern, sich empor zu richten, und dann mit Bambus bedeckt. In Orissa wirft sich die Frau selbst ins Feuer, oder richtiger gesagt, sie springt auf den Scheiterhaufen hinab, der sich in einer Grube befindet. In Dekhan besteigt sie denselben ehe er angezündet ist, setzt sich nieder, legt den Kopf des Mannes auf ihren Schooß und wartet in ruhiger Ergebung, daß sie von dem Rauche erstickt, von den Flammen verzehrt, oder von den einstürzenden Balken des Gerüstes zerschmettert werde. Ihre Haltung trägt in den meisten

Fällen den Stempel einer unerschütterlichen Festigkeit; ihre Blicke ruhen mit dem Glanze der Verklärung auf der umstehenden, weiß gekeibeten Menschenmenge; in einem weißen Gewande, die Arme gen Himmel gestreckt, oder über der Brust gekreuzt, lächelt sie den gierigen Flammen entgegen, bis dieselben sie einhüllen, und sie, gleich einer überirdischen Erscheinung, darin verschwindet. Wenn aber die bewunderungswürdige Todesverachtung der Sutti im letzten Augenblicke ins Schwanken geräth, verwandeln sich Mitleid und Theilnahme der Menge ebenso plötzlich in Verachtung. Es ist schon öfters vorgekommen, daß die Wittwe vom Scheiterhaufen herabspringt und das Mitleid der Umstehenden anfleht. Für solche Bitten bleiben aber die Männer taub und gefühllos und die Scene endet gewöhnlich damit, daß das Opfer unter Schmähungen in die Flammen geschleudert wird. *)

Wenn in einigen Gebieten der Arzt erklärt, daß der Kranke seiner letzten Stunde nahe sei, so wird derselbe hinausgetragen und auf das Gras gelegt; hierauf bedeckt man seinen Körper mit Blättern des in hohem Ansehen stehenden Basilicumkrautes, stimmt geistliche Lieder an und spricht leise Gebete für die Erlösung seiner Seele; liegt des Kranken Wohnung in der Nähe des Ganges, so bringt man denseben wie bereits erwähnt, an das Ufer. Sollte der Kranke wider Erwarten genesen, so kehrt er nicht zu seiner Familie zurück, sondern zieht in eines jener Dörfer, von denen man erzählt, daß ihre Bewohner aus lauter solchen unerwartet zum Leben Zurückgekehrter bestehe.

Bei der Bestattung der Hindu-Leichen herrschen auch verschiedene Gebräuche. In einigen Gegenden werden dieselben in sitzender Stellung mit gekreuzten Beinen begraben; in andern wird die Leiche mit wohlriechendem Wasser gewaschen, mit Blumen bedeckt und unter Trauermusik auf den Scheiterhaufen gebracht; wieder in andern wird der Tode nur im Walde niedergelegt und mit Laubwerk überstreut.

Die Hindu sind, wie wir schon aus den Sattis erkennen, ungemein zur Schwärmerei geneigt und opfern ihr Leben mit einem bewunderungswerthen Muthe dem falschen Wahne ihres Glaubens. Ist ein solches Opfer angekündigt, so strömt eine ungeheure Menschenmenge dem Orte zu. Grauen erregend sind die verschiedenen Arten solcher Opfer, von denen ich zum Beispiele nur Eines anführen will.

---

*) Axel Lind von Hageby. — Englisch Ostindien, von einem Vereine Gelehrter.

Unter gehörigem Ceremoniel graben mehrere Hindus eine Grube hinreichend tief, daß ein Mann aufrecht darin stehen kann. Hierauf nähert sich das freiwillige Opfer, wirft noch einen langen Blick auf die schöne Erde, auf das Antlitz der Freunde, steigt in die Grube und läßt sich darin lebendig begraben. Ueber seinem Haupte erhebt sich bald massives Mauerwerk, wo zu bestimmten Zeiten feierliche Gebräuche mit Blumenopfern zu seiner Ehre abgehalten werden.

In einigen indischen Klöstern und Brüderschaften ist die Liebe zum Märtyrthum fast bis zum Wahnsinn ausgeartet. Mitglieder derselben stehen bisweilen mit ausgebreiteten Armen, bis der Tod sie aus dieser Stellung erlöst, oder schließen die Hände so fest und so lange, bis die Nägel durch das Fleisch wachsen; Andere verstümmeln sich auf die grausamste Weise: kurz, diese Bußübungen sind so vielfacher und entsetzlicher Art, daß sie das größte Mitleid über diese Verblendung erregen.

Die geläutertste Religion in Hindostan ist jene der Parsis, oder Feueranbeter, bei welchen auch das Kastenwesen nicht gilt.

Die heiligen Feuer der Parsis werden Tag und Nacht von den Andiaroos oder Priestern unterhalten und dürfen nie erlöschen. Die ungebildete Masse verehrt diese heiligen Flammen, ebenso, wie Sonne, Mond und Sterne, ohne Rücksicht auf den unsichtbaren Weltenschöpfer; die Urtheilsfähigen beten jedoch unter dem Symbol des Feuers nur die allmächtige Lichtquelle, den Urheber und Gebieter über alle Dinge an. Zoroaster und die alten Magier lehrten nie etwas Anderes, als daß die Sonne ein Geschöpf des großen Weltenschöpfers sei; sie stellen sie nur als das beste und schönste Ebenbild Gottes hin, auch wegen der wohlthätigen Wirkungen ohne Zahl, die sie auf Erde hervorbringt.

Zoroaster, der Gründer der Parsi-Religion lehrte, daß Gott von aller Ewigkeit her vorhanden sei. Es gebe im ganzen Universum zwei religiöse Principien — das Gute und das Böse; Licht sei das Sinnbild des Guten, Finsterniß das des Schlechten, und alles Licht sei Gottes Abglanz. — Betet sein Schüler in einem Tempel, so wendet er sich dem geheiligten Feuer zu, betet er in der freien Natur, so wendet er sich gegen die Sonne.

(Fortsetzung folgt.)

Die vier Tageszeiten.

Von Peter, Prinz von Oldenburg.

Der Morgen.

Wie die finstern Nebel fliehen
Und der Morgen dämmernd graut,
Wie die Rosenwolken glühen
Von dem Morgenroth durchschaut!

Dich begrüß ich, Morgensonne,
Sei willkommen hehres Licht,
Du verbreitest Licht und Wonne,
Laß uns schau'n Dein Angesicht.

Ja, mit Dir kommt Wärme, Segen,
Dich begrüßt der Vögel Chor,
Alles jauchzet Dir entgegen,
Steige, steige kühn empor.

Laßt an's Tageswerk uns gehen
Unverzagt, mit frohem Muth;
Auf gen Himmel laßt uns sehen,
Dann wird sicher Alles gut. —

Mittag.

Bei des Mittags dumpfer Schwüle
Rinnt des Landmanns saurer Schweiß,
In dem emsigen Gewühle,
Reget sich des Städters Fleiß.

Alles eilt zum frohen Mahle,
Stärkung, Ruhe suchend, hin,
Auf dem Berge, in dem Thale,
Herrscht Behagen heitrer Sinn.

Neu gestärkt zur Arbeit gehet
Frisch und munter Groß und Klein,
Niemand unbeschäftigt stehet,
Jeder möchte nützlich sein.

Abend.

Strahlend sinkt die Sonne nieder
Von dem Abendroth umkränzt,
Kühle stärkt die müden Glieder,
Wenn die Abendsonne glänzt.

Aus den blumenreichen Matten
Steigt ein Balsamduft empor,
Und der Bäume lange Schatten
Lagern sich am Gartenthor.

Und des Abends Glockenklänge
Rufen zu der sanften Ruh,
Nach ermattendem Gedränge
Eilt dem Herde Jeder zu.

Mitternacht.

Ringsumher ist ernstes Schweigen,
Finster ist die Flur, der Steg,
Nur die Himmelslichter zeigen
Jetzt dem Wandrer seinen Weg

Bei des Mondes Silberscheine
Tönt der Nachtigallen Lied,
Auf den Wiesen, in dem Haine
Herrschet Ruhe jetzt und Fried.

Alles liegt in süßem Schlummer
Hat vergessen Sorg und Kummer;
Ruhig schlaft um Mitternacht,
Gott da droben für Euch wacht!

Peter Gottwills.

Erzählung in sechs Kapiteln von Franz Bonn.

Fünftes Kapitel.

Handelt von trüben Tagen und einer hellen Nacht.

Peter konnte die Stunde seines Verhöres kaum abwarten, denn er war sicher überzeugt, daß der Richter sofort seine Unschuld erkennen und den schändlichen Streich des Alten durchschauen würde. Er war Anfangs außer sich vor Wuth und Entrüstung, daß solche teuflische Bosheit gegen ihn so weit siegen konnte; jetzt hatte sich sein gerechter Zorn gelegt und voll Zuversicht trat er vor den Richter. Man hatte unterdessen bei dem Alten Augenschein eingenommen und Alles nach seinen Angaben bestätigt gefunden.

Jakob Kraus hatte eidlich ausgesagt, daß er seit einiger Zeit den fremden Burschen, der sich Peter genannt habe, im Wirthshaus zum „goldenen Löffel" bei Tisch getroffen und da von ihm erfahren habe, daß er beschäftigungslos sei. Aus Mitleid habe er für ihn das Essen bezahlt. Gestern nun sei er zu einer nicht gewöhnlichen Stunde heimgekommen, habe die Hausthüre offen stehend gefunden und als er Uebles vermuthend, leise eingetreten sei, denselben Peter, der ihn schon einmal um seine Wohnung gefragt habe, vor seinem aufgesprengten Pulte stehen und Geld herausnehmen sehen. — Gerade habe derselbe drei Thaler in die Tasche gesteckt, als er sich auf den Burschen gestürzt und dessen Arretirung veranlaßt habe. —

Die ganze Erzählung klang glaubwürdig. Die Pultschublade zeigte sich gewaltsam erbrochen, die Hausthüre konnte leicht mit einem Nachschlüssel geöffnet worden sein. Peter hatte bei seiner Arretirung drei blanke Thaler in der Tasche, er konnte sich nicht ausweisen, daß er in Arbeit stand, vielmehr ergab eine Umfrage bei den Buchbindern der Stadt, daß jeder ihn zurückgewiesen habe. Außer den drei Thalern hatte er keinen Kreuzer Geld — also stimmten alle Verdachtsgründe überein.

Wie unglaubwürdig klangen dagegen Peters Angaben. Die drei Thaler habe ihm der Alte geschenkt, nachdem er kaum vierzehn Tage bei ihm gewesen sei, wofür? konnte Peter selbst nicht recht sagen. In was seine Beschäftigung bei dem Alten bestanden habe, wußte Peter ebensowenig klar zu machen und die Geschichte mit den falschen Banknoten klang daher nur wie eine Fabel. Da indessen Peter mit Entschiedenheit seine Behauptungen festhielt

und sein unverdorbenes Wesen dem Richter nicht entging, ließ dieser nachforschen, um so mehr, als Peter behauptete, seine Kleider und sein Wanderbuch, in welchem zugleich seine Person und sein guter Leumund sich ausweisen werde, müßten noch in der Nebenkammer des Alten sich vorfinden. Die Gerichtsdiener brachten aber die Meldung, daß der Alte von diesen Gegenständen nichts wisse und auch eine darnach gehaltene Nachsuchung sie nicht habe finden lassen. „Wären Sie wirklich bei Kraus in Dienst getreten, so hätten Sie Ihr Dienstbüchlein der Behörde übergeben müssen; Sie haben aber gar keines; Sie sind ein Vagabund!" hielt ihm der Richter vor, als sich Peters Angaben so schlecht bewahrheitet hatten.

Peter verstummte einen Augenblick; sein Herz bebte, er konnte sich kaum auf den Füßen halten. Es war Entrüstung über die teuflische Bosheit des Alten, die er sofort darin erkannte, daß dieser seine Effekten und sein Wanderbuch beseitigt hatte.

Der Richter hielt natürlich diese Bewegung für ein Zeichen der Schuld und brach das Verhör kurz ab, ehe Peter sich besinnen konnte, neue Beweise seiner Unschuld vorzubringen.

Man schrieb in die Heimat Peters, wie er solche angegeben hatte; es traf bald ein glänzendes Zeugniß seines Verhaltens ein, aber dabei stand die Bemerkung, daß die Gemeinde seit drei Jahren von seiner Aufführung nichts wisse, da er auf Wanderschaft sei.

In drei Jahren kann sich viel, kann sich auch ein braver Mensch verändern.

Der Richter verhörte Peter wiederholt und hielt ihm alles vor, was gegen ihn spreche. Peter beharrte auf seiner Behauptung, aber diesmal verließ ihn die Fassung nicht; mit einem Strom von Thränen warf er sich dem Richter zu Füßen und beschwor ihn, Haussuchung zu halten nach den falschen Banknoten im verborgenen Wandschrank. Seine Worte waren so von Herzen fließend, so sicher und überzeugend, daß der Richter sich bestimmen ließ, die erbetene Haussuchung vorzunehmen. Er mußte dieß um so mehr, als im Falle der Unwahrheit der Angaben Peters gegen denselben auch noch eine Verläumdung in Frage kommen konnte.

Mit der freundlichsten Miene öffnete Jakob Kraus dem Richter bereitwilligst alle Behältnisse und sogar das verborgene Wandschränkchen, obwohl er dabei erklärte, er wisse nicht, wodurch eigentlich der Richter sich veranlaßt sehe,

bei ihm eine Nachsuchung zu halten. Der Richter hatte die ächten Banknoten im Kästchen angesehen, und war eben im Begriffe, das Thürchen zu schließen, als sein Auge im Hintergrunde des Schränkchens noch etwas liegen sah. Er zog es vor — es war der halbfertige falsche Thalerschein, den Peter in der Eile hineingeworfen hatte und der dem Alten trotz aller Vorsicht entgangen war. Jakob Kraus hatte rasch wahrgenommen, was vorging und todtenbleich fing er an zu zittern; seine Kraft reichte nicht aus, sich gleichgültig zu zeigen, so sehr ihm sonst Verstellungskunst eigen war.

Durch diesen glücklichen Fund, wie durch das Benehmen des Alten bestärkt in dem Verdachte, den Peters Aussagen in ihrer glaubwürdigen Bestimmtheit und Lebhaftigkeit im Kopfe des Richters ohnehin wachgerufen hatte, suchte derselbe nun noch sorgfältiger und fand alsbald im Ofen die beiden Stahlplatten und einige Metallknöpfe, die von einem Kleidungsstücke herzurühren schienen.

Mit diesem Fund eilte der Richter in die Frohnfeste, ließ sich Peter vorführen und forderte ihn auf, noch einmal genau jenen Thalerschein zu beschreiben und anzugeben, welche Knöpfe an seinen bei dem Alten zurückgelassenen Kleidern waren.

Die Aussage Peters stimmte natürlich vollkommen zu dem Aufgefundenen, denn die Wahrheit stimmt immer. Nun gewannen freilich Peters Angaben an Wahrscheinlichkeit und da nähere Erkundigungen über die verschiedenen Geldgeschäfte des Alten denselben im Allgemeinen verdächtigten, so schritt der Richter zur Verhaftung des Jakob Kraus und es folgte auch bald dessen Verurtheilung, so wie Peters Freisprechung.

Wie dem Peter zu Muth war, als er aus dem Gefängnisse hinaustrat in die freie Luft, das läßt sich nicht beschreiben. Er fror, denn seine Kleider, außer denen, die er auf dem Leibe trug, hatte der Alte ja verbrannt. Wohl hatte er drei blanke Thaler in der Tasche, die man ihm bei seiner Entlassung behändigte, aber um wie viel ärmer war er jetzt, als da er in jener verhängnißvollen Nacht in des alten Herrn Dienst trat.

Zwei Monate hatte die Untersuchung gedauert; es war anfangs Merz, die Sonne wärmte ihn bald, aber wer gab ihm jenen Frieden wieder, den sein unbefleckter Name sonst über all seine Schritte verbreitete.

Der Alte war verurtheilt, Peter war frei; aber welche Genugthuung konnte ihm werden für jene Mißhandlung, die in seiner Verhaftung lag.

„Ein Dieb! ein Dieb!“ so tönte es ihm noch heute in den Ohren und überall glaubte er, die Leute sähen sich nach ihm um, obwohl Alles bunt und gleichgültig an ihm vorübereilte und Jeder unbekümmert um ihn, seiner Arbeit oder seinem Vergnügen nachging; Niemand achtete auf den armen Jungen. Was lag auch den andern Menschen an seinen Empfindungen, an seinem Schmerze? wer wußte, woher er komme, was ihm widerfahren? Ein Stein im Wege fand mehr Beachtung, als der junge Peter, den ja keine Seele kannte, in den großen weiten Straßen, durch welche er in sich verloren hinschlenderte, ohne zu wissen, was er beginnen solle.

Tritt nur mit einem großen Schmerz oder einer großen Freude auf dem Herzen hinaus in die fremde tosende Menge, um zu erfahren, wie einsam du bist, wie wenig die Menschen sich um dich kümmern. Tritt unter sie und sieh dich um nach einem Gesichte, das dich beachtet, nach einem Auge, das dir Theilnahme zeigt — du findest keines. Wie anders ist's in deiner stillen Kammer, oder in der freien Natur; da bist du mit deinem Leid, mit deiner Lust allein und meinst, die ganze Welt schaue auf dich und fühle mit dir, was du fühlest. Und erst im freien, im grünen Wald, da ist dir als spräche jedes Blatt mit dir und jede Blume und der Wind und alle Thierlein der Luft und der Erde scheinen dich zu grüßen und mit dir zu empfinden. —

Der arme verlassene Peter ging auch bald aus dem Gewühle; auf derselben Landstraße, auf der er mit den schönsten Hoffnungen hereingezogen war, schritt er jetzt wieder weiter, beraubt an seinem höchsten Gute, an seinem guten Namen. Da begegnete ihm auch der Bettelbube wieder, dem er den letzten Thaler geschenkt hatte; der kannte ihn natürlich nicht und ging gleichgültig an ihm vorbei! —

Armer Peter! und doch solltest du noch schmerzlichere Stunden erleben und dein Herz sollte noch mehr geprüft werden!

Nach einigen Tagen trübseliger Wanderung hatte Peter seine Vaterstadt endlich erreicht. In all seiner Trübsal funkelte wie ein heller Stern der Gedanke, daß er am Herzen seines alten Vaters seinen Gram ausschütten und in diesem den Glauben an seine Unschuld finden könne, den die Welt ihm schwerlich mehr schenken werde. Wenn du nur eine Seele findest, der du Alles mittheilen kannst, was dich drückt und die dir auf dein Wort in Freu-

den glaubt — dann kannst du leichter tragen, daß die andern Menschen gegen dich ungerecht sind!

So schritt er denn schneller der Heimath zu; schon trat er durch's Thor, seine Schritte verdoppelten sich; die Straßen sind menschenleer, es ist Mittagszeit, die Sonne scheint hell auf die alten Giebel, da steht sein Vaterhaus!

Peter klopft am Thürchen, ein fremdes Gesicht schaut zum geöffneten Fenster herab. „Zu wem wollen Sie?"

„Zu meinem Vater! Wohnt hier nicht der Schneider Peter Gottwills?" rief Peter bebend vor Ungeduld.

„Der ist seit acht Tagen begraben," lautete die Antwort.

Todt — sein guter Vater todt! Peter stand wie vernichtet. Als er wieder zu seinen Gedanken kam, wendete er sich der Straße zu, in der sein Pathe wohnte; er mußte erfahren wie sein Vater starb, an welcher Krankheit, wie es ihm in den letzten Tagen erging. — So trat er denn beim Buchbinder ein in die alte düstere Stube. —

„Grüß Gott, Herr Pathe! da bin ich, mein Vater ist begraben! o sagt, wie starb er? ich bin außer mir."

Der Pathe setzte seine Brille zurecht und sah den Peter groß an, während die Frau Buchbinderin und die alte Base einen leisen Schrei des Entsetzens ausgestoßen hatten, als Peter in die Stube trat.

„Ihr da?" stammelte endlich der Buchbindermeister; „ich dachte, Ihr säßet im Zuchthaus."

„Es war ein falscher Verdacht, ich bin frei ausgegangen!"

„Will's glauben, weil ich muß," erwiederte der Buchbinder kurz; „aber was wollt Ihr hier?"

„Mein Vater!" schrie Peter und ein Strom von Thränen entrann seinen Augen.

„Ja! Euern Vater hat der Kummer umgebracht um den ungerathenen Sohn, den man als Dieb eingefangen; man hat um Euern Leumund geschrieben und so haben wir's erfahren. Euer Vater wollte in die Residenz um Euch aufzusuchen, aber ich hielt ihn zurück — ohne Grund sperrt man die Leute nicht ein. Nun könnt Ihr an seinem Grabe Euern Leichtsinn bereuen!"

Peters Kraft war gebrochen; auf einen Stuhl niedergesunken, barg er sein Antlitz in beide Hände. Der Buchbinder aber, der natürlich in Peter

nur den Dieb erblickte, dem es gelang sich freizulügen, begann nach kurzer Pause wieder: „Erbschaft habt Ihr keine zu holen; Euer Vater hinterließ Nichts, was nicht seinen Gläubigern verpfändet war. — Ich rath Euch drum, macht, daß Ihr nach Amerika kommt, in unserm Welttheil habt Ihr Nichts mehr zu hoffen; da habt Ihr einen Gulden, weil ich doch einmal Euer Pathe bin; aber nun macht, daß Ihr weiter kommt, ich kann in meinem Hause nur ehrliche Leute brauchen."

Peter fuhr auf, er wollte erwiedern, aber er schwieg, schob den Gulden bei Seite und verließ schnell, wie er kam, die düstere Stube.

Vor der Stadt floß ein breites stilles Wasser, dessen tief grüne Farbe erkennen ließ, daß ein Menschenkind wohl Ruhe finden könne unter seinen Wogen. Peter mußte den Fluß entlang gehen um zum Kirchhofe zu gelangen.

„In unserm Welttheil habt ihr Ihr Nichts mehr zu hoffen," so sprach's in seinem Herzen und aus der Tiefe seines Schmerzes hob sich ein trüber dunkler Gedanke — ein Gedanke, der den Menschen in traurigen Lagen oft beschleicht, wenn sein Wille den Muth aufgibt, mit den feindlichen Mächten zu kämpfen, die sich ihm in den Weg stellen.

„Da drunten wär's kühl und stille, die Wellen decken dich zu und der Menschen Bosheit könnte dich nimmer erreichen." Aber mitten in die schwarze Nacht dieser Gedanken schimmerte ein heiliger Lichtstrahl, es war der seligen Mutter Wort: „Vertrau auf Gott, der die Lilien kleidet, die Vöglein speist und nicht einmal den Sperling auf dem Dache vergißt."

So kam Peter an dem dunklen Wasser glücklich vorbei und auf den Gräbern der Eltern weinte er seinen Schmerz so tief, so voll aus, daß er in dem Andenken an ihre Liebe, in dem festen schönen Glauben einstigen Wiedersehens, den reichen Segen fand, der immer ausströmt über weiche Menschenherzen, die am Grabe seliger Eltern weinen und beten.

Unter den brennenden Thränen hob sich Peters Auge zum blauen Himmel und ein heißes Gebet gab ihm den Muth wieder, den ihm der Menschen Lieblosigkeit und Bosheit zu rauben drohte! —

Wenden wir uns von dem rührenden Bilde Peters, — Gott wird ihn trösten!

Fern von der Residenz und fern der alten Reichsstadt lebte indeß Graf Oskar in neuen Verhältnissen. Sein Hofmeister hatte sich alle Mühe gegeben, seinen Aufenthalt zu ermitteln, aber Oskar lebte unter anderem Namen in

Zürich und so waren die Bemühungen des Hofmeisters vorerst vergeblich. So sehr sich auch Graf Oskar einschränkte, so fürchtete er doch mit dem geliehenen Gelde bald zu Ende zu kommen und zwar um so mehr, als die schnelle Reise bedeutende Summen gekostet hatte. Dazu kam, daß sich der junge Mensch gar fremd und unbehaglich unter den fremden Menschen fühlte und wenn er auch bald einige junge Leute gefunden hatte, die mit ihm sich die Zeit in Spiel und Heiterkeit vertrieben, so hätte er doch schon längst gerne heimgeschrieben, oder wäre selber heimgekehrt, wenn nicht der Gedanke, man werde ihn gefangen nehmen, ihn immer wieder im fremden Lande zurückgehalten haben würde.

So kam der Frühling; herrliche Tage leuchteten über den Bergen und Oskars Herz blühte auf im Gefühle der Jugend, die leicht Herr wird über Gram und Sorge. Wohl lag der Gedanke oft schwer auf ihm, daß seine Hand es war, die dem Gegner die tödtliche Wunde versetzte, aber eine gewisse Eitelkeit beschlich ihn doch wieder, daß er sich so tapfer geschlagen und obwohl noch so jung, schon eine interessante Persönlichkeit geworden, da dieses Duell natürlich ein paar Tage lang das Gerede der Leute in der Residenz bildete. Hatte er doch Niemand außer dem Hofmeister, dem sein Schicksal besonders nahe ging, denn seine Eltern waren ja lange todt und Geschwister hatte er nicht. So ertrug er auch sein Schicksal leichter und auf alle Fälle hoffte er begnadigt zu werden, wenn er je durch die Verhältnisse gezwungen würde in sein Vaterland zurückzukehren. Darum war Oskar guter Dinge und freute sich der schönen Gegend und des herrlichen Frühlingswetters. Er wohnte in einem Gasthause und benützte die Tage zu weiteren Ausflügen mit seinen neuen Freunden, die seinen rechten Namen nicht kannten und glaubten, er lebe nur zu seinem Vergnügen in ihrer schönen Stadt!

Von einem dieser Ausflüge spät Abends zurückgekehrt, warf sich Oskar ermüdet auf sein Lager und schlief nach kurzer Zeit so fest, daß ihn eine Kannonade kaum würde erweckt haben. Das Hotel, welches Oskar bewohnte, war eines der größten der Stadt; er hatte in der obersten Etage ein freundliches Zimmer mit herrlicher Aussicht. Es war Mitternacht vorbei, da fing es im Hause lebendig zu werden an, der Portier, die Kellner, der Hotelbesitzer, die Mägde, die Leute aus der Küche, Alles lief durcheinander, ein dichter Rauch zog sich über das Stiegenhaus; es brannte. Man wollte Anfangs das

Feuer ersticken, ohne durch Lärm die vielen Fremden, die im Hause schliefen aus dem Schlummer zu schrecken, aber alle Bemühungen, das Feuer im Entstehen zu bewältigen, mißlangen; die Glut hatte durch Schadhaftigkeit des Kamins bereits einige Balken im zweiten Stockwerke ergriffen und bald schlugen helle Flammen zum Dach hinaus, den Thürmern den Brand mit rascher Zunge verkündend. Es entstand Feuerlärm. In allen Häusern der Stadt ward es lebendig, die Einheimischen kannten an den Signalen, daß der Brand im Innern der Stadt sei.

In dem brennenden Hotel wogte Alles durcheinander: halbangekleidete Menschen, einige statt ihres Gepäckes einen Stuhl des Wirthes, andere ihre Lichter in der Hand tragend, Alle fast gelähmt vor Schrecken und Entsetzen. Feuerspritzen rollten über das Pflaster, Leute liefen durch die stillen Gassen, in anderen rasselten schwere Wagen mit Wasserfässern, es schmetterten Trompeten, Trommeln wirbelten, von den Thürmen klangen die Glocken und der schauerliche Ruf der Feuerwächter.

Die helle Flamme hatte bereits den ganzen Dachstuhl ergriffen. Mitten in dem Lärm schlief ungestört der junge Graf Oskar, dessen Ermüdung und Jugend erklärlich macht, daß sein Schlaf so fest und undurchdringlich war. Alle andern Fremden hatten bereits das Hotel verlassen, Oskar allein war zurückgeblieben. Der Hotelbesitzer hatte sich um Alle erkundigt und entdeckte, daß Graf Oskar noch im Hause sich befinden müsse.

„Der junge Herr im dritten Stocke ist noch nicht gerettet!“ rief er mit lauter Stimme. — In diesem Augenblick öffnete sich Oskars Fenster und ein verzweiflungsvoller Hilferuf tönte herab. Oskar war endlich erwacht und wollte, als er entdeckte, daß es brenne, durch die Thüre über den Gang entfliehen, aber der Rauch und die Glut der Flammen trieben ihn zurück in's Zimmer, dessen Thüre in wenig Augenblicken in hellen Flammen stand; in unsäglicher Angst rieß er das Fenster auf und schrie um Hilfe. Ringsum war es Tageshelle, man konnte das feine Gesicht des jungen Grafen deutlich unterscheiden, Alle ergriff Entsetzen. „Der ist verloren,“ riefen die Beherztesten.

Einige Augenblicke verstrichen, in denen Oskar mit sich zu Rathe ging, ob er den Flammentod erwarten, oder sich vom Fenster herabstürzen sollte, als ihn plötzlich zwei Arme ergriffen und fortzogen. Oskar hatte die Besinnung verloren; jetzt war er gerettet, er war in einem Garten, in welchen auch die Meubel des brennenden Hauses gebracht waren. Da der

Garten der Brandstätte etwas ferner lag, war es hier nicht so helle, dafür strahlte der Vollmond um so lichter herab; Oskar schlug die Augen auf. Er erblickte einen jungen Mann von niederm Stande, der sich über ihn beugte.

„Ihr habt mich gerettet," sagte Oskar mit bebender Stimme.

„Gott hat's gethan! Hätt' mich seine Hand verlassen, meine Kraft hätt's nichts vermocht. Denn da ich Euch am Fenster sah und rufen hörte, stürmt ich die Treppe empor; ob sie auch schon zum Theile brannte, erreicht ich doch noch unversehrt das Nebenzimmer, und mit niemals geahnter Kraft schlug ich die versperrte Thüre ein. Rasch wie ich kam, enteilte ich mit Euch, ein Augenblick später und wir waren beide verloren."

„Und was bestimmte Euch das Leben so kühn zu wagen für einen Fremden, den Ihr nie gesehen?"

„Nie gesehen?! Graf Oskar!" rief bewegt der junge Lebensretter und blickte ihm tiefer in's Auge.

„Peter;" schrie dieser und Beide lagen sich sprachlos in den Armen.

Dem armen, verlassenen Peter war am Grabe der Eltern, als er mit sich zu Rathe ging, wohin er seine Schritte wenden sollte, der junge Graf in den Sinn gekommen, der ja auch fliehen mußte. Freilich wußte Peter nicht weßhalb und wie lange die Entfernung Oskars dauern würde, aber es schien ihm doch das Beste, wenn er sich auf den Weg machen würde, um diesen seinen zugendlichen Gönner und Freund aufzusuchen. Jedenfalls war auch ihm ein Uebel begegnet und so durfte Peter hoffen, in Oskar, wenn nicht einen Leidensgefährten, doch einen Menschen zu finden, den die eigene mißliche Lage für fremden Schmerz theilnehmend stimmen werde; eine theilnehmende Seele war aber Peters innerstes Bedürfniß und da er aus dem Gespräche Oskars mit dem Alten erfahren hatte, daß Zürich das Ziel der Flucht des jungen Grafen war, so machte er sich dahin auf den Weg.

Einige Tage hatte Peter bereits in Zürich zugebracht, alle Erkundigungen nach Oskar waren vergeblich, da man dessen wahren Namen in der Stadt und bei den Behörden nicht kannte und so war dem armen Peter schon der Muth gesunken, als der nächtliche Brand ihn aus dem Schlummer schreckte und an das Hotel führte, aus dessen Flammen er den heißersehnten Freund rettete.

Wer vermag das Glück zu beschreiben, das den armen Peter jetzt durch-

wogte, als er den durch eine kühne That dem sichern Tode entrissenen, jungen Grafen umschlungen hielt. Alle Freude, die er je in seinem Herzen empfunden, blühte hellleuchtend wieder auf im Grunde seiner Seele und alles Leid lag versunken und vergessen hinter ihm. Es war nicht ein klares Bewußtsein der glücklichen Folgen, die aus dieser Fügung Gottes für sein künftiges Leben sich ergeben würden, es war ein überwältigendes großes Gefühl des Glückes, das um so mächtiger Peters Gemüth durchdrang, je tiefer der Stachel des Schmerzes sich in sein Herz gesenkt hatte. Graf Oskar, der Einzige, von dem er hoffen durfte, daß er eine Erzählung seiner Erlebnisse für wahr hinnehmen und von seiner Unschuld überzeugt sein werde, der Einzige, den er noch hatte auf dieser weiten Welt, dessen Glaube allein ihm wiedergeben konnte, was die Bosheit der Menschen ihm geraubt, seinen guten Namen, Graf Oskar lag vor ihm und dankte ihm das junge Leben!

So folgte den dunklen Tagen eine helle Nacht und der Schein der allmählig versinkenden Flamme leuchtete dem armen Peter, wie ein fröhliches Morgenroth eines neuen, schöneren Lebenstages.

(Schluß folgt.)

Höchste Lust — höchstes Leid.

Von F. M.

Es fallen die Flocken im wirbelnden Tanze,
Umhüllend die Erde mit weißem Gewand,
Und still in des Mondes hellfunkelndem Glanze
Liegt ruhig und träumend das schneeige Land;
Doch drinnen im hellen und traulichen Zimmer,
Da sitzet die Mutter am Rädchen und spinnt,
Daneben am Bett bei der Lampe Geflimmer,
Da liegt in der Wiege ihr schlummerndes Kind.

Aufschreiet jetzt plötzlich das Kindlein gar helle,
Geneckt ganz sicher vom ängstlichen Traum,
Und schon ist die sorgliche Mutter zur Stelle,
Geräuschlos und sachte, man höret sie kaum,

Sie singet ein Liedchen nach uralter Weise
Und hüllt in die Kissen es leise und lind,
„Gott schütze Dich!“ singet sie innig und leise,
„Gott schütz' Dich, mein liebes, mein einziges Kind!“

Es lächelt der Morgen im rosigen Schimmer,
Erglänzend und funkelnd in schneeiger Pracht,
Die Mutter tritt leise, ganz leise in's Zimmer,
Und lauscht, ob ihr Liebling noch immer nicht wacht;
Da sieht sie die Kissen ganz sachte sich heben,
Sie öffnet den Vorhang und schauet geschwind
Und drinnen liegt zappelnd, die Augen voll Leben,
Ihr eben erwachtes, froh lächelndes Kind!

Da heget die Mutter wohl goldene Träume
Und malet die lockendsten Bilder sich aus,
Sie spricht zu dem Kinde: „Sind grün erst die Bäume,
So soll auch mein Kindchen in's Freie hinaus;
Dann muß uns der Vater gleich Stiefelchen kaufen,
Wir schlüpfen hinein und dann — fort wie der Wind,
Dann wollen wir schnell, schnell zur Großmama laufen
Und rufen: „Großmutter, da schau' nur Dein Kind!“

* * *

Im Friedhofe wölbt sich seit einigen Tagen
Ein Hügel, ganz frisch noch, unscheinbar und klein,
Im Sarge wurde das Kindchen getragen,
Gebettet zur Ruh, in die Erde hinein. —
Zu Hause da sitzet im einsamen Zimmer
Die traurige Mutter und weint sich fast blind,
Daneben am Bett' bei der Lampe Geflimmer,
Da steht noch die Wiege, doch — ohne ihr Kind!

Der Roßstein.

Von Anton Forsteneichner.

VI.

Abschied vom Roßstein und die Kapelle in Röhrmoos.

„Was ich gern schau? Ein Kirchlein klein
Verborgen in des Waldes Wildniß,
Umstrahlt vom Abendsonnenschein,
Darinnen unsers Herren Bildniß.
Ein Vöglein, das verspätet
Davor sein letztes Liedchen flötet.“

(Werfer.)

Es ist heute ungewöhnlich schwül, einzelne Wolkenstreifen, langgedehnt hängen am Himmel, die Sonne steckt sich hie und da hinter dieselben. — Der Tag hängt seinen Phantasien nach. Was wird er wohl bis gegen Abend Alles ausbrüten? Arbeitet er an einem Drama mit Schlag und Knalleffekten?

Auf den Pampas Amerikas schweifen ungeheure Heerden von Pferden umher — kleine zottige Renner mit boshaft blinkenden Augen. Zu Tausenden durchirren diese Wildlinge die Steppen, den Menschen fliehend und im Kampfe mit Bären, Wölfen, Jaguaren ihre Stärke messend. Ein schöner Anblick ist es, sie in langen Zügen friedlich weiden zu sehen, wie sie dabei immer witternd und spähend den Kopf emporheben, während wachsame Hengste die Heerde umkreisen.

Plötzlich ergreift ein unerklärbarer Schrecken die Schaaren — man hört aus der Ferne, wie Meeresbrausen, ihren donnernden Huf, immer näher wälzt sich's heran, und als hetze sie der Prairiegeist selber, so stürmen sie daher, mitten durch das Lagerfeuer der Reisenden, durch das einsame Gehöft der Kolonisten, eine dämonische, wildwiehernde Jagd, die alles Gethier der Steppe in ihre rasenden Wirbel reißt und meilenweit die Erde beben macht. Die Nebelseen der Ferne, aus denen man bald nur noch die mähnenumflatterten Köpfe der Thiere hervortauchen sieht, verhüllen endlich ganz die räthselhafte, auch den Indianer mit Furcht erfüllende Erscheinung. (Masius.)

Der Roßstein ist in Folge seiner Lage zwischen den drei Bergseen, Achen-, Wallchen-, und Tegernsee, recht geeignet, ähnliche Scenen aufzuführen. Zur Verfügung hat er Wolkenrosse, aber die sind nicht minder wild, wenn sie in

ihren dunkeln, langwallenden Mähnen, mit feuersprühenden Nüstern und donnerschlagenden Hufen über die Berge hinwüthen.

Des Rosses Wiehern ist wie eines Königs Machtgebot, sagt Shakespeare. In jubilirender Höhe beginnend rollt es stark und immer stärker schwellend die Schallhöhlen der Gurgel hinunter, bis es mit einem tiefhervorgestoßenen, erschütternden Laute endet. Den Reiter ergreift ein eigenes Gefühl, wenn ihm hinter dem emporgeworfenen Haupte des Rosses der wilde Schrei durch Herz und Glieder zittert. Und doch stimmt sich dieses Gewieher selbst zu weichen und milden Tönen, wenn es dankbar die Liebkosungen des Herrn erwiedert. (Masius.)

Mild hat uns das Marmorroß empfangen im sonnigen Bergwalde mit seinem Augustliede, in seinem herrlichen Felsenschmucke, in seinen Lichtbildern von der untergehenden bis zur neu aufflammenden Sonne, nur aus weitester Ferne sahen wir ernste Jagdscenen, heute will er uns ein rauhklingendes „Lebe wohl" sagen, ist nicht so bös gemeint, er will nur sehen, ob Herz und Glieder gut gestählt. Und wenn Du wieder kommst, hat er Dich so lieb wie zuvor.

„Ich schreite längs der Waldesbahn
In Finsterniß und Schweigen,
Da kommt ein Sausen dumpf heran,
Da rührt sich's in den Zweigen!
Der Geist der Nacht ist aufgewacht,
Er singt in dunklen Zungen;
Hei, wie so wild das braust und schwillt
Von Berg zu Berg geschwungen.

Dahin, daher wie Wogen im Meer
Wiegen die Wipfel und schwanken,
Schon rieselt das Laub herab in den Staub,
Schon brechen Aest und Ranken;
Der Tanne Wipfel seufzt und birst,
Die Fichte kracht vom Hange,
Der Gießbach zischt, verkehrt in Gischt,
Wie eine bäumende Schlange."

(Geibel.)

Eine kleine Strecke oberhalb der sechs hübschen Almhütten vom Roßstein

stehe ich unter einem schützenden Felsen und lasse das hochgehende Wetter — die Himmelsschlacht vorüberrasen.

Es war ungefähr vier Uhr Nachmittags. Schon seit einer Stunde sind die Bergdohlen sehr unruhig und umlärmen schwärmend ihre Felsennester. Von anderen Bergvöglein sehe ich nichts und vom nahen Bergwalde herauf grüßt nicht Eine Stimme; nur die Gießbäche rauschen heller denn je — macht's die Stille, macht's die gewitterschwere Luft? Der österreichische Enzian, *) der reichlich in meiner Nähe blüht, hat seine Kelche geschlossen.

Die Bergwälder weit um liegen im düstern Schatten der Nacht, der Juifen, das Demeljoch, der Scharfreiter und weiter rechts das Karwendel bis zur Zugspitze ragen empor wie gespenstergraue Gestalten, in weit wallende Mäntel gehüllt, der Achensee starrt herauf — stumm und todt.

Was hier an Beleuchtung mangelt, steigert sich grell an anderen Stellen. Die große Wiese in Kreuth ist feurig grün und das Enduser des Tegernsee's tritt in selten gesehener Schärfe hervor, als wäre das schärfste Mondlicht darüber gegossen. Alles rüstet sich zur unheimlichen, aber großartigen Schlachthymne.

Die weite Alpenwelt schaut sich wie ein von fieberhaft erhitzter Phantasie erfaßter Chor, der nur auf den Taktschlag wartet, um mit seinem Furioso in die Welt hinauszubrausen. Ein Paar Tirolergletscher schauen ernst in das tiefgeheimnißvolle Lied, das beginnen soll; er schreckt sie die schwindelnde Skala von Licht und Dunkel? — sie sind blendend weiß.

Durch die Latschen geht ein leises Flüstern, in den Alpenrosenbüschen rauscht's, die Felsenköpfe rufen sich gegenseitig ein Hurrah zu. — Die alte, flechtengraue Wettertanne ächzt schaurig, denn schon entfaltet der Sturm, dieser wilde Vogel, seine Flügel und flattert als Adjutant des Schlachtenlenkers über Wald, Schroffen und Klüfte weg: „Auf Kameraden!"

Ueber kurz, und der Bergwald wird zu einer Riesenharfe mit Milliarden grünen Saiten, die brausend in einen großen Akkord zusammenschlagen, der im tausendstimmigen Echo aus allen Klüften und Thaltiefen wiederhallt — wer könnte diese Hymne wiedergeben? — Das ist das Signal zum Treffen.

Wie auf ehernen Streitwagen rollt das wilde Heer heran, die noch zögernden Häupter lassen ihr dunkelgraues Visir (die Nebelkappe) fallen,

*) Gentiana pannonica.

satteln ihre Wolkenrosse und bald jagen sie in ungethümen Knäueln sich fast überstürzend durch die mehr und mehr umnachtete Bergwelt.

Der Zweikampf der geharnischten Ritter beginnt, die erste Lanze wird gebrochen — der erste blaue Blitz zuckt durch die Nacht. Noch ein Paar Lanzen splittern — ein donnerndes Bravo dem Sieger! Da wächst die Wuth, tiefbrummend kommandirt der Donner, immer stärker, immer gewaltiger, zum allgemeinen Treffen.

Ehe man's vermuthet, stehen über dem Haupte die furchtbar grimmen Schaaren sich gegenüber, in schwindelnder Eile von mehreren Seiten angerückt — die Schlacht beginnt.

Finsteren Blickes starren wie Feldherrn die wolkenfreien Felsenhörner längs des linken Schlachtflügels in die unheimliche Situation.

Da kracht eine Salve, als ob rings die Felsenfestung in Milliarden Trümmer zerspritzen sollte. Jetzt ein Aufleuchten wie aus hundert Feuerschlünden und im selben Augenblick ein Kanonendonner, der den Felsenwall bis in seine tiefsten Fundamente zu erschüttern schien. Unwillkührlich zittert der Mensch zusammen — die Stimme des höchsten Feldherrn in der letzten Völkerschlacht glaubt man zu hören.

Neuer Feuerstrom und Rrrrrr — urplötzlicher Schlag. Während hier Hundert-Pfünder zu operiren scheinen, schmetterts weiter drüben wie Rottenfeuer, aber auf allen Seiten hat's Eile, schrecklich Eile. Zuletzt siedet und glüht und tost und dröhnt der ganze Himmel, daß man keinen einzelnen, markirten Donnerschlag mehr hören kann.

Die Nachhut lauert inzwischen noch hinter der Bastion, „Benedictenwand" gelagert auf dem weiten, öden Moore des Kochelsee's. Es gilt, bevor das Treffen entschieden ist, noch auf den Kampfplatze zu rücken. Einige Minuten — und die düsteren, schwarzen Gesellen brausen näher und näher.

„Was braust über Berge die laute Schlacht,
Was schlagen die Schwerter zusammen?
Wildherzige Reiter schlagen die Schlacht
Und der Funke der Freiheit ist glühend erwacht,
Und lodert in blutigen Flammen.
Und wenn ihr die schwarzen Reiter fragt:
Das ist Lützow's wilde verwegene Jagd."

(Körner.)

Von Neuem wogt der Kampf, eine halbe Stunde — die Wahlstatt ist geräumt. In weiter Ferne um „den wilden Kaiser" sammeln sich die zersprengten, schwarzen Heere — der Chiemsee bietet ein neues passendes Schlachtfeld.

Im Westen, wo die drohenden Heerlager aufgebrochen, scheint ein Streifen des blauen Himmels hervor; die Sonne blickt durch das zerklüftete Gewölk und wirft goldene Lichter auf die nassen, grünen Triften, auf die glänzenden Wälder, auf die wolkenfreien Felsen, im friedlichen Silberglanze funkeln die genäßten Dächer der Sennhütten.

Vom Seekahr, der Wache des Achensee's, ergießt sich ein lichter Regen, in den der Schöpfer das farbenreiche Band des Regenbogens flicht.

In so kurzer Zeit solche Schrecken und solche milde Herrlichkeit! Der Himmel hat seinen Haber ausgedonnert, auf seiner dunkeln Stirne ist die Zornesader verglüht, da erinnert der Regenbogen, daß nicht blös ein furchtbarer Gott des Donners und der Blitze sei, sondern auch ein Gott der Liebe und der Versöhnung.

Der Abschiedsgruß vom Roßstein war scharf, aber er bleibt unvergeßlich.

Verjüngt tritt uns jetzt die Natur entgegen. Wie gut riecht's! wie frisch ist die Luft! Man meint, Alles sei neu geworden, der Himmel blauer, die Sonnenstrahlen glänzender, die Bäume mehr hellgrün, etwa wie sie dem Frühling entgegenlächeln.

„Auf Wiedersehen! guter Roßstein!" Die Sonne winkt bergab.

In einer guten halben Stunde sprangen wir lustig durch den Bergwald. Wer könnte auch traurig sein, wenn fort und fort goldener Strahlenregen durch's feuchte Grün fluthet! Die Bäume lichten sich, wir haben einen Thalkessel erreicht mit einer Almhütte *) und einer kleinen unansehnlichen Kapelle im Hintergrunde, und von der Höhe herab winkt uns zum letzten Male — der Roßstein.

„Röhrmoos" heißt dieses traute Fleckchen Erde zwischen den Bergen.

Ich bin schon öfters in dieses Asyl vom Lärm der Welt geflohen, aber im August so frühlingsfrisch habe ich's nie getroffen.

Das kleine Thal athmet auf von dem Schrecken, der über selbes hinge-

*) Niederleger.

donnert, die Herbstblümchen heben frisch ihre Köpflein, am rührigen Waldbache glitzern die Ranunkeln wie frisch geschmolzene Goldblättchen, und der Bach singt so kräftig und so vogelfrisch, ein Paar Schmetterlinge wiegen sich in der würzigen Luft, Vöglein huschen von Zweig zu Zweig. Wohl blitzt es noch, aber es sind die Millionen und Millionen Regentropfen blau, grün und weiß im Abendsonnenschein an Gras und Blumen, an Nadeln und Blatt. Die kleine, tropfende Tanne am Wiesensaum, freundlich umstrahlt vom letzten Schimmer, schaut uns an wie das lächelnde Antlitz eines Kindes, an dessen glühender Wange die eben geweinte Thräne zögernd herabschleicht. Man möchte gern so ein Lichtlein zum Andenken mitnehmen, wenn man nur könnte.

Diese versöhnende Ruhe erhöht die Waldkapelle, ein paar Lichter flimmern daraus hervor, und als wir näher kommen, sehen wir Beter, und die letzten lieben Klänge des „Ave Maria" antworten unserm fragenden Horchen.

Wohl manchen Tag steht sie verlassen — — doch nicht! Die Sonne kehrt dann ein und schmückt mit ihrem Gold das Christusbild und die Pfeile des heil. Sebastian, die Luft streut Weihrauch vom Blumen- und Tannenduft und hell singt das Rothkehlchen sein Morgen- und sein Abendlied. Hinter dem Querbalken des Kreuzes hat es sein Nestchen und fliegt aus und ein, um die Jungen zu nähren und des Nachts mit den Flügeln zu wärmen.

Nur wenn die Tage kommen, von denen es heißt:

„Kein Brünnlein von den Bergen quillt,
Erstorben sind die Hügel,
Es tropft kein Honig süß und mild,
Kein Bienlein regt den Flügel"

(Werfer)

da mag's wundersam still um die Kapelle werden – die langen, langen Winterabende!!

Wer möchte da nicht Rast halten? — Meinen jungen, frischen Begleitern machte ich inzwischen einen Vorschlag, schnell einen Abstecher nach Rom zu machen. Das zündete.

Am 20. Januar 288 sah der Abend in Rom eine wehmüthige Scene. Vor einigen Tagen schritt ein staatlicher Mann in blanker Rüstung noch durch die Straßen der Weltstadt, die Armen, die Elenden, die Gefangenen sahen in ihm ihren Vater, die im Glauben wankenden Christen bewunderten seine Bildung, seine herzenswarme Beredtsamkeit, der Kaiser Diokletian über-

häufte ihn mit Gunst, so daß er ihn zum Hauptmann der ersten Kohorte der Prätorianischen Wache ernannte und ihn während seines Aufenthaltes in Rom immer um sich behielt. Und diesen Abend ward Sebastian wegen seines christlichen Glaubens verurtheilt und den maurischen Bogenschützen übergeben: die gefiederten Pfeile fliegen und bedecken seine Brust, die Seele scheint zum Himmel entflohen. In der Nacht geht eine fromme Wittwe, Irene, an den Richtplatz, um an dem Martyrer das letzte Werk der Liebe zu üben. Sie beugt sich über den Leib des Heiligen — die blutende Brust hebt sich noch schwach, das Herz schlägt noch leise. Sie schafft den Scheintodten in ihr Haus, pflegt ihn und bald ist Sebastian genesen.

Eines Tages tritt er wie ein Geist dem Kaiser in den Weg, hält ihm ernst die blutigen Gräuel vor, die er an den schuldlosen Christen verübe — Sebastian wird im Cirkus des Palastes dafür erschlagen.

Im Jahre 680 herrschte in Rom die Pest, die die lebenslaute Stadt in ein schweigendes Leichenfeld zu verwandeln drohte, man rief den heiligen Sebastian an — Gott half. Seitdem ist der große Heilige der Patron, der um Abwendung von Krankheit angerufen.

Röhrmoos und Rom!

Der nämliche Sebastian, der einst in das kalte, sittenlose Rom so viel Leben, so viel Frühling gebracht, der nämliche zaubert am 20. Januar, und wenn er noch so kalt und noch so stürmisch ist, um unsere Kapelle frische Blüthen.

Im Thale Länggries wird's schon rührig, kaum daß es gegraut. Nun ja, heute ist's nicht schwer durch die diamantenfunkelnde Winterlandschaft zu wallen zur trauten Sebastianskapelle: ein prächtiger Januartag, kein Wölkchen am reinen Himmel, aber bitter kalt!

Der Nadelwald hat sein Festkleid angezogen. Malerisch beugen sich die Zweige nieder unter der Last des Schnees und scherzend bestäubt die eisgraue Tanne den Waller — ein Eichhorn springt von Ast zu Ast, unbekümmert um den strafenden Blick. Jeder einzelne Tannenzweig gewinnt an Ausdruck: an dem einen hängen lange kristallne Nadeln herab, an dem andern legt sich eine glänzende Eisschale an, an dem dritten schwanken lange Eiszotten, es ist als treibe ein Zwerg mit silbernem Barte seinen launigen Spuck.

Jetzt blitzt die Sonne herab auf diesen Zauberpalast mit den gewaltigen

Säulenhallen und dem smaragdnen und diamantnen Dach, und ein lustiges Feuerlein knistert hell am nicht gefesselten Wildbach, das Lied des Wasserschwätzers — ein Wintermärlein wird geschwätzt. Am Rande des offenen Baches auf eiskristallner Warte sitzt das zierlich graue Vöglein mit blendend weißer Brust — der lustige König im Schnee — muthig, nie ruhend, immer zufrieden.

Aber der 20. Januar ist oft wild und stürmisch, finstere, stürzende Schneeschauer arbeiten schon die ganze Nacht, alles Leben zu begraben. Wohin das Auge schaut, wirbeln die Flocken in windgepeitschten Wolken und hinter diesen weißen Gespenstern jagt heulend wie ein hungriger Wolf der Sturm. Der Wald schützt etwas, aber er schaut einen so schrecklich traurig an und klagt und stöhnt unter dem Drucke des Schnees. Der Wasserschwätzer schweigt, kaum traut sich das Meischen leise zu zwitschern, und dann muß es wieder schnell von Zweig zu Zweig — der Hunger! Und wenn auch der Sturm auf kurz vertobt — die Tannen, schauernd in den weißen Mantel gehüllt, blicken so schläfrig darein, Alles umher ist eben in den Todesschlaf versunken und sie wollen auch Ruhe haben.

Je kälter und unfreundlicher in der Natur, desto wärmer und freundlicher ist's in den Menschenherzen — die Verehrer des heil. Sebastian scheuen nicht den zwei bis drei Stunden weiten Weg, andächtig gruppiren sie sich um die Röhrmooskapelle, denn das Kirchlein faßt nur etliche Waller.

Unter einem dicht in Schnee gehüllten Tannenbaum betet ein Mägdlein, vom Schnee umflockt, vom Sturm umtost. „Ach, armes Kind! die Händchen sind fast starr vor Frost, die Wangen glühendroth vor Kälte — geh' doch heim! „Der Schneesturm hat nachgelassen, die Nacht schleicht sich schon durch den winterlichen Wald, die Luft ist wolkentrüb und schwer, der Abendstern winkt nicht, nur ein matter Schein rinnt durch die das kleine Thal und die Berge umschleiernde Dämmerung — der Mond, der über den tiefverschleierten Roßstein schwebt. Je höher, desto seltsamer, desto geisterhafter zittert über der jetzt stillen, verlassenen Waldwildniß dieses fahle Licht.

Nur ein Paar Waller sind noch im Kirchlein, Niemand stört, da kniet die kleine Maria auf die schneefreie Wurzel der Tanne und weint und betet.

Was drückt denn das unschuldige Geschöpf gar so arg? Ach! die gute Mutter liegt krank zu Haus, auch glühendroth, aber von — Fiebergluth.

„O Kind, kehr' um! Dein Ruf war stärker als des Sturmes Brausen

im Bergwalde, er drang hin bis zum Himmel, Sebastian hat Dein großes Opfer heute vor Gott gelegt, Gott wird helfen.“ —

Das sind Januarblüthen, die ewig frisch wie Tannenreisig diese einsamste Waldrast zieren.

Die Marie ist seitdem größer geworden, aber ihre Liebe zur trauten Kapelle nicht schwächer. Die schönsten Almrauschkränze vom Roßstein sind von ihr.

Röhrmoos und Rom! Wer hätte wohl gedacht vor fast sechszehn Jahrhunderten, daß die Wunden des großen Kämpfers Jesu Christi mit dem Purpurroth der Alpenrosen in dieser Bergwildniß geschmückt würden?

Meine Begleiter, Begeisterung noch fühlend für ächte Größe, wollten sich nicht von dem einfachen Landmägdlein beschämen lassen. Die Botanisirbüchsen, reich gefüllt mit Gaben vom Roßstein, öffnen sich, bald ist ein herrlicher Almrauschkranz gewunden, und in diese Rubinfülle zieht das tiefste Blau des Alpenvergißmeinnichts und das Gold des Sonnenrösleins und das Silber der letzten theuren Steinrauten wunderliebe Zeichnungen. Der Kühnste aus den Reisigen, der sich nicht nennen lassen will, durfte ihn um das Bildniß hängen — das war unser Abschiedsgruß an den am Abendroth ausglühenden Roßstein, das Andenken, das wir Röhrmoos gaben.

Aber wir wollten von dieser stillen Klause auch eine Erinnerung. Die Blumen welken so schnell, ein Tannenreiß ist zu gewöhnlich. Die lange Bartflechte macht hier in dem Rahmen dieses Bildes, in der mächtigen Tanne und dem staatlichen Bergahorn, die groteskesten Dekorationen. Davon werden unsere Hüte geschmückt — lange, graugrüne, in der Abendluft spielende Federn! Wie nett und zart!

* * *

Die höchsten Tannen werfen ihre langen, gigantischen Schatten über die grüne Waldwiese, ihren Gipfeln eilen glänzend schwarze Alpendohlen zu, hastig durch den goldenen Abendhimmel fliegend. Noch geigen die kleinsten Wasservögelein, die Mücken und Schnacken, im letzten Lichtflimmer — jetzt sind auch sie verschwunden. Die Libelle im Schilfe ist eingeschlummert, der Goldkäfer hat sich den weißen Schirm der Angelika zur Wiege erlesen, die Blumen haben allgemach die Aeuglein geschlossen. Nur ein Paar Nachtfalter

schweben durch den zierlichen Graswald und kosten von den Regentropfen, drei Johanniskäferlein verirren sich auf ihrer Wanderung in die Kapelle und beleuchten für ein Paar Augenblicke das Kreuz und den heil. Sebastian.

Wer bliebe an einem solchen Augustabende, der so weich und so sehnend, nicht gern in Waldeinsamkeit?

Indessen ist es Nacht geworden,
Und zu des Waldes grünen Pforten
Tritt wie ein Geist der Mond herein
Und ruft: „Ihr Kinder, legt euch nieder!"
Still schweigen da des Waldes Lieder,
Es hüllen sich die Blumen ein
Und hauchen Düfte, honigsüße,
Mir zu als letzte Liebesgrüße.
Still steht der Wald, nur's Bächlein rauschet,
Ich kann nicht gehn, mein Ohr es lauschet:
Wovon in's Moos dahingesunken
Die Blumen wohl jetzt schlummertrunken,
Die Vöglein sitzend auf den Bäumen
Die Nacht hindurch sanft nickend träumen —
Das ist ein Flüstern wunderbar,
Indeß der Mond scheint hell und klar.

(Werfer.)

Das schwache, vorüberzuckende Licht des Käferleins wird ersetzt durch das schlafende Sonnenlicht, glänzend in ruhiger Bleiche. Da steht die Kapelle im dunkeln Tannenschatten wie im überirdischen Schein, verklärt — eine kleine Blüthe vom Tabor. Und der Roßstein verliert seine massige Gestalt, schattenhaft zeichnet er sich in den mondlichtenen Himmel — ein in weiter Ferne verhallendes Waldhorn. Und man lauscht diesen verklingenden Tönen um so mehr, als es rings so liebselig still: die Abendluft hat sich gelegt, kein Blatt zittert, kein Halm wankt, kein Bienchen summt, nur der Waldquell plaudert und das Heimchen geigt.

„Der Gaucho auf den Pampas Amerikas schleicht träg, aber vorsichtig am Boden, sein Pferd rauft lässig einige Halme. Plötzlich werden beide, Roß und Reiter, zu andern Wesen, sobald dieser nur die Hand auf die Mähne des Thieres legt. Er springt hinauf, seine hagere Gestalt schnellt empor, ein elektrisches Feuer scheint beide zu durchströmen, sie zu Einem Körper,

zu Einer Seele zusammenzuglühen. So saust der Gaucho dahin, das Roß jauchzt wiehernd auf, mit dem Schweif des Reiters Rücken peitschend, und in einem Augenblicke zeigt nur noch am Horizonte die Staubwolke die flüchtige Spur."

Man gönnt dem Gaucho seine Lust — ist's dem Städter zwischen seinen hohen Mauern und lärmenden Straßen zu verargen, wenn er hie und da einen solchen Ritt in die Bergwelt wagt, um Geist und Körper zu stählen?

Der Roßstein ist unserm Blicke entschwunden, wir sind in's Dickicht eingetreten. Wohlan! jauchzen wir das schläfrige Echo auf, daß es unsern letzten herzlichen Gruß an die Wände hinauf trägt.

Vom theuersten Berge
Zu scheiden — wie weh!
Weicht Tannen zurücke,
Daß ganz ich ihn seh'!

Wie stattlich der Gipfel,
Aus Felsen gehau'n!
Die göttliche Allmacht
Mag solchen erbau'n.

Wo silbern die Isar
Zieht hin wie ein Band,
Da schaut sich so wonnig
Rings blühendes Land.

Vom Dachstein dem stolzen,
Vom Aare umsaust
Bis hin zum Alpeiner,
Wo's Firnwasser braust:

Weißblinkend die Gletscher,
Grau starrend die Wand
Hat ernst uns die Spitze
Vor'm Aug' ausgespannt.

Leb' wohl mit den Blüthen,
Der Steinraut voran!
Die prangend am Abgrund
Den Kühnen lockt an.

Leb wohl mit den Hütten
Auf blumiger Schneid,
Wo heiter veronnen,
Zu schnell nur, die Zeit!

Vom theuersten Berge
Zu scheiden — wie weh!
Wie glücklich, wenn wieder
Den Liebsten ich seh!

(J. B. Schöffmann.)

Es war schon spät, als ich zu Länggries angelangt in's mondbeleuchtete Thal hinausblickte. Der Mond im blauen Felde des Himmels, im Thalgrün die rauschende Isar im Silberglanze und über einer dunkeln Felsenstirne groß funkelnd der Abendstern — welch' schöner, reiner Farbendreiklang? — Und dieser Dreiklang schlummerte mich ein und bald fing ich an zu träumen vom — Roßstein. Und meine Gefährten träumten auch, und des andern Tages vergnügten wir uns an den Roßstein'schen Traumbildern. Einer

sollte seinen Traum zu einem Imortellenkränzchen flechten! Das Loos fiel nicht ungünstig.

Ich lieg im süßen Frieden auf Roßsteins steilen Höh'n,
Als ich an all dem Schönen mich reichlich umgeseh'n,
Er bot mir manche Mühen, er bot auch süße Lust,
Nun bietet er mir Ruhe an seiner Freundesbrust.

Ein Wölkchen schwimmt im Aether; es nähert sich mir bald
Und plötzlich ist's verwandelt in eine Feengestalt:
Ein grünes Kleid bedeckt sie, goldlockig ist das Haar,
Die Wange zart geröthet, das Auge blau und klar.

Und mild, doch würdig sprach sie, als ich betroffen stand:
„Betritt die schroffen Wände nach Norden hingewandt,
Dort birgt viel edle Schätze das flimmernde Gestein,
Die sollen Dir zum Lohne für all Dein Wagniß sein.“

Sie schwand; ich klett're weiter auf den Erfolg gespannt,
Doch nirgends ein Geklüfte, kein edler Schatz sich fand.
Ich konnt es gar nicht fassen, ich suchte eifrig fort:
„Wohlan! auf Dich, o Schwärmer! paßt manches spöttisch' Wort.

Indeß ich seitwärts biege und auf die Erde schau,
Da lächelt mir entgegen ein Blümchen — himmelblau:
Im schönsten Farbenschmelze das Bergvergißmeinnicht,
So hatten auch die Augen der Fee gestrahlt in Licht.

Und in den Felsenspalten ein Blumenstern erblüht,
Der wie ihr reiches Haupthaar im reinsten Golde glüht.
Grün überzieht die Latsche den Felsen weit und breit,
Es schien mir diese Decke just wie das Feenkleid.

Ich irr' ein wenig tiefer, und mir entgegen lacht,
Ein Beet von Alpenrosen mit nie geseh'ner Pracht —
So wogt im Abendglanze vom Wind bewegt der See,
Solch' Pupurschimmer färbte das Angesicht der Fee.

„So hat sie wahr gesprochen, die Fee; ihr Freunde hört
Und seh't, welch' edle Schätze uns ihre Hand bescheert!“
Wer könnte sich wohl trennen von solcher Blumenschaar
Ohn' Gruß: „Auf Wiedersehen! Roßstein! Das nächste Jahr!“

(Auracher Theodor.)

Kloster Hohenburg.

Eine Sage.

Von Katharina Diez.

XI.

Es heißt, daß in der Engel Hand
Des Sünders Reuethränen fließen
Wie süßer Thau, daß Rosen sprießen
Aus seines Schmerzes heißem Brand.
Es scheint die starre Felsenmauer
Beweget eines Vaters Trauer,
Die grünen Zweige lieblich prangend,
Am kalten Stein herunter hangend
Zertheilte wie ein Lüftchen leise
Auf einmal eine Lichtgestalt,
Und aus dem dunklen Felsenspalt
Odilie tritt die Lilienweise,
So leuchtend wie die Sel'gen eilen
Der Erde dunkles Weh zu heilen.

Geblendet auf die Kniee sinkt
Vor ihr die Schaar der trutz'gen Reiter;
Sie aber lächelt sanft und heiter
Und ihre weißen Hände schlingt
Sie bittend um des Vaters Kniee
Daß er vor ihrem Blick nicht fliehe.

„Mein Vater! zittre nicht, ich bin es,
Es ist Dein Kind, voll treuen Sinnes,
Auf Deinen Ruf komm ich heraus
Aus meinem Gottbewachten Haus.
Was mir geschah, ich weiß es kaum,
Ich kann es nicht mit Worten sagen,
Es dünkt mich wie ein schöner Traum. —
War es ein Engel, der geschlagen
An diese feste Felsenwand
Daß sie auf einmal offen stand? —
War's nur des Windes sanfter Hauch,
Der durch den wilden Rosenstrauch

Sanft rauschend in den grünen Zweigen
Das Rettungsthor mir mußte zeigen? —
Es rauscht, es glänzt mit einemmal
Als öffne sich ein Himmelssaal,
Ich weiß nicht was so sanft mich nahm
An meiner Hand und wie es kam,
Daß ich vor Angst und allen Sorgen
So sicher lag und sanft geborgen
Auf eines Felsenbettes Moos,
Wie in der Muttergottes Schooß.
Die Augen fielen lind mir zu,
Ich glaube Jahrelang geschlafen
Hätt' ich in süßer Himmelsruh,
Und alle Leiden, die mich trafen,
Vergessen in dem sel'gen Traum,
Der mich umfing in jenem Raum.
Da weckte mich Dein Klageruf,
Der mir so heiße Schmerzen schuf,
Den Himmel hätte ich verlassen,
Mit meinem Arm Dich zu umfassen.
Ach, Deine, meine Todespein
Sie rührte selbst den harten Stein,
Daß er mit Dir nicht länger grollte
Und Kind und Vater trennen wollte;
Er ließ mich wieder gehn zu Dir
Mein Vater! und nun sieh mich hier
Auf's neu zu Deinen Füßen knieen,
Ich will nicht wieder furchtsam fliehen,
Ich will vertrauen Deinem Herzen,
In dem ich lese Reu und Schmerzen.
Vergieb mir, wenn ich hab gefehlt,
Daß ich Dir meine Flucht verhehlt,
Und halte länger nicht Dein Kind
Von seinem gottgeweihten Wege,
Du siehst, daß Engel mit ihm sind
Und durch der Felsen dunkle Stege
Es sanft auf ihre Flügel nehmen. —
Laß die Natur Dich nicht beschämen,
Sie öffnet ihre Felsen mild

Dem scheuen, todtgehetzten Wild,
Damit es in des Schmerzes Gluten
Kann still und ungesehn verbluten;
Sie wölbt zur dichten, dunklen Laube
Die Zweige für die bange Taube,
Daß sie im stillen Neste weile
Geschützet vor des Jägers Pfeile;
Sie schmückt den Quell, der müd und matt
Im Staube rinnt auf offnen Straßen,
Im stillen Wald den weichen Rasen
Wo Schatten er und Blumen hat.
Doch nicht so mild und gut wie sie,
Die Jedem was er braucht verlieh,
Vergönnt der Mensch, daß sich erwähle
Die Ruhstatt eine scheue Seele,
Die von dem Lärm der Welt erschreckt,
In heiliger Stille unbefleckt
Vom Staub der Erde auf das Rauschen
Des ew'gen Geistes möchte lauschen.
Auch mich hat dieser Ruf durchdrungen,
Des Himmels Heimweh hat bezwungen
Mein irdisch' Theil auf immerdar,
Im Flammenschmucke sah ich klar
Des heiligen Altares Stufen,
Zu dem mein Herz mich hingerufen;
O, laß mich folgen meinem Stern,
Mich folgen meiner heißen Liebe,
Die mit der Seele stärkstem Triebe
Nur dienen mag dem höchsten Herrn.

„Frei lieg ich hier zu Deinen Füßen,
Geschützet von der Engel Wacht
Zog mich der Kindesliebe Macht
Noch einmal bittend Dich zu grüßen,
Damit auf meinen Pilgerwegen
Nicht mangle mir Dein Vatersegen."

So von den schönen Lippen flossen
Die Worte sanft, wie Morgenthau
Strömt hin auf eine dürre Au,

Und doch gleich tödtlichen Geschoßen
Berühren sie des Sünders Sinne
Mit heißer, gottentbrannter Minne.

Er hebt sie auf: „Du hast gesiegt,
Es hat geholfen Dir Dein Glaube,
Du fromme weiße Himmelstaube,
Die nach dem höchsten Lichte fliegt.
Komm, komm an Deines Vaters Brust,
Ich will Dich selbst in meinen Armen
Hintragen, wo Du sollst erwarmen
In Deiner Liebe Himmelslust.“

„Mein Vater, Dank!“ jauchzt wonnetrunken
Odilie, an sein Herz gesunken.
Gerührt die Krieger stehn umher; —
Es ist kein Auge thränenleer.
Der Herzog aber sanft und lind,
Hebt auf sein Roß das bleiche Kind
Das wegemüd, doch still entzückt
An seine rauhe Brust sich drückt.
Hinunter ziehn sie in's Gefild,
Hinweg gefloh'n ist Schmerz und Bangen,
Der Vater hält so froh umfangen
Des Kindes zartes Engelsbild,
Als könne schon zum Himmel führen
Ihn dieses liebende Berühren.

Umgeben von der Schaar der Reiter
Trägt er die Jungfrau weit und weiter,
Bis aus des dunklen Waldes Bäumen
Die alte Heimath sich erhebt,
Der heiß ihr Herz entgegenstrebt.
Es schallet aus des Klosters Räumen
So hell der liebe Glockenklang,
Der Nonnen frommer Chorgesang
Wie hochzeitliches Festgeläute,
Das zu des Himmels sel'ger Freude
Sie ladet mit dem Bräutigam,
Dem sie sich weiht am Kreuzesstamm;

Dem sie die Lampe ohne Zagen
Darf hell geschmückt entgegen tragen.

Und andachtsvoll als Opferspende
Hinlegen an den Wunderstamm
Des reuerfüllten Vaters Hände
Das weiße, unbefleckte Lamm,
Das aus den Dornen dieser Erde
So schuldlos, rein und unbeirrt
Erworben sich der treue Hirt,
Auf daß sein Ruhm verkündet werde,
Und aus des Lebens blut'gem Krieg
Die Liebe eilt zum Himmelssieg.

(Schluß folgt.)

Naturhistorische Briefe.

Von Dr. M. Bach.

Die Herbstzeitlose.

Eher als ich geglaubt habe, lieber Max, kann ich mein Versprechen, Dir von Zeit zu Zeit Mittheilungen über interessante Gegenstände aus der Naturgeschichte zu machen, nachkommen. Da die meisten Zöglinge unserer Anstalt erst gestern hier ankamen, so wurde heute der regelmäßige Unterricht noch nicht begonnen, sondern einer der Lehrer machte mit uns einen Spaziergang, da das Wetter dazu gar einladend war. Nachdem wir die Häuser der Stadt hinter uns hatten, führte uns der Weg erst durch fleißig bearbeitete Felder und Gärten und zuletzt in ein schönes Thal, dessen Flächen mit den üppigsten Wiesen bedeckt war. Wie erfreut waren wir aber, als wir nach einer kurzen Wendung plötzlich eine Wiese mit dem saftigsten Grün und einer großen Menge der schönsten Herbstzeitlosen vor uns erblickten! „Ach, wie schön!" waren die einzigen Worte, die sich bei dem Anblicke dieser Pracht unwillkürlich unserer Brust entwanden. Alles eilte nun darauf zu, sich dieselben näher anzusehen und sich dann ein kleines Sträußchen davon zu pflücken. Bald schmückten sich unsere Hüte, dann drängten sich die Zöglinge um den

Lehrer, um sich Aufschluß über die Lebensgeschichte dieser Pflanze zu holen. Aber Herr Richter, so heißt unser Lehrer in der Botanik, stand etwas seitwärts vom Wege auf einer kleinen Anhöhe, ganz vertieft in die Pracht und Herrlichkeit, die vor ihm ausgebreitet lag. Mit einem kleinen Sprunge und wenigen Schritten stand er vor uns und sprach: „Ihr habt Recht, Euch dieses reizenden Anblicks zu freuen. Wie Ihr wißt, nenne ich diese Gegend meine Heimath, ich bin jedes Jahr in diesem Thale, in jeder Jahreszeit wenigstens ein Mal, und doch hat das Thal, so oft ich es auch sehe, immer einen angenehmen, wohlthuenden Eindruck auf mich gemacht. Jener Hochwald von Eichen, der sich von der Thalfläche bis auf die Höhe des Berges ausdehnt, wie gerne verweilt der Blick des Naturfreundes auf ihm! Wie wohlthuend ist dem Auge das Gemisch seiner Farbe! In keiner Jahreszeit ist indeß die Farbenmischung des Waldes so manchfaltig, als eben im Herbste. Das zarteste Gelb findet sich durch alle möglichen Abstufungen bald ins dunkelste Braun, bald ins tiefste Grün übergehend. Wie verschieden ist der Eindruck, den uns die linke Thalwand darbietet! Riesige Felsblöcke, wie sie dem rheinischen Thonschiefer-Gebirge eigen sind, thürmen sich in sonderbar geformten Spitzen und Zacken bis zum Bergesgipfel, hie und da mit gelben und grauen Flechten überzogen und stellenweise mit kleinem Buschwerk bedeckt! Und nun zwischen diesen beiden so verschieden gestalteten Bergabhängen das Wiesenthal selbst. Wie wohlthuend ist dem Auge der zarte Schmelz des weichen Grüns! Es ist außer allem Zweifel, daß ein natursinniger Deutscher, wenn er auch im Vollgenusse der Formen- und Farbenpracht einer tropischen Vegetation schwelgen kann, sich dennoch zeitweise nach dem stillen Frieden der heimathlichen Wiesen zurücksehnt. Denn trotz aller Mannigfaltigkeit und allem Reichthum der Formen entbehrt die Tropenwelt der stillen und gemüthlichen Ruhe, die uns unsere Wiesen darbieten. Zwar ist der Eindruck, den sie auf uns ausüben, nicht zu allen Zeiten ganz derselbe. Anders ist die Wirkung im Frühlinge, wenn das zarte, weiche Grün der jungen Halme mit dem Schnee der Hain-Anemone und der Maßliebe und mit dem Golde der Schlüsselblumen noch untermischt ist; anders wirkt sie auf uns, wenn die dünnen, schlanken, von jedem Lufthauche sich biegenden Halme mit blühenden Aehren und Rispen geschmückt sind; wenn die ganze Fläche einem reich verzierten Mosaikteppiche gleicht, geschmückt mit dem Roth der Lychnis, dem Lila des Schaumkrautes, dem Gelb der Ranunkeln und dem Blau der Glockenblümchen. Ganz ver-

schieden ist endlich der Eindruck, den die Wiese auf uns im Nachsommer und Herbste macht. Sie ist dann abgemäht, ihres Schmuckes beraubt, nur hier und da erfreut uns noch ein vereinzeltes Blümchen, aber lange nicht mehr in der Fülle der Kraft, wie wir es im Frühlinge gesehen haben. Seine Lebenskraft ist gebrochen und geht raschen Schrittes seinem Tode entgegen. Doch ehe die Wiese dem starren Tode gänzlich verfällt, schmückt sie sich noch einmal auf ihren Hingang; sie lächelt und scheint ihr stilles, freundliches Frühlingsleben noch einmal nachträumen zu wollen. An einem schönen warmen Morgen finden wir sie bedeckt mit den überaus zarten Blüthen dieser Herbstzeitlose, welche in der botanischen Kunstsprache Colchicrum autumale heißen.

Nur ein paar regnerische, kalte Tage, in denen der rauhe Nordwind über die Fluren saust, genügen, um die ganze reiche Herrlichkeit des Herbstzaubers abzustreifen. Drum eilen wir uns, das liebliche, zarte Blümchen etwas näher anzusehen, das uns beim Scheiden des Blumenlebens noch einmal so freundlich zunickt und grüßt.

Gewiß haben die meisten von Euch sich schon oft beim Anblick dieses reichen, zarten Rothes gefreut, so wie über seine einfache, anspruchslose und so reizende Form.

Die ganze Erscheinung dieser Blume gibt uns das Bild der höchsten Zartheit: ihre Form, ihr Bau, ihre Farbe, kurz, ihr ganzes Wesen scheint der Ausfluß eines Hauches zu sein, wie denn auch das Landvolk bei uns es richtig aufgefaßt und begriffen, indem es sie mit dem Namen „Winterhauche" bezeichnet hat."

Indem der Lehrer diese letzten Worte sprach, gingen wir mit ihm der Wiese zu an eine jener Stellen, wo das Blümchen recht häufig stand. „Was an diesem Blümchen zuerst und am allermeisten auffallen muß", sagte ich zu einem Kameraden, „ist, daß sie zu einer anscheinend ganz unpassenden, weil für sie sehr ungünstigen Zeit erscheint. Weder begünstigt von den lauen Lüften des Frühlings, noch in der Wärme des Sommers, sondern in der unvortheilhaftesten Zeit des dahinsterbenden Jahres muß sie den mütterlichen Schoos der erwärmenden und schützenden Erde verlassen. Eine wahre Zeitlose! Und dazu steht sie entblößt da, hat keine Decke, keinen Kelch, selbst nicht einmal ein Blättchen, sich einzuhüllen und zu schützen. Wenn man das arme Geschöpf in der Kühle eines Morgens oder eines Abends so bloß

dastehen sieht, könnte man ordentlich mit ihm frieren und wahres Mitleid mit ihm haben. Wie es ihrer Natur nach nicht anders möglich ist, wird sie vom ersten Froste geknickt und getödtet."

Der Lehrer aber, der ganz in der Nähe stand und mir zugehört hatte, erwiderte: „Und doch finden wir, daß sie keineswegs von der Natur so ganz vernachlässigt ist, wie es beim ersten Anblick scheinen mag, sondern daß vielmehr alle mögliche Sorgfalt auf sie verwandt ist, um sie zu erhalten und sie für die anscheinenden Vernachlässigungen zu entschädigen. Wir haben nämlich hier einen von den Fällen vor uns, in denen die Natur, um eine größere Mannigfaltigkeit zu erstreben, sich absichtlich Hindernisse in den Weg zu legen scheint, und sie dann mit der größten Leichtigkeit und in der sinnigsten Weise beseitigt. Denn alle diese erscheinenden Widersprüche schwinden bald dahin, wenn man die Einrichtung der Pflanze etwas näher betrachtet."

Es that mir ordentlich wohl, dies zu hören und wir baten Alle den Lehrer, uns darüber die nöthigen Aufschlüsse zu geben.

„Nun wohl," versetzte Herr Richter, „wir können heute schon dem botanischen Unterrichte, der für morgen bestimmt ist, ganz vortrefflich vorarbeiten. Da die Luft noch so warm und der Boden durchaus nicht feucht ist, so wollen wir uns hier niedersetzen und eine botanische Unterrichtstunde im Freien abhalten".

Dieser Vorschlag wurde mit allgemeinem Jubel aufgenommen und jeder Schüler bemühte sich, ein passendes Plätzchen zu finden. Nachdem alle, mit dem Blümchen in der Hand, in einem Halbkreis um den Lehrer Platz gefunden hatten, begann Dieser:

„Während eine vollständige Pflanze aus Wurzel, Stengel, (Aeste), Blätter, Blüthen und Frucht zusammengesetzt ist, wovon die Blüthe wieder aus Blüthenstiel, Kelch, Blumenblättern, Staubgefässen und Staubwegen besteht, fehlen an der Zeitlose mehrere dieser Theile, so daß man davon nichts sieht, als eine Blüthe ohne Kelch. Denn derjenige Theil, der die Blüthe trägt, ist kein eigentlicher Stengel, sondern weit eher ein Blüthenstiel, oder noch genauer ausgedrückt, etwas von beiden zusammen, d. h. er vertritt die Stelle eines Stengels und eines Blüthenstiels zu gleicher Zeit. In der botanischen Kunstsprache belegt man einen solchen Pflanzentheil mit dem besondern Namen Schaft. Es fehlen der Blume drei wesentliche Theile, nämlich Stengel, Blätter [illegible] Kelch.

Bei andern Blumen ist die Blüthenröhre selten mehr als einige Linien lang, hier aber ist der Schaft nach unten bis tief in die Erde verlängert. Nach oben theilt er sich in sechs zartrosenrothe Blättchen, deren Hauptbestimmung es ist, die edelsten Theile der Blüthe, die Staubgefäße und Staubwege zu decken und zu schützen. Statt daß eine vollständige Blüthe zwei schützende Blätterkreise hat, wovon der äußere gewöhnlich grün ist und Kelch heißt, und der innere gefärbte „Blumenblatt" genannt wird, ist hier nur ein gefärbter Blätterkreis vorhanden, den man in der Pflanzenkunde mit einem besondern Namen belegt hat, und welcher Blüthendecke (Perigon) heißt. Im Innern der Blüthendecke gewahrt man sechs Staubgefässe; jedes derselben besteht aus einem Staubfaden, der an seiner Spitze den Staubbeutel trägt. Ganz in der Mitte der Blüthendecke, innerhalb der Staubgefäße steht der Staubweg.

Ist der in den Staubbeuteln enthaltene Blüthenstaub reif geworden, wozu die vorhandene Wärme eben noch ausreicht, so öffnen sich die Staubbeutel, und der Blüthenstaub fällt auf den Gipfel des Staubweges; er wächst dann durch den Staubweg, bis er den Samen in den Samenbehältern erreicht, wodurch dieser keimfähig wird. Der Samenbehälter aber, der bei anderen Pflanzen an der Spitze der Blüthe steht, oder gerade unter ihr, liegt bei dieser Pflanze zehn oder zwölf Zoll unter der Erde, in einer knolligen Zwiebel versteckt. Spalten wir die Blüthenröhre, so finden wir, daß in der Mitte derselben der Staubweg durchgeht, und untersuchen wir die noch in der Erde steckenden Theile, wovon wir die Blüthe abgepflückt haben, so können wir uns überzeugen, das der Staubweg wirklich bis in den in dem Zwiebelknollen steckenden Samenbehälter geht; zugleich werden wir dann finden, daß derjenige Theil der Blüthenröhre, der in der Erde steckt, gegen die Einwirkungen der Kälte noch besonders durch eine braune Decke geschützt ist. —

Alle diese besonderen Einzelheiten vereinigen sich zur Erzielung eines und desselben Zweckes. Pflanzen, die in einer günstigeren Jahreszeit erscheinen, können, unterstützt von der wohlthätigen Wärme der Sonne, Samen erzeugen. Da aber die Zeitlose noch so spät im Jahre durch ihre Blüthe unser Auge erfreuen soll, so würde ihr nicht Zeit genug übrig bleiben, ihre Samen zur Reife zu bringen, bevor der rauhe Winter eintritt, der dieses zarte Gewächs schonungslos zerstört. Deshalb hat die allwaltende Vorsehung ihm eine solche Einrichtung gegeben, daß dies wichtige Geschäft in der Tiefe der Erde ganz außerhalb des Bereiches von Frost und Kälte, vor sich gehen kann.

Aber nun stellt sich noch eine neue Schwierigkeit ein: Samen, obgleich vollkommen ausgebildet, keimen bekanntlich nicht in der Tiefe der Erde. Bei der Zeitlose würde daher der Samen, obschon so sicher gebettet und aufbewahrt, für den ihm von der Natur angewiesenen Zweck verloren gehen; allein die gütige Vorsehung hat auch diesen Uebelstand vorgesehen und ihm durch eine entsprechende Vorrichtung vorgebeugt.

Im Frühjahr nämlich treibt die Wurzel dieser Pflanze, wie alle andern, eine Anzahl Blätter, aus deren Mitte sich ein Stengel erhebt, der aber keine Blüthe, sondern schon die in der Tiefe des Bodens vorgebildete Samenkapsel an seiner Spitze trägt. Hierdurch wird dem reifenden Samen die wohlthätige Einwirkung der Sonnenwärme zu Theil, und da die Kapsel sich weit über die Oberfläche der Erde erhebt, so kann sich der Samen bei vollkommener Reife in entsprechender Entfernung auf der Oberfläche des Bodens aussäen.

Hiermit wäre nun das Eigenthümliche und Räthselhafte bei dieser Pflanze erklärt.

Die Bemerkung kann jedoch noch hinzugefügt werden, daß diese Pflanze auch zuweilen ausnahmsweise im Frühlinge erst ihre Blüthe entwickelt. Das ist aber nur dann der Fall, wenn sie im Herbste in ihrer Entwicklung gestört worden ist."

Hier schloß der Lehrer. Rasch erhob sich die Gesellschaft und bald gingen wir vergnügt und munter nach Haus. Am folgenden Tag wurde in dem botanischen Unterrichte das Ganze wiederholt und theilweise niedergeschrieben. Doch fügte der Lehrer noch einige Bemerkungen hinzu, die ich Dir auch hersetzen will, da sie den früheren Unterricht erst zu einem schönen Ganzen abrunden.

Die Zwiebel und vorzüglich die Samen der Herbstzeitlose sind als Arzneimittel bekannt und zeigen sich unter der Leitung eines Arztes oft als ein wirksames Mittel gegen hartnäckige Fußgicht (Podagra) und ähnliche Krankheitsfälle; dagegen sind die frischen Kapseln und die Blätter ebenfalls ein stark wirkendes Gift. Wenn man die Zwiebeln ausgräbt, um die Pflanze aus der Wiese zu entfernen, so soll man sie nicht unvorsichtiger Weise an solche Orte bringen, wo sie von Thieren gefressen werden können. Es sind Fälle bekannt geworden, wo eine Anzahl Schweine solche hingeworfene Zwiebel fraßen und davon zu Grunde gingen. Obgleich die Pflanze im Heu, also im getrockneten Zustande, vieles von ihrer schädlichen Wirkung verliert,

so ist ihre Ausrottung in einer sonst guten Wiese dennoch anzuempfehlen, da sie keineswegs zum guten Futter gerechnet werden kann, vielmehr den bessern Futterkräutern den Platz streitig macht und sie unterdrückt.

Man will aus dem frühen und massenhaften Erscheinen der Blüthe auf einen frühzeitigen uud starken Winter schließen; wenigstens ist dieser Glaube unter den Landleuten hiesiger Gegend sehr verbreitet; allein es verhält sich mit dieser Witterungsregel wie mit vielen andern: sie sind ganz unwahr. Im Jahr 1857 blühten hier am Rhein die Zeitlosen schon Anfangs August und so massenhaft, daß sich kaum Jemand erinnern wird, etwas ähnliches gesehen zu haben. Und doch haben wir bis zur Mitte Januar fast gar keinen Frost gehabt. Das massenhafte und frühzeitige Blühen der Zeitlose findet seine Erklärung in einem vorhergegangenen sehr warmen Sommer, wodurch die Zwiebeln frühzeitig und allgemein reifen und treiben, während nach einem weniger warmen Sommer die Zwiebeln später und manche gar nicht zur gehörigen Reife oder zum Treiben gelangen, weil die Wärme nicht in dem erforderlichen Grade bis zu der Tiefe gelangen kann, wo sich die Zwiebeln befinden.

Obgleich ich nicht daran zweifle, daß Du, lieber Max, die Pflanze schon kennst, so wirst Du doch kaum mehr davon wissen, als in Euern botanischen Büchern darüber zu lesen ist. Da aber diese Werke meistens nur den Zweck haben, die Pflanzen kennen und von andern unterscheiden zu lehren, so fehlt ihnen unstreitig der interessantere Theil, wie Du mir gerne zugestehen wirst. Wie viele Menschen freuen sich über den wunderlieblichen Anblick dieser zarten Blüthe und sagen wohl auch einmal: „Es ist recht sonderbar, daß diese Blume zu so ungewöhnlicher Zeit kommt", ohne jedoch im Stande zu sein, die geheimnißvollen Einrichtungen der Natur aufzufinden, wodurch ihr so Ungewöhnliches zu thun möglich wird.

Die Meise.

Von Friedrich Bodenstedt.

Wohl im Wald im Blättergolde
Hellen Tons die Meise singt.
Grüß dich Gott, du kleine holde
Botin, die den Herbst uns bringt!

Ob sie droht mit Sturm und Regen,
Uns den Winter prohezeit —
Haucht doch deine Stimme Segen,
Athmet helle Fröhlichkeit.

Die so tief zum Herzen dringen,
Sind die süßen Lieder nur,
Ein bewußtlos leeres Klingen.
Spiel des Gleichmuths der Natur?

Oder singt sie sorglos immer,
Und auch dich beseelt ein Drang
Tod und Leben Trug und Schimmer
Zu versöhnen durch Gesang?

Spruch.

Was Du tragen sollst, das trage
Muthig, frisch an jedem Tage,
Was Du hast genieß mit Lust,
Sei des Segens Dir bewußt.
Danke Gott für jede Freude,
Thue stets die nächste Pflicht,
Nur das nächste Leiden leide,
Für das ferne sorge nicht!



LUCKNOW.

Etwas über Ostindien.

Von Isabella Braun.

III.

Der Landbau, die Handwerke, Palankin und Palankinträger, der Elephant und seine Begleiter, Taschenspieler, Gaukler, Schlangenbeschwörer, das Schachspiel und dessen Erfinder.

Wir wollen nun den Hindu bei seinen verschiedenen Beschäftigungen betrachten und beginnen mit dem Landbau.

Wofern es regnet, pflügt der Landmann seine Reisfelder zum ersten Male Mitte Februar; zum zweiten Male mit größerer Sorgfalt im März oder April, worauf der Boden von Unkraut gereinigt wird und dann vor der Einsaat noch ein drittes Mal. Hierauf eggt er dieselbe mit einem Werkzeuge, welches Aehnlichkeit mit einer Leiter hat, worauf ein Mann steht, um es durch seine Schwere niederzudrücken. Das Feld wird nun sorgfältig vor den Vögeln bewacht, welches Geschäft oftmals ein Weib vollbringt. Man errichtet in Mitte des Feldes auf vier Pfosten einen Tritt, worauf die Wache, mit Schleuder und Lehmkugeln bewaffnet, seinen Posten einnimmt und mit diesem Geschütze die Krähen, Pfauen und dergleichen Thiere verscheucht.

Hat der Reis die Höhe von sechs Zoll erreicht, dann wird ein mit spitzen Pflöcken versehenes Holz darüber weggezogen, theils, um den zu üppigen Wuchs zu hindern, theils um die Erde aufzulockern und das Unkraut zu zerstören. Ist die Frucht im Reifen, so errichtet man mitten im Felde ein hohes, mit Stroh bedecktes Bambus-Gerüste, auf welchem man vor wilden Thieren geschützt steht, um Wache zu halten. Wenn ein Büffel, oder ein wildes Schwein sich naht, so nimmt der Wächter einen brennenden Strohwisch in die eine Hand und in die andere ein getrocknetes Fell voller Scherben. Damit geht er dem Thiere entgegen, schwingt den Stohwisch, macht einen erschrecklichen Lärm und verscheucht auf diese Weise den Eindringling.

Die Aernte geschieht gewöhnlich vier Monate nach der Saatzeit und zwar drei bis vier Mal im Jahre. Der Baumwollenstrauch, welcher 3 bis 4 Fuß hoch wird und im Laubwerk dem Johannisbeerstrauch gleicht, bedarf längerer Zeit; er wird zwischen die Reisreihen gepflanzt. Bald nach der Reisärnte entwickeln die Büsche ihre schöne, gelbe Blüthe mit dem scharlachrothen Punkte auf jedem Blumenblatte; der Blüthe folgt eine grüne

Hülse oder Kapsel, mit einem faserigen Mark gefüllt; die Kapsel bräunt und härtet sich, dann theilt sie sich in zwei bis drei Fächer, welche die Baumwolle enthalten. Ein solches Baumwollenfeld gehört zum allerschönsten Anblicke.

Bei dieser Gelegenheit sind auch der indischen Hecken zu erwähnen, welche aus einer großen Mannigfaltigkeit von Büschen, Sträuchern, rankenden Pflanzen bestehen und wunderhübsch mit allen Blüthenarten bedeckt sind. Der daraus strömende Wohlgeruch ladet zu den erquickendsten Morgenspaziergängen ein.

Wir gehen nun vom Ackerbau zu den übrigen nützlichen Geschäften über, unter denen die Weberei im Rufe hoher Vollkommenheit steht.

Die Weber schlagen ihren Webstuhl nicht nur im Hause, sondern selbst unter jedem Baume auf und legen ihn des Abends auseinander. Derselbe besteht aus zwei Walzen, welche auf zwei, in die Erde gesteckten Pfählen ruhen. Zwei Stöcke laufen quer durch die Kette und werden oben von zwei Stricken an den Baum befestigt; unten hingegen an zwei andern Stricken, welche an den großen Zehen des Arbeiters fest gebunden sind, wodurch er die Fäden der Kette auseinander und den Einschlag dazwischen hineinbringt.

Weiber aus allen Kasten sind mit Spinnen baumwollnen Garnes beschäftigt. Der gewebte Mouslin ist von außerordentlicher Feinheit. Wenn er auf dem Rasen liegt und Thau darauf fällt, so kann man ihn kaum mehr unterscheiden. Tavmier erzählt: der Gesandte von Schach Sefi habe seinem Herrn nach seiner Rückkunft aus Indien eine mit Juwelen besetzte Kokusnuß überreicht, welche einen Mouslin-Turban von etwa dreißig Ellen von so ausnehmender Feinheit enthielt, daß man den Stoff unter den Fingern kaum fühlen konnte. Indiens Baumwollen-Manufakturen erregen nicht allein Bewunderung wegen ihres Gewebes, sondern auch wegen der schönen Stickereien und der schönen Farben. Die dunkelblaue Farbe hieß schon bei den alten Römern Indicum. Aus Indien scheint auch der Färbestoff zum Scharlachroth in Italien eingeführt worden zu sein, und es ist bekannt, daß sowohl die baumwollenen, als auch die seidenen blau oder roth gefärbten Stoffe, welche von Indien zu uns kommen, sich durch ganz vorzüglichen Glanz auszeichnen. Die indischen Färbereien gewähren daselbst auch einen hübschen Anblick indem vor ihren Häusern prächtig gefärbte Stoffe an langen Stangen aufgehängt sind.

Unter den Gewerbetreibenden niedern Ranges zeichnen sich die Napitas

(Barbiere) besonders aus, da sie meistens auch medizinische Kenntnisse besitzen. Kein Hindu rasirt sich selbst, oder schneidet sich die Nägel ab, ja, Viele halten es für unanständig, sich selbst die Ohren zu reinigen; das Alles ist Geschäft des Barbiers, der mit einem hölzernen, an der Spitze mit Baumwolle versehenem Spieße auf der Straße einhergeht, wo auch gewöhnlich das Rasiren geschieht. Die Weiber besorgen das Geschäft des Nägelabschneidens bei den Frauen.

Die Zuckerbäcker haben in Indien ein großes Gewerbe; man zählt dort über hundert Arten von Confitüren und die Eltern erlauben den Kindern auf Kosten der Gesundheit ihre Lüsternheit zu befriedigen. Niemals steht die Arbeit still; zu jeder Tagesstunde sind sie beschäftigt, öffentlich ihre Zuckerkuchen und ihre gesuchtesten Leckereien zu bereiten. In einem eisernen Topf, der auf Kohlenfeuer steht, sieht man den Syrupkuchen, der von Zeit zu Zeit mit einem eisernen Löffel umgerührt wird, kochen. Wenn die Mischung einen gewissen Grad von Klebrigkeit erlangt, so gießt man den Teig löffelweise in Kuchenbleche, wo man ihn protzeln und pfeifen hört. Wenn nun die Kuchen genug gebraten sind, stellt man sie auf den Tisch vor dem Hause, wo auch die Arbeit geschieht, bis ein Käufer sie staubbedeckt hinwegnimmt.

Den nächsten Rang nehmen die Töpfer ein. Sie beschränken sich nicht auf Anfertigung von Geschirren, sondern machen Ziegel, Rinnen, Geländer, kleine Bilder, Spielwerk, als: Vögel, Pferde, Kutscher, Elephanten, u. s. w. welche alle bemalt oder vergoldet werden.

Die Rajakas (Wäscher) bilden eine zahlreiche Kaste; Alles wird von Männern gewaschen. Bis auf neue Zeit waren sie mit dem Gebrauch der Seife unbekannt und bereiten eine eigenthümliche Lauge. Ist die Wäsche in diese Lauge eingeweicht und gebrüht, so wird sie zu wiederholten Malen gespült und auf einem langen Brette, gewöhnlich am Flußrande, mit einem schweren Schlegel geschlagen. Die Wäscher stehen im Rufe ausgelernte Spitzbuben zu sein, in welcher Eigenschaft jedoch die Suvarnakaras (Goldschmiede) mit ihnen wetteifern.

Der Goldschmied kommt auf Bestellung mit seinem Lehrjungen in's Haus. Sein Schmelzofen besteht aus einem zerbrochenen, irdenen Topfe, ein eisernes Rohr dient ihm als Blasebalg; eine Zange, ein kleiner Ambos, ein Hammer, eine Feile bilden seinen ganzen Apparat. Man muß bei dem unvollkommenen Werkzeuge die Feinheit seiner Arbeit bewundern. Sein Tagelohn ist ungemein

gering, doch entschädigt er sich meistens durch Beseitigung eines Theiles des zu verarbeitenden Goldes, indem er es durch andere Zusätze ergänzt, damit das Gewicht nicht geringer wird.

Wenige Kasten sind so verachtet, wie die Schuhmacher, weil sie Häute von Kühen verarbeiten, da dieselben als geheiligte Thiere gelten. In manchen Gegenden Indiens machen sie vergoldete und mit Zierrathen versehene Schuhe. Sie sind arm und besitzen keinen Leder-Vorrath; man muß die Schuhe im Voraus bezahlen, damit sie die Ziege oder den Hund, wovon sie das Leder bereiten, kaufen können. Der Schuster nimmt nicht das Maß; er befühlt und betrachtet nur den Fuß, schneidet nach Gutdünken das Leder zu, näht die Sohlen mit baumwollenem Faden an und liefert am folgenden Tage ein Paar völlig passender Schuhe, die aber weder dem Stoße noch der Nässe widerstehen und nur wenige Tage dauern. Bei einer Tanzparthie nimmt man deßhalb mehr als ein Paar mit. *)

Die Schneider sind ebenfalls sehr geschickte Handwerker. Sie sitzen gruppenweise in ihren Buden, um prächtige Shawle, die von nicht ganz scharfsichtigen Käufern als neue bezahlt werden, mit unsichtbaren Stichen wieder herzustellen.

Höchst bemerkenswerth ist die Kaste der Palankinträger, Bahis genannt. In Indien wird die Reise gewöhnlich in einem Tragkasten zurückgelegt, bekannt unter dem Namen Palankin; er ist eher zum Liegen, als zum Sitzen eingerichtet, hat Rahmen, die als Fenster und Thüren dienen, indem sie auf der Seite zu öffnen sind. Alle nur möglichen Hilfsmittel und Bequemlichkeiten finden sich in diesem wandernden Hause untergebracht. Schubladen an den Seitenwänden dienen zugleich als Kasse, Schenk- und Schreibtisch und als Bibliothek. Alles ist darin enthalten, von der Theemaschine, bis zum Liquergläschen. Auf der äußern Wölbung der Decke ist ein weiter Koffer, der des Reisenden ganze Garderobe faßt; innen sind Netze, um zerbrechliche Gegenstände aufzuhängen; das Kopfkissen liegt auf dem Weißzeugbehälter, endlich hat man ein ganzes Arsenal: Gewehr, Pistolen, Säbel. An den beiden Enden des Palankins sind zwei starke Bambusstöcke befestigt, die in einem Geflecht von Eisendraht hängen, das mit allen Theilen der Maschine in Verbindung steht. So beladen wiegt das Ganze, aber ohne Gewicht des

*) Dr. F. A. Wiese.

Reisenden, wenigstens zwei Zentner. Bei dem Palankin stehen etwa vier Körbe von Palmrind unter dem Namen Petarah bekannt; sie enthalten die ganze Küche und sind paarweise, jeder in einem besonderen Netze, an dem Ende eines langen, biegsamen Bambusrohres aufgehängt, so daß sie über der Schulter des Trägers schwanken.

Die Palankinträger sind dreizehn, wovon Einer den Fackelträger macht. Es tragen allemal sechs den Palankin, indem sie abwechslungsweise mit der rechten und linken Schulter, drei den vordern, drei den hintern Bambusstock, stützen. Sobald man das Zeichen zum Abgang gibt, machen die Träger ihre Toilette. Sie haben zu ihrer Bekleidung nichts, als einen weißen Mantel, der ihnen bis auf die Ferse geht. Wenn sie sich des Nachts niederlegen, entrollen sie ihn und schlafen auf der Erde, in den leichten Umwurf eingehüllt. Zum Marsche nehmen sie die Enden dieses Mantels und machen durch künstliche Windung eine Art Hose daraus. Zwei lange, schmale Stücke von dickem Mousselin, meistens blau oder roth, dienen eins zum Gürtel, eins als Turban und vervollständigen den Anzug. Dann legt Jeder sein kleines Päckchen, seinen Stock und seine Pantoffeln, zwischen die Eisendrähte des Palankins und ist nun bereit, zehn Stunden in einer Nacht zu laufen.

Die Reise ist in diesem Palankin und mit diesen Trägern nebst Begleitung unendlich sicher. Man trifft hier immer die erprobteste Treue, eine Ergebenheit, die sich mit der Hilfsbedürftigkeit, besonders gegen Frauen und Kindern, verdoppelt; das Kleinste, wie das Größte wird sich am Ende der Reise im Palankin wieder finden.

Sobald der Kopf des Reisenden bequem auf dem Kissen liegt, setzt sich sein menschliches Gespann in Bewegung. Dieser Gang wird durch ein sehr eintöniges Recitativ geregelt, das ein Träger nach dem andern vorträgt, dessen Endreim von der ganzen Truppe wiederholt wird und zum Einhalten des Zeitmaßes ungemein beiträgt, was sehr nöthig ist, da so viele Füße in der kleinsten Entfernung hinter- und nebeneinander sich bewegen, so, daß der geringste Fehltritt den Sturz Aller herbeiführen kann. Darum wird der leichteste Taktfehler sogleich von dem nächsten Nachbar an dem Schuldigen mit einer handgreiflichen Zurechtweisung bestraft. *)

*) Ed. v. Warren.

Eine andere Art zu reisen ist mittels des Elephanten. Je nach dem Range des Reisenden ist dieses starke und zugleich sanfte Ungeheuer mit scharlach goldgestickten Schabracken bedeckt, oder nur einfach mit Decken bekleidet. Auf dem Rücken befindet sich bald eine Art Divan, bald ein viereckiges Gestelle mit Polstern und einem kleinen, chinesischen Zelte; andere tragen einen Phaeton, aber ohne Räder, wo zwei Personen neben einander sitzen können, und hinten noch einen Sitz für den Bedienten. Jeder Elephant hat seinen Kutscher oder Kornak, welcher auf einem Kissen über seinem Halse, die Füße hinter die großen Ohren gesteckt, hockt; ferner folgt ein Diener zu Fuß, der während des Marsches beständig mit dem Thiere spricht, es vor einem falschen Tritte warnt, ihm Klugheit anempfiehlt und ermuntert, wenn es müde wird, ihm verbietet, mit seinem Rüssel zu spielen, oder gar etwas von den Buden am Wege zu nehmen, ihm frisches Futter verspricht, im Falle es sich gut beträgt und endlich darauf Achtung gibt, daß an der Packung nichts in Unordnung geräth. Obgleich die Menschenstimme gewöhnlich hinreicht, den Elephanten zu leiten, so gibt es doch auch strenge Strafen, falls er nicht sogleich gehorcht: man unterhält nämlich auf dem obern Theile des Halses eine immer offene Wunde, die man mit wohlriechendem Oele einreibt; auf diese Stelle läßt man nöthigen Falls das Strafinstrument wirken. Außerordentlich ist es, daß der Elephant nie, außer etwa durch Grausamkeit seines Kornak gereizt, das menschliche Joch zu brechen sucht.

Um den Elephanten besteigen zu können, muß derselbe auf den Bauch liegen, die hintern Füßen auf den Knien, die vordern lang ausgestreckt; so bleibt er in dieser höchst unbequemen Lage unverrückt, bis der Diener eine Leiter an seine Seite legt, vermittelst welcher man aufsteigt. Man schließt dann sogleich die Kutschenthüre, hängt die Leiter an einen Riemen seitwärts am Thiere, und wenn Alles gerichtet ist, sagt der Kutscher dem Elephanten, er solle sich sanft, sanft erheben (outh, haste jen, haste!). Aber wenn er sich erhebt, glaubt man in einem scheiternden Nachen zu sein; denn nur durch eine heftige Anstrengung kann das Thier den Gebrauch seiner Füße wieder gewinnen; doch hat dieses Flottmachen nichts Gefährliches. Der Elephant hat nur zwei Gangarten: mit der einen, kurz und abgebrochen, ein ziemlich sanftes Stampfen, macht er eine Postmeile in der Stunde; die andere ist eine Verbindung aller möglichen unangenehmen Bewegungen; man schwankt,

man rollt, man wird gerüttelt, um höchstens zwei Meilen in einer Stunde zurückzulegen. *)

Wir wenden uns nun zu den indischen Unterhaltungen und Belustigungen, welche besonders durch die Taschenspieler und Gaukler gefördert werden.

Einige dieser Schaugebungen sind für unsere Augen höchst eckelhaft, andere gefährden das Leben des Ausübenden. Unter letztere gehört das Verschlucken eines Degens, welches Experiment der Schiffswundarzt Johnson beobachtete und beschreibt. Der Degen war 22 Zoll lang, einen Zoll breit und ungefähr einen Fünftel-Zoll dick. Spitze und Schneide waren stumpf. Der Gaukler nahm zunächst ein Fläschchen Oel und salbte den Degen ein; hierauf steckte er den Hals so weit aufwärts als möglich, bog sich etwas zurück und führte die Spitze in den Mund; nun schob er denselben langsam durch Schlund und Speiseröhre in den Magen hinab, bis Johnsons Hand, welche den Griff hielt, mit den Lippen des Künstlers in Berührung kam. Johnson fühlte auch die Spitze deutlich an ihrem verborgenen Orte. Als er den Degengriff losgelassen, befestigte der Gaukler eine kleine Maschine darauf, die sich im Kreise herumdrehte und ein kleines Feuerwerk entwickelte, dessen blaue Flammen ihm um den Kopf loderten. Als er den Degen wieder herauszog, zeigte sich die Klinge an einigen Stellen blutig.

Man sieht solche Tausendkünstler auf den Gassen herumziehen und besonders vor den Häusern der Europäer stehen bleiben, um hinein gerufen zu werden. Sie kündigen sich dadurch an, daß sie den Sack mit den Apparaten in die eine Hand nehmen und mit der andern, geballten Faust einen Schlag darauf geben, worauf man einen quäkenden Ton, wie den eines Ferkels vernimmt, der aus dem Beutel zu kommen scheint, was aber durch Bauchrednerei hervorgebracht werden mag. Während dessen macht der Junge seine equilibristischen Stücke von ganz bewunderungswürdiger Gewandtheit. Diese Tausendkünstler nehmen auch Sand vom Boden zwischen die Finger und streuen ihn wieder in verschiedenen Farben hin. Während ihres Spieles singen sie: a tschike, tschike, tschike, a tike, tike, tike. Die Aufführung der verschiedenartigsten Kunststücke dieser Gaugler und Taschenspieler ist mit um so größerer Schwierigkeit verbunden, weil der obere Theil ihres Leibes ganz entblöst ist und sie nichts verbergen können.

---

*) Jaquemont.

Zu diesen Gauklern möchte man wohl auch füglich die Schlangenbeschwörer zählen. Ihr ganzes Kunststück besteht gewiß darin, daß sie eine gezähmte und an ihre Musik gewöhnte Schlange an einen entlegenen Ort versetzen, wie durch Zufall sich dahin begeben, eine Melodie zu spielen beginnen und so die Schlange hervorlocken. Dieses ist wenigstens die Behauptung des Abbé Dubois. Dennoch gibt es ganz merkwürdige Berichte von Schlangenbeschwörungen, welche von glaubwürdigen Leuten bestätigt sind.

Gewöhnlich werden die Hutschlangen, Cobra de Capello, von den Schlangenbeschwörern in Körben umhergetragen, gleich jenen Affen, welche die kleinen Savoyarden mit ihrem Leyerkasten zeigen und damit den Lebensunterhalt gewinnen. Die Beschwörer spielen auf der Flöte und sogleich winden sich die Schlangen taktmäßig dazu in zierlichen Bewegungen, die den wellenartigen Krümmungen des Schwanenhalses gleichen. Sobald die Musik aufhört, verfallen sie wieder in die vorige Ruhe, müssen aber sogleich im Korbe verhüllt werden, damit sie nicht auf die Zuschauer losfahren. Es ist ihnen zwar das Gift genommen, doch kann man es ihnen nicht ganz entziehen.

Die Schlangenbeschwörer gehören zu der niedrigsten Volksklasse, gehen sehr leicht gekleidet, tragen ein baumwollenes Tuch um den Kopf geschlungen und ein anderes um die Schulter. Wenn Einer von der Schlange gebissen wird, so gebraucht er als Gegenmittel die sogenannte Schlangenwurz und legt die gekauten Blätter auf die Wunde. —

Eine Lieblings-Unterhaltung der Hindus ist das Schachspiel, das sie erfunden haben sollen und es existirt darüber folgende Sage:

Bahub, ein junger Regent Indiens, drückte sein Volk. Der Brahmine Nassir unternahm es, ihn zur Vernunft zu bringen. Er erfand ein Spiel, in welchem der König, an sich selbst ohnmächtig, durch seine Unterthanen der niedrigsten Klasse geschützt, und oftmals durch den Verlust eines Einzigen, verloren ist. — Der Ruf dieses Spiels drang bis zu Bahub und er verlangte, darin unterrichtet zu werden, wobei Nassir die Gelegenheit wahrnahm, dem Regenten die Pflichten an's Herz zu legen, was mit bestem Erfolge geschah. Nassir drang in den Brahminen, eine beträchtliche Belohnung zu erbitten. Dieser bat um die Zahl Waizenkörner, welche sich ergäbe, wenn man auf die 64 Felder des Schachbrettes, auf das erste Feld ein Waizenkorn, auf das zweite Feld zwei, auf das dritte die doppelte Anzahl des vorherigen, also vier und sofort auf jedes Feld das doppelte des vorigen lege. Der König

lachte über diese geringe Forderung und verlangte eine größere. Nassir blieb bei seinem Verlangen, und Bahub befahl, es auszurechnen und auszuliefern. Aber wie erstaunte der König, als man ihm erklärte, es ergäbe sich eine solch unermeßliche Summe, daß ganz Hindostan sie nicht zu liefern im Stande sei. Der König bewunderte den Brahminen jetzt fast noch mehr wegen dieser Bitte, als wegen der Erfindung des Schachspieles.*) **)

(Schluß folgt.)

Die Bürger von Mehltau.

Von Isidor Barndt.

Die Mehltauer waren im ganzen Land
Als sehr gewiegte Leute bekannt.
Die Chronik in ihrem Reichsarchiv
Beweist im höchsten Superlativ,
Welch weise Männer die gute Stadt
In ihren Mauern beherbergt hat.
Ihr werdet's darum gerne sehn,
Wenn ich erzähl', was dort gescheh'n.

I.

Der Mehltauer Thurm war ohne Uhr,
Man maß den Tag nach Gutdünken nur.
Doch weil hierbei man irret sehr,
So rief man einen Maler her,
Der mußte malen genau nach der Schnur
Am Thurm eine große Sonnenuhr.
Er malte sie sauber schwarz auf weiß
Und erhielt dafür einen civilen Preis.
Wie freute sich jubelnd die ganze Gemein
Der schönen Uhr im Sonnenschein!

---

*) Dr. F. A. Wiese.

**) Wenn den jungen Lesern dieses, gleich dem Könige Nassir unglaublich erscheint, so mögen sie nur die Rechnung machen, sie werden schon in der Hälfte angekommen — durch die gewöhnliche Rechnungsart der Verdoppelung — die Wahrheit anerkennen.

Doch weh, die Freude war gar kurz,
Es kam ein wilder Regensturz,
Der wischte das Zifferblatt von der Wand,
So daß die theure Uhr verschwand.
Deß hatten die Bürger großes Leid,
Doch kam ihnen Rath nach kurzer Zeit.
Der Maler malt eine and're Uhr,
Doch daß nicht wieder verschwind' ihre Spur,
So ließen sie zimmern ein Regendach
Und brachten sie so unter Dach und Fach.
Beschien jetzt die Uhr zwar nie ein Strahl,
Sie waren doch ledig der Sorge Qual,
Daß künftig ein Regenguß in der Stadt
Nicht mehr vertilge das Zifferblatt.

II.

Einst kam die wichtige Nachricht an:
Des Landes Fürst, der erhab'ne Mann,
Hab einen Besuch ihnen zugedacht;
Den wollt man empfangen mit großer Pracht.
Man putzte die Häuser und bahnte den Weg
Und legte gerade jedweden Steg,
Und baute Pforten vor jedem Thor,
Und richtete bunte Fähnlein empor.
Auch ward, zu Ehren den seltenen Gast,
Einmüthig der Beschluß gefaßt:
Zu bereiten auf dem nahen Berg
Ein mirakulöses Feuerwerk.
  Gesagt, gethan. Nun hielt man Rath,
Ob alles in Ordnung sei. Da trat
Der Schultheiß auf die Rednerbühn,
Und sprach zu den Bürgern frei und kühn:
„Es ist zum Empfange zwar alles bereit,
Doch ist mir noch Eins von Bedenklichkeit,
Das Feuerwerk nämlich. Wir wissen ja nicht,
Ob es vollkommen dem Zweck entspricht
Und ob's so gut construiret sei,
Daß dann es leuchte fehlerfrei.
Ich schlage drum unmaßgeblich vor,

Daß wir es heut probiren zuvor,
Denn brennt man's heute prüfend ab,
So sieht man, ob sich ein Fehler ergab."
Auf dieses Wort erfüllte das Haus
Ein großer allgemeiner Applaus:
„Vivat der Schultheis, der kluge Herr,
Kein Klügerer lebt in der Stadt nicht mehr!"
Hinaus gings auf die Höh des Bergs,
Zu schaun die Probe des Feuerwerks:
Es zeigte nicht eines Fehlers Spur! —
Doch als der Fürst zur Stadt einfuhr,
Da merkten die Mehltauer still und sacht,
Daß sie einen Mehltauer Streich gemacht.

III.

Der Stadtrath von Mehltau hielt auf Moral,
Drum war es ihm mit nichten egal,
Daß jeder Montag bei Jung und Alt
Als eine Zugab zum Sonntag galt.
Am blauen Montag ward bisher
Kein Wirthshaus der flotten Besucher leer,
Sie zechten und spielten bis in die Nacht,
Und nahmen nicht Gottes Gebot in Acht.
Man wollte dies anders haben hinfür,
Und schlug das Gesetz an die Rathhausthür:
Daß fürder auf den Sonntag vorher
Der blaue Montag verleget wär,
Und habe jeder Bürgersmann
Nach solchem Befehl sich zu richten dann!
Doch kamen jetzt Klagen in großer Zahl
Der Herbergsväter allzumal,
Die baten beim hohen Magistrat:
Er möge ihnen erlassen in Gnad
Die Hälfte an Steuer und Statsservis,
Dieweil das Gesetz sich schädlich erwies;
Denn wer da früher der Tage zwei
Bei Bier und Wein gesessen sei,
Der sei nun auf einen Tag beschränkt,
Und somit die Kasse der Wirthe gekränkt;

Mit ihrem Gewerb geh's nun bergab,
Sie müssen kommen an Bettelstab,
Und daß sie dann nicht capabel sei'n,
Die Steuern völlig zu zahlen ein,
Das erkenne wohl selbst die Obrigkeit,
Drum möge sie helfen zu rechter Zeit.
Drauf faßte der hochwohlweise Senat
In pleno folgenden Schluß und Rath:
„Da unser Dekret von dem und dem
Den Herbergsvätern unbequem;
Da ferner unser Aerarium
Nur Nachtheil erfahren würde darum;
Da gleichwohl es nicht geschehen mag,
Daß alles bleib', wie's war und lag:
So wird hiermit nach gutem Bedacht
Für alle Zeiten bekannt gemacht:
Es bleibet auf den Tag vorher
Der blaue Montag verlegt wie bisher.
Damit aber Niemand des Sonntags entbehr',
So wird er gefeiert zu Gottes Ehr
In christlicher Art am Samstag vorher!
So ward erhalten aufrecht und stät
Des Mehltauer Stadtraths Autorität,
Und Niemand wurde zu preisen satt
Die Weisheit der Väter der guten Stadt.

IV.

Im Jahre sechzehnhundert zehn
Ist etwas sonderbares geschehen.
Es kam ein Winter so kalter Art,
Wie keiner noch gesehen ward.
Man ging bis an die Knie im Schnee,
Gefroren waren Bach und See,
Die Wassermühlen standen still
Von Sankt Andreas bis zum April,
Das Holz ward theuer, und ob der Noth
Starb mancher Zaun den Feuertod.
Deß freuten sich die Kürschner blos,
Sie wurden manchen Schafpelz los;

Gut waren auch die Buben dran,
Denn glatt war Eis und Schlittenbahn.
  Weil denn der Winter so beispiellos,
Das Eis so dick, der Frost so groß,
So sollte dies seltene Phänomen
Nicht schnell vergessen vorübergehn,
Man schnitt vielmehr mit vielem Fleiß
Die Jahrzahl in des Baches Eis.
„Das soll ein stetes Denkmal sein
Für die Nachkommen groß und klein,
Erfahren soll's ihr Aug und Ohr,
Wie sehr man vor Zeiten in Mehltau fror!“
So sprachen die Männer und standen am Bach
Und dachten schmunzelnd des Lobes nach,
Das zollen werde man künftig hin
Der Mehltauer Bürger historischem Sinn.
    Sprecht, ob man nicht wirklich klüger that
    Als heutzutag in mancher Stadt
    Wo man für viel und schweres Geld.
    Nutzlos ein Denkmal hingestellt,
    Indeß ohn' eines Hellers Preis
    Man dort gemacht den Schnitt in's Eis?

V.

Ein Uebelstand in Mehlthau war,
Der wuchs gemach von Jahr zu Jahr.
Er zeigte sich insonderheit
Am Jahresschluß, wenn Schreiber Veit
Das Minus abwog gegens Plus.
Denn zu genannter Stadt Verdruß
Trat da ein Deficit hervor,
Das, wie der Wurm im Rathhausthor,
Am Seckel der Gemeinde fraß
Und immer dreister sich vermaß.
  So sollt' es nun nicht länger geh'n,
Abhilfe mußte partout geschehn.
Drum schrieb man eine Sitzung aus
Im städtischen Rathsherrenhaus.
Dort redete man hin und her,
Rathschlüsselnd in die Kreuz und Quer;

Jedoch wie weise man auch sprach,
Das Deficit gab nimmer nach.
Da endlich bracht im hohen Senat
Ein würdig Mitglied klugen Rath.
„Ich hab's!“ so fing der Redner an
Und mäuschenstille lauschte man.
„Ihr Bürger wißt, daß unsre Stadt
Zwei Thore und zwei Mauthen hat.
Drum wollet ihr mit einem Schnitt
Abthun das böse Deficit,
So sorgt, daß größeren Ertrag
Die Mauth uns bringe in den Sack;
Sie ist das einzige Mittel noch,
Zu stopfen das unselige Loch.“
„Der Rath ist gut. Doch weiter nun!
Was meinest Du? wie läßt sich's thun?!“
„So hört: vermehren müsset ihr
Der Thore Zahl auf mindstens vier,
Dann trägt die Mauth, wer sieht's nicht ein?
Das Doppelte von früher ein.“
Man führte aus, was jener rieth,
Doch ob hinfort das Deficit
Wirklich nicht mehr um Hilfe schrie,
Darüber schweigt die Chronik hie.

* * *

Von Mehltau steht nicht mehr ein Haus,
Doch seine Weisheit stirbt nicht aus,
Sie lebt und blüht und wächset fort
In manchem Land bald hier bald dort.

Peter Gottwills.

Erzählung in sechs Kapiteln von Franz Bonn.

Sechstes Kapitel.

Führt die Geschichte zu Ende.

Jahre waren im Fluge dahingeschwunden mit ihrem Wechsel der Zeiten, den sonnigen Sommertagen und den langen Winternächten, dem blüthenreichen Frühling und dem still ernsten Herbste. — Es war am Rhein, an der tausendjährigen Heerstraße des deutschen Lebens, wo die Burgen stehen und träumen umwoben vom Lichte der Dichtung, wo die Städte ragen als ehrwürdige Tafeln der Geschichte, wo die Sage hinschwebt in ewig neuen Liedern, wo die Reben alljährlich auf's Neue den Wein tragen, der klar und edel, kräftig und rein ist, wie die deutsche Art, am Rhein, bei dessen Namen schon die Herzen frischer schlagen: da saßen in schattiger Laube zwei junge Männer Hand in Hand und schauten hinaus in die herrliche Landschaft, die eben die untergehende Sonne in violette Schleier zu hüllen begann. Vor ihnen standen grüne Römer und schlanke Flaschen des edelsten Weines.

Auf der Landstraße, die zwischen der Laube und dem majestätischen Strome hinführte, zogen Leute zu Fuß und zu Wagen hin, auf den goldglänzenden Wogen schwebten muntere Kähne und gewaltige Dampfer zogen auf und abwärts mit ihrem rauschenden Räderschlage, die Stimmen der Menschen unterbrechend, welche frohe Weisen in die Abendlüfte hineinsangen bald nahe bald ferner.

„Unser schönes, liebes, deutsches Vaterland!" rief der Aeltre von den Beiden und ergriff das Römerglas, das fröhlich anklang am Glase des jüngeren Freundes, und beide leerten die Gläser!

„Wie weit wir auch herumgezogen in fremden Landen, in Süd' und Nord, unserm Vaterland gebührt die Krone!"

„Du hast Recht! hier ist's doch am heimlichsten!" ließ sich der jüngere mit leiser Stimme vernehmen.

„Dacht' und träumt' ich doch immer von fernen Landen und fremden Völkern und nun, da ich die Welt gesehen, sehne ich mich nach der Heimath. Wie freu ich mich auf meine Vaterstadt! — unsere Heimath soll leben."

„Unsere Heimath? Weißt Du auch woran Du mich mit diesem Worte

mahnst?“ — sprach der Jüngere langsam und nachdenklich und hob das Glas, ohne daraus zu trinken.

„Kommen Dir wieder die trüben Gedanken, wie immer, wenn's Abend wird und wir allein sind? jage sie fort die Grillen, die Dir nur die Lust des Lebens verderben. Sagt' ich Dir's nicht hundertmal, unser Dasein steht in Gottes Hand, Er führt uns, wie ein sicherer Steuermann durch die Wogen der Zeit, vertrauen wir auf seine Liebe!“

„Ja auf seine Liebe und seine Barmherzigkeit,“ flüsterte der junge Mann, dessen blasses Antlitz seltsam contrastirte zu der fröhlichen Scenerie, die Beide umgab. „Du kannst froh und selig schauen in die breiten Wogen, die das goldene Abendlicht so schön auf ihren Schultern dahintragen, Deine Jugendkraft ist nicht gebrochen, wie die meinige. Du kämpftest muthig und treu — Dein' harren die Palmen des Friedens, mein Leben aber war ein schwankes Spiel und das Ziel erkenne ich erst, da mir die Kräfte schwinden, nach ihm zu streben.“

„Das Ziel ist immer nur das Eine und wäre wahr, was Du befürchtest und wäre selbst der heutige Tag der letzte, der Dir leuchtete, Dein Herz könnte ans Ziel Dich schwingen in begeisterter Liebe, wenn auch die Kräfte schwänden, das in Thaten zu durchleben, was Dich durchlebt in Deinem Gemüthe! Aber was rede ich da von schwindenden Kräften? ist Deine Natur nicht noch frisch und jung um dem Uebel Herr zu werden, das Dich nur durch Deine Aengstlichkeit beherrscht! trinke Bruderherz, die Heimath soll leben!“

„Sie soll leben!“ sprach jetzt auch der Andere getrösteter, wenn auch sein Auge feucht war von einer Thräne, welche tiefe Wehmuth aus dem Grunde seines jungen Herzens emporgetrieben.

Kennt ihr sie nicht die beiden Zecher am Rheinesstrand? Peter und Oskar!

Die Freundschaft, die einst zwischen dem Grafen und dem Buchbinderlehrling durch die zufällige Verbindung des Geschäftes entstanden, dann nur spärlich genährt und endlich ganz und gar vergessen ward, sie ward lebenskräftig geworden, durch die rettende That Peters, der für den Freund das Leben gewagt. Nun konnte sie nimmer verblühen und zwar um so weniger, als jener Nacht des Brandes noch viele Nächte folgten, in denen Peter dem Grafen sich als Freund bewährte. Oskar war nämlich in Folge des Schreckens und der Aufregung jener Frühlingsnacht in eine schwere Krankheit gefallen, während deren trüben Tagen Peter nicht vom Lager des Grafen wich.

Peter hatte auch dem Genesenden die schönste Freude bereitet, da er dem jungen Grafen die brieflich ermittelte Nachricht bringen konnte, jener Prozeß, welcher Oskar der Heimath ferne hielt, sei zu seinen Gunsten zu Ende gegangen, da Aerzte den Tod seines Gegners, als durch fehlerhafte Behandlung der Wunde herbeigeführt erklärt hätten. Peter hatte dem jungen Grafen endlich sein eigenes Geschick in einer Stunde des Vertrauens erzählt und Oskar's Herz war nicht verdorben. — So kam es, daß der Unterschied ihres Standes, der Gleichheit ihrer Empfindungen um so leichter weichen mußte, als Beide in der Fremde lebten und auf sich gegenseitig angewiesen waren. Den Herrn Hofmeister hielt nämlich erst Krankheit und dann zurückbleibende Schwächlichkeit ab, seine Stelle beizubehalten und da der Oheim dem jungen Grafen in Allem freie Hand ließ, weil er von seiner Sinnesänderung Kunde erhielt, so kam Peter bald auf seinen Lieblingsgedanken, in die weite Welt zu ziehen, ferne Länder und Völker zu besuchen und Oskar folgte nur dem Rathe des Arztes, wenn er diese Lieblingsidee seines Freundes realisirte. So waren sie miteinander ein paar Jahre auf Reisen, zu denen reichliche Mittel aus der Heimath floßen; sie hatten viele Städte und Menschen gesehen in weiter Welt und wollten jetzt heimkehren, reich an Erfahrungen, Eindrücken und Erinnerungen.

Wer Dir's damals gesagt hätte, junger Peter, als Du vom Giebel des Buchbinderhauses hinausträumtest in die weite Welt, daß die stille Heimath einst Dein Ziel sein werde, nach dem Dein Herz sich sehnt, sehnt, trotz allen Leides, das Dir in der Heimath widerfahren, sehnt, trotz all der herrlichen Bildern, die Du in der Fremde gesehen! und doch kennst Du jetzt keinen heißeren Wunsch, als wieder heimzukehren in das Thal, in dem Du geboren.

Auch Oskar sehnte sich in die Heimath, wo er als Kind gelebt hatte; bei ihm war es aber mehr eine krankhafte Empfindung, denn seine Sehnsucht beruhte nicht auf so natürlichen Gründen, wie bei Peter. Dieser hatte in der Heimath den guten Namen schuldlos verloren; an der Seite des Grafen, der seine Unschuld kennt, wird er die Achtung der Menschen wieder finden, deren Mangel ihn trotz aller Freuden, schmerzlich drückt; Oskar konnte nichts erwarten, als was ihm auch die Ferne hätte bieten können.

Wenige Tage nach jenem Abend am Rheine saßen in der alten Reichsstadt der ehrsame Buchbindermeister und seine Ehehälfte vor ihrem Hause auf der Steinbank im Gespräche mit ein Paar Nachbarsleuten. Es war ein

Samstag und die Sonne ging bald unter. Da fegten emsige Mägde den Staub auf der Straße auf Häufchen zusammen, dort putzten sie die Messingbeschläge der Thüren, andere scheuerten die Gänge, machten die Fenster blank in den kleinen Läden der Krämer; auch die alte Base hatte das Fenster der Werkstätte des Buchbinders geöffnet und dieselbe zusammengeräumt. Auf der Straße spielten die Kinder allerlei Spiele; geschäftig besorgten noch Einige ihre nothwendigen Gänge; die ehrsamen Bürgersleute aber hatten früher Feierabend gemacht und saßen oder standen plaudernd in ihren Behausungen. Vom alten Kirchthurme her schallten feierliche Glockentöne und selbst die Sonne schien so zufrieden, als wüßte sie, daß sie wieder eine Woche hindurch ihren Werkeltagsdienst gethan und morgen der Welt einen goldenen Ruhetag herableuchten dürfe. —

Da fuhr durch's obere Stadtthor ein prächtiger Reisewagen, in welchem zwei junge Männer saßen; bald hatte sie der und der erkannt und da die Pferde des trefflichen Pflasters wegen im Schritte gehen mußten, kam die Kunde ihrer Ankunft beinahe schneller durch das Städtchen, als sie selbst.

„Wie? der Peter — an des Grafen Oskar Seite! das ist nicht wohl möglich!“ rief der Buchbinder, „er hat zwar herausgegrüßt ausdem Wagen, aber — nil novum sub sole! Am Ende haben Euch doch die Augen getäuscht, Nachbar Veit.“

„Es war Peter Gottwills und Graf Oskar; ich kannte sie genau. Hat gleich die lange Zeit sie älter und die Sonne sie braun gemacht — sie waren's doch.“

Die Frau meinte, der Nachbar Veit sei zu früh in's Wirthshaus gerathen, denn, daß der Vagabund Peter in einem Reisewagen an des Grafen Seite in die Stadt zurückkäme, die er wie ein Bettler verließ, das schien ihr so unmöglich, als die Wiederkehr ihres Mopses! —

Der Herr Pathe aber, dem selbst die Züge des Fremden so „Peterartig“ vorkamen und der den Nachbar Veit als einen bedächtigen Mann kannte, hielt es für unpolitisch, die Möglichkeit, daß Peter so zu Ehren gekommen sei, über's Hausdach zu werfen und lenkte also bei Zeiten ein, indem er meinte, er habe ja immer gesagt, Peter werde sich schon durch die Welt bringen und es müsse der Verdacht, der ihn in der Hauptstadt getroffen, wohl ein ungegründeter gewesen sein.

Was das ehrliche Gesicht Peters, dessen Thränen, ja dessen heiligste Ver-

sicherungen nicht vermocht hätten, das glaubte der kluge Mann sofort, wegen des glänzenden Reisewagens, des guten Rockes, den Peter trug, und weil er in Gesellschaft des reichen Grafen war. —

Der Reisewagen hatte das nahe Schloß des Grafen erreicht, der alte Portier empfing die beiden jungen Herren. Sie stiegen die Treppen empor und traten in Oskars Zimmer. Da war Alles unverändert, wie es ehedem gewesen, als Peter sein erstes Buch in's Schloß getragen hatte. Die ausgestopften Thiere standen wie damals auf den reichen Bücherschränken und dort auf dem runden Tisch lag noch unberührt das schön gebundene Buch, Peters erste selbstständige Arbeit. Unwillkürlich füllten sich Peters Augen mit Thränen, die dem Grafen Oskar nicht entgingen.

„Da sind wir wieder, und nur der Herr Hofmeister fehlt," sagte Oskar nach einer Pause und drückte dem Peter die Hand, der sinnend in vergangene Zeiten versunken stand. „Nun bin ich der Herr in diesem großen Hause und Du sollst bei mir bleiben bis mein Ende kommt."

„Laß mich, Oskar!" erwiederte Peter, „auf den Reisen in der Fremde war ich Dein Begleiter; hier muß es anders werden! von Deiner Großmuth zu leben wäre unwürdig für mich und welche Dienste ich Dir leisten könnte, wüßte ich nicht. Darum laß uns scheiden, ich werde in Deiner Nähe bleiben, denn jetzt hoffe ich, soll man mich überall gern in Arbeit nehmen, nachdem Du mich wieder zu Ehren gebracht hast vor den Menschen. Bleibt mir Dein Haus offen, so soll's mir immer eine Freude sein, wenn ich Dich von Zeit zu Zeit sehen und ein Stündlein mit Dir verplaudern darf; aber beisammen können wir nicht leben."

„Wenn Du mir schon vor der Zeit den Tod geben willst, der bald genug mich aufsuchen wird in meinem einsamen Schlosse, dann magst Du mich verlassen," sagte Oskar und schaute betrübt zur Erde.

„Rede nicht so," fiel Peter rasch ein, „ich werde Dich nicht verlassen; aber den Verhältnissen muß man gehorchen; ich sagte Dir ja, ich bleibe in Deiner Nähe, doch sprich selbst, was würden die Leute von mir sagen, wollte ich so nur von Deiner Güte leben?" —

„Die Leute, die Leute! ja, die haben freilich immer Etwas zu sagen, wenn einer im Leben nach seinem Herzen handeln will. Doch mir fällt Etwas ein, was Dir die Leute nicht verargen können. Ich übernehme morgen meine

Güter, Du sollst mein Verwalter werden! dagegen wirst Du doch keine Einwendung haben können."

Peter schaute den jungen Freund mit einem innigen Blicke an. „Wohlan es sei. Ob ich gleich am Liebsten mein ehrliches Handwerk triebe, das ich in der Jugend erlernt, so will ich doch Deinem Willen mich fügen und eine Stelle annehmen, der ich wenigstens mit der Zeit mich gewachsen fühlen werde."

Oskar schüttelte Peter dankbar die Hand. „Ich wußte ja, daß Du mich wahrhaft liebst," sagte er und eine flüchtige Röthe zog über seine Wangen. —

Was die Freunde besprochen, geschah. — Oskar hatte sämmtliche Besitzungen übernommen und Peter Gottwills lebte bei ihm als Verwalter und Freund. Peter hatte sich mit dem ihm eigenen Eifer des neuen Amtes bemächtigt und wenn er auch Anfangs oft auf fremde Dinge stieß, so gewann er doch bald durch seine Leutseligkeit und sein bescheidenes Wesen die Achtung und Liebe der zahlreichen Bediensteten, die unter ihm standen. Seine treue Führung der Geschäfte brachte bald die Erträgnisse des Gutes namhaft in die Höhe und er gewann die freudige Ueberzeugung, daß es seinem Fleiße gelingen werde, wenigstens einen Theil der Schuld abzutragen, mit der ihn Oskars Freundschaft belastet hatte.

So lebte denn Peter in den glücklichsten Umständen; aber bald sollte ein neuer Verlust ihm bewähren, daß auf Erden kein volles ganzes Glück gedeihen könne, daß es nur ein flüchtiger Traum ist, was wir den Besitz irdischer Güter nennen. —

Jene trüben Stimmungen Oskars hatten, wenn sie auch bald nach seiner Heimkehr einer heitern Behaglichkeit zu weichen schienen, in Oskar's Gesundheitsverhältnissen einen tiefen Grund.

Er war mit sechzehn Jahren auf die Hochschule gekommen, hatte zu frühe jene rauschenden, geselligen Freuden genossen, die seine Kameraden, welche alle älter an Jahren waren, leichter zu ertragen vermochten und seine zarte schwächliche Natur, durch die Aengstlichkeit der Ueberwachung seiner ersten Jugend an Abhärtung nie gewöhnt, empfing in jenen heiteren Stunden den Keim, aus dem sich mit den Jahren ein Leiden entwickelte, dem die Jugend Oskars zwar lange Widerstand leistete, das aber allmählig unaufhaltsam hervorbrach. —

Es mochten zwei Jahre vergangen sein seit ihrer Heimkehr in das Grafenschloß, als Oskar zuerst das Zimmer, dann das Bett hüten mußte. Ein schlimmer Husten ließ die Aerzte erkennen, daß er ein Lungenleiden habe, welches keine Rettung, ja nicht einmal mehr längere Fristung des Lebens hoffen ließ. Ganz gegen die sonstige Erfahrung, daß solche Kranke ihre Lage mit jedem Tage der Verschlimmerung für erträglicher und besser zu halten pflegen, erkannte Oskar vollkommen seinen Zustand, der leider so unverkennbar zu Tage trat, daß auch Peters Hoffnung zu schwinden begann.

In treuer Liebe und Hingebung harrte Peter am Schmerzenslager des Freundes aus, neben der Pflege des Leidenden mit emsiger Sorgfalt das Interesse seines Gutsherrn wahrend, das unter fremden Händen wohl keines solchen Fortgangs sich zu erfreuen gehabt hätte.

So kam wieder der Frühling; die ersten Veilchen blühten im Garten, die Morgensonne schien warm und golden über die knospenden Bäume und Gesträuche, durch die hohen Scheiben des Krankenzimmers, in welchem Oskar lag.

Der Graf hatte mit dem Notar seine letzten Geschäfte abgemacht, er hatte die Tröstungen der Religion empfangen, er war bereit Abschied zu nehmen von dieser Welt und fühlte sein Stündlein kommen.

„Tragt mich an's Fenster und macht es auf," sprach er leise. Der Arzt gab es zu; Peter stand an Oskar's Seite.

„Sieh, wie schön die Sonne scheint," begann der Kranke nach einer Pause und vielfach unterbrochen von den Anstrengungen, die reine Frühlingsluft zu athmen, „sie leuchtet so hell, wie damals, da ich noch ein Kind war und an diesem Fenster auf meine selige Mutter wartete. Jetzt ist's anders; meine Mutter wartet auf mich und bald werde ich bei ihr sein. — Ich danke Dir, Peter," fuhr er nach einer Weile mühsam fort, „für Deine Liebe; Du hast mich gelehrt, daß es eine Heimath gibt, gegen die auch unser Vaterhaus nur Fremde bleibt; dort in der Heimat der Liebe, der Freundschaft, der Seligkeit sehen wir uns wieder!"

Der Todeskampf schloß seine Lippen, weit öffneten sich die Augen und sahen Alles im Kreise herum an, dann senkten sich die Wimpern und die magere Gestalt brach in die Kissen zusammen.

* * *

Wieder vergingen Jahre. Auf dem Grabe des jungen Grafen blühten zum zehntenmale frisch die Rosen. — Im nahen Reichsstädtchen sah es freund-

licher aus als früher; in der breiten Hauptstraße hatten sich die alten Häuser verjüngt, frische Farben waren an die Stelle des düsteren Grau getreten, das sonst manchen Giebels Alter verrieth; der schönste Laden in der Stadt war aber der im Hause des Herrn Buchbinders. Es schien mit der Buchbinderei auch ein Buchhandel verbunden zu sein und was früher ein dunkles Gemach mit kleinen Fenstern war, hatte sich in einen stattlichen Raum umgewandelt, in den hell und freundlich die Sonne schien; nur das alte Schneiderhäuschen blieb unverändert in seiner schlichten Gestalt, doch schien es von Niemanden bewohnt zu sein.

Wer hatte solche Veränderungen herbeigeführt? Es war Peter Gottwills, der Buchbinder- und Bürger-Meister der Stadt.

Der Pathe hatte das Zeitliche gesegnet und Peter, dem die Verwaltersstelle nach Oskars Tode nicht mehr zusagte, kaufte mit dem Vermögen, das Graf Oskar seinem Retter und Freunde testamentarisch vermacht hatte, des Gevatters Geschäft und Anwesen, sowie sein elterliches Haus. Sein Fleiß, seine Geschicklichkeit, sein durch die Reisen in weiter Welt geweckter industrieller Sinn, fanden bald verdiente Anerkennung und so ward er seinen Mitbürgern ein Muster und Vorbild in Allem. Sie hatten seine Unternehmungen ohne Neid betrachtet und folgten in Vielem seinem Rathe und Beispiele. Sie hatten ihn zu ihrem Bürgermeister gewählt und wie einst seinem Lehrherrn, später seinem Freunde, diente Peter jetzt treu und ergeben den Interessen der Stadt, deren verjüngtes Bild von seinem glücklichen Streben Zeugniß gab. So lebte er lange in segensreichem Wirken. — Was aber größern Werth besaß, als das äußere Glück seiner Stellung und seines Lebens, das war, daß Peters Herz aus all den Gefahren und Lagen seiner Erlebnisse das Wort seiner Mutter so frisch und rein wie ehedem im Innersten bewahrte und verstand: „Vertrau auf Gott, der die Lilien kleidet, die Vögelein speist und nicht einmal den Sperling auf dem Dache vergißt.“

Kloster Hohenburg.

Eine Sage.

Von Katharina Diez.

(Schluß.)

XII.

Sie hat erwählt das beste Theil,
Die von der Welt verscheuchte Taube!
Gerettet hat ihr starker Glaube
Aus tiefer Noth der Seele Heil,
Als mit Marias Himmelsgluth,
Geschmücket mit dem heil'gen Schleier
In selig stiller Sabathfeier
Sie nun zu Jesu Füßen ruht;
Den ew'gen Schwur hat sie gethan;
Es nahm der Herr ihn liebend an.

Und Herzog Attich, der Bekehrte,
Der wie ein Heiligenbild verehrte
Die fromme Tochter und fortan
Treu wandelt auf des Glaubens Bahn,
Läßt bald an jener theuren Stelle,
Wo Rettung in der Felsenwand
Die gottbeschützte Jungfrau fand,
Erbauen eine Waldkapelle,
Die durch der Bäume hohe Hallen
Läßt froh und weit ihr Glöcklein schallen.

Doch Hohenburg, der Väter Schloß
Wo seiner Jugend Zeit verfloß,
Läßt er zum schönsten Kloster wandeln,
Damit Odiliens Gebet,
Ihr Opferdienst, ihr heil'ges Handeln
Verscheuche der Erinn'rung Trauer,
Den Fluch, der noch mit düstrem Schauer
Durch seine stolzen Hallen weht.

Und froh gerührt Odilie nimmt
Aus ihres Vaters Hand die Gabe,
Das Erbtheil ihr von Gott bestimmt,
Und betend an dem Pilgerstabe

Steigt sie zur Bergeshöh hinauf;
Wo reiner sie die Luft umwehet,
Wo näher sie dem Himmel stehet,
Der Sterne Glanz, der Wolken Lauf,
Will suchen sie die ew'gen Bahnen
Die nur die Kinder Gottes ahnen.
Zu ihrer Seele spricht so mächtig
Des Berges ernste Einsamkeit,
Es wird das Herz ihr groß und weit
In der Natur, die reich und prächtig
Den Teppich breitet ihr zu Füßen,
Als wolle freudig sie begrüßen,
In ihr des höchsten Königs Braut.
Ihr fromm verklärtes Auge schaut
Von seiner hohen Wart so gerne
In jene weite, blaue Ferne,
Die wärmer hier mit ihrem Schmerz,
Mit ihren Freuden an ihr Herz
Die Welt ihr legt, als Gottes Kind
Dem gute Engel treugesinnt.
Hell klingt nun frommer Glockenklang
Wo sonst nur rauhe Waffen klirrten,
Und wo der Rache Geister irrten
Schwebt reiner Wesen Engelsgang.
Bald reihet um Odilie her
Sich eine Schaar von edlen Frauen,
Die zu des Heilands Preis und Ehr'
Sich stille Friedenshütten bauen.
Zu einem Tabor wurde ihnen
Der schöne Berg, wo sie im Traum
Berühren fromm des Himmels Saum,
Wo Heil'ge ihrem Blick erschienen,
Und sie im mitternächt'gen Rauschen
Dem ernsten Ruf des Wächters lauschen,
Dem Schritt des Bräut'gams um zur Stell'
Als kluge Jungfrau'n zu empfangen,
Mit bräutlich seligem Verlangen
Ihn mit der Lampe voll und hell.

Als Engel der Barmherzigkeit

Nur steigen sie in's Thal hinunter,
Zu üben heil'ger Liebe Wunder
An irdischer Gebrechlichkeit.
Am Bettlerstab, am Krückstock wanken
Herauf die Armen und die Kranken,
Die Sünder, die nach Gott sich sehnen,
Die Traurigen in ihren Thränen,
Sie alle finden Hülf' und Rath
An diesem gnadenreichen Orte
Und geh'n gestärkt aus seiner Pforte
Zurück auf ihren Dornenpfad.

Schön wie der Mond im Sternenkranze,
So geht in stillem, hehren Glanze
Odilie in der Jungfrau'n Mitte
Mit gottbeseeltem Engelsschritte,
Und immer herrlicher entfaltet
Sich ihrer Seele reiche Kraft,
Die Großes in der Stille schafft
Und mit der Liebe Segen waltet,
Daß Jedem ward in ihrer Nähe,
Als ob er eine Heil'ge sähe.

Und als nach thatenreichen Jahren
Sie heim der Todesengel ruft,
Muß segnend über ihrer Gruft
Sich noch die Liebe offenbaren,
Die heil'gen Saamen ausgestreut
Und neu in allem Wechsel beut.

Wie auch die Zeit zerstörend schwingt
Die Siegesfahne allerwegen,
Doch vom Odilienberge dringt
Stets neu des Glaubens Wundersegen.
Nach manchem Sturme rauhem Weh'n,
Die über seine Höhe gehen,
Stehn wieder ernste Wächterinnen
Mit freud'gem Muth auf seinen Zinnen,
Die in der Zeit Verderben wachen
Mit ihres Glaubens Siegesspeer,
Gerüstet vor dem Höllendrachen

Der lauernd schleichet stets umher;
Die mit den jungfräulichen Händen
Den Segen des Gebetes spenden,
Und treu in frommen, ernsten Pflichten
Der Liebe Opferdienst verrichten.

Auch üben sie mit Ernst und Fleiß
Die hehre Kunst zu Gottes Preis,
Der heil'gen Dichtung Wunderreich
Streut in die stillen Hallen nieder
So manchen duft'gen Blüthenzweig,
Legenden, Sagen, zarte Lieder,
Die noch in un'sre Zeiten schallen
Wie Klänge frommer Nachtigallen.

Auf Pergament in farb'ger Schrift
Uebt lieblich sich der feine Stift,
In Arabesken, Blumenranken
Erblühen sinnige Gedanken,
Und Sankt Cäciliens Wundermacht
Weiht keusche Lippen zum Gesange,
Mit Harfenton im Orgelklange
Wird Gott dem Höchsten Dank gebracht.

Selbst aus dem Born der Wissenschaft
Schöpft manche Seele Muth und Kraft,
Sie schauen in der Länder Ferne,
Der Pflanzen Reich, die Bahn der Sterne
Erforschen sie und wohlvertraut
Ist ihnen fremder Sprache Laut,
Relindis ernste Glaubensworte
Erklingen noch aus jener Pforte,
Die zu des Himmelreiches Gnaden
So manches treue Herz geladen.
Und Herrad, die in frommen Bildern,
In prächtig hellem Farbenlicht
Versucht das Heilige zu schildern,
Ist selbst ein liebliches Gedicht
Aus jenes Klosters Himmelsgarten,
Wo Engel keusche Lilien warten,
Wo sie in heil'ger Einsamkeit

Fern von der Welt des kalten Spottes,
Gepflegt im stillen Haine Gottes
Die Blüthen edler Weiblichkeit.

Es brauchte wohl die arme Welt
Stets solche stille Friedenszellen,
Damit in ihren wilden Wellen
Nicht unterging des Glaubens Zelt;
In denen ernste Gottesstreiter
Versammeln sich zum frommen Rath,
Zur reinen opferfreud'gen That.
Vor allen braucht das weiche Herz
Des Weibes, auf den lauten Straßen
Des Lebens, schirmende Oasen,
Wo seine Blüthen himmelwärts
Am festen Stab des Glaubens ranken,
Und schutzlos nicht im Sturme schwanken.
Der heil'ge Gral ist keine Mähr,
Damit er flamme rein und hehr,
Zieht er noch immer treue Hüther,
Mit frommer Sehnsucht süßem Weh'
Hinauf zur stillen Waldeshöh,
Des Lebens reinste, schönste Güter
Hat stets gehegt der Besten Wille
In ernster, unentweihter Stille.

Auch Hohenburg war eine Stelle
Wo er geglüht hat rein und helle,
Und seine gottbeschützten Sterne
Erglänzen aus der Vorzeit Ferne
Mit mildem Licht und stillem Schein
In manches Frauenherz hinein.
Und manches treuen Pilgers Fuß
Trägt noch hinauf den frommen Gruß
Und schreitet um die alten Mauern
Mit der Erinn'rung heil'gen Schauern.
Auch Du, mein schlichter Harfensang,
Verklinge wie Gebetes Flüstern
Dort in den grünen, alten Rüstern!
Und wenn Dein Ton ein Herz durchdrang,

Das gern mit Dir in jenen Räumen
Geweilet hat in frommen Träumen,
Dann ist Dir lieber Lohn beschieden. —
Gott geb uns all des Himmels Frieden! —

Wie der Mensch lebt, so stirbt er.

Erzählung von Hermann Geiger.

Durch einen sonnigklaren Erlengrund fuhr in einem leichten Eingespann der leutselige Schenkwirth von Kohlstatt. Er zog sein braunes Sammetwamms mit den Silberknöpfen, worauf die Mittagsstrahlen ihre stechenden Blicke hefteten, herab, als er den Anfang eines Berges erreichte, über welchen die blendendhelle Straße wie eine Riesenschlange sich hinaufwand. Ein friedlicher Pfiff gebot seinem dampfenden Rößlein Halt. Der Wirth drehte das Leitseil um eine Eisenkolbe am Ledersitz, erhob sich und stieg vom Wägelchen herab. Während er sodann das schlanke Kind einer Haselstaude zu einem bequemen Bergstocke zuschnitt, bemerkte er auf der Höhe eine Anzahl von Fußgängern, denen bald größere Gruppen folgten.

„Was bedeuten diese Züge?" mochte er sich selbst fragen. Als er sein Gespann zu Fuß etwa die Hälfte der Höhe hinaufbegleitet hatte, erfuhr er die schauerliche Veranlassung, die ihn selbst um eine der merkwürdigsten Erfahrungen später bereichern sollte.

Zwei Brüder, Franz und Cosmas, vaterlos herangewachsen, und ihrem Lehrer einst durch unverwüstliche Nachlässigkeit im Schulbesuche wohl bekannt, waren nämlich die Ursache der Tagesbegebenheit.* Die Arbeitsscheue hatte sie zu Dieben, ihr sogenanntes Glück zu Gewohnheitssündern und der Arm der Gerechtigkeit später zu Gefangenen gemacht. So wenig aber nach dem bekannten Spruche der hungerige Kater die Mäusejagd unterläßt, so wenig wollten die beiden kleinen Wichte, welche die Jahre des Flaumbartes erst erreicht hatten, ihr schändliches Gewerbe, als sie die Freiheit wieder gewonnen, niederlegen. Man hatte sie wiederholt eingeführt, und dießmal leider auch

hinausgeführt, aber nicht in die gefährliche Welt, sondern — an den Galgen.

„Der Franz,“ sagte ein vorbeihumpelndes Weibchen, „ist sehr bußfertig gestorben.“

„Hoffentlich der andere auch,“ meinte ihr weißhaariger Begleiter, „wenigstens konnten ihr Urtheil, Gnadenfrist, Beichte und der Anblick des Stranges einen erschütternden Mahnruf geben.“

„Ja, ja,“ sagte die Alte, „es waren im Grunde doch zwei liebe Jungens, und daß sie nichts hatten, war nicht ihre Schuld. O ihre arme, arme Mutter!“

Diese und ähnliche Gespräche hatte der Schenkwirth von Kohlstatt auf seinem langsamen Berggang wie Stücke einer Mosaik gesammelt und machte sich eben das Bild der Unglücklichen fertig. Sein butterweiches Herz arbeitete immer vernehmlicher und goß seinen Inhalt so reichlich in sein Antlitz, daß letzteres sich glühroth färbte.

„Wie ganz umgewandelt, wie goldtreu und grundreblich müßten die armen Wichte jetzt sein,“ sagte er zu sich, „wenn man sie durch einen Zauberschlag wieder lebendig machen könnte! Jeder Versuchung würden sie jetzt Strick und Schleife um den Hals werfen, und es ist nicht wohl denkbar, daß sie je in ihrem Leben wieder stehlen würden.“ Kurz, er meinte, wenn man einen Gehenkten, wie einen Chloroformirten wieder in's Leben zurückrufen könnte, dann wäre die Erfindung gemacht, nicht nur sie, sondern durch sie auch alle eingezogenen Missethäter zu bekehren. Aehnliches meinte einst jener Prasser, der in die Hölle gekommen war, und auf Erden fünf wohlgenährte und hochgeehrte Brüder hinterlassen hatte: daß Jemand, der den Ort der Qualen mit eigenen Augen angesehen, zu diesen Gottvergessenen kommen und alle fünf durch seine erschütternde Predigt bekehren sollte. „Wenn jemand aus den Todten zu ihnen käme, so würden sie Buße thun.“ Abraham aber meinte, es würde auch dieses kräftige Mittel bei jenen Leichtsinnigen erfolglos sein.

Inzwischen war der Schenkwirth auf der Höhe angekommen. Trüben Sinnes bestieg er sein Wägelchen und ließ seine Leitriemen sanft über den Rücken seines Pferdes gleiten. So fuhr er in mäßigem Trabe auf der Hochebene etwa ein Viertelstündchen dahin.

„Halt, was zeigt sich zur Rechten auf dem kahlen Hügel? . . . Gott,

das muß die schauerliche Richtstätte sein!“ und ein kalter Hauch wehte durch seine Nerven. Scheu neigte er sein Angesicht auf die linke Seite hin, aber zum Unglück bog die Straße immer mehr zur Rechten hinüber; er konnte vor Angst nicht hinschauen, und drückte, damit nicht eine böse Neugier ihm einen Blick abstehle, die Krämpe seines Hutes tief bis zu den Augenbrauen hinein. Aber ein unbewachter Moment zeigte ihm pfeilschnell zwei dunkle Linien, die zwischen Luft und Boden neben einander standen. Schauer durchzuckten seine Mienen — und doch, er sah wieder, und zum dritten Male und etwas länger hin.

„Prrr,“ sprach er zu sich selbst, „Wirth von Kohlstadt sei ein Mann!“ bei diesem mißverstandenen „Prrr“ ging sein Rößlein langsamer und blieb gar stehen.

Ringsum war alles leer und todtenstill. Auch die Henker hatten als der letzte das heillose Gerüste verlassen, um in einer nahen Kneipe auszuruhen. „Heiliger Gott, sei uns allen gnädig!“ seufzte der Schenkwirth. Nie hatte er vor Lebenden so gebangt wie hier vor den Todten. Unverwandten Blickes sah er die beiden Opfer ihrer zahlreichen Frevel an. Allmälig kam ihm Muth. Er zog seinen Filz und seine Seidenmütze herab, machte das Kreuz und wandte seine Blicke nicht von den Unglücklichen hinweg, deren Körper gegen den durchleuchteten Grund des Firmamentes so grausig abstanden.

„Ach, Herr des Erbarmens, gib ihnen die ewige Ruhe“ flüsterte er — alle Himmmel! — doch nein, das ist der neckische Westwind, der auch Blätter und Gipfel bewegt; er ist wieder ruhig, ganz ruhig ... Und das ewige Licht leuchte ihnen — heiliger Patron von Kohlstatt — wieder eine Zuckung — wieder ein Schwanken — der Fuß, der Fuß, ja der Mensch zieht seinen Fuß in die Höh'. Ich kann's nicht ansehen, ich kann's nicht tragen! Füchslein fort, fort!“ — —

Und im Nu eilte das Pferd mit seinem verwirrten bis zur Verzweiflung geängstigten Lenker dahin.

„Doch nein!“ verbesserte er sich schnell — „Dann bin ja ich der Mörder des Unglücklichen — also umgekehrt — hin, um ihn zu retten!“ Ein schnell wiederholtes Zucken am Leitstrang, das Gespan war zurückgelenkt und alsbald auf der Hügelfläche angekommen. Blaß erhob sich sofort der Schenkwirth, stellte sich auf den Ledersitz seines Wagens, zog aus der rechten Tasche dasselbe Messer, womit er vorher den Haselnußstock zugeschnitten,

faßte ein Herz, und legte die Schärfe des Messers an den mit Mühe erreichbaren Halsstrang des Diebes. Dem Wirthe war es, als ob er selbst einen Diebstahl begehe, als er an das Eigenthum der weltlichen Gerechtigkeit Hand anlegte. Der Strick war stark genug, um drei solche Männchen zu tragen, und setzte sich gegen das Messer zäh zur Wehre. Endlich ist er durchschnitten. Der Erlöste sinkt leichenähnlich in die Arme seines Retters und fällt über das Lederkissen hin. Eine Sekunde, die böse Schleife ist gelockert — und mit einem leisen Athem gibt der Betäubte ein Zeichen, daß er dem Leben wieder angehöre.

„Triumphire, o Schenkwirth von Kohlstatt, denn du bist der Retter eines Lebens, das zwar zum Strang aber nicht zur stundenlangen Todesqual verurtheilt war!"

Regungslos lag der Befreite noch auf dem Wagensitze, als der Wirth das Pferd den Hügel herabführte. Auf der Straße erst wuchs der Athem des Geretteten, und seine Augen öffneten sich: aber die stotternden Worte: „Sind das die Fluren der andern Welt?" deuteten nicht auf den vollen Besitz seiner Denkkräfte. „O wie leicht athmet sich's im Himmelreich!" seufzte er auf, und fuhr mit der Handfläche über den dunkelrothen Streifen seines Halses. „Und Du theuerer Fuhrmann, bist du vielleicht St. Cosmus selbst, der den Auftrag hat, mich zum lieben Gott zu fahren? Wie wahr sprach der Pater, daß ich mich auf meinen Patron verlassen dürfe! O sage mir, wovon lebt man in diesem Lande? Bedarf man bei euch auch des schnöden Geldes um bestehen zu können?" Und sieh' da, bei dieser Frage hafteten die Augen des Befreiten unwillkührlich auf den blitzenden Silberknöpfen des neben ihm liegenden Sammetwammses.

„Höre, guter Cosmas," sagte der Wirth, als er selbst sich etwas erholt hatte, „vorerst sind wir noch auf Erden."

„Wie? wo? seit wann? auf Erden? Nicht möglich!"

„Und doch so."

„Auf Erden? dann laßt' uns eilen, daß ich nicht erwischt werde," fiel er ein, blickte rasch zurück, rechts und links und vor sich, als ob hundert Augen auf ihn spähen würden.

„Steck Dich in mein Sammetwamms'," sagt der Wirth, „schlage den Kragen über Deinen Hals, setze meinen Filz in deine Stirne herein, nimm

diesen grünen Stock in die Hand — und Niemand vermuthet, daß Du Cosmas der Gehenkte bist."

An die Erzählung der Rettungsgeschichte, die nun mehr begann, knüpfte der Schenkwirth jene Gedanken, mit denen er sich vertraut gemacht hatte, als er den Berg hinauf geschritten war. So oft Cosmas eines der Schlagworte hörte, die ihn an Reue, und Treue, an Hölle und Ewigkeit errinnerten, gab er durch Seufzen, Kopfknicken seine Gefühle zu erkennen, die nur dann und wann durch einen Spähe-Blick gestört wurden.

Indeß, weithin war nichts zu sehen als Wiesen und Auen, und etwas später der aufsteigende Rauch, die Kamine und rothen Dächer eines lieblichen Dörfchens, das hinter einer Doppelreihe von alten Bachweiden zur Sicht kam. Ober dem Dörfchen in mäßiger Entfernung ragten die Zinnen und Thürmchen eines gothischen Schlosses empor, an das sich ein Oekonomiegebäude und eine Brauerei gruppirten.

„Dort ist das Ziel meiner Fahrt," sagte der Wirth, „und wenn ich oben im Braustübchen meinen Hopfenhandel und meine heuerige Bierrechnung abgemacht habe, will ich mit Dir bis zu jenem Eichenwald zurückfahren und Dich dort deinem eignen Schicksale überlassen."

Unlieb hatte Cosmas dieses Ende seiner Rettungsgeschichte vernommen und blickte trüb und mit gesenktem Haupt auf seine ungebleichten Beinkleider herab, die sich neben der Goldtroddel seines Hutes und den Silberknöpfen des Wammses erbärmlich ausnahmen.

„Fürchte nichts!" sagte der Wirth, „die guten Leute werden Dir nichts zu leid thun."

Als sie näher ans Schloß kamen, fiel dem Wirthe ein, ob nicht etwa der Braumeister, der ein sehr menschenfreundlicher Mann war, für die Vollendung dieser Rettungsgeschichte einen guten Rath wüßte. Angekommen am Schloßthore stieg er vom Wägelchen herab, übertrug dem Cosmas die Hut des Pferdes, und schritt mit seinen weißen Aermeln und seiner schwarzseidenen Mütze in den Hof, um vorerst zu fragen, ob er jenen leutseligen Mann auch zu Hause treffen würde.

Eine Thürglocke kündete das Oeffnen und Schließen der kleinen Pforte durch die er ging, an, und ein lauter Gruß konnte inzwischen noch vernommen werden, es war die Stimme des im Hofe anwesenden Braumeisters.

Da gab es nun ein Langes und ein Breites zu reden; bald deutete eine

Hand gegen das Thor, bald schloß sich eine andere Hand eng an das Ohr des überraschten Freundes, bald gab es ein Kopfnicken, bald ein Kopfschütteln, das einen fernen Beobachter hätte zum Lachen bringen können, obwohl die Besprechung im Grunde so entsetzlich ernst war.

Der freundliche Leser aber, dessen Augen dießseits und jenseits des Schloßthores sind, hat schon lange geahnt, was sich jetzt entdecken muß.

„Kommt selbst, lieber Freund, und seht ihn an," sagte der Wirth, „er ist ein kleines Kerlchen und kann in einem Heuschober sehr leicht eine Nacht oder auch zwei sich verkriechen, wann er nur einen Bissen zu essen hat."

Sie öffnen das Thor.

„Bei Gott! Tausend Schrecken! Was ist's? Nein — nicht möglich! — der elende Wicht! haltet ihn auf! — Es ist zu spät — er saust dahin, Staubwolken überdecken ihn." — — Und mit vorgehaltenen Händen schrie der Wirth gegen das Dorf hinab: „Haltet ihn auf, es ist ein Dieb, ein elender Dieb!"

„Leutchen, was habt Ihr für einen Lärm?" fragte der Schloßgraf, der eben den Berg heraufgeritten war. Es bedurfte nicht der Zeit, um diese Worte zu lesen, so war der Graf auch schon dahingesprengt, um den Flüchtling zu erreichen.

Wie versteinert steht der Schenkwirth am Thor, ganz verblüfft neben ihm der Braumeister; was sie sprechen ist so verworren, so thöricht, daß es nicht wiederholt werden kann. Endlich hören sie auf zu reden. Der Wirth setzt sich hin, drückt beide Hände auf sein Angesicht, und hält sich die Ohren zu, als ob er so eines klaren Gedankens fähiger wäre.

Im Grunde genommen aber, lieber Leser! ist die Sache doch nicht schwer zu verstehen, wenn man weiß, was eine Gelegenheit zum Stehlen für einen Dieb ist. Wie schwach ist oft der Mensch auf der einen, und wie stark der Reiz der Versuchung auf der andern Seite. Unter zehn Menschen ist nur Ein standhafter, die übrigen sind nur deshalb so gut, weil sie keine Versuchung haben und jeder von ihnen darf beten: Führe uns nicht in Versuchung. Diesen Reizen zu widerstehen, lernen wir nicht in der Gefahr selbst; wenn wir nicht unser Leben lang es gelernt haben, werden wir sicher in der Gefahr untergehen.

Der edle Graf sauste in der Eile eines fliegenden Vogels dahin — am Schloßthore sah man ihn nach wenigen Augenblicken nicht mehr. Außer-

halb des Dorfes begegnete er einem Landbesitzer zu Pferde, der ihm die Richtung zeigte, die der Gauner mit dem Gefährte so eben eingeschlagen hatte, und der Graf verfolgte ihn.

Es gibt gar weiche Gemüther, deren Mitleid auch die Gauner nicht ausschließt, und deren Theilnahme in demselben Grade zunimmt, als der Verfolger dem Verfolgten näher an den Leib rückt. Diesen können wir vorerst zum Troste sagen, daß der edle Graf und sein edles Pferd den Flüchtigen nicht erreichten. Denn kaum war Cosmas rechtshin durch das Dorf geeilet, als ihn der Gedanke durchzuckte, er könne verfolgt werden, und darum schlug er eine andere Richtung ein und erreichte dieselbe Straße, auf welcher er kurz zuvor hieher gelangt war.

Noch sitzt der Schenkwirth von Kohlstadt oben auf dem steinernen Thorpflaster und wartet von Minute zu Minute gespannter auf einen Erfolg. „Hätte ich doch wenigstens das unglückselige Wamms angezogen," klagte er gegen seinen Freund, „dann könnte ich ihm nacheilen, aber in solcher Gewandung kann ich nicht durchs Dorf laufen."

„Oder noch besser," meinte sein Freund, „wenn Ihr den noch unglückseligeren Sack mit Geld aus dem Wagensitze genommen und mir übergeben hättet."

Zorn und Schmerz stritten in des Wirthes Mienen und mit beiden verbanden sich einzelne Thränen.

„Ei, da seh ich etwas!" rief der Braumeister. „Wenn nicht alles täuscht, ist das der gnädige Graf. Ich meine, seinen Rappen zu erkennen."

Der war es aber nicht, sondern jener Landgutbesitzer, der dem Grafen die falsche Fährte vorhin verrathen hatte. Auf den Fang begierig wartend und des Erfolges wie gewiß, war der Angekommene einige Zeit im Dorfe geblieben, bis der wiederkehrende Graf die entgegengesetzte Richtung einschlug. Dieß nun berichtete er den Harrenden am Schloßthore.

Der Graf hatte nunmehr die rechte Spur und es währte in der That nicht lange, so gewahrte er auf derselben Höhe, über die zwei Stunden früher der Wirth herabgefahren war, das wild gejagte Gefährtchen, worin Cosmas saß.

„Ein Hut!" rief der Graf dahin galloppirend, „das könnte eine Beute des Windes sein."

Wirklich hatte das Geschick schon angefangen, den Flüchtling seiner

vermeintlichen Glücksgüter zu entkleiden, und vorerst war es der fremde Hut, dessen der Wind sich bemächtigt hatte.

„Voran, leichtfüßiger Rappe, voran, wenn auch die Höhe dir Blei an die Füße hängt!“ rief der Graf.

Näher gekommen, erkannte derselbe einen Menschen, der mit einem Stocke unbarmherzig auf das Pferd schlug. Bald aber entzog sich das Jammerbild des Grafen Blicken, denn der Scheitel der Anhöhe war von dem Flüchtling überschritten. Auf der andern Seite ging es nun wildsausend hinab; vom Steine links, vom Rande rechts bedroht, rollte das Gespann zwischen hochwirbelnden Staubwolken mitten hindurch — ein Wunder, daß Roß und Wagen sich nicht überstürzten. Doch nein, kein Wunder; denn bei der Reibung unten schlug das Wägelchen krachend um, und das aufgekehrte Rad tanzte um seine Achse. Unbekümmert um das Schicksal des Wagens und des Fuhrmanns eilte das furchtsame Thier dahin, und Cosmas rannte staubbedeckt ihm nach. Der Graf aber verfolgte Fuhrmann und Pferd.

Sieh, da stürzen aus einer Schenke neben der Straße zwei schnellbeinige Männer hülfebietend herbei; sie erfassen das Pferd, heben den Wagen empor und erwarten den nachlaufenden Fuhrmann.

Da ist er. Er trägt in seinen Händen einen schweren Geldsack, offenbar denselben, welchen der Wirth von Kohlstadt in den Wagensitz gelegt hatte und der beim Sturze herausgefallen war. Der Fuhrmann stutzt, bleibt stehen. Sieht er recht? Kennt er die Männer? Alle Himmel — es sind seine Henker — dieselben, welche nach der Galgenarbeit in dieser Schenke sich gütlich thaten.

Der elendeste aller Elenden erblaßt, erbebt und — springt wie eine Wildkatze auf's Wägelchen. Ohne Dank fährt er fort, schwingt neuerdings seinen Stock über des Pferdes Rücken, bis ein entsetzliches Halt mit einer vernichtenden Donnerstimme wenige Schritte später an sein Ohr schlägt.

„Leutchen!“ schrie der Graf, „ein Gauner, ein Gauner, der an den Galgen gehört.“

„Unser Cosmas ist's!“ rief einer der Henker, „unser Cosmas, oder sein frappanter Doppelgänger.“

Wie vernichtet sank Cosmas zusammen. Er stotterte, verbarg sein Angesicht und schwieg.

In wenigen Worten erklärte der Graf den Henkern des Cosmas nach-

mittägige That; in eben so wenigen Worten erzählten jene dem Grafen des Cosmas vormittägige Strafe. Jetzt stand alles stille. Was thun?

„Wir verlieren unsere heutigen Einnahmen, wenn das Ereigniß bekannt wird," sagte der eine Henker; „Thor," entgegnete der andre, „wir verlieren unsere Stelle, wenn wir unsere Pflicht nicht pünktlich erfüllen. Komm und laß uns den Fehler gut machen."

Nach diesen Worten setzte der eine der Beiden sich knapp neben Cosmas, während sein Amtsbruder das Pferd lenkte. Der Graf ritt daneben. Obwohl die Genossenschaft sehr langsam sich weiter bewegte, tönte auf einmal aus der Ferne der Ruf: „Langsam, langsam!"

„Wem sind wir denn zu schnell?" fragte ein Henker.

„Jenem keuchenden Mann," erklärte der Graf, „der uns von rückwärts nachläuft."

Sie halten ein.

Der Rufende war niemand anderer, als der Schenkwirth von Kohlstadt, der sich entschlossen hatte, sein entführtes Gespann womöglich zu Fuße einzuholen. Sein Plan wäre sicher mißlungen ohne den Wagensturz und die Ueberraschung aus der Schenke.

Es war ein eigenthümliches Bild: auf der einen Seite des Wägelchens den Eigenthümer desselben: auf der andern Seite den Besitzer eines stattlichen Schlosses, in der Mitte aber ein Gauner mit zwei Henkern zu sehen. Kaum verständlich, weil nur in abgerissenen Worten vorgetragen, waren die Schilderungen, welche der fast athemlose Wirth über das empörende Gebahren jenes Elenden entwarf — und doch, der gutmüthige Mann hatte keine Ahnung von dem was in kürzester Frist als Schlußstein der ganzen Begebenheit in Aussicht stand.

Cosmas beobachtete jenes unzerstörbare Schweigen, das bei Gaunern gewöhnlich die Mitte feinerdachter Pläne ist. Verlassen von allen, konnte er nur mehr auf zwei Dinge hoffen: auf seine Füße, und auf seinen Kopf; für Beide war jedoch die Hoffnung sehr schwach; denn die Füße konnten sich nicht regen und der Kopf war reif für den Strang. Seine Thränen, sein Seufzen, sein Gebet, sein lautes Schreien und Jammern hätten jeden andern, der nicht zur Classe der Henker gehörte, rühren müssen, diese aber spotteten seiner.

„Gnadenfrist, Gnadenfrist," schrie der Unglückliche laut auf, als er die Richtstätte sah, woran sein Bruder hing.

„Galgenfrist, Galgenfrist," war die Anwort.

Wahrlich das zertretene Gras unter dem bedenklichen Gaunerbalken hätte des winselnden Missethäters sich erbarmen mögen.

Was jetzt Schauerliches vor sich ging, mit welcher Hast es ausgeführt wurde — wie der edle Graf die Stelle eines vorbetenden Paters, der Schenkwirth von Kohlstatt aber die eines Fürbitters bei Gott übernahm, das zu schildern widerstrebt dem menschlichen Gefühle. Auch die liebe Sonne wollte es nicht sehen, sondern zog sich, je näher das Ereigniß kam, desto tiefer gegen den Wald, und als es wirklich ausgeführt wurde, hatte sie bereits ihre Dämmerschleier über das ganze Bild geworfen. Nicht so zart fühlte der sonst so schüchterne Mond. Denn als einige Stunden vorüber waren, schob er die schwarzen Vorhänge des Gewölkes aus einander, und blinzelte neugierig auf die beiden Opfer ihrer Schuld herab. Krächzende Raben erhoben sich und erzählten den dunklen Tannengeistern, was ihnen das Stehlen für ein Vergnügen machte.

Du aber merke dir: „Wie der Mensch lebt, so stirbt er."

Barmherzigkeit.

Von Franz Pocci.

Barmherzigkeit — ist's eine Gottesgabe,
Weil nicht ein jedes Herz Erbarmen fühlt?
Ist's angeboren dann, barmherzig sein?
So ist's wohl kein Verdienst auch; denn mit Wonne
Erfüllt's die Brust und trägt den Lohn in sich!
Barmherzigkeit ist Seligkeit auf Erden:
Was wolltest Du des Himmels Lohn noch weiter,
Da in Dich schon des Segens Glück gezogen
Im Dießseits, wenn Barmherzigkeit Du übst?
Und doch! wie Vielen ist versagt der Segen
Und scheint das Herz verschlossen und vertrocknet,

Als ob ein Stein es sei, nicht ein Gefäß
Für der Empfindung Lust, sich zu erbarmen!
Sie geh'n vorüber kalt, wo an dem Wege
Das Elend klagt und wo die Armuth fleht.
D'rum danke Gott, wenn er geschenkt Dir hat
Ein mildes Herz und halt' bereit es immer,
Zu geben und zu trösten und zu schützen.
Schenkst Du aus einer Hand, mög' es die and're
Nicht wissen und bei jeder milden Gabe
Vergiß es selbst, daß Du der Geber warst;
Der Thau ist's, der vom Himmel niederströmt,
Die armen, durst'gen Blumen zu erquicken,
Die müd' und matt vom heißen Sonnenstrahle
Des herben Lebens nach Erbarmen lechzten.
Und denke Dich in's Elend, das zu Füßen
Dir liegt; versenke Dich in Noth und Kummer,
Die um Dich sind. O, dann wirst Du barmherzig!
Und wenn Du an besetzter Tafel sitzest,
Auf weichem Pfühl die müden Glieder streckst,
Ein würz'ger Trunk die trock'ne Zunge labt —
Denk' derer, die da hungern oder dürsten
Und die auf schlechtem Stroh des Winters liegen —
Daran gedenke, und Du wirst barmherzig!

Erinnerung aus der Heimath.

Von C. Salesius.

Die Landpartie.

„Charly! Charly!" rief ich meinem eben im besten Humor aus der Schule heimkehrenden Bruder zu. „Charly schnell, schnell komm!"

„Was ist's! was gibt's!" Lautete die höfliche Antwort.

„Was es gibt? O, etwas äußerst Interessantes; denk' nur! Du, Edith, Trevelyan und ich dürfen nächste Woche auf vierzehn Tage nach Irland."

„Hurrah! Hurrah!" tönte es aus Charlys Kehle so laut, daß zwei

alte Taglöhner, die im Schloßhofe arbeiteten, bestürzt herbeieilten um zu sehen, was vorgefallen sei, jedoch beruhigt zu ihrer Arbeit zurückkehrten, als sie des Knaben tolle Freudensprünge wahrnahmen; indessen die beiden jüngern Brüder Willie und Herbert traurig die Köpfe hängen ließen; doch nach kurzer Pause ermannte sich der etwa sieben Jahr alte Willie und sagte im weinerlichen Tone: „Warum dürfen wir zwei denn nicht auch mit?"

„Weil Ihr nicht eingeladen seid;" entgegnete ich ihnen gavitätisch, — „Ihr seid noch viel zu jung!"

Herbert erwiderte: „Ich bin kaum zwölf Monat jünger und gewiß um einen Zoll größer als Du. Ich geh zum Großpapa und frag' ihn, ob ich denn nicht auch mit darf."

„Und ich," rief Willie dazwischen, „ich geh' auch zu ihm." Und fort trodbelten Beide, den gütigen, alten Herrn aufzusuchen und ihre Vorstellungen zu machen. Ohne abzuwarten, ob ihre Bitte gewährt oder versagt wird, setze ich meine kleine Erzählung fort, und sage, daß unser Onkel sich jüngst in Irland ein nicht gar ansehnliches, aber immerhin freundliches Besitzthum an den Ufern des Boyne, Grafschaft Meath gekauft, das er nun mit seiner Familie wenigstens für einige Monate beziehen wollte. Um sich und den Seinigen das Eingewöhnen in der neuen Heimath zu erleichtern, schrieb er dem guten Großvater, ihm aus seinem Veilchenkranze *) von Enkeln und Enkelinen drei oder vier Blüthen zu schicken. Der gute Onkel fügte in seinem Schreiben noch bei, daß er sehnlichst gewünscht hätte, uns Alle einladen zu können, daß aber das nur mittelgroße Herrenhaus für nicht mehr Gäste Raum habe, als für drei oder vier, doch in Kurzem werde ihm der projektirte Neubau Mittel zur Ausführung des Lieblingsplanes schaffen, uns Alle gleichzeitig um sich zu sehen. — Um einen so herrlichen Onkel — Gott hat ihn schon zu sich genommen — werden mich gewiß so Manche der kleineren Leser und Leserinen beneiden, nicht wahr? Die Freude der „vier Auserwählten" war groß und steigerte sich, je näher der Tag zum Antritt der Reise heranrückte. Wir sangen und sprangen und schwätzten dem guten Großpapa so viel von unsern Hoffnungen und Plänen vor, daß er uns zuletzt mit der Ermahnung heimschickte, doch unsern Jubel zu mäßigen, um nicht der ganzen Umgebung lästig zu werden; — „denn," fügte er bei, „würdet Ihr nicht folgen, könnte die ganze Expedition zu Wasser werden."

*) Siehe: Erinnerungen aus der Heimath.

Ein Brief verkündete uns des Onkels Eintreffen und kurz hierauf hatten wir das Glück, ihn selbst zu sehen. Sein Aufenthalt währte nur einen Tag, den wir noch eifrigst zu unsern wichtigen „Reisevorbereitungen" benützten. Tante Constance erwartet ja unsere Ankunft, wie Onkel Francis sagte, mit Ungeduld. „Ich bin's gewiß," fiel der Großpapa ihm in die Rede, „ich bin's gewiß, sie wird mit noch größerer Ungeduld ihre Abreise erwarten, namentlich, wenn sie dem stürmischen Temperamente auch in Irland die Zügel so frei schießen lassen!"

Des andern Morgens bestiegen wir die Eisenbahn nach Bristol, dampften zu Wasser nach Dublin, wo wir uns nur einen Tag aufhielten, und begaben uns dann direkt nach Kells, der neuen Besitzung des Onkels. Wer je eine Fahrt mit Kindern gemacht, erinnert sich vielleicht der Strapatzen, die er dabei ausgestanden, wenn auch gar nichts anders in Anschlag gebracht werden will, als die Nothwendigkeit den Mund zu beständigen Antworten offen zu haben, da eine Frage die andere verdrängt, und kaum Zeit zum Antworten übrig bleibt. Obgleich Irland ein Theil unsers Königreiches ist, so ist doch im Großen und Ganzen ein gewaltiger Unterschied, und Alles was wir sahen und hörten schien uns fremd und neu.

Irländische Hütten, irländische Bauersleute, selbst Kartoffeln und Buttermilch spielten eine andere Rolle, als in der lieben, eignen Heimath. Das schnatternde Kleingewehrfeuer unserer unausgesetzten Fragen begann erst dann allmählig schwächer und schwächer zu werden und endlich fast ganz zu verstummen, als wir uns selbst in Folge übergroßer Aufregung abgespannt und ermattet fühlten.

Es war bereits dunkel, als wir unsern Bestimmungsort erreichten.

Tante Constance kam uns mit der liebenswürdigsten Freundlichkeit entgegen und begrüßte uns an der Thür einer so wunderlieblichen Wohnung, daß ich sie ein kleines Paradies hätte nennen mögen.

„Es ist doch schön," sagte die Tante, „daß Ihr heute noch kommet, morgen könnt ihr sogleich an der Landparthie Theil nehmen, welche schon arrangirt ist."

Landparthien waren ohnehin von jeher meine schwächste Seite gewesen, d. h. man konnte mich da am leichtesten fassen, und mir durch das Versprechen eine solche machen zu dürfen, Alles abgewinnen. Obgleich von der Reise ermüdet, konnten wir doch alle Vier kaum schlafen vor Freude über den seligen Gedanken, was der morgige Tag Alles bringen werde. Munter

sprangen wir aus dem Bette, als Biddy, ein ächtes Exemplar halbgebildeter Jungfern, hereintrat, uns in irischer Mundart einen guten Morgen, »The top o' the morning!« Gipfel des Tages, wünschte, und sich anschickte, uns frisiren und ankleiden zu helfen. Obwohl das Mädchen Anfangs etwas verlegen schien, löste sich doch bald das Band ihrer Zunge und sie begann mit einer großen Redefertigkeit uns dieß und jenes zu erzählen. Unter anderem sagte sie: „Die kleinen Herrschaften werden gewiß heute auch St. Colombkills Haus besuchen?"

„O," antwortete Editha, „wir möchten gern Alles sehen."

„Miß, der heilige St. Colombkill ist der Patron der Stadt und ein großer Heiliger fürwahr, doch der gnädige Herr weiß mehr von ihm, als ich, er wird's den kleinen Herrschaften schon erzählen, aber der heilige St. Colombkill hat dem heiligen Patrizius geholfen, Irland zu bekehren. Er ist Abt gewesen in Jona, und da die bösen Normannen ihn von seinem Kloster vertrieben hatten, ist er hieher gekommen und hat hier in Kelles eine mächtig schöne Abtei gebaut. Und ganz, ganz gewiß dieses Haus steht jetzt noch und ist schon über tausend Jahre alt. Seitdem sind alle andern Häuser in Rauch aufgegangen, denn es hat schon oft hier Feuer gegeben, und dieß Gebäude ist schon mitten in den Flammen gestanden, und gar nicht einmal versengt worden."

Auf diese und ähnliche Weise erzählte uns Biddy noch lange von ihrem Lieblingsheiligen, bis wir endlich die größte Lust bekamen, dieses tausend und noch mehr Jahr alte Haus zu sehen und zu bewundern. Bei dem Frühstücke hatten wir also nichts Eiligeres und Wichtigeres zu thun, als den Onkel dringend zu bitten, er möge es uns wenigstens aus der Ferne zeigen, im Falle es nicht möglich wäre, uns heute wegen der projektirten Parthie dorthin zu führen. Vielleicht gerührt durch die Bescheidenheit, mit der wir unsern Wunsch äußerten, that der theuere Onkel sein Möglichstes und willfahrte uns gerne, obgleich es von dem Wege nach dem Rendez-vous, das für die heutige Parthie bestimmt war, etwas seitwärts lag.

Um unsere Neugierde zu befriedigen, brach er eine Stunde früher mit uns auf, und führte uns vor Allem „zu dem Hause das nicht verbrennt." Es war wirklich sehenswerth, obgleich nur mehr die vier Wände und das Dach enthaltend. Die Mauern sind von Stein und sehr dick, das Dach vollständig mit Gras und Moos bewachsen, und auffallender Weise erhebt sich

in der Mitte, gewiß nicht von Menschenhand gepflanzt, ein Eichbaum, dessen grüne Aeste gleich einem Banner, lustig im Winde flattern. Wir bewunderten in der That mit aufrichtigen Herzen das sonderbare Gebäude, das den Stürmen von 13 Jahrhunderten trotzte und vom Zahne der Zeit noch so sehr verschont geblieben war.

Der Weg zu der Schloßruine, in welcher die gute Tante für treffliche Bewirthung gesorgt, war nicht allzuweit, kaum länger als eine halbe Stunde dauernd, aber dem Auge die herrlichsten Naturscenen bietend. Zur Abwechslung benützten wir zwei gar nette Pferdchen, Molly und Polly, wie wir sie scherzweise nannten, und so durchwandelten wir bald reitend, bald springend die herrlichen Gefilde des Boynethales, durch welches sich der gleichnamige Fluß einem Silberbande ähnlich, schlängelte. Endlich erreichten wir das Dorf, welches von der mehrerwähnten Ruine überragt unser heutiges Reiseziel sein sollte. Wir hatten somit mehr als Eine „irländische Hütte," von denen wir schon so viel gehört und gelesen hatten, dicht vor unsern Augen, und es drängte uns, in eine derselbe treten zu dürfen, um uns auch von dem Innern derselben zu überzeugen. Doch diese Neugierde billigte Onkel Francis wenigstens für heute noch nicht; er sagte vielmehr, damit sollten wir noch zuwarten, da uns der längere Aufenthalt in dieser Gegend diesen Genuß wohl noch öfter gewähren werde. Heute, meinte er, könnte es schon deßhalb nicht füglich geschehen, weil Andere auf uns warten müßten, und sich dieses doch nicht schicke.

Willig folgten wir seiner Anleitung; als wir aber an den Fuß des Hügels kamen, erbaten wir uns die Erlaubniß, ein kleines Wettrennen anstellen zu dürfen, um zu sehen, wer den ersten Laufpreis verdiene. Die Bitte ward gewährt, und so flogen wir denn pfeilschnell zu unserm Ziele hinan, das der glückliche Sieger mit einem weithin tönenden „Hurrah!" begrüßte. — In dem weiten Raume, der ehedem die Halle dieses prachtvollen Schlosses bildete, hatte sich bereits eine gewählte Gesellschaft eingefunden, welche ungeduldig unserer Ankunft harrte. Die Dienerschaft mit der Sorge für Herbeischaffung der Lebensmittel betraut, war nun emsig beschäftigt, große Steine und Rasen in Tische und Ruhebänke umzuwandeln, während das junge Volk dazwischen sein gewohntes Unwesen trieb, nicht selten zum Schrecken derer, die uns zu beaufsichtigen hatten, indem wir uns als erklärte Wagehälse oft um die äußersten Vorsprünge des mit frischem Grün überzogenen Gemäuers

herumtummelten. So weit das ehemalige Burggebäude einer Recognoscirung fähig war, wurde es von uns durchstöbert, während der vernünftigere Theil der Gesellschaft sich an der prachtvollen Fernsicht ergötzte; endlich schlossen auch wir uns den Beschauern der wunderbaren Naturscenen an. Sieh, da erblickten unsere Luchs-Aeuglein in weitester Ferne zuerst einen schwarzen Punkt, der sich allmälig in ein Band zu verlängern schien.

„Onkel, was ist das?" riefen die Kinder wie aus Einem Munde. „Sieh doch, welch eine Menge kleiner Leute?"

„Allerdings," sagte der Onkel schmunzelnd, „kleine Leute; mir scheint, es muß eine Art Schule in der Nähe sein, vielleicht eine Torf-Schule, aus der eben die Kinder entlassen werden."

„Eine Torf-Schule?" fragten wir erstaunt, „was meinst Du damit?"

„Nun, Ihr habt schon öfter gehört," lautete die Erwiderung, „daß die Leute in Irland meist sehr arm und gar oft nicht im Stande sind, ein Schulgeld für ihre Kinder zu bezahlen; da begnügt sich nun der Lehrer mit einer kleinen Entschädigung an Kartoffeln, Milch und anderen Naturprodukten, wie sie die Armuth doch entbehren kann. Weil es aber in manchen Gegenden auch nicht einmal dieses gibt, so haben sie, namentlich an Stellen, wo viel Torf gegraben wird, die Einrichtung gemacht, daß das Schulgeld dadurch abbezahlt wird, daß jedes Kind am Anfang einer Woche ein Stück Torf mit in die Schule bringt, die in der Regel aller Einrichtung und Bequemlichkeit entbehrt. Statt einer Bank benützen die Kinder das mitgebrachte Stück Torf, das sie am Schlusse der Woche dem Lehrer zur Verfügung überlassen, welcher es dann nach Bedarf verbrennt oder verwerthet."

„Aber das muß zu possirlich sein," rief Charley, „die ganze Kinderschaar auf solchen Stühlen sitzen zu sehen! wäre es denn nicht möglich, daß Du lieber Onkel, uns einen Blick hineinthun lassen könntest?"

„Möglich," antwortete der Onkel, „wäre es allerdings, aber meinst Du nicht, daß es rathsamer ist, wenn wir vorerst unser Mittagsmahl einnehmen?"

Gesagt! gethan! In Kurzem waren alle Mühlen in Bewegung. Nachdem auch dieses Geschäft abgethan und die allseitigen Mägen bestens befriedigt waren, kam die Torf-Schulangelegenheit wieder auf's Tapet. Eine gar liebe, freundliche Frau aus der Gesellschaft, eine kinderlose Wittwe, die unserem Geplauder besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden schien, machte dem Onkel den Vorschlag, daß sie uns, falls er seine Einwilligung dazu gebe, in eine solche

Dorfschule führen wolle, da sie dort Bekannte habe. Da von Seite des Onkels keine Einwendung dagegen bestand, nahmen wir ohne weitere Ceremonie die uns dahin unbekannte Frau beim Arme und zogen sie fort, selbst ehe wir noch den letzten Bissen hinuntergeschluckt hatten. Die Bedauernswerthe mochte es vielleicht jetzt schon bereuen, sich eine Last, wie wir waren aufgeladen zu haben. Aber das genirte uns wenig, und wir hatten auch gar keine Zeit an derartiges zu denken. Vor allem waren es aber die Buben, die über Stock und Stein dahinkollerten und ein „Hurrah" um das andere aus ihren Kehlen ertönen ließen. Es war nur ein Wunder, daß Alles ohne Bein- oder Genickbruch abging. Wir Mädchen kamen immer unsere Führerin umkreisend, etwas langsamer den Hügel hinab und sahen uns zu nicht geringer Ueberraschung unerwartet am Ziele; nämlich am Eingange einer Lehmhütte, die so zierlich geformt war, wie nur irgend ein aus diesem Material aufgeführtes Gebäude. In geringer Entfernung, wenn ich nicht sagen will, direct vor dem Eingange, lag ein Düngerhaufen, den sich eine zahlreiche Hühnerfamilie zum Spiel und Tummelplatz erkohren und wo all die netten Kunststücke ausgeführt wurden, die diesen artigen Geschöpfen eigen sind. Eine geraume Zeit unterhielten wir uns bei dem Anblicke einer Gluckhenne, die mit angeborner Mutterzärtlichkeit ihre Kleinen um sich sammelte, sie liebkosete, ihnen erlaubte auf ihrem eigenen Rücken ihre kleinen Spaziergänge zu machen und mit größter Zuvorkommenheit ihre Schwingen erhob, gleich Flügelthüren, wenn die Herrschaften Einlaß begehrten. Wahrhaftig, nichts in der Natur hat mir je lielicheren Eindruck gemacht, als der Anblick einer solchen Hühnerfamilie, er mochte mir begegnen, wo immer er wollte. Nicht umsonst hat der göttliche Heiland sich mit einer Henne verglichen, die ihre Küchlein um sich versammelt; doch ich verliere mich zu weit, und indem ich das einzelne Bild zu viel schattire, bleibt mir zu wenig Zeit um von den andern auch nur die einfachste Skizze zu entwerfen. Ich kehre in meinem Geiste und Gedächtnisse zurück zur erwähnten Lehmhütte, deren Betreten uns aber durch eine ganz absonderliche Ehrenwache erschwert wurde: — es lagen nämlich hart an der Schwelle, den wohlthuenden Sonnenstrahlen ausgesetzt, ein paar junge, fette Frischlinge, die keine Miene machten, ihren Posten zu verlassen; doch, es mußte geschehen, wenn auch nicht ohne obligates Grunzen, das wohl den Klang hatte, als ob es Unzufriedenheit über unliebe Ruhestörung ausdrücken sollte.

Die Haus- und zugleich Stubenthüre stand halb offen, doch nahm sich unsere Führerin die Mühe anzuklopfen, und sofort erscholl von Innen der Ruf: „Gott sei gepriesen! Herein!“

Obgleich wir Kinder uns am Ziele unserer Wünsche sahen, hatten wir nun doch keinen rechten Muth; wir drängten uns zusammen, und es war, als ob wir uns unseres Vorwitzes wegen zu schämen hätten.

Zuerst also trat unsere Begleiterin hinein, und wir folgten ihr, anfangs Eines das Andere am Kleide festhaltend, in einen engen finstern Raum, der wohl zwei Lucken hatte, welche Fenstern hätten ähnlich sehen sollen, von denen aber das Eine vollständig mit Lappen verstopft, das andere von einem Kleidungsstücke verhängt war, das sichtlich in der Meinung, es solle da trocknen, diesen Platz einnahm.

Nachdem wir uns ziemlich erwartungsvoll und etwas neugierig die Köpfe vorstreckend postirt hatten, tönten aus einer Ecke des schwachbeleuchteten Raumes die Worte: „Gott sei gepriesen. Ich freue mich, Sie zu sehen!“

„Wie befindest Du Dich, Nory?“ fragte lieb und theilnahmsvoll unsere Führerin, die in dieser Hütte wohl bekannt sein mußte; dann fügte sie sogleich bei: „Sieh, ich habe ein paar Kinder von einer englischen Herrschaft mitgebracht, sie möchten Dich gerne sehen.“

„Ach! Gott sei gepriesen! die kleinen Herrschaften sind mir ganz willkommen; aber gewiß! ich kann ihnen nicht einmal einen Stuhl zum Sitzen anbieten, doch wenn sie vorlieb nehmen wollen mit Torfstücken um sich darauf niederzulassen, wird es mich herzlich freuen.“

Unterdessen hatten sich unsere Augen an das Dunkel etwas gewöhnt, und das erste, was wir nun deutlich unterschieden, war die erbarmungswürdige, skelettähnliche Gestalt einer ziemlich bejahrten Frau, die auf einem Strohbündel in der Ecke lag. Die ganze Einrichtung der Stube bestand mit Ausnahme eines alten, wurmstichigen Tisches aus verschiedenartig geformten Blöcken von Torf, wie sie eben durch die Kinder herbeigeschleppt waren.

Die freundliche Ansprache der Frau machte uns bald zutraulicher, und wir nahmen ohne weitere Ceremonie Platz auf den uns bis jetzt unbekannten Thronsesseln.

Und wieder ein „Gott sei gepriesen!“ von den bleichen Lippen der Kranken, die fast jeden Satz mit diesem Spruche einleitete, wie es schien, denselben nicht aus bloßer Gewohnheit, sondern aus tiefstem Herzensgrunde sprach.

„Gott sei gepriesen!“ begann sie, „es ist mir leid, daß Pat (Patrizius) mit den Kindern nicht daheim ist. Sie sind draußen auf dem Erdäpfelfelde, gewiß sie wären alle stolz, einen solchen Besuch zu sehen.“

„Wie gefällt Euch denn der neue Gutsherr, Nory?“ fragte unsere Begleiterin.

„Wie er uns gefällt? Gott sei gepriesen! er ist ein guter, feiner Herr; er sagt, er wolle unsere Hütte verschönern, und besser machen lassen; er hat uns auch Fenster versprochen, aber ich fürchte, sie sind bald wieder zerbrochen, wir haben schon Fenster von Glas gehabt; doch die Schweine da draußen stoßen sie ein, wenn es ihnen beliebt.“

„Aber Nory,“ entgegnete die Frau, „warum sperrt Ihr denn die Schweine nicht ein in den Stall?“

„Sie können sich,“ lautete die Entgegnung, „nicht gut an ein solches Leben gewöhnen, und wir wollen nicht hart gegen sie sein, die armen Geschöpfe!“

„Was ist denn das für eine Figur in der Ecke ober dem Tische?“ fragte vorwitzig mein Bruder Charley. „Gewiß, das ist die Figur der seligsten Mutter Gottes. Von Kilkeny-Marmor ausgeschnitzelt — gewiß, ich selbst bin von Kilkeny, wo der wunderschöne, schwarze Marmor wächst — es ist auch gar nicht besonders schwer, will der junge Herr sich bemühen, es herunter zu heben, kann er's näher anschauen, dann wird er auch die prachtvollen weißen Adern sehen, die nur an einigen Stellen etwas gelbgrün geworden sind.“

Es war uns unmöglich, bei dieser Erklärung nicht zu lachen; Nory nahm es uns jedoch nicht im geringsten übel, und wir wurden nur noch bessere Freunde.

„Warum müßt Ihr denn im Bette liegen?“ fragte ich.

„Gewiß, weil es so der Wille Gottes ist,“ antwortete die Kranke in einem Tone, aus dem die vollste Ergebung sprach. „Gewiß, ich bin es ganz zufrieden, weil mein Schöpfer es so haben will!“

„Habet Ihr viele Schmerzen, Nory?“ forschte ich weiter.

„Ich habe (alagh) Kind, große Schmerzen an meinem Fuße, manchmal meine ich, ich müßte daran sterben.“

„Aber warum läßt man Euch denn so allein daliegen?“

„Gewiß, ich bin nie allein.“

„Als wir kamen, waret Ihr es dennoch!“

„Gewiß — alagh — die heiligen Schutzengel sind uns immer nahe.“

„Fürchtet Ihr Euch denn nicht?“

„Fürchten? Was denn fürchten? Diebe werden da nicht hereinkommen, sie wissen gar gut, daß sie, mich ausgenommen, nichts finden würden, und an mir werden sie sich kaum vergreifen.

„Aber ich würde mich vor den Schweinen fürchten, die da beständig aus und eingehen — kurz, ich bilde mir ein, daß mir hier das Leben nicht sonderlich gut gefallen würde.“

Die Kranke lächelte über meine Bemerkung und erwiderte in fast begeistertem Tone: „Gott sei gepriesen! Ich finde es hier sehr schön und angenehm! gewiß ich bin ganz zufrieden, denn ich habe schon weit schlimmere Tage gesehen.“

„Wie so? Nory?“

„Gewiß, ich meine die theuere Zeit — die Zeit der großen Hungersnoth, die ich in meinem Leben nie vergessen werde.“

„Da habt Ihr gewiß recht viel zu leiden gehabt, nicht wahr?“

„Ach ja, das hatten wir; die Leute starben nach Hunderten dahin, und in der Pfarrei, in der ich dort gewesen, wurde es so arg, daß man fast keinen Bissen Nahrung mehr auftreiben konnte. Der Priester, selbst blaß und abgezehrt, ging von Haus zu Haus mit dem Bilde des Gekreuzigten in der Hand, um seine lieben Kinder zum Vertrauen auf Gott, zur Ergebung in seinen göttlichen Willen zu ermuntern. Und eines Sonntages, da die Noth auf das höchste gestiegen war, schleppten sich alle — 1500 Pfarrkinder — halb nackte, vor Hunger und Elend aufs Aeußerste gebrachte Wesen in die Kirche, warfen sich nieder vor dem Herrn und flehten um Erbarmung und Hilfe. Der Priester, der kaum selbst noch einen schwachen Lebenshauch in sich hatte, betete mit zitternder Stimme die Litanei und die übrigen Gebete für die Sterbenden, während welcher wirklich mehrere der Anwesenden den Geist aufgaben. Gewiß, das war eine schreckliche Zeit. Viele sind unter meinen Augen gestorben, und wir Andern konnten ihnen keine Hilfe leisten. Endlich wurde es wieder besser; aber Niemand, der diese Scenen mit erlebt hat, wird sie in seinem Leben vergessen. Ich denke, das göttliche Herz Jesu hat sich unser erbarmt — und jetzt haben wir — Gott sei dafür gepriesen, ein so schönes Haus.“

„Wahrhaftig," entgegnete mein Bruder, „ich verstehe nicht, wie man diese Hütte schön finden kann."

„Ach, Ihr lieben Kleinen," antwortete die Kranke, „es ist die Zufriedenheit, die es so schön macht."

Dieses Wort „es ist die Zufriedenheit, die es so schön macht," so absichtslos geredet, war es, was sich am tiefsten in meine jugendliche Seele einprägte. Es ist wahr, wir sprachen, bevor wir die Hütte verließen, noch dieses und jenes, aber nichts gefiel mir so wohl und gab mir so reichen Stoff zum Nachdenken, als diese einfachen Worte. Nory's Reden und Beispiele erschienen mir stets als eine Beleuchtung des schönen Spruches: „Wer zufrieden ist, ist reich." Die Zufriedenheit vergoldet Alles — selbst die nackten Lehmwände einer irländischen Hütte.

Selbstgespräch.

Von Georg Michael Weber.

Was lohnt die gute That? — „Der inn're Frieden." —
So handle recht, daß sich Dein Herz erfreue.
Was folgt dem sünd'gen Werk? — „Die ew'ge Reue." —
So wache, daß sie nimmer Dir beschieden.

Was ist des Menschen Ziel, frag' ich auf's Neue —
„Zum besser'n Jenseits führt mein Weg hienieden." —
So sei ein and'rer Pfad von Dir vermieden,
Auf diesem wand're fort in steter Treue.

Und was erwartet Dich in jenem Leben? —
„Ein strenger Richter meiner ird'schen Reise."
So wäge wohl Dein Denken und Dein Streben.

Und hast Du keine Ahnung, keine leise,
Sprich! welche Schaale wird dort höher schweben? —
„Mich richtet Gott — Er ist allein der Weise."



„Habe Gott vor Augen und im Herzen."

Habe Gott vor Augen und im Herzen.

Von Franz Bonn.

I.

Ostern.

Der Frühling war wiedergekommen. Ein grüner Schimmer kleidete Feld und Wiesen, wie Ahnung künftigen Glückes zart und freudeerregend; um Baum und Strauch war's wie ein Schleier gewoben, denn kaum hatten noch die jungen Knospen ihre Aeuglein geöffnet nach langem Winterschlaf. Laublos standen sie noch, die treuen Freunde im Garten und vor dem Hause, aber der muntere Staar hatte sein Häuschen wieder bezogen, das zwischen den Zweigen luftig thront, und hoch im Blauen zog der Storch seine weiten Kreise und klapperte. Die Kinder aber, die ihn klappern hörten, freuten sich, denn mit ihm war Licht und Freude wiedergekommen und die schöne, weite Welt war aufgethan nach langer Winterhaft.

Ostern war's. Schöne heilige Auferstehungszeit, wo der Stein vom Herzen gewälzt wird und freudig der Heiland hervorgeht aus dem Dunkel des Grabes: „Auferstehen!" schmettert die Lerche und überall regt sich's von jungen Keimen. Die Veilchen heben ihre blauen Köpfchen empor und freuen sich, daß sie mit die Ersten sind, die das Glück der sonnigen Tage genießen. Munter, wie Knaben, die aus der Schule kommen, springen die Wasser weit in die Lande. Auch der Mensch hat sein Winterkleid in den Kasten gehängt und sich wieder gekleidet in die Farben der Freude, als gäb's keinen Tod und kein Ende und Alles ist jung und glücklich.

Wen in solchen Tagen tiefer Kummer oder bitteres Herzeleid niederbeugt, dem wird um so wehmüthiger um's Herz, je sonniger und goldener ihn Alles anschaut und stumm blickt er auf die allgemeine Freude, die ihm allein versagt scheint. Wohl tönen die tröstenden Klänge des Lenzes an sein Ohr, aber er hört sie nicht, denn all sein Sinnen ist im Leid vertieft, das sein Herz gefangen hält.

So wehmüthig war's dem armen Jakob zu Muthe, einem frischen Bauernjungen von fünfzehn Jahren, der hinter seines Vaters Hütte im Grasgarten manchen Sonntag-Nachmittag zugebracht hatte, aber noch nie so traurig gewesen war in seinem Leben, als heut am zweiten Ostertag. Unstet wandelte er von

Baum zu Baum, von Busch zu Busch, da und dort brach er ein dürres Zweiglein ab und schüttelte an den Bäumen, als wollte er sie wecken aus ihrem Schlummer. Dann bückte er sich wieder nach einem jungen Pflänzlein im Grasboden, aber Alles that er ohne Absicht und sein Sinn war nicht dabei. Manchmal wurden seine Augen naß und er sang für sich ein altes Lied:

Sonnenlicht im blauen
Goldnen Himmelszelt,
Wald und Flur und Auen,
O du schöne Welt!
Morgen muß ich scheiden,
Meine Heimath meiden,
Wandern muß ich, wandern
In die weite, fremde Welt!

Wald und grüne Wiesen,
Blumen ohne Zahl,
Bächlein die da fließen
Zwischen Berg und Thal —
Leiden ohne Maßen!
Muß Euch alle lassen,
Heimath, liebe Heimath,
Sei gegrüßt viel tausendmal

Dann hielt er wieder an und schweigend schaute er hinaus in das weite Thal, das in tiefer Sabbathstille da lag im hellsten Sonnenstrahle.

Drinnen in der ärmlichen Hütte, hinter der sich der Grasgarten ausdehnte, saß der Vater des jungen Jakob, der wackere „Feldle" in einem alten Lehnstuhle und schlummerte; er war über einem Buche eingenickt, das noch auf seinem Schooße lag, während seine fleißige Hausfrau, Jakobs Mutter, auf einem holz'nen Schemmel saß und ein Paar blaue Strümpfe mit großer Eile flickte. Neben ihr stand ein Korb, in welchem Jakobs kleine Schwester schlief. Manchmal unterbrach die Mutter ihre Arbeit, um die Fliegen wegzujagen, welche der kleinen Schläferin um das stumpfe Näschen gaukelten. Es war so stille im Hause, nur die alte Wanduhr unterbrach das sonntägliche Schweigen.

„Feldle!" sagte nach langem Stillsein die fleißige Hausfrau, welche gar nicht bemerkt hatte, daß derselbe eingeschlafen war. „Es ist doch recht hart für unsern Jakob, daß er zu dem Vetter muß." Der Angeredete, der bei dem ersten Worte erwacht war, fuhr mit dem Kopf rasch in die Höhe und als er sah, daß es seine treue Moniko war, welche mit ihm redete und alsbald auch der Sinn ihrer Worte in seinem Kopfe klar wurde, erwiederte er nach einem kurzen Besinnen: „'s muß einmal so sein! Du weißt, ich bin dem Vetter zweitausend Gulden auf Hypothek schuldig und heuer bringen wir nicht die Zinsen einmal auf."

„Und deßhalb willst Du den armen Jakob verkaufen?"

„Du redest unnütz, Monika, versündige Dich nicht! Den Jakob verkaufen! was das für eine Rede ist. Jakob dient dem Vetter so lang umsonst, bis ich wieder mit den Zinsen aufkommen kann, das ist das ganze Verkaufen! Dienen muß er doch einmal, ich kann ihn nicht immer auf der Schüssel haben und da ist's für den Anfang doch besser, er kommt zum Vetter, als zu weltfremden Leuten!"

„Wer weiß, ob es ihm bei weltfremden Leuten nicht besser gehen möchte. Der reiche Vetter hat das Herz nicht auf dem rechten Flecke, sonst würde er in seinen Verhältnissen solche Zinsenzahlung gar nicht annehmen. Er meint vielleicht, es ist eine besondere Gnade noch dabei und um so schlimmer wird's unser armer Jakob haben."

„Unser armer Jakob, Weib! erzürne mich nicht! als ob er in den Tod müßte. Ich habe als junger Bursch auch dienen müssen, ich weiß, wie's ist."

„Darum solltest Du's mit Deinem Sohne besser halten. Ich sage nicht, daß wirs ändern können, Du hast Recht er muß dienen, aber meine Meinung war immer, erst übers Jahr und dann nicht beim Vetter!"

„Monika, sprich nicht mehr so. Du weißt, es ist Alles in Ordnung, der Feldle hält sein Wort. Das Jahr wird ihn nicht umbringen. Morgen muß der Jakob hin!"

Obwohl sich der wackere Feldle bemüht halte, bei diesem Gespräche mit seinem Weibe einen festen, herrischen Ton zu führen, um die Unabänderlichkeit seiner Entschlüsse schon durch den Ausdruck kundzugeben, mit dem er seine Gründe vorbrachte, so entging der sorgsamen Monika doch nicht, daß sein Auge dabei feucht ward. Wohl hätte die Liebe der Mutter noch manchen Einwand gewußt, wäre ihr nur auch möglich gewesen, das rückgängig zu machen, daß ihr Mann bereits sein Wort gegeben hatte. Bis zu diesem Punkte schien ihr der Plan mit Jakob verwerflich, aber dieser Punkt war unübersteiglich nnd darum flickte sie auch so eifrig an den blauen Strümpfen, denn diese gehörten ja zur Ausstattung des armen Jakob. Nun wissen wir auch, warum trotz des erwachenden Frühlings der junge Jakob so traurig im Grasgarten seines Vaters umherwandelt und so wehmüthig hinausschaut in die blaue Ferne. Morgen muß er fort und dienen! Welche schwere Last liegt für ein empfindendes Herz in diesem kurzen Satze. Fortmüssen von der Heimath, von Vater und Mutter, Bruder und Schwester, fortmüssen von den

gewohnten lieben Plätzchen in Haus, Hof und Garten, das thut jedem weh, der seine Heimath liebt und diejenigen, welche ihm dort die Wunder des Lebens erschlossen haben! Wenn einer fort muß, weil er in der Fremde Neues lernen oder Schönes sehen und erfahren soll, da wiegt die Lust des neuen Strebens den Schmerz der Trennung auf und er scheidet leichter von den Seinen. Anders aber, wenn es heißt: „fortmüssen und dienen!" Es ist leicht gesagt, der Bursche soll in einen Dienst gehen, aber in der Wirklichkeit ist es ein hartes, schweres Ding um's dienen. Da kommt das arme Bürschlein oder das arme Mädel, in einem Alter, wo die Kinder der Reichen noch nicht ohne Hofmeister oder Gouvernante über die Straße gehen dürfen, mutterseelen allein in eine ganz fremde Gegend, an einen fremden Ort zu Leuten, die es nie gesehen. Dann heißt es arbeiten von Früh bis Abend und alle Launen ertragen und immer nachgeben und folgen! Wie selten lohnt ein freundlicher Blick, wie oft dagegen straft ein zürnender; wie viel schlimme Worte haben meistens die Herrschaften gegen ihre Dienstboten, im Vergleiche zu den wenigen guten und herzlichen, welche sie doch mit den armen fremden Menschen reden sollten. Ja, es ist schmerzlich hart, fortmüssen und dienen! Aber um so härter für den armen Jakob, denn wir haben ja erfahren, wie lieb ihn die Mutter hatte – die feuchten Augen verriethen es, wie lieb auch der Vater, und wie schwer er schied von seiner lieben Heimath, das sagte der trübe Ton, in dem er ihr den Scheidegruß sang.

War's da ein Wunder, daß er kein Ohr hatte für die fröhlichen Stimmen des Frühlings, und nur dem tiefen Leide nachsann, das sein Herz gefangen hielt?! — Die Sonne war im Sinken; der alte Feldle und die treue Monika mit ihrem kleinen Töchterlein saßen vor der Hütte auf der Ruhebank. Jakob stand bei ihnen.

„Jakob," sagte die Mutter und ihr Auge hing liebend an den zarten Zügen des Söhnleins, „sei nicht traurig, es wird Dir nicht allzuschlimm gehen. Deine Eltern behalten Dich lieb, auch wenn Du in der fernen, fremden Welt bist."

„Was ferne, fremde Welt?!" versetzte rasch der alte Feldle, „ist kaum zwei Tagreisen weit, eine schöne, fruchtbare Gegend! fremde Welt! die Ochsen haben dort Hörner, wie bei uns, die Kühe geben Milch, wie bei uns, und Baum und Feld, Alles ist, wie bei uns."

„Und doch ist's halt nicht daheim," meinte Monika halblaut.

„Mach dem Buben das Herz nicht schwer," brummte ärgerlich der alte Feldle.

„Ich laß mir das Herz nicht zu schwer werden. Laßt es gut sein, liebe Eltern!" ließ sich nun Jakob vernehmen, „die Arbeit vertreibt schon das Heimweh und jagt die lange Weile fort. Ich weiß ja, warum ich zu dem Vetter in Dienst muß und das soll Euch kein graues Haar machen, daß es mir etwa allzu sauer wäre, draußen im fremden Land zu dienen! Ein „Wäldle" werden sie doch wohl haben, in dem man spazieren gehen kann am Sonntag, nach der Kirche. Habt nur um mich nicht Angst und Sorge. Laßt nur hie und da Etwas von Euch hören und vergeßt mir meinen Vogel nicht, den ich nun freilich nicht mehr füttern kann, wie sonst." Damit wendete sich Jakob zu dem Vogelbauer, das vor dem Fenster hing und dessen Bewohner lustig zu pfeifen anfing, als Jakob sich näherte. War's nur der Vogel, warum sich Jakob umwendete oder wollte er vielleicht nicht sehen lassen, an seinem Gesichte, wie schwer es ihm ward seine Eltern heute zu trösten.

„Den Vogel will ich füttern, es soll ihm nichts abgehen," begann nach einer kleinen Pause der alte Feldle das Gespräch wieder.

„Laß nur Du Dir nichts abgehen," fiel schnell die sorgsame Mutter in die Rede, „der Vetter muß Dich um so besser halten, als Du keinen Lohn hast."

„Schon Recht! Aber sei mir fein bescheiden beim Vetter," entgegnete der Vater, „und laß den andern Dienstboten gegenüber nicht zu sehr merken, daß der Herr mit Dir verwandt ist. Sei fleißig und lauf nicht lockerer Kameradschaft nach!"

„Aber überarbeite Dich auch nicht und schone Deine Gesundheit. Sei lustig! Alles mit Maaß und Ziel," sagte die Mutter wieder, stets besorgt, es könne ihrem Jakob zu wehe geschehen. „Auf Pfingsten," tröstete sie weiter, „kommt der Vater und besucht Dich. Schone nur Deine neuen Kleider recht und achte darauf, daß Deine Schuhe nicht zu bald zerreißen."

So ging die Wechselrede der guten Eltern, wie Sorge und Liebe sie ihnen in den Mund gab. Bei allem Widerspruch waren sie doch einig in der heißen Liebe zu ihrem Sohne, an dem ihr Herz hing.

Jakob nahm sich wieder frischen Muth und sprach: „Mutterle! Euer Jakob macht seine Sache recht. Geht nicht Alles gerade, so geht manches krumm und wenn meine Schuhsohlen auch nicht von ewiger Dauer sind,

so sollen sie doch so lange ganz bleiben, als es Weg und Wetter möglich machen; meine Kleider will ich schonen, als ob sie von lauter Gold und Seide wären." Monika lächelte, indeß Jakob näher zu ihr trat und ihre Hand faßte. „Ich weiß doch," sagte Jakob halblaut, „daß Euch an meinem Bravsein mehr liegt als an meinen Kleidern und Schuhen. Ich will Euch keinen Kummer machen und kein Leid."

Monika's Auge füllte sich bei diesen Worten mit jenem Thau, der so wunderthätig wirkt im Herzen der Kinder! Kaum bemerkte aber Jakob, daß seine Mutter weine, als er wieder alle seine Kraft zusammennahm, um lustig zu scheinen, indeß sein Herz in Wehmuth versank.

„Vielleicht gelingt es mir, die Schmach von uns Schwaben zu nehmen," fuhr er rasch fort. Vielleicht vollbring ich ein großes Heldenstückel. Am Ende begegnet mir vor des Vetters Haus ein Drache, dem ich den Kopf spalte, oder sonst ein Ungeheuer, dem ich die Haut abziehen kann. Da muß mir freilich die Mutter verzeihen, wenn ich meine Kleider dabei verderbe, aber dann wird der Jakob Feldle ein berühmter Mann und kommt mit der Drachenhaut wieder heim!"

Die scherzhafte Rede blieb ohne Wirkung. Die Eltern schauten schweigend in die stille Welt, die der heraufschwebende Vollmond mit seinem Zauberlicht verklärte und Jakob schwieg.

Noch eine Weile genoßen sie des Frühlings warmen Abendhauch im Mondenschein, dann gingen sie in die Hütte, in welcher Jakob auf lange Zeit die letzte Nacht zubringen sollte.

Der nächste Morgen weckte früh die armen Leute. Es war ein heller, blauer Tag, die Vöglein sangen munter, auch Jakobs Liebling im Käfig vor dem Fenster war über alle Maßen lustig, die Sonne schien heiter auf Feld und Wiesen und überall regten sich fleißige Hände, die Saat zu bestellen. — Da schied der junge Jakob mit seinen Sachen in einem rothen Tüchlein unterm Arm, von Vater und Mutter. Der alte Feldle hatte die kleine Schwester auf dem Arme. Das Kindchen gab dem Bruder noch zwei Aepfel mit, die man überwintert hatte, es verstand nicht, wohin der Bruder gehen werde und doch reichte es ihm gern die schönen Aepfel. Mutter Monika trat nun herzu. Seit dem ersten Tagesschein hatte sie noch Alles bis in's Kleinste zurecht gerichtet, was Jakob zur Abreise bedurfte, jetzt ergriff sie seine Hand und mit

einem tiefen Blick in sein Auge sagte sie: „Habe Gott vor Augen und im Herzen!"

„B'hüt Gott," sagte der alte Feldle und: „B'hüt Euch Gott," der junge Jakob. Dann ging er, begleitet vom Blicke der Mutter bis der Pfad sich wendete. Die Sonne schien hell, die Vöglein sangen lustig, der Himmel war licht und blau, ob auch die armen Menschen bittre Abschiedsthränen weinten. —

Der alte Feldle blieb noch eine Weile mit dem kleinen Mädel vor seiner Hütte sitzen. Die Mutter hatte sich drinnen ausgeweint, dann trat sie wieder heraus zum Vater. Der nahm ihre Hand und sprach: „Siehst, Monika! Dieser Baum da vor unserer Hütte, den hab' ich in meiner Jugend selber gepflanzt. Er ist recht stattlich aufgewachsen und kerngesund. Noch sieht er freilich kahl und traurig aus. Manches Wetter muß noch über ihn kommen, bis er es zu Etwas bringt — und doch wenn's Gott will, hoff ich, soll er gute Früchte tragen! Unser Jakob ist in gutem Grund und Boden auferzogen — er wird's nicht schlimmer machen, als der Baum da und Gottes Segen wird ihn beschützen!"

Monika drückte dem Feldle innig die Hand. Dann gingen sie mit ihrem Töchterlein in die kleine Hütte, nach der Jakob auf jedem Hügel sich umsah, aber bald lagen Wald und Thal zwischen ihm und seiner Heimath.

II.

Pfingsten.

Im Hause des reichen Vetters war zu Ostern Alles frisch geputzt und gescheuert worden, stattlich sah das große weiße Gebäude von einem Hügel auf die Gegend herab, die es weithin beherrschte. Mitten in einem Kranze von Wiesen und Feldern lag das Gehöfte, wie eine Burg und weit und breit war der reiche Mann bekannt, der hier wohnte.

Es war an demselben Nachmittage, an dem der junge Jakob so traurig im Grasgarten stand und doch dann mit seinen Eltern so heiter sprach, als der reiche Vetter, ein Mann in den besten Jahren von behäbigem Aeußern in seiner großen kühlen Stube am offnen Fenster saß und mit seiner Bäuerin plauderte, welche heute die Hände dem Festtage zu Ehren ruhen ließ, die sonst immer etwas zu schaffen hatten im Hause und Hof.

„Barbara," hub der behäbige Vetter an, „mein Prozeß mit dem Huberbauern geht nunmehr bald zu Ende; ich habe einen Brief von meinem Anwalte erhalten, aus dem hervorgeht, daß ich den Prozeß gewinnen muß. Ist der leidige Prozeß, der nun schon in's fünfte Jahr geht, zu Ende, dann kommen die andern Ortsnachbarn dran, denn gegen sie hab ich dasselbe Recht, wie gegen den Huberbauern."

„Ist auch der Rede werth wegen der Paar Schuh Ackerlands," meinte die Bäuerin, welcher der Prozeß schon oft bis in den Tod zuwider geworden war, weil er dem Vetter so viel Zeit und Geld kostete.

„Und wär's nur so viel Grund, als auf eine Schaufel geht — ich will mein Recht! Was ich den Leuten schuldig bin, das bezahl' ich bei Pfenning und Heller, dafür will ich aber auch, daß die Andern strenge ihre Schuldigkeit gegen mich erfüllen."

„Ja ja! man kennt Dich! Du quältest Dich lieber sechs Jahre mit Deinem Advokaten herum, als daß Du einen Strohhalm wegließest, den Du für Dein Eigenthum hältst. Hast Du doch dem armen Vetter Feldle gedroht, ihn wegen der Zinsen zu verklagen, mit denen er nun einmal nicht aufkommen kann."

„Was, armer Vetter! Er ist nicht mein Vetter, sondern eigentlich Dein Vetter, aber wenn's mein eigner Bruder wäre, was mir gebührt, das heische ich. Was dem Einen recht, ist dem Andern billig und zuletzt könnte keiner von meinen Schuldnern mit den Zinsen aufkommen und ich hätte das Nachsehen."

„Wenn Du die Zeit, die Dir die ewigen Reisen in die Stadt zum Advokaten und Notar wegnehmen, dazu verwenden würdest, selbst im Haus das Regiment zu führen, könntest Du Manchem durch die Finger sehen und noch Viel gewinnen obendrein."

„Ich suche keinen Prozeß, ich vergleiche mich sogar wo ich kann, wenn nur die Leute mein Recht anerkennen und mir nicht streitig machen wollen, was mein ist. Begnüg ich mich nicht Deinem Vetter Feldle gegenüber mit den Diensten seines Buben und seh ihm dafür so lange mit den Zinsen nach. Was kann mir der junge Bursch für Dienste leisten? Er ist sozusagen überflüssig im Hause, aber mein Recht wird dadurch anerkannt und drum hab ich mit dem Vetter Nachsicht."

„Uebermorgen wird er kommen. Ich hab' nichts dagegen, daß Du seine

Dienste annimmst, der Bub kann dabei was Tüchtiges lernen, aber ich meinte nur, Du solltest mehr daheim sein, als in der Stadt, solltest nicht so viel Güter kaufen und verkaufen, sondern Deinen Hof überwachen. Ich allein vermags bald nimmer bei den vielen fremden Leuten und dem großen Gut. Die Dienstboten werden täglich unverschämter und fordern um so mehr, je weniger sie arbeiten wollen. Wenn da ein Herr fehlt, vor dem sie Respekt haben, ist's ein schlimmes Haushalten."

„Ich bin mit Deinem Regiment zufrieden und das ist genug. Mein Vermögen mehrt sich und ich bringe mit Deinem „schlimmen Haushalten" mehr vorwärts, als alle Bauern im Umkreis von 40 Stunden. Sorge Du um Deinen Theil, mich laß das Meine besorgen und rede nicht mehr von Dingen, die Du nicht verstehst." Damit stand der Vetter auf und wendete sich zur Thüre.

„Nun! nun!" begütigte Barbara, „nur nicht gleich so rauh und aufbrausend! Du hast ja selber von Deinem Prozesse angefangen. Mich kümmert's nicht, aber Dir zu lieb hab ich meine Meinung gesagt, denn seit Du täglich neue Geschäfte unternimmst, bist Du nimmer so wohl und frisch, als früher, wo Du noch um Feld und Stall mit mir sorgtest."

„Bin frisch und wohl genug, um meine Pflicht zu thun und zu handeln, wie ich's für gut und recht finde."

Mit dieser entschiedenen Schlußäußerung endete das Gespräch des Vetters und der Base, denn der Vetter hatte die Stube verlassen und ging hinunter in's Dorf, um dort im Wirthshause Gesellschaft zu suchen.

Die Base hatte entschieden Recht, aber der Vetter mochte es nicht zugeben, denn er lebte in einer Selbsttäuschung, welche ihn verkennen ließ, daß nur kalte Habsucht war, was er für strenge Pflichterfüllung hielt. Die Base Barbara war ein Muster einer klugen verständigen Bäuerin und führte in der That beinahe die ganze Wirthschaft allein. Der Vetter war viele Tage der Woche auf Reisen und schier bewanderter in den Gesetzen, als in seiner Oekonomie. Die große Ausdehnung des Gutes, die starke Zahl von Rindern und Pferden brachten es mit sich, daß eine Menge Dienstboten im Hause waren, mehr als nöthig gewesen wäre, wenn der Vetter selbst die Arbeit überwacht hätte und mehr als gut war, denn obgleich der Blick der Base scharf und sicher war, bei so vielen Köpfen war leicht Etwas übersehen.

Der Vetter hatte keine Kinder. Oft sagten die Leute, wenn sie vom

Vetter sprachen, wozu rafft der reiche Mann so viel Geld zusammen, er hat keine Kinder und sinnt doch Tag und Nacht seine Güter zu vermehren. —

Vielleicht wär's mit der Habsucht des Bauers tröstlicher bestellt gewesen, wenn er liebe Kinder gehabt hätte, die sein hartes Herz hie und da weich gestimmt haben würden, so hatte er eben kein Glück auf Erden, als das traurige Vergnügen am schnöden Gelde. — Die Bäurin verstand es nicht, das Herz des Mannes von diesem Götzen abzuleiten, obwohl sie selber weit milder und menschenfreundlicher gesinnt war als er. Sie fühlte, daß sein Benehmen gegen den armen Feldle hartherzig sei, aber sie widersetzte sich nicht dagegen, daß der junge Jakob umsonst diene, weil sie das für ihre Wirthschaft zuträglich hielt und sich dabei wohl auch einredete, es sei eine Art guten Werkes an dem Vetter Feldle, der auf diesem Wege mit den Zinsen Nachsicht erlange, während der junge Jakob in der großen Oekonomie eine Lehrzeit durchmachen werde, die ihm wohl zu statten kommen könne. — So war es mit dem Vetter und der Base beschaffen, zu denen nun der arme Jakob in Dienst kam.

Er wurde nicht gerade unfreundlich empfangen, als er zwei Tage nach Ostern mit seinem rothen Bündel bei dem Vetter ankam. Der reiche Mann reichte dem armen Jakob sogar die Hand und die Base frug ihn nach dem Befinden seiner Eltern, nahm ihm seinen Bündel ab und hieß ihn sich erfrischen an einem Krug Bier. Jakob saß verlegen den beiden angesehenen Bauersleuten gegenüber und beantwortete nur einsilbig ihre Fragen. Was sich ihm sofort aus Allem als Eindruck ergab, war, daß er hier aufgenommen werde, wie Einer, dem man eine große Barmherzigkeit erweise und der nur um Gotteswillen im Hause weilen dürfe. Das war es, was ihm das Herz zusammenschnürte und trotz aller Freundlichkeit der Base seine Lage höchst unbehaglich machte. Eine ihrer ersten Bemerkungen, die sie als der Bauer nach kurzem Verweilen sich entfernt hatte, dem armen Jakob machte, war die, daß er künftighin ja nicht „Herr Vetter," sondern nur „Herr" sagen solle, es sei wegen des Beispiels gegenüber den andern Dienstboten.

Die Dienstbotenstuben hatten für Jakob keinen Raum mehr, er bekam also einen kleinen Bretterverschlag neben der Scheune zur Wohnung angewiesen. Dahin führte ihn alsbald die Base, hieß ihn seine Sachen in einem alten Kasten unterbringen und entfernte sich dann mit dem Bedeuten, er solle

einstweilen ausruhen bis zum Abendessen, zu welchem bald mit der Hofglocke das Zeichen gegeben werden würde.

Als Jakob in seinem Kämmerlein allein war, warf er sich auf die Kniee und unter heißen Thränen machte er in kindlich frommem Gebete seinem heimwehkranken Herzen Luft. Dann richtete er seine Kleider im Kasten in Ordnung und stellte oben drauf die zwei rothen Aepfel, die ihm sein Schwesterlein mitgegeben hatte. Darnach öffnete er das kleine Fensterlein und sah sich nach der Himmelsgegend um, in der seine Heimath lag und seine Lippen bewegten sich wie mechanisch, bis er für sich wieder sang:

Wald und grüne Wiesen,
Blumen ohne Zahl,
Bächlein, die da fließen
Zwischen Berg und Thal —
Leiden ohne Maßen!
Muß Euch alle lassen!
Heimath, liebe Heimath,
Sei gegrüßt viel tausendmal.

Die Glocke rief zum Abendtisch, um den sich alsbald die Dienstboten des Hauses versammelt hatten. Als Jakob in die große Stube trat, wo sie alle um ein Paar runde Tische saßen, war er einige Augenblicke der Gegenstand, auf welchem alle Augen ruhten. „Dieses schwache Bürschel!“ sagte der Eine, „der ist freilich nur aus Gottesbarmherzigkeit da,“ spöttelte der Zweite und „der wird jetzt Alles umreißen,“ scherzte der Dritte; der ganze Chorus aber murmelte: „Also das ist der junge Vetter aus Schwaben.“

Jakob ward über und über roth und suchte bescheiden am äußersten Ende ein Plätzchen. Da kam er just neben den rechten zu sitzen. Es war der Pferdekaspar, ein untersetzter, rothhaariger Bursch von etwa zwanzig Jahren, neben welchem Jakob Platz nahm. Der Pferdekaspar galt wegen seiner Späße für einen ausgemachten Witzkopf im Hause und da traf sich's denn gut, daß der ungeschickte Schwabe gerade neben den zu sitzen kam. Man freute sich bald was zu Lachen zu bekommen und Jakob ließ in der That nicht lange darauf warten. In seiner Verlegenheit nahm er nämlich den Löffel verkehrt in die Hand und langte mit dem Stiel in die Schüssel. Sofort erscholl ein lautes vielstimmiges Gelächter, das sich von Neuem erhob, als der Pferdekasper frug, ob Jakob ein Löffelschwabe sei, bei denen es viel-

leicht Brauch wäre, mit dem Stiel die Suppe auszuschöpfen. Daheim hätte Jakob auf solche Frage sicher eine schlagende Antwort gewußt. Jetzt aber fiel ihm keine ein. Als nun vollends Jakob in seinem gemüthlichen schwäbischen Dialekt später einige Redensarten loslegte, entstand unter den Dienstboten die größte Heiterkeit und Jakob, obwohl innerlich über solchen Empfang erzürnt, erkannte bald, daß mitzulachen das Beste sei.

So war der Eintritt in das Haus des reichen Vetters kein besonders erfreulicher, aber Jakob hatte von Jugend auf gelernt, daß man die Dinge, welche man nicht ändern kann, nehmen müsse, wie sie sind und so ging er muthig an die Arbeit, welche man ihm bestimmt hatte.

In wenigen Tagen, nachdem er seinen Kleiderkasten einige Dutzendmale geöffnet und in seinem Bette sich zurecht gefunden hatte, nachdem auch die Formen der Gegend in seinem Sinne sich festgestellt hatten und so ringsum Alles ihm bekannt geworden war, verloren auch die Menschen ihr Fremdartiges und Jakob fing an, sich wohler zu fühlen. Gleichwohl dachte er meist an seine Eltern, an den stillen Grasgarten hinter der Hütte, an den Vogel vor dem Fenster, an den Baum und die Bank vor dem Hause, an die kleine Schwester und all die andern Kleinigkeiten, die ihm an's Herz gewachsen waren. Vor dem Schlafengehen überkam's ihn meist am wehmüthigsten, dann schaute er die zwei rothen Aepfel an, die ihm sein Schwesterlein zum Abschied gegeben und nicht selten mußte er sie mit dem rothen Tüchel abtrocknen, wenn ein Paar Tropfen zu viel aus seinen Augen auf die Aepfel kamen.

Sein Morgen- und Abendgebet vergaß Jakob nie in dem Verschlage vor seinem Bette knieend zu verrichten, dafür schlief er aber auch um so besser und arbeitete um so lieber. Oft freilich — und nach einigen Wochen wurde dies zur Regel — war er auch so müde, daß er die Aepfel nicht mehr betrachtete und zuletzt, als sie zu faulen drohten, aß er sie einmal an einem Sonntag Nachmittag.

Jakob hielt sich brav bei der Arbeit, stellte sich zu Allem geschickt und gewandt, so daß ihn die Frau Base bald lieb gewann und sogar hie und da ihn den andern Dienstboten als Muster vorstellte. Diese Auszeichnung trug freilich nicht dazu bei, Jakobs Stellung den Dienstboten gegenüber angenehmer und leichter zu machen. Obwohl nämlich Jakob im Kreise derselben bald heimischer geworden war und seinen angebornen Mutterwitz wie-

der gefunden hatte, mit welchem er die Stichelreden des rothhaarigen Pferdekaspars unter dem Beifall der Uebrigen siegreich zurückwies, so war doch seine Stellung um so schwieriger, als er es verschmähte, den Gewohnheiten seiner Nebenknechte und -Mägde zu huldigen und mit denselben gemeinsame Sache zu machen. Er hatte deshalb besonders von Seite des Pferdekaspers viel Anfechtung, aber sein Herz hielt fest an den Worten seiner Mutter und der Sitte seines elterlichen Hauses. An Sonn- und Feiertagen, wenn die andern Knechte, der Pferdekaspar an der Spitze, die Wirthshäuser und Tanzplätze besuchten, wo es häufig genug Streit und Schlägerei zu geben pflegte, saß Jakob daheim in seinem einsamen Verschlage und schrieb an seine Eltern oder er ging allein im Wald umher, legte sich auch wohl in's Gras und dachte an seine Heimath. Dieses einsame Wesen brachte ihn natürlich bei den übrigen Dienstboten in schlechtes Ansehen. Dazu kam nun das ewige Lob der Base, die seinen Fleiß und seine Arbeit musterhaft fand und es konnte nicht ausbleiben, daß sich die kräftigen Knechte und Mägde beschämt fühlten von den Leistungen des schwächlichen Jungen. So ward ihnen Jakob zum Vorwurf und es entstand in ihnen ein Unbehagen, welches um so mehr wuchs, als sie Jakobs Bravheit und Rechtschaffenheit erkannten. Sie fühlten sich in ihrem Lebenswandel beengt und genirt von seinem Ernste und seiner Ehrlichkeit. Ueberdieß war Jakob der Vetter des Herrn und wer wußte, ob er nicht diesem und der Base heimlich Alles zutrug, was im Hause vorging. Alle diese Umstände wirkten zusammen, den Neid, die Mißgunst und die Bosheit der andern Dienstboten gegen Jakob im Keime rege zu machen und es bedurfte nur eines Anlasses, um diese Empfindungen zum vollen Hasse gegen Jakob ausschlagen zu lassen. Dieser Anlaß sollte auch nicht fehlen.

Pfingsten war's. Der alte Feldle war nicht gekommen; statt seiner erschien ein Brief, in welchem zu lesen stand, daß er seit einigen Tagen das Fieber habe und zu Bette liege. Auch die kleine Schwester sei krank, weßhalb auch die Mutter nicht statt des Vaters kommen könne. Es gehe indessen beiden schon wieder besser und vielleicht in einigen Wochen könne der Vater doch sein Versprechen halten und Jakob besuchen.

Wie hatte sich der Knabe auf den Besuch seines Vaters gefreut! Wie sauber hatte er Alles in seinem Kleiderkasten geordnet und zurecht gelegt, damit der Vater sich überzeugt hätte, wie er seine Sachen schone und jetzt kam statt seiner nur ein Blatt Papier, auf dem noch dazu so traurige Nachricht stand,

daß es dem armen Jakob schier das Herz zu brechen drohte. Jakobs einziges Verlangen war nun sofort heimzureisen, aber wer gibt ihm das Geld, das die Heimfahrt kostet und wenn er auch gerne den Weg zu Fuße machen wollte, wird ihm die Base so lange auszubleiben gestatten, als es zur Hin- und Herreise nöthig wäre?! Jakob ließ ihr den Brief lesen, aber sie that nicht dergleichen, als fiele ihr ein, Jakob könne heim wollen, ja als er mit seinem Wunsche hervorrückte und zu verstehen gab, daß er gerne nach seinem kranken Vater und Schwesterlein sehen würde, sagte die kluge Base: „Was fällt Dir ein? Es steht ja im Briefe, daß es Beiden besser geht und daß Dein Vater in ein Paar Wochen Dich besuchen wird; was wolltest Du daheim? höchstens daß Du im Wege umgehen würdest und dann gibt's gerade diese nächste Woche viel Arbeit in unserem Hauswesen, bei der ich Dich nicht entbehren kann." Damit war Jakob abgefertigt. Er faltete das Brieflein zusammen ging in den Verschlag und las wieder und wieder das Blättchen, das statt seines kranken Vaters gekommen war.

Der schöne Pfingstsonntag lockte mit seinem frühsommerlichen Reize Jung und Alt hinaus in Wald und Flur. In allen Thälern war es lebendig von wandernden fröhlichen Menschen. Mit grünem Laub schmückten sie die Hüte und sangen fröhliche Lieder in die blaue Luft, die frisch und heiter die arbeitsmüde feiertäglichruhende Welt umgab. Aus den engen Straßen der Städte zog heut der sparsamste Krämer mit Weib und Kind in's Freie und weithin klang's überall von fröhlich Wallenden. Nur Jakob blieb daheim in seinem Verschlage. Umsonst lockten die Töne der Musik im Dorfe, umsonst spielte der Wind mit den Ranken an dem Fenster, als wollte er neckend ihn hinausrufen zu Spiel und Tanz auf grüner Flur, ihm war heut sein Kämmerlein am liebsten. Da störte ihn nichts in dem, was sein trauriges Herz erfüllte.

Es war ein Ernst in dem Buben, der weit über sein Alter hinausging, der aber gleichwohl ganz natürlich erscheint, wenn man bedenkt, daß Jakob von frühester Jugend an in Noth und Entbehrung erzogen wurde und sich nunmehr unter fremden Menschen befand, deren Wesen nicht mit dem übereinstimmte, was ihm im Elternhause zur guten Gewohnheit geworden war. Jakob hatte das kleine Fenster seines Verschlages, das nach dem Garten zu hinausging, geöffnet. Er saß auf seiner Bettlade und las eifrig in einem Buche. Es war mäuschenstille. Der Knabe war ganz allein zu Hause in dem großen, stillen Bauernhof. Der Vetter war in die Stadt, die Base auf Be-

such in die Nachbarschaft, die Dienstboten im Wirthshause oder bei Befreundeten. Das weite, kühle Bauernhaus lag wohlverschlossen und der wachsame Haushund schlief vor seiner Schwelle. Weit und breit waltete Sonntagsstille und nur von ferne her klangen Menschenstimmen aus dem Dorfe, es war gerade wie am Ostermontag daheim im Grasgarten. „Horch! ging da nicht die Stallthüre? Warum bellt der Hund nicht! Es muß Eins vom Hause sein! Jetzt steigt's die Stiege herauf und geht auf die Stadelthüre zu. Ein Schlüssel wird angesteckt. Ist die Frau Base schon daheim? Sie allein hat ja den Schlüssel zum Futterboden. Was thut sie am Pfingsttag in der Scheune?" Jakob hörte jede Bewegung, nur eine dünne Bretterwand trennte ihn vom Futterboden.

„Das war kein Frauentritt!" Jakob stand leise auf, er suchte einen Spalt in der Bretterwand, daß er hinübersehen könnte und fand ein Astloch. „Himmel! der rothe Pferdekaspar ist's! Was macht der hier? Er faßt Hafer in einen Sack!" Jakob zitterte, ein tiefer Schreck lähmte seine Glieder; er wollte den Kaspar anrufen, aber er brachte keinen Laut hervor. Athemlos starrte er durch die Oeffnung der Bretterwand. „Er stiehlt dem Herrn den Haber, das darfst Du nicht leiden." So ging's in Jakobs Kopf, aber rathlos, wie er's verhindern solle, blieb er stumm, bis der Pferdekaspar mit dem vollen Sacke vom Futterboden sich entfernt, die Thüre vorsichtig hinter sich verschlossen hatte und wieder hinunterging in den Stall wie er gekommen war. Ueber eine Weile ging die Stallthüre wieder und Jakob sah den Kaspar vom Hause weg dem Dorfe zu gehen und sich einigemale umsehen nach dem Bauernhofe, der sonntäglich still im vollen Sonnenscheine lag.

„Am Ende hat er sich doch Futter für die Pferde geholt, aber das Futter gibt ja immer die Frau her. Wie kommt der Kaspar zu dem Schlüssel?" Vielleicht hat ihm die Frau den Schlüssel gegeben, weil sie das Futter vergessen hat? Aber die Frau Base vergißt doch sonst nicht leicht Etwas." Es ließ Jakob keine Ruhe. Er ging in den Stall hinunter, aber da war kein Futtersack zu sehen, der Futterkasten war beinahe geleert, die Pferde lagen auf der Streu und hielten Rast. „Es ist kein Zweifel, der Pferdekaspar hat seinem Herrn den Haber gestohlen, und Du hast zugesehen und hast es nicht verhindert!" So rief es jetzt in Jakobs Herzen, das darüber erschrack bis in die innerste Tiefe. Armer Jakob! Niemand ist bei Dir, der Rath wüßte in solcher Lage!

Der Nachmittag war schrecklich lange. Endlich kam zuerst die Base, eben eine Magd um die andre, endlich auch der Pferdekaspar. Im Hause ward's wieder lebendig, wie sonst, auf Jakobs Herzen, aber lags wie ein Zentnergewicht und in seinem Kopfe herrschte nur der eine Gedanke: „Der Kaspar hat den Haber gestohlen und Du hast's nicht verhindert."

Sollte er's der Bäurin sagen, aber wie, wenn sein Verdacht doch grundlos wäre? Sollte er schweigen, als hätte er nichts gesehen?" Endlich kam dem Jakob der Gedanke, er wolle morgen früh nach der Kirche zum Herrn Pfarrer gehen und mit ihm über die Sachen sprechen, der würde wohl Rath wissen und ihm helfen.

Beim Abendessen redete Jakob kein Wort, obwohl der rothe Kaspar wieder manche spöttische Frage an ihn stellte, ob's im Wald lustig gewesen sei, wie viel Bier Jakob da getrunken habe und derselben mehr. Kaspar glaubte eben, Jakob habe den Mittag wieder wie sonst gewöhnlich im Walde verträumt. Frühe schlich sich Jakob heut in seinen Verschlag, eine schlaflose Nacht hindurch quälten ihn seine Gedanken, seine Zweifel; erst gegen Morgen schlief er ermattet ein.

Am nächsten Tage kam der Vetter von der Stadt zurück. Der wachsamen Base war, als sie den Futterboden betrat, der Abgang an Haber nicht unbemerkbar geblieben, da sie sich genau die Form des Haufens eingeprägt hatte, die jetzt verändert war. Sie untersuchte das Schloß, aber es zeigte sich keine Veränderung. In Gedanken wiederholte sie sich die Vorgänge des gestrigen Tages, endlich hielt sie dabei, daß Jakob gestern ja allein zu Hause gewesen sei. Dieser war eben im Begriffe in die Kirche zu gehen, um nach derselben beim Herrn Pfarrer sich Rath's zu erholen; da öffnete sich die Thüre seines Verschlages und die Frau Base trat mit einem ernsten, strengen Gesicht herein. Ihr Blick hatte in wenigen Sekunden das Innere des Verschlages gemustert.

„Du warst gestern den ganzen Nachmittag zu Hause; wo hast Du Dich im Hause aufgehalten?" frug den nicht wenig überraschten Jakob mit raschem Tone die Base.

„Ich war in meinem Verschlage," lautete die Antwort.

„Und ist Niemand in den Futterboden gekommen?" frug nach kurzer Pause die Base. Aber kaum hatte sie die Frage an Jakob gerichtet, als dieser

mit leichtem Herzen, denn jetzt mußte er ja reden, lebhaft erregt erzählte, was er gestern erlebt hatte.

Die Base war blaß geworden, als Jakob ihr mittheilte, was er gesehen und gehört, dann aber wurde sie überroth vor Aerger und verließ mit festen, schnellen Schritten Jakobs Kammer.

Ueber eine Weile hörte Jakob die Stimme des Vetters, die zürnend im stillen Hause laut ward. Dann hörte er die Stimme des Pferdekaspars, endlich rief ihn die Base hinunter. Der Pferdekaspar hatte nämlich, als ihn der Vetter auf die Mittheilung der Base von Jakobs Erzählung hin zu Rede stellte, hoch und theuer seine Unschuld versichert und sich entschieden gegen die falsche Verdächtigung Jakobs verwahrt. Die übrigen Dienstboten, welche durch den Streit aufmerksam wurden, waren herbeigekommen und nun mußte Jakob in Aller Gegenwart dem Kaspar gegenüber wiederholen, was er der Base erzählt hatte. Noch immer widersprach der rothe Kaspar mit Heftigkeit, als aber die Bäurin in einem Versteck den Habersack und in der Jackentasche Kaspars den faschen Schlüssel zur Scheune fand und herbeibrachte, da konnte er nicht länger läugnen. Der Herr jagte ihn fort aus dem Dienste; noch an demselben Tage mußte Kaspar das Haus verlassen. Die sämmtlichen Dienstboten hatten für ihn gebeten, es war umsonst. Kaspar war ihr Liebling gewesen. Er war munter, immer voller Scherze, im Wirthshaus spielte er eine Hauptrolle, wußte alle Neuigkeiten, er half Allen hinaus, wenn sie in Verlegenheit gerathen waren. Nun sollte er mit Schimpf und Schande aus dem Hause wegen eines Habersacks. Sein Vergehen war in den Augen der Dienstboten nicht so groß, um es dem Jakob verzeihen zu können, daß er die Sache verrieth. Er hätte dem Kaspar hinaushelfen sollen, meinten die Gewissenlosen! — Wie Kaspar, der unter Verwünschungen des armen Jakob das Haus verließ, so waren nun auch die übrigen Dienstboten gegen den armen Knaben erbost, da sie befürchten mußten, es werde ihnen am Ende nicht besser gehen, als dem Kameraden, wenn der „Spion“ hinter ihre Schliche käme.

Jakobs Lage ward von diesem Vorfall an eine unerträgliche. Wohl hatte er an Vertrauen beim Vetter und der Base gewonnen, dagegen haßten ihn nun die Dienstboten und viel hatte er von ihrer Bosheit fortan zu leiden. Aber Jakob verlor den Muth nicht und behielt Gott im Herzen und vor Augen.

III.

Weihnachten.

So vergingen Wochen. Vater Feldle war mit seinem Töchterlein wieder gesund geworden und benützte ein Paar Feiertage um seinen Jakob zu besuchen. Traurige Gedanken durchkreuzten sich im Kopfe des armen Mannes auf dem weiten Wege, den er zu Fuße zurücklegte, aber die Hoffnung seinen Jakob wieder zu sehen, aus dem Munde des Vetters und der Base sein Lob zu hören, füllte des Vaters Herz und mit einem freudigen Lächeln betrat er den großen Bauernhof. Armer Vater! Ist das Dein Jakob, der bleiche, lange Bursche, der dort aus dem Stalle kommt? Ja er ist's, denn ein Freudenschrei tönt von seinen Lippen und unter Thränen liegt er an Deiner Brust.

„Väterle, habt Ihr Wort gehalten?" rief Jakob vor Freude außer sich. „Wie geht's daheim? Was macht die Mutter und das kleine Schwesterle?"

„Alles wohlauf," antwortete der alte Feldle, noch einmal mit ängstlichem Blicke prüfend, ob es wirklich Jakob war, der zu ihm sprach. Der Bube war sehr stark in die Höhe gegangen, sein Gesicht war bleich und mager.

„Warst Du krank?" frug der besorgte Vater alsbald, „oder bist Du's noch? siehst nit gar gut aus. Was fehlt Dir?"

„Nichts!" tröstete Jakob, „bin ganz wohlauf. Nur immer recht müd, das kommt vom Wachsen. Mein Appetit ist gut, fragt nur die Base. Hab' aber auch viel mich geplagt und gearbeitet, wie ein ganzer Knecht." Ein Lächeln schwebte über die Lippen des zufriedenen Feldle.

Nun kam die Base und begrüßte ihren Vetter und auch der reiche Bauer selbst ward sichtbar. Sie hießen Feldle in's Haus treten und ausruhen vom weiten Weg. Nach einigen Fragen, wie Alles in der Heimath Feldles gehe und stehe, stockte die Unterhaltung. Man hatte dem Gaste Bier und Brod vorgesetzt, von dem er bescheiden nahm.

„Bin eigentlich nur da," begann nach einer längeren Pause der alte Feldle, „um den Vetter zu bitten, mir mit den Zinsen noch länger Nachsicht zu schenken. Die Krankheit hat viel Geld gekostet und mich wieder auf lange Zeit zurückgeworfen. Darum bitte ich Euch schön, mir noch eine Weile zuzusehen. Vielleicht fällt die Aernte gut aus, dann soll der Vetter schon eine Abschlagszahlung kriegen."

„Schon gut!" ließ sich die Base Barbara hören, „laßt Euch nur Zeit."

Der Vetter aber machte ein ernstes Gesicht und sagte mit entschiedenem Tone: „Ihr wißt, Vetter Feldle, ich bin ein Mann, der sein Wort hält. Könnt Ihr nicht zahlen, so hab ich doch mein Recht bezahlt zu werden, und zwar zur bestimmten Zeit. Weil Ihr aber mein Vetter seid, hab ich vom Rechte abgesehen und die Dienste Eures Sohn's angenommen, die Ihr mir auf so lange angeboten, bis Ihr mit den Zinsen aufkommen könnt. Euer Jakob ist Anfangs, wie mir die Bäuerin sagte, recht fleißig gewesen, hat auch sich ehrlich und ehrbar betragen. In neuerer Zeit freilich will's mit seinem Fleiß nicht mehr viel heißen. Wenn er so fortmacht, wird er mir im Haus mehr Schaden als Nutzen bringen, denn die andern Dienstboten haben fortwährend über ihn zu klagen und das hindert auch ihre Arbeitslust. Indessen könnt Ihr Euch darauf verlassen, so lange Jakob in meinem Hause bleibt, sollt Ihr wegen der Zinsen Nachsicht haben."

Wie wehe diese Worte dem Herzen des alten Feldle thaten, das weiß nur Einer, dem die Sorge um den geliebten Sohn schon Nächte schlaflos gemacht hat. Erst fand Feldle gar kein Wort, über eine Weile meinte er halblaut: „Herr Vetter, sieht nicht mein Jakob elend aus, als ob er krank wäre?"

„Hab von einer Krankheit Eures Sohn's noch nichts bemerkt. Er weiß wacker den Schüsseln zuzusetzen, schläft gut und geht ihm auch Nichts ab."

Jakob wollte zu seiner Rechtfertigung reden, aber der alte Feldle fiel ihm in's Wort: „Solches Lob hätt' ich mir nicht erwartet, Jakob. Ich hoffe, Du wirst Dich wieder fleißig an die Arbeit machen wie anfangs, damit der Herr Vetter und die Frau Base mit Dir zufrieden sind! Ja, es thut mir herzlich leid, Herr Vetter, daß mein Jakob Euch noch gar am Ende Verdruß und Schaden macht. Meine Schuld ist's nicht. Ich und meine Monika haben den Buben gewiß streng erzogen. Aber wenn halt die Buben in gewisse Jahre kommen, schauen sie lieber in's Blaue hinein, als daß sie schaffen und arbeiten."

„Nun es wird schon wieder Recht werden," meinte die Base und so sprach man wieder von Etwas anderem.

Angefeindet und verkannt zu sein von Fremden ist hart und schmerzlich, aber verkannt zu werden von denen, die wir lieben und die uns wieder lieben, das ist ein bitteres Loos. Umsonst versuchte Jakob dem Vater als sie allein waren, klar zu machen, daß er anfangs weit über seine Kräfte gearbeitet habe, daß man auch jetzt ihm stets zu viel zumuthe, daß ihm die andern

Dienstboten aus Bosheit Alles erschweren und hart zu machen suchen. Das Herz des Vaters glaubte wohl daran, daß sein Jakob Recht habe und die Wahrheit rede, aber sein Verstand sagte ihm, daß junge Leute im Alter Jakob's gerne wenig Ausdauer besitzen und daß der Vetter und die Base wohl nicht ohne Grund mit Jakob unzufrieden sein würden. Unter den ernstesten Ermahnungen schied er von Jakob und ging mit betrübtem Herzen heim, da ihm nun auch die freudige Hoffnung genommen war, die ihn auf der Herreise begleitet hatte.

In der That war die Klage des Vetters und der Base völlig grundlos. Aber der Mißgunst und fortwährenden Klage der übrigen Dienstboten war es mit der Zeit gelungen, in der Base eine gewisse Unzufriedenheit mit Jakob anzuregen, welche um so mehr sich steigerte, als wirklich Jakob, der sich anfangs überarbeitet hatte, in Folge seiner Schwächlichkeit und seines starken Wachsens, täglich weniger zu leisten vermochte. Der Vetter und die Base schrieben das auf Rechnung seines schlechten Willens, was doch nur Folge natürlichen Unvermögens war.

So sah Jakob die Freude, mit welcher er den Besuch seines Vaters vorher sich in heiteren Farben ausgesonnen hatte, plötzlich verdorben und in einen um so tieferen Schmerz verwandelt, als es ihm nicht entging, daß der arme Vater, seinen Versicherungen mißtrauend, mit tiefem Herzeleid von ihm geschieden war.

Die heißen Aerndtetage waren vorüber. Es kam der Herbst.

Jakob wurde täglich einsamer und betrübter. Niemand sah ihn mehr lachen. Er sprach nur das Nothwendigste und dieses mit gepreßter Stimme. Seine Wangen wurden immer blässer, sein Blick immer düsterer, er sah aus, wie Einer, dem das Heimweh das Herzblut verzehrt. Bald bemächtigte sich seiner ein scheues Wesen, das Keinem unbemerkt bleiben konnte, der ihn zu Gesicht bekam. Die Base, welche gewohnt war, den Werth der Dienstboten nur nach der Größe ihrer Arbeit zu schätzen, wurde täglich unzufriedener mit Jakob und an die Stelle des Lobes trat nur oft genug der bitterste Tadel. Jakobs Kräfte konnten das Uebermenschliche nicht mehr leisten. Sein Anzug begann nachlässig zu werden und in seinem Herzeleid ward seine Arbeit in der That täglich zerstreuter und unaufmerksamer, so daß jetzt häufig die Base Recht hatte, wenn sie mit ihm zankte.

Wie draußen in der Welt die Blätter von den Bäumen fielen und dunkle Wolken schwer am Himmel hingen, so ward's in Jakobs Herzen.

„Warum muß ich eines so armen Vaters Kind sein!" dachte er jetzt bei sich. „Der Vetter ist so reich und hat keine Kinder. Ich muß dienen und kann nichts recht machen, bekomme keinen Lohn und keinen Dank, ob ich mich gleich plage und schinde von früh bis spät. Andern geht's so gut und bequem! Warum muß ich hier in der Fremde sein und darf nicht heim zu meinen Eltern, wo's so viel schöner ist, als hier?" Solche Wolken umzogen die junge Seele; die Worte der Mutter klangen noch in Jakobs Ohren, aber ihr Sinn war erstorben wie das Grün der Wälder.

Doch Gott sendet Sturm und Regen, Sonnenschein und Ungewitter zu rechter Zeit!

So war es Winter geworden. Alles war in die enge Welt des Hauses gebannt. In dem Verschlage Jakobs war's bitterlich kalt, so daß sich der Knabe kaum mehr im Bette zu erwärmen vermochte.

Der reiche Vetter hatte wieder einen Handel abgeschlossen; er war mit vielem Gelde aus der Stadt gekommen. Die Scheunen waren gefüllt mit Getreide und behaglich saß der reiche Mann in seinem Besitzthum. Es war wenige Tage vor Weihnachten. Der Vetter zählte sein Geld in der Stube und ordnete Alles in Rollen und Packete; die Base saß am Spinnrad. Jakob hatte auf der Ofenbank seinen Platz und wärmte sich an dem großen Kachelofen, in welchem ein helles Feuer brannte. In der Stube war's still, nur das Geld und das Spinnrad waren zu hören.

„Herr," sagte halblaut der arme Jakob, nachdem er lange mit sich gerungen hatte, „Herr, laßt mich auf Weihnachten heim zu meinen Eltern! Ich weiß, sie haben eine große Freude und bei dem vielen Gelde könnt Ihr mir doch wohl einen Thaler leihen. Ich will ihn mit meiner Arbeit abverdienen!" Jakob sagte die letzten Worte nicht ohne einige Bitterkeit, die dem Vetter um so weniger entging, als ihm gerade jetzt, wo er seinen Reichthum überblickte, der bleiche Jakob ein stiller Vorwurf war, der sein Glück zu stören drohte.

„Was kümmert Dich mein Geld, frecher Schlingel!" rief der Vetter, überroth vor Zorn, „heimreisen auf Weihnachten! Was dem Burschen nicht Alles einfällt! Nichts arbeiten und in der Welt herumziehen, das wäre so Deine Sache! Aber ich habe Deine Trägheit nun satt! Ich habe nicht länger Lust, Dich so herumschleichen zu sehen im Hause und für gute Kost Deinen

Müssiggang zu pflegen. Pack' Dich fort! Was mir Dein Vater schuldig ist, wird mir das Gericht verschaffen!"

Jakob gerieth über diese Worte außer sich. Er wollte dem reichen Vetter seine Meinung sagen, aber ehe er zu Worte kam, war der Vetter aufgestanden, und hatte ihn aus der Stube gestoßen. Umsonst versuchte die Base den Vetter zu beruhigen, lag doch der Grund des Zornes weniger in dem Benehmen Jakobs, als in seinem eigenen gegen den armen Knaben. Wenn sich's auch der Vetter nicht eingestand, so war es doch nur die bleiche Gestalt des armen Jakob, die als lebendiger Vorwurf das Behagen des reichen Mannes störte und so seinen Zorn erregte.

Jakob ging in seinen Verschlag und weinte bittere Thränen des Zornes. Der Vetter saß noch lange über seinem Geld und seinen Büchern, spät ging er zu Bette.

Sammle Spreu und wenn ein Windstoß kommt, ist Dein Schatz dahin!

Es war eine kalte, stürmische Winternacht, der Himmel hing schwarz herunter und zerrissene Wolken jagten wie wilde Rosse über Berg und Thal. Jakob lag ohne Schlummer. Der Vetter schlief ruhig.

Da schlich einer um das stille Bauernhaus, in dessen Herzen es noch finstrer war, als die dunkle Winternacht. Es war der rothe Pferdekaspar. Seit ihn der reiche Vetter wegen des Haberdiebstahls aus dem Hause gejagt, hatte er sich weit und breit dienstlos herumgetrieben und nirgends ein Unterkommen gefunden. Der Vetter hatte ihm in's Dienstbotenbuch geschrieben, daß er wegen Untreue entlassen werden mußte und mit diesem Empfehlungsbrief fand er natürlich keine weitere Herrschaft. Was er sich erspart hatte, war nun aufgezehrt und dunkel verschloß sich die Zukunft vor seinen Augen. Aber statt zu erkennen, wie er für seinen Leichtsinn und seine Schlechtigkeit jetzt gestraft sei und sich eines Bessern zu besinnen, ward sein Herz erbost gegen den, der an seinem Elend allein alle Schuld zu tragen schien und das war Niemand Anderer, als der arme Jakob, der ja seinen Diebstahl mit angesehen und verrathen hatte.

An diesem sich zu rächen, war nun Kaspars einziger Gedanke, und derselbe wurde zum Vorsatze, als er, durch Genuß von Branntwein erhitzt, vor dem Hause des reichen Bauers stand. Er wußte selbst nicht, wie er seinen Racheburst stillen, ob er dem Jakob auflauern und ihn mißhandeln, oder welches Mittel sonst er wählen solle. Jedenfalls schien ihm

die finstere Nacht geeignet, irgend Etwas im Schooße ihres Dunkels gegen den armen Knaben zu vollführen. Wie er nun so sinnend um das Haus schlich, fror es ihn bitterlich und er versuchte, ob er nicht in die Scheune kommen könne, um ein wenig auszuruhen, denn er hatte einen weiten Weg zurückgelegt. Alle Zugänge waren dem Kaspar aus früherer Zeit wohl bekannt und so gelang es ihm bald in die Scheune zu gelangen, wo er sich auf's Stroh legte. Er hoffte, Jakob werde morgen in aller Frühe in die Scheune kommen, war er doch sonst immer der Erste an der Arbeit. Da könne er ihm ohne Zeugen und geschützt vom Dunkel der Nacht, erst die Laterne aus der Hand schlagen und dann mit einem Prügel, den er sich zu diesem Zwecke im Wald mitgenommen hatte, so viel Streiche versetzen, als seine Rache verlangte. Unbemerkt zu entkommen, werde ihm ein Leichtes sein. Während er solches aussann, hatte Kaspar seine Pfeife frisch angezündet, und warf das glimmende Hölzchen weit von sich. Aber statt zu rauchen, war er bald vor Kälte und Müdigkeit eingeschlafen. Jakob, dessen aufgeregte Sinne noch immer den Schlaf von seinen Augen ferne hielten, ahnte nicht die Nähe eines Feindes. Ihn beschäftigte nur die herzlose Rede des reichen Vetters, das Schicksal seines armen Vaters und seine trübe Zukunft. Die Scene mit dem Vetter hatte jedoch wie ein Gewitter auf sein Herz gewirkt und es aufgerüttelt aus jener thatlosen Traurigkeit, in die es versunken war. „Habe Gott vor Augen und im Herzen," klang's wieder lebendig in Jakobs Seele und jenes Gottvertrauen, das die treue Monika in das Herz des Kindes gelegt hatte, regte sich mächtig. Mit froher Zuversicht erhob sich das junge Gemüth aus der Trübsal des Augenblicks und wie ein helles Licht sah er's in die Nacht hereinleuchten.

„Ist ein Wunder geschehen? Strahlt wirklich um mich himmlische Röthe?" dachte der Knabe. Er sprang auf, und mit Todesschrecken überzeugte er sich, daß es in der Scheune brenne. Rasch eilte er aus seinem Kämmerlein. Dichter Rauch erfüllte die Scheune und die rothen Flammen loderten aus den Rauchwolken hervor. In ihrem Scheine sah Jakob den Pferdekaspar. Er lag wie gebunden vom Schlafe, während in seiner Nähe der Brand glühte und sich verbreitete. Jakob hatte sich kaum von dem Eindrucke dieses Anblickes erholt, als er mit einem Sprung über die Stiege hinab und der Scheune zueilte, mit kräftigem Stoße die Thüre öffnend. Er ergriff den Pferdekaspar, rüttelte ihn empor und zog den halb Bewußtlosen

mit aller Kraftanstrengung hinaus in's Freie. Im nächsten Augenblicke stand schon die Scheune in hellen Flammen. Der Pferdekaspar schlug die Augen auf, sein Blick traf auf Jakob, der ihn mit eigener Lebensgefahr gerettet hatte! Aber Jakob bemerkte kaum, daß sein Feind noch lebe, als er wieder dem Hause zueilte und laut jammernd um Hilfe rief und alle Bewohner aufschreckte. Der reiche Vetter rieb sich indessen die Augen, ein Lärmen hatte ihn aus dem Schlaf gerüttelt. Er sah seine Kammer voll rothen Lichtes. Die Scheune steht in Flammen! Welche Verwirrung in dem einsamen Bauernhofe. Jeder sprang dem Andern in den Weg, was der Eine retten will, entreißt ihm ein Anderer und während das Werthvolle vergessen wird, schleppt man mit Mühe Werthloses fort. An's Löschen denkt Keiner. Das Vieh wird aus dem Stalle getrieben und rennt wie toll brüllend umher, die Weiber schreien um Hilfe, weinen und starren in die Flammen, ohne Hand anzulegen, indeß die verzehrende Glut des Feuers mit Sturmesflügeln wächst und mit jedem Augenblicke seine Kraft verzehnfacht. Selbst die kluge Base hat den Verstand verloren. Zwar ist sie sofort zur Geldkiste geeilt und hat so viel sie tragen kann an baarem Silber mit fortgeschleppt, aber Tausende in Werthpapieren ließ sie in der Kiste liegen und der Vetter selbst lief wie verrückt umher, um seinen Geldschlüssel zu suchen, mit dem die Base längst die Kiste geöffnet hatte. Endlich sank er ermattet zusammen. Auch der Stall stand jetzt in hellen Flammen und schon war das Wohnhaus überall vom Feuer ergriffen. Jetzt erst ward es im Dorfe drunten lebendig; aber es dauerte noch eine gute Weile, bis die Leute herbei kamen. Die arge Kälte, der heftige Sturm, die große Verbreitung des Feuers im ganzen Hause, machte jede weitere Rettung unmöglich und nach wenigen Stunden, als die Wintersonne aufging, beschaute sie aus zerrissenen Wolken statt des stolzen weißen Bauernhofes einen schwarzen, rauchenden Trümmerhaufen. In der allgemeinen Verwirrung dachte Keiner an den Andern, sondern Jeder nur an sich. Jetzt aber, nachdem der Schrecken gewichen war, fiel es bald auf, daß Jakob nirgends zu sehen sei. Sein fester Schlaf, die Nähe des Verschlags an der Scheune, in welcher es zuerst brannte, machten wahrscheinlich, daß er verbrannt sei, aber ein Knecht wollte sich jetzt erinnern, den Jakob während des Brandes unten in der Stube gesehen zu haben und dennoch war er nirgends zu finden. Man dachte jetzt über die Entstehung des Feuers nach und was erst Einer als Vermuthung aussprach, das wuchs bald zur

furchtbaren Verdächtigung. Als die Gerichtskommission an Ort und Stelle kam, was gegen Morgen der Fall war, hieß es allgemein, Jakob Feldle ist der Brandstifter. Auch der Herr Landrichter, ein geübter Criminalist, fand diese Annahme als die wahrscheinlichste, denn Alles, was man ihm über das tiefsinnige einsame Wesen des Buben, sein Heimweh, sein Aussehen und über den Vorfall mit dem Vetter am gestrigen Abend erzählte, schien darauf hinzuweisen, daß Jakob aus Heimweh und Rachsucht das Feuer angelegt habe.

„Wer hätte das gedacht!" jammerte die Base und der Vetter meinte: er habe nun den Lohn für seine Barmherzigkeit gegen den schlechten Burschen, den ihm der Satan in's Haus geführt habe. Verzweifelnd zählte der Vetter das gerettete Geld. — Haus und Stadel waren wohl versichert, aber an Staatspapieren fehlten über 20000 Gulden, die natürlich verbrannt und für immer verloren waren. Das machte den reichen Vetter, dessen Herz an seinem Gelde hing, zum unglücklichsten Menschen. Armer Vetter! weit ärmer, als wenn dir Alles verbrannt wäre, aber dein Herz noch in Gott den Trost zu finden wüßte, der selbst im Elend glücklicher macht, als alle Schätze der Welt! —

Der Landrichter ließ die Umgebung der Brandstätte aussuchen nach dem angeblich mitverbrannten Jakob. Endlich fand man in einem Winkel des Hofes erstarrt von Kälte, mit verwirrtem Haare und zerrissenen Kleidern den armen Jakob. Sein Blick war stier und regungslos kauerte er zwischen eingesunkenen Balken im Schnee. Seine Hände zeigten Brandwunden, auch sein Kittel war zum Theil verbrannt. Das rothe Tüchel hatte er unterm Arm. Jakob konnte vor Erschöpfung und Frost kein Wort reden, als man ihn vor den Herrn Landrichter brachte, der bei seinem Anblick im Stillen seinen Verdacht schon begründet erachtete. Umsonst stellte der Landrichter, während die neugierige Menge ringsum heranbrängte, einige Fragen an den armen Jakob, er konnte kein Wort über die Lippen bringen. Man durchsuchte ihn. Er hat unter dem Hemde auf der Brust ein Packet! „Es sind die vermißten Obligationen!" schrie Einer und rasch verbreitete sich dies Wort, bis der Widerwillen gegen den jungen Verbrecher lauten Ausdruck fand und die heftigsten Verwünschungen des Volkes den armen Jakob ohne Gehör als Brandstifter und Dieb verurtheilten. „Das Schicksal hat ihn erreicht und ihm die Flucht unmöglich gemacht," so sagten die Besonnenen, der Pöbel aber schrie: „Werft ihn in die Glut, den Dieb, den Brandstifter!" — Die Gen=

darmen hatten Mühe, den noch immer wie bewußtlos schweigenden Jakob der Wuth des Pöbels zu entziehen. Der Vetter war herbeigekommen. Kaum traute er seinen Sinnen, daß das Geld sich gefunden habe — mit Ungestüm griff er nach dem versiegelten Packete und überzeugte sich, daß es in der That seine 20000 Gulden enthielt. Ueber dem Glück des Wiederbesitzes seines Geldes vergaß er den jungen Missethäter, dessen Ablieferung in das Gefängniß inzwischen bereits angeordnet worden war. Gefesselt wurde Jakob fortgeschleppt. Tausend Flüche tönten in seine Ohren! —

Da drängte sich Einer durch die Menge, dem das traurige Bild des armen Jakob zu Herzen ging. „Halt!" schrie er, „Ihr habt den Rechten nicht. Nehmt mich statt seiner." Die Menge gerieth in sprachloses Staunen. Die Gendarmen hielten an, der Landrichter kam herzu. Jakob kam durch die plötzliche Ueberraschung wieder zu sich. „Habe Gott vor Augen und im Herzen," so tönte es in seinem Innersten, als er dem, der so gerufen und sich an seine Seite gedrängt hatte, in's Auge sah — es war der rothe Kaspar!

„Ihr habt den Unrechten! sag ich noch einmal!" schrie mit lauter Stimme der ehemalige Pferdeknecht, „ich hab das Feuer erregt, zwar nicht mit Absicht, sondern aus Unvorsichtigkeit, weil ich in der Scheune mit brennender Pfeife einschlief und das Zündhölzchen leichtsinnig wegwarf. Da seht meine Kleider, die mir in Stücken vom Leibe verbrannt sind, seht meine Brandwunden. Jakob ist unschuldig, so wahr Gott im Himmel mir helfe." Mit diesen Worten brach der rothe Kaspar zu Jakobs Füßen zusammen und hielt sie umschlungen. „Als ich wach ward," fuhr nach einer Weile der rothe Kaspar fort, „brannte es um mich her, und ich war in höchster Todesgefahr; Jakob Feldle hatte mich emporgerüttelt und hinausgeschleppt. Seht, hier steht mein Lebensretter, an ihm mich zu rächen, schlich ich mich in's Haus und nun ward er mein Retter. Nehmt mich statt seiner, ich schwöre nochmal, er ist unschuldig!"

Welch ein Umschlagen der öffentlichen Stimmung diese von dem rothen Kaspar in höchster Erregung laut gesprochenen Worte hervorbrachten, davon gab die lautlose Stille Zeugniß, welche den wüthenden Verwünschungen nunmehr plötzlich folgte. Nun drängte sich die Base heran. Als sie von den Werthpapieren hörte, welche sich bei Jakob fanden, da fiel ihr ein, daß sie, als sie das zweite mal von der Geldkiste wegeilte und die Werthpapiere zu-

rückließ, den Jakob in die schon brennende Kammer springen sah, aus der sie selber nur mit Lebensgefahr entkommen war. „Herr Landrichter," rief nun die Base, als sie bis zur Mitte der gedrängten Schaar gekommen war, „laßt den Jakob los, er ist kein Dieb, ich selbst habe gesehen, wie er mit Lebensgefahr unser Geld noch gerettet, er sprang in die brennende Kammer, in der ich die Papiere zurückließ. Hätte er stehlen wollen, so hätte er lang vorher Zeit gehabt, denn er war immer um mich und konnte zum Gelde, wie er wollte."

„Laßt ihn frei," schrie jetzt die Menge, „er ist unschuldig."

„Ja! das ist er!" rief der rothe Kaspar wieder mit lauter Stimme. „Als er mich gerettet hatte, sprang er wieder in's Haus, ich sah ihn ausräumen, ich sah ihn schleppen, was er konnte. Später kam er nochmal zu mir und frug, wie es mir gehe; ich rief nach Wasser, denn ich hatte brennenden Durst, er trug mich weiter fort in eine Holzschupfe, ich sah, daß auch er nun verbrannt war und sah das Packet auf seiner Brust. Hätt er das Geld stehlen wollen, wär er leicht fortgekommen, aber er ist noch einmal zurück um mir Wasser zu bringen! Im Hofe brach er vor Ueberanstrengung zusammen."

So viel Flüche erst die Menge gegen Jakob ausgestoßen hatte, so viele Segenswünsche klangen jetzt von ihren Lippen. Eine kurze nähere Untersuchung, welche der Landrichter sofort vornahm, ergab, daß der rothe Kaspar in der That aus Fahrlässigkeit den Brand erregt und daß Jakob mit Verachtung seines Lebens den rothen Kaspar und des Vetters Geld gerettet hatte. Der Landrichter befahl, daß Jakob freigelassen und der rothe Kaspar in Haft gebracht werde. Unter Thränen schied Kaspar von Jakob, den der Vetter und die Base, nun begleitet von der freudig gestimmten Menge, in's Wirthshaus führten, wo man seine Wunden verband. Jakob war taub für Alles; sein Herz war daheim bei seinen Eltern! —

Christabend war's. Der Schnee lag schwer auf der Hütte des armen Feldle und drinnen im Stübchen saßen die drei, der Feldle, die Monika und das kleine Schwesterlein. Ein armseliges Weihnachtsbäumlein stand auf dem Tische, daran waren drei Lichtlein aufgesteckt, doch das Schwesterchen freute sich an ihrem Glanze als wären's hunderte. Die Eltern hatten Thränen im Auge, denn ihr Jakob war nicht dabei und soeben hatten sie vom Herrn Lehrer gehört, daß der Bauernhof des reichen Vetters vorgestern ab-

gebrannt sei. Mehr wußten sie nicht. Morgen mit dem Frühesten wollte Feldle fortreisen, um seinen Jakob abzuholen, oder doch zu sehen, wie es ihm gehe. — Da rührte sich Etwas am gefrorenen Fenster, als wolle Einer das Eis wegschaben und hereinlugen — es wird der Wind gewesen sein — aber horch! es regt sich an der Thüre. Monika schaute, was es sei. Ein Freudenschrei schreckt den alten Feldle auf. „Das ist ja der Jakob!" Er lag in den Armen seiner Eltern. Die rechte Hand hatte er im rothen Tüchel eingebunden. „Hast Dich verbrannt?" frug der Vater, die Mutter aber drückte ihn wieder und wieder an ihr volles seliges Herz. —

„Da ist ein Brief vom Vetter!" sagte Jakob und zog ein größeres Packet hervor, das er seinem Vater übergab.

„Lies ihn Du, Monika!" sagte der alte Feldle, „ich habe meine Brille nicht zur Hand."

Die Monika las: „Lieber Vetter! Da schick ich Euch durch Euern Sohn, den braven Jakob, dem wir so viel Unrecht gethan, 1000 Gulden in einer Staatsobligation und die Löschungsbewilligung für die Hypothek zu 2000 Gulden auf Eurem Haus, über deren richtige Rückzahlung samt Zinsen ich hiemit quittire. Verzeiht mir und der Base. Jakob wird Euch Alles erzählen. Ihr habt einen braven Sohn, ich danke Gott, der ihn mir in's Haus geführt hat. Kommt nur bald Alle miteinander und besucht uns in unserm neuen Hause, das mit Gottes Hilfe im Frühjahr schon unter Dach sein wird."

Soll ich berichten, wie oft die hellen Freudenthränen das Vorlesen dieses Briefes unterbrachen, wie viel Seligkeit der Eltern Herz erfüllte, als Jakob ihnen Alles erzählte? Ihr wißt ja, was er zu erzählen hatte.

Wenn gute Thaten das Menschenherz mit beseligendem Glücke erfüllen, so war wohl Jakob glücklich. Er hatte mit Lebensgefahr den Kaspar vom Tode und des Vetters Vermögen gerettet und was noch mehr war, die Herzen Beider wieder auf Gott gelenkt. Der erbitterte, ungetreue, leichtsinnige Kaspar ward nach kurzer Strafzeit ein braver Mensch, denn er vergaß nie jene Nacht, in der ihn Jakob, den er zu mißhandeln beabsichtigt hatte, aus den Flammen getragen und daß des reichen Bauern Sinn geändert war, das bewies wohl der Brief, den er dem Vetters Feldle schrieb, und der diesen Zeit Lebens zu einem wohlhabenden zufriedenen Manne machte. —

Was aber den jungen Jakob vermochte, troß der tiefen Kränkung, troß

seines natürlichen Zornes, der ihn am Abende vor dem Brande gegen den reichen Vetter aufbrachte, mit solchem Muthe dessen Vermögen aus den Flammen zu retten, das war jenes Wort der Mutter, das wieder lebendig geworden war in Jakobs Herzen: „Habe Gott vor Augen und im Herzen.“

Diesem Worte blieb Jakob treu sein Leben lang und daß von den Feld'schen Keines je diesen Weihnachtsabend vergaß, dürft Ihr glauben.

Kindlein, liebet einander!

Von Augusta von Gäßler.*)

Sankt Johannes einst, der greise,
Müde von der Last der Jahre,
Spendet milde am Altare
Täglich noch des Wortes Speise.

Doch die lauschende Gemeine
Höret neue Rede nimmer:
„Kindlein, liebt einander!“ — immer
Lehrt und predigt er dies Eine.

Spricht den Segen, und dann tragen
Heimwärts ihn die Jünger wieder,
Da die alten kranken Glieder
Längst die Dienste ihm versagen.

Kindlein, was in jenen Tagen
Einst gepredigt Sankt Johannes,
Liebe Kindlein, ach ich kann es
Oft genug euch nimmer sagen!

Kindlein, die der Herr gesegnet
Mit den Gütern dieses Lebens, —
Liebt, o liebt, daß nicht vergebens
Euch der Armut Kind begegnet!

Liebt und gebt dem bleichen Kinde
Das vor eurer Thüre lungert,

---

*) Das Honorar ist für die Marien-Armen-Krankenküche zu St. Bonifaz in München bestimmt.

Gebt ihm, denn es friert, es hungert,
Trocknet seine Thränen linde!

Kindlein, die ihr, ach, schon frühe
Dulden lerntet und entsagen, —
Liebt einander, — leichter tragen
Werdet ihr des Lebens Mühe!

Kindlein, die an einem Herde
Mutterliebe groß gezogen,
Liebt einander, schnell entflogen
Ist der schönste Traum der Erde!

Kindlein, liebt einander Alle!
Liebt, o liebt, daß nicht vergebens
In den Stürmen dieses Lebens
Euch Johannes Wort verhalle!

Als ein Kindlein ist auf Erden
Einst die ew'ge Lieb' erschienen,
Wollet doch der Liebe dienen
Und in Liebe selig werden!

Der Allbarmherzige segnet die Barmherzigkeit.

Von Alexandra, k. Prinzessin von Bayern.

Das freundliche Abendgeläute tönt zu einem kleinen, einsamen Bauernhause, zwischen Weinreben und Maulbeerbäumen in den schönen Bergen Tyrols gelegen. Schon beim ersten Glockentone eilt der gottesfürchtige Familienvater vom Felde heim, während sein rosiges blauäugiges Töchterchen ihm fröhlich nachfolgt, den blonden Lockenkopf geschmückt mit einem Kranze von Sternblümchen. Bereits hat die ehrwürdige, achtzigjährige Großmutter ihr Strickzeug, um die Häude zu falten, auf die Bank niedergelegt; sonst sieht man die halbblinde Greisin fast den ganzen Tag, ja, sogar im Gehen, emsig stricken; schon steht die fromme Mutter, das schlummernde Kindlein in den Armen, unter dem alten Marienbilde, das in einer Nische ober der Hausthüre ange-

bracht ist, und betet andächtig den englischen Gruß. Es herrscht lautlose Stille, kein Lüftchen weht und drückend ist die Hitze; die Vögel flattern ängstlich von einem niedern Strauche zum andern. Aber plötzlich erhebt sich ein Wind und immer heftiger braust er über die Fluren; der Schleedorn wird gewaltsam seiner weißen, zarten Blüthen beraubt; gleich Schneesternchen fallen sie zur Erde nieder. Dichter Staub wirbelt empor und wälzt sich wellenförmig fort und fort. Der Horizont verdüstert sich und immer dichter sammeln sich die Wolkenschaaren, bis sie endlich, ein fürchterliches Gewitter verkündend, gleich einer schweren grauen Decke über der grünen Flur hangen.

Während das Vaterunser für die Verstorbenen gebetet wird, gewahren die Eltern erst die Anzeichen eines schauerlichen Hagelwetters. Obwohl das Herz erzittert und der Landmann sowohl seiner kräftig sprossenden Saat, als auch seiner nach Brod verlangenden Familie gedenkt, sprechen Beide doch ergeben in Gottes Willen gemeinsam die Worte: „Herr, Dein Wille geschehe!“ Dann gehen sie still in in ihr ärmliches Obdach zurück, bringen die Kinder zur Ruhe und werfen ihre Sorgen auf den Herrn, der Keinen über seine Kräfte versucht.

Nach einer kurzen Weile fallen schon schwere Regentropfen auf die hölzerne, mit Nelkenstöcken gezierte Gallerie, welche das Bauernhaus rings umgibt; der Donner rollt dumpf aus der Ferne und noch dumpfer und schauerlicher antwortet ihm das ferne Echo der schroffen Felswand, während der Sturm rauscht und heult und die blüthenreichen Zweige der Mandelbäume schüttelt.

Jetzt wird das finstere Gewölk von feurigen Blitzen durchkreuzt und in ihrem grellen Lichte entdecken die Eltern, daß bereits der nahe Wildbach durch einen starken Wolkenbruch sein Bett verlassen, und das von den Felswänden abgelöste Steingerölle mit sich führend, die schönen hoffnungsreichen Auen überschwemmt hat. Aber die Eltern sehen in der schauerlichen Beleuchtung nicht nur die verwüsteten Fluren, sondern auch die unter Gottes Schutz sorglos schlummernden Kleinen, und dieser Anblick stärkt sie in der Versuchung, bei dieser schweren Prüfung nicht zu verzagen. Ohne Murren harren sie stillschweigend aus im festen Gottvertrauen, indeß das Gewitter von heftigem Hagel begleitet, noch Stunden lang fortwüthet. Endlich beruhigen sich die schauerlich-aufgeregten Elemente wieder und da keine Feuersbrunst mehr zu befürchten war, überließen sich die ermüdeten Landleute einem wohlthätigen

Schlummer, aus dem sie bald der erste Sonnenstrahl wieder erweckte und zur neuen Arbeit rief.

Die aufgehende Sonne zeigte erst deutlich den vielfältigen Gewitterschaden, den man bei der rasch verschwindenden Blitzeshelle nur theilweise entdeckt hatte. Ein zündender Strahl war in den ältesten Maulbeerbaum gefahren; dieser trug nun eine klaffende Wunde; aber auch die ganze Herbstsaat lag unter einer Hageldecke in Größe von Taubeneiern, wie begraben; entwurzelte Obstbäume lagen zerstreut auf den zerstörten Wiesen umher und der tiefer liegende Garten stand unter Wasser, auf welchem man die geknickten Blüthenzweige dahinschwimmen sah.

Aber die liebliche Morgensonne beschien nicht nur die gräßliche Verheerung, sondern auch eine freundliche, von blühenden Gärten umgebene Villa, welche einige Stunden entfernt lag von dem vorher erwähnten Bauernhause. Dieselbe war von einer bejahrten Dame und ihrer jugendlichen, nervenleidenden Tochter seit Kurzen bewohnt, damit sich Letztere von den schweren, im Winter überstadenen Krankheiten gänzlich erholen möge.

Der Morgen war so einladend schön, die Luft vom Gewitter, das sich in der Nachbarschaft entladen hatte, so wohlthuend abgekühlt, daß die junge Dame sich entschloß, an dem großen Spazierritte theilzunehmen, den eine Gesellschaft ausführte, um einen hochgelegenen Punkt aufzusuchen, von welchem man eine reizende Fernsicht genießt. Bald schlang sich das schöne Mädchen, auf deren blassen, regelmäßigen Gesichtszügen viele Leiden ausgeprägt waren, auf ein ihr gänzlich fremdes Pferd und eilte auf demselben muthig durch die prächtigen mit Enzianen und duftenden Gebirgsschlüsselblumen übersäten Auen bis nach einer guten Weile der schattige Waldweg begann.

Während das vorsichtige Pferd mühsam den steinichten Pfad verfolgte, athmete das junge Mädchen die kräftige, so wohlthätige Waldesluft ein, lauschte dem vielstimmigen Morgengesang der froh-aufjubelnden Vogelchöre und entdeckte zu ihrer freudigen Ueberraschung eine wunderliebliche verspätete Weihnachtsrose, die auf einem nördlich gelegenen Platze den großen, weißen Blätterkelch mit den goldgelben Staubfäden so freundlich emporhob, als wollte sie allen einen Friedensgruß zurufen.

Dieser Anblick erweckte in des Mädchens Seele mannigfaltige Weihnachts-Erinnerungen. Er versetzte sie auch im Geiste nach Bethlehem und sie sang halblaut das bekannte Lied:

„Es kam die grauenvolle Nacht,
Die uns den hellsten Tag gebracht;
Wie freute sich der Engel Schaar,
Daß Gottes Sohn geboren war.“

Dann gedachte sie der herrlichen Weihnachtsfeste im Elternhause, im fernen Heimathlande! Aber diese Erinnerungen waren auch mit einer wehmüthigen Empfindung begleitet, denn manche ihrer Lieben, die ihre Freude getheilt, waren bereits von dieser Erde heimberufen.

Mitten in diese Erinnerungen versenkt, hatte sie das Ziel ihres Spazierrittes erreicht. Eine herrliche Aussicht bot sich wahrlich auf diesem hochgelegenen Punkte dar und mit Entzücken betrachtete sie die steinerne Bergkette in duftiges Blau gehüllt, die Olivenhaine, die zerstreut umherliegenden Ortschaften mit ihren emporragenden Kirchthürmen, die blumigen Wiesen mit einigen Feldkreuzen geschmückt, vor welchen betende Landleute knieten und endlich zu ihren Füßen fünf brausende Wasserfälle, welche im Glanze der Sonne im siebenfachen Farbenschmucke schimmerten und sich in einem tosenden Wildbache vereinigten.

Doch plötzlich bäumt sich wild das Pferd, an einer Planke scheuend; sie kracht, bricht, — und ach! schon stürzt das Pferd mit der jugendlichen Reiterin den jähen Abhang hinab. Aber das junge Mädchen verliert nicht die Geistesgegenwart, sondern schwingt sich, mitten im Sturze bereits, rasch aus dem Sattel und — ihren Geist in die Hände Gottes empfehlend, springt sie muthig in den tobenden Wildbach hinab. Glücklich gelang es ihr, ungeachtet ihres wollenen noch mit Blei beschwerten Reitkleides, die fünf Wasserfälle zu durchschwimmen; aber dann fühlte sich das arme Mädchen so ermattet, daß sie unterzusinken wähnte. Doch mit der Hilfe Gottes raffte sie ihre letzte Kraft zusammen und erreichte noch einen, im Wasser emporragenden Felsblock, an den sie sich fest anklammerte.

Wer vermöchte die Gefühle des Schreckens und der Angst zu beschreiben, die sich bei diesem furchtbaren Erreigisse der ganzen Gesellschaft bemächtigten. Man schrie, man eilte zu Hilfe, aber erst nach geraumer Zeit gelang es einigen Floßknechten mit eigener Lebensgefahr der Unglücklichen zu Hilfe zu kommen, sie ans Land zu bringen, wo sie die halb Ohnmächtige auf eine von Baumzweigen geflochtene Tragbahre legten.

Während die kräftigen Männer sie weiter trugen, vernahm sie deren

Besorgnisse, daß sie wohl unterwegs erfrieren könnte. Aber der allmächtige Gott, dem ja kein Ding unmöglich ist, erbarmte sich der Hilfesuchenden und glücklich gelangten sie zu einem armseligen Bauernhause. Es war kein anderes, als das bereits erwähnte, vom Ungewitter so hart heimgesuchte. Bereitwillig wurde sie von den braven, barmherzigen Leuten aufgenommen. Die sorgsame Hausmutter vertauschte die ganz durchnäßten Kleider der Dame mit ihrer besten, selbstgesponnenen Wäsche, legte sie in ihr eigenes Bett, rieb ihre, wie zu Eis erstarrten Glieder und wärmte für sie die kleine Schüssel voll Milch, die sie für ihr eignes Mahl bestimmt hatte.

Bald gelangte die Schreckenskunde zur Mutter des armen Mädchens. Von Angst, wechselnder Hoffnung und Dankgefühl beseelt, eilte sie so rasch als möglich auf den steilen, theils vom Gewitter schlüpfrig und unsicher gewordenen Gebirgspfaden, bis ihr endlich der Bauer des gastfreundlichen Hauses entgegen kam und von Ferne zurief: „Gott sei gelobt, sie lebt! sie lebt!“ Das Wiedersehen von Mutter und Kind war so rührend, so herzergreifend, daß es ein Vorgefühl von jenem seligen Wiedersehen mit unsern vorangegangenen Lieben in der wahren, himmlichen Heimath sein mag. Beide vereinten sich zu einem innigen Dankgebete für die wunderbare Rettung. Doch konnte sich die gute Mutter, als sie Nachts am Bette ihrer Tochter wachte, nicht der Furcht erwehren, es möchte dieser Erkältung und diesem Todesschrecken ein Nervenfieber folgen; aber der allbarmherzige Himmelvater bewahrte sie auch hievor und nach mehrern Tagen verließen sie mit herzlichem „Vergelt es Gott!“ reiche Gaben zurücklassend das gottesfürchtige Haus, auf welchem der Segen so sichtbar ruhte.

Eine Menge Fremder besuchte nun aus Neugierde das unansehnliche, kleine Haus und Keiner verließ es, ohne eine Münze zurückzulassen. So war in Bälde nicht nur der Gewitterschaden ersetzt, sondern die frommen Eltern vermochten auch für ihre Kinder einen Nothpfenning zurückzulegen, und es ging von Mund zu Mund:

„Wahrlich, der Allbarmherzige segnet die Barmherzigen.*)

*) Der Ertrag dieser, auf Wahrheit beruhenden Erzählung, ist für das Maximilian-Waisenstift bestimmt.

Etwas über Ostindien.

Von Isabella Braun.

IV.

(Schluß.)

Calcutta; Benares; Madras; Jugernauth; Agra; Dehli; Bombai; Lukhnau. Das Leben der Engländer in Ostindien; das Hukah; der Korso.

Es erübrigt uns noch hauptsächlich, einige der bedeutendsten Städte Ostindiens kennen zu lernen und wir beginnen mit Calcutta, der Hauptstadt des anglo-indischen Reiches.*)

Der erste Eindruck dieser Stadt, welche erst seit einem Jahrhundert besteht und bereits 800000 Einwohner zählt, ist im wahren Sinne des Wortes bezaubernd. Alles trägt hier den Stempel einer lächelnden, blühenden Jugend, welche noch keinen Begriff von der Vergänglichkeit des Lebens hat. Diese „Perle des Ganges“ — die „Stadt der Paläste“ liegt am südlichen Ufer des Flusses Hugli, (dem westlichen Arme des Ganges.) Hat man die zwanzig Meilen weite Fahrt auf demselben vom Meer zur Hauptstadt zurückgelegt und befindet sich Champul Ghaut gegenüber, was für alle Europäischen Schiffe der Landungsplatz ist, so zeigt sich diese große Stadt in ihrer ganzen Pracht und Herrlichkeit, indem sie sich in einem ungeheuren Halbkreise hinzieht. Das erste was man erblickt, ist das Fort William, dessen mächtige regelmäßige Werke über dem fluthenden Strome emporsteigen. Weithin zeigen sich die ausgedehnten Schiffsdocken und ein unübersehbarer Mastenwald. Noch höher hinauf, und bald tritt die Esplanade mit ihren Palastreihen und herrlichen Baumgängen hervor. Endlich wird die ungeheure, schimmernde Häusermasse sichtbar. Dazwischen erheben sich unzählige, glänzende Thürme, Kuppeln, Minarets, Pagodenspitzen, während der Hintergrund mit üppigen, grünenden Pflanzungen und weißen, zierlichen Landhäusern bedeckt ist, große

*) Neue Bestimmungen von 1854 beschränkten die Anzahl der Direktoren auf 18, wovon 12 gewählt, 6 von der Krone ernannt wurden und hoben den Freibrief der Compagnie auf, der früher alle zwanzig Jahre erneuert worden war. Am ersten November 1858 wurde die Herrschaft der Ostind.-Compagnie aufgehoben. Nach der neuen Verfassung wird die ehemalige Compagnie durch einen Minister der Krone nebst einem Vicepräsidenten und einer indischen Rathskammer von 18 Mitgliedern ersetzt; deren Amtsdauer ist sechsjährig. Diese Beschlüsse erhielten durch die Königin Gesetzeskraft und wurden in ganz Indien durch eine Proklamation bekannt gemacht. (Ergänzung zu Seite 419.)

Parks mit Alleen von Cypressen und Bambus, Hecken von Sycomoren und Gruppen von Palmen dem Wanderer Schutz vor der brennenden Sonne bieten und die grünen, sammtweichen Rasenplätze denselben zur Ruhe einladen, neben den Becken erfrischender Springbrunnen, deren funkelnder Wasserstrahl im Sonnenlichte glänzt und seine Perlen über die Blumen streut.

Der schönste Stadttheil, das Quartier des Gouvernements, so wie der Vornehmen und Reichen, besteht fast nur aus Palastreihen, die im griechischen Styl erbaut, mit Säulenhallen und Altanen geschmückt sind. Die meist platten Dächer sind mit zierlichen Geländern versehen; die Fenster sind groß, haben aber keine Glasscheiben, sondern Jalousien. Ganz das Gegenstück zu diesem Sitze der Europäer und der Reichen ist das Quartier der Hindus, die sogenannte Schwarze Stadt, welche die größere Hälfte von Calcutta einnimmt. Sie besteht aus einem Labyrinth enger, winklicher, schmutziger Gassen, die fast durchaus mit schlechten Häusern besetzt sind; doch haben sie eine übergroße Einwohnerzahl. Krankheiten richten fortwährend ihre Verheerungen an und Tausende von Opfern unterliegen der Armuth. Doch finden sich auch hier einige erträgliche Straßen und es zeichnen sich die schönen Hotels einiger reichen Hindus aus.

Die Bevölkerung der schwarzen Stadt ist für das Auge sehr interessant. Hier sieht man Perser, Araber, Hindus aus allen Theilen Ostindiens, Chinesen und Tibetaner, Einwohner von Siam, Tunkin und Pegu, alle mit ihren eigenthümlichen Trachten.

Ohngefähr eine halbe Stunde von Calcutta liegt der botanische Garten. Er ist der reichste auf der Erde, voll asiatischer, europäischer und amerikanischer Pflanzen.

Die Lage der Stadt ist keineswegs für die Gesundheit günstig, wegen der umherliegenden Waldungen und Sümpfe, der vielen kleinen Teiche und Kanäle und der herrschenden Hindussitte, ihre Leichen in das Gangeswasser zu werfen.

Die Ufer des Hugli sind außerordentlich fruchtbar, bedeckt mit kleinen, freundlichen Wohnungen, den sogenannten Ghauts mit ihren Pagoden und steinernen Treppen unter dem Schutze der Bananen.

In religiöser Hinsicht ist jedoch Benares die Hauptstadt des Landes, daher man sie auch die „heilige Stadt" nennt. Sie ist seit undenklichen Zeiten der Sitz der Braminen-Gelehrsamkeit, auch des Indischen Religions-Cultus

gewesen und steht als Wallfahrtsort im höchsten Ansehen. Die Hindus halten sie für das Himmelreich auf Erden; sie beeilen sich, bei herrannahendem Alter ihren letzten Athemzug hier auszuhauchen. Die Pilgerzahl, die aus allen Theilen Indiens hier zusammenströmt, um zu den Füßen der Götter ihre Opfer niederzulegen, und die vorgeschriebenen Abwaschungen im Ganges vorzunehmen, beläuft sich auf viele Hunderttausende. Um desto leichter zum Ganges hinabsteigen zu können, führen großartige Treppen von Granit erbaut von den Häusern zum Strome. Diese mit Geländern und Bäumen versehenen Treppen heißen, wie schon erwähnt, Ghauts, und sind beständig mit Gruppen von Männern, Weibern und Kindern bedeckt.

Der Anblick dieser Stadt ist von so hinreißender Schönheit, daß der Beschauer zu träumen glaubt; man kann sich keine phantastisch-malerischere Ansicht denken, als Benares, vom Strome aus gesehen, an dem sie sich amphitheatralisch erhebt. Mitten unter einer Masse von Gebäuden jeder Art, steigen die Minarets, welche schlanken Säulen ähnlich sind, in die Luft empor; die Ansicht der Stadt erhält durch hohe Bäume und blühende Gesträuche, deren Guirlanden über die Mauern herabhängen, eine höchst anmuthige Abwechslung. Benares besitzt keine so prachtvollen Tempel und Paläste, wie z. B. Dehli, Agra, Lucknow und besteht aus planlos zusammengesetzten Theilen; aber bei alledem bildet es ein architektonisches Ganzes von der imposantesten Art. Unter viel Sonderbarem und Phantastischem finden sich Gebäude des reinsten Geschmackes und die kleinen, alterthümlichen Pagoden sind von bewunderungswürdiger Schönheit, verschwenderisch mit Zierrathen bedeckt. Man gibt die Zahl der Pagoden oder Hindustempel daselbst auf tausend und die der Moscheen auf dreihundert an. Die meisten dieser Pagoden sind klein, gleich Nischen an den Straßenecken. Vorzüglich berühmt ist eine, mit Namen Vischvajscha. Der Hof gleicht einem Oekonomiehofe, wegen der daselbst sich befindlichen fetten, heiligen Stiere. Sie recken den Kommenden die Mäuler entgegen und fahren damit in die Hände und Taschen, um Futter auszuspüren, das ihnen die Andächtigen im Ueberflusse mitbringen.

Benares ist der Hauptsitz der Künste und Wissenschaften. Es gibt hier viele indische Elementarschulen und ein besonderes Hindu-Collegium. Gewerbe aller Art, zumal Gold und Silberarbeit, Weberei von kostbaren Gold- und Silberstoffen, blühen hier. Auch ist Benares wegen der Verfertigung von Kinderspielsachen sehr berühmt. Nicht minder wichtig, als die Industrie, ist

der Handel dieser Stadt, denn sie ist der Markt für die Shawls, die Diamanten, die Mousseline und für die von Calcutta hergeführten englischen Waaren.

Höchst eigenthümlich ist der Straßenverkehr in Benares. Bei Tagesanbruch herrscht vollkommene Stille; alle Häuser sind geschlossen, die Buden mit Ketten verwahrt. Beim ersten Sonnenstrahle durchziehen die heiligen Stiere die Gassen, oder legen sich mitten auf den Weg; nur mit einem leisen Schlage darf man sie auf die Seite treiben. Auf den Dächern der Tempel sieht man Affen in Unzahl, Tauben und Papageien flattern umher. Bei vollkommenem Tageslichte begeben sich die Priester in die Tempel, an deren Pforten stehen Blumenhändler, womit die Frommen dann die Götzenbilder schmücken. Hierauf öffnen sich die Buden und der Tumult beginnt. Dazwischen sieht man fromme Bettler, Blinde, Aussätzige, schwärmerische Büßer, die sich Arm und Beine verrenken. Unaufhörlich ertönt das fürchterliche Klagen und Jammern: „Aga Sail! (so nennt man die Europäer) gib mir was zu essen!“

Zu den wichtigsten Handelsstädten Indiens gehört ferner die Stadt Madras. Dessen Hafen, von der Rhede aus gesehen, bietet einen sehr merkwürdigen Anblick dar. Die prächtigen Gebäude, die hohen Verandas, die weißen Säulen, die sich auf dem reinsten blauen Himmel erheben, all dieses gekrönt von der majestätischen Festung; das Anschlagen der schäumenden See, die verschiedenen Schiffe, welche die Meeresfläche durchfurchen, die Gruppe der schwarzen, geschäftigen Menschen: Alles kommt zusammen, um den Ankömmling in Erstaunen zu versetzen. Die Landung ist immer gefährlich. Zur Durchschiffung der Brandung dienen leichte, biegsame Boote, Massulah genannt. Es sind dies große Nachen ohne Verdeck, eine einfache Art Muschelschalen von Leder und Baumrinde, bei deren Fertigung weder ein hölzerner, noch eiserner Nagel gebraucht wird. Die Stücke sind mit einer Art Hanf zusammengenäht. In einem solchen Schiffchen muß der Reisende, welcher zu Madras landen will, mit Gefahr seines Lebens versuchen, den Widerschlag der Wellen, diese fürchterliche Brandung, zu durchschneiden. Die Kunst des Schiffers besteht darin, immer die Spitze des Fahrzeuges senkrecht auf die sich nahende Wogenlinie zu halten; die Welle wird so getheilt und gleitet rechts und links vorüber, indem sie den Reisenden ganz mit Schaum bedeckt; dann hebt sie das Schiff, welches wie eine Schaukel bald vor- bald rückwärts

zu gehen scheint. Ein Schrei — und die erste Linie ist passirt. Jetzt wird die Gefahr größer; der Steuermann schreit, zappelt mit Händen und Füßen; die Ruderer beantworten jeden Schrei. Es geht um das Leben. Wenn die Brandung das Boot in der Breite packt, wird in einer Sekunde nichts mehr davon zu sehen sein, als ein Stück Leder und Rinde.

In zwei bestimmt zu unterscheidende Theile, die weiße und die schwarze Stadt, getrennt, bietet Madras einen höchst sonderbaren Anblick dar. Es ist Europa und Asien, nur durch einen freien Platz geschieden. Kasernen, Häuser mit flachen Dächern nach spanischer Art, meistens von kleinen Gärtchen umgeben, ein Pallast, mehrere Kirchen, mehrere Gebäude im griechischen Styl erbaut, endlich eine ansehnliche Festung mit Brustwehren, Schießscharten, Kanonen und Wellengetöse, das in der ganzen Atmosphäre widerhallt: dieß ist die weiße Stadt.

Ein ungeheures Dorf, wo Alles wimmelt, Schmutzhütten, Minarete, Pagoden, Moscheen, hier ein ganz portugiesisches Stadtviertel, dort ein mit Ziegeln bedecktes, einstöckiges, mit senkrechten, bunten Streifen bemaltes Haus, darüber Kokosbäume, die Tamarinde, der heilige Bananienbaum, ein bronzenes Volk, das arbeitet, raucht, seine Abwaschungen macht, schläft — Alles auf der Straße: dieß ist die schwarze Stadt. Endlich lange Alleen mit prächtigen Wohnungen besetzt mit schönen Gebüschen und Blumen geschmückten Grasplätzen: dies die Gärten, die liebliche Ebene um Madras.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir die verschiedenen Städte Ostindiens beschreiben, als da sind: Juggernauth am Meerbusen von Bengalen, ein berühmter Wallfahrtsort der Hindus; Agra, in ihrem jetzigen Verfall fast noch eben so herrlich, wie zur Zeit, wo sie die Residenz des Groß-Moguls Akbar (1556—1605) war; Dehli, das aus dem alten berühmten Dehli durch den Groß-Mogul Schah Dschehan neu erstand, an der Dschuma auf einer felsigen Hügelreihe gelegen und von einer prachtvollen rothen Granitmauer umgeben; Bombai, auf der Insel gleichen Namens, an der Südostspitze, an einer Bai, welche den besten und sichersten Hafen Ostindiens, den einzigen, der Linienschiffe aufnehmen kann, bildet; endlich Lukhnau, dem man nicht mit Unrecht den Namen des indischen Athens gegeben hat, mit der Sommerresidenz Dil-Khuschah (Herzenslust), auf dessen Dache man eine wunderbare Aussicht genießt. Ein entzückender Pallast nach dem andern fesselt den Blick und die ganze Gegend erscheint wie die lieblichste Dichtung.

All dieses mögen die jungen Leser, nachdem ihr Interesse nun angeregt ist, in ausführlichern Schilderungen weit genauer erfahren. Wir wollen nur noch in Kürze auf das Leben der Europäer in Ostindien einen Blick werfen und Herrn Ed. von Warren, aus dessen Schilderungen wir Manches entlehnten, bei seiner Landung in Madras in die Villa seines europäischen Gastfreundes folgen. Er erzählt unter Anderm:

„Die Villa des Herrn Arbuthnot ist eine der schönsten in der ganzen Umgegend. Ich fand dort eine ganze Kolonie von solchen Zugvögeln, gleich mir, eingenistet; Jeder hatte, nebst dem allgemeinen Salon, ein Schlaf- und ein Badezimmer zur Verfügung. Zwei Bediente lauschten auf jeden Wink, immer bereit, wie die Diener der Wunderlampe, alle Wünsche zu erfüllen: Wein, saftige Früchte, Kaffee, Liqueur, Cigarren. Die Höfe und Grasplätze waren mit Pferden für die königlich bewirtheten Gäste erfüllt.

Die Hälfte meines Schlafkabinets war durch eine ungeheure, viereckige Bettstelle eingenommen. Auf den Gurten lag eine harte Matratze, darüber war statt der Decke eine weiße Strohmatte von äußerster Feinheit gebreitet. Ein Vorhang von grünem Gase, leicht und durchsichtig, umgab das ganze Bett und diente zum Schutz gegen die Muskitos. Ein reich ausgestatteter Toilett-Tisch, ein Armstuhl, einige Sessel und ein Schreibtisch vervollständigten die Einrichtung. Ich ließ mich daselbst nieder, um meiner Schwester zu schreiben und war in dieses Geschäft vertieft, als meine Aufmerksamkeit durch einen gellenden Schrei abgelenkt wurde. Zwei kleine Eichhörnchen waren durch das offene Fenster gekommen und im Streit begriffen. Als ich sie verjagt hatte, betrachtete ich meine Umgebung genauer und war ganz erstaunt über die anwesende Unzahl von Insekten und Reptilien; Eidechsen liefen an den Mauern nach Mücken; die Eichhörnchen sprangen aus und ein; pfeilschnell eilte eine Tarantelspinne über den Boden; Wespen, Muskitos sangen ihren Chor.

Der allgemeine Saal hat acht Thüren und bis auf den Boden herabreichende Fenster, denn man braucht Luft in diesem glühenden Klima. Vielarmige Wandleuchter sind an den Mauern befestigt, welche Glaslampen mit Kokosöl gefüllt tragen, und von wo aus das große Gemach mit Strömen von Licht übergossen wird. Die Fußböden sind bedeckt mit Matten fein, glatt und schimmernd.

Treten wir in den Speisesaal. Die Tafel biegt sich unter der Masse

Fleischspeisen, darüber ist einige Fuß hoch der Punkah gespannt. Auf dem Tische brennen Kerzen in Glasglocken von der größten Schönheit. Jedes Glas ist mit einem kleinen, chinesischen Hut von Silber bedeckt, zur Vorsicht gegen Mücken und Insekten. Jeder ißt auf einem doppelten Teller, in dessen unterem Theile man heißes Wasser unterhält, und endlich verläßt man die Tafel mit überladenem Magen, verführt von Gericht zu Gericht, durch die Gewürze, womit Alles schmackhaft gemacht ist. Die blassen, zarten Damen trinken eine Menge von Bier und Wein, was den meist phlegmatischen Geschöpfen etwas Lebendigkeit verleiht. So bekämpft die Mehrheit der in Ostindien lebenden englischen Damen die Müdigkeit des Körpers und Geistes, welche das Klima mit sich bringt.

Gegen Ende der Mahlzeit sieht man das Hukah ankommen, das sogleich durch seine Eleganz und durch das „Gluglu," welches die Luft beim Durchströmen des Wassers hervorbringt, die Aufmerksamkeit erregt. Dieses Rauchgefäß besteht aus einer ungeheuren Glocke von eingelegtem Metall, halb mit Wasser gefüllt. An diese Glocke schließen sich zwei Röhren an: die eine gerade, welche einen silbernen Behälter trägt, die andere biegsam, welche sich bis zum Sitz des Rauchers längs einem Teppich hinzieht, auf dessen abgerundetem Ende die Glocke ruht. Die biegsame Röhre ist eine lange Spirallinie mit Eisendraht in Birkenrinde, mit Seide bedeckt; sie ndigt in einem goldenen oder silbernen Schnabel.

Vor dem Rauchen gießt man etwas Rosenwasser in die Röhre. Das Godauk, eine Art trockenen Teigs, den man raucht, besteht aus Rosenblätter, Kandiszucker, Opium, getrockneten, wilden Aepfeln, dazu kommt ein wenig Tabak. Man macht mehrere Kügelchen aus Kohlenstaub und Reismehl, entzündet sie und bedeckt damit die Oberfläche des Godauk. Wenn das Chillum, oder die Ladung des Hukah, gut bereitet ist, so entsteht ein aromatischer Duft, welcher die Sinne äußerst angenehm erregt. Auch manche Dame betheiligt sich dabei, indem sie nicht selten den Schnabel der Röhre von ihrem Nachbarn nimmt und einige Züge thut. Die Angewöhnung des Hukah wird stets zur Leidenschaft, ein Bedürfniß, das man nach dem Aufwachen, dem Frühstück, dem Mittag- und Abendessen befriedigt und mit dem man sich in den Schlaf wiegt.

Nach der Mahlzeit folgt eine Abendgesellschaft, sehr kurz, aber doch zu lang, weil stets langweilig. Nach dem Kaffee um 10 Uhr zieht sich Alles in seine Gemächer zurück.

Gegen sechs Uhr Abends begab ich mich mit meinem Gastfreunde auf den Korso, oder öffentlichen Promenadeplatz. Hundert Wagen, offene Kaleschen erscheinen hier in einer langweiligen Reihe hinter einander. Die zweispännigen Wagen werden von einem weißgekleideten Kutscher geführt; hintennach

laufen, sich an die Federn anklammernd, zwei Stallknechte mit einem Wedel von Pferdehaaren in der Hand, um die Mücken von den Pferden wegzujagen und die Zügel zu halten. Die Reiter sind zahlreich, Frauen sieht man nur Morgens zu Pferde, dagegen sitzen sie in großer Abendtoilette in den offenen Wagen und zwar, meist in eine Ecke niedergelegt, die Füße auf dem Vordersitz, oder auf der Spritzdecke, zu müde, um sich zu erheben, wenn ihre Kinder im Palankinwagen, mit zwei Ochsen bespannt, vorüberfahren. Sie sind meistens bleich und weiß, wie ihre leichten Mousselinkleider, ohne Rosen auf den Wangen." —

Herr Ed. v. Warren ist augenscheinlich von dem Korso sehr gelangweilt, und um meine Leser nicht damit anzustecken, will ich diese Schilderungen beschließen. Hoffentlich haben sie manches Interessante darin gefunden, und werden nicht abgeneigt sein, mich künftig auf einer andern außer-europäischen Reise zu begleiten.

Vater unser.

Von Johannes Schrott.

Vater unser, aller Menschen, der Du bist in allen Dingen
Die vom Himmel sind gekommen und zum Himmel wieder dringen:

Mache Deinen Namen heilig, allen Völkern ihn bezeuge,
Daß allein vor ihm die Erde und vor keinem sonst sich beuge!

Laß Dein Reich, das sich genahet, laß es endlich ganz uns kommen,
Hilf es siegreich uns erobern und sei König Deiner Frommen!

Unverletzlich soll Dein Wille uns als höchste Regel gelten,
Wie nach ewigen Gesetzen ihn erfüllen Sternenwelten.

Der Du uns das Leben gabest um es für Dich zu gestalten,
Gib auch alles, was uns nöthig, um es für Dich zu erhalten.

Unsre Sünden uns verzeihe, unsre Fehler auch nicht minder,
Wie wir gegen uns erkennen keinen Schuldner, keinen Sünder.

Wenn Du uns versuchst zum Guten, wie zum Bösen uns die Schlange
Wem allein wir folgen sollen, laß uns da nicht zweifeln lange.

Von des Uebels engen Banden, die geschaffen uns das Böse,
Und von allem was uns ängstigt, Vater unser, uns erlöse!

So zu beten und zu bitten, hast Du uns in Deinem Namen
Herr gelehrt, drum wirst Du alles dies gewähren, Amen, Amen.



